

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Kolloquien
12

R. Oldenbourg Verlag München 1988

Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität

Herausgegeben von
Winfried Schulze
unter Mitarbeit von
Helmut Gabel

R. Oldenbourg Verlag München 1988

Schriften des Historischen Kollegs

im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit
Knut Borchardt, Lothar Gall, Alfred Herrhausen, Karl Leyser, Christian Meier, Horst Niemeyer,
Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus und Eberhard Weis
Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:
Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich Forschungsstipendien und alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“. Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Winfried Schulze (Bochum) war – zusammen mit Professor Dr. Helmut G. Koenigsberger (London) und Professor Dr. Eberhard Kolb (Köln) – Stipendiat des Historischen Kollegs im fünften Kollegjahr (1984/85). Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Winfried Schulze aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Ständische Gesellschaft und Mobilität“ vom 3. bis 5. Juni 1985 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität / hrsg. von Winfried Schulze
unter Mitarb. von Helmut Gabel. – München: Oldenbourg, 1988
(Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien; 12)
ISBN 3-486-54351-2

NE: Schulze, Winfried [Hrsg.]; Historisches Kolleg (München):
Schriften des Historischen Kollegs / Kolloquien

© 1988 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-54351-2

Inhalt

Vorbemerkung	VII
Teilnehmerverzeichnis	IX
<i>Winfried Schulze</i>	
Die ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik	1
 I. Versuche der kategorialen Erfassung der ständischen Gesellschaft	
<i>Otto Gerhard Oexle</i>	
Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters	19
<i>Paul Münch</i>	
Grundwerte der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft? Aufriß einer vernachlässigten Thematik	53
<i>Renate Blickle</i>	
Nahrung und Eigentum als Kategorien in der ständischen Gesellschaft	73
<i>Gotthardt Fröhsorge</i>	
Die Krise des Herkommens. Zum Wertekanon des Adels im Spiegel alt-europäischer Ökonomieliteratur	95
<i>Ernst Schubert</i>	
Mobilität ohne Chance: Die Ausgrenzung des fahrenden Volkes	113
 II. Ständische Gesellschaft in europäischer Perspektive	
<i>Arlette Jouanna</i>	
Die Legitimierung des Adels und die Erhebung in den Adelsstand in Frankreich (16.–18. Jahrhundert)	165
<i>George Huppert</i>	
Soziale Mobilität in der Dauphiné im 16. und 17. Jahrhundert	179
<i>Keith Wrightson</i>	
Zwei Wege zur Erfassung der englischen Sozialstruktur des 16. und 17. Jahrhunderts	187

<i>Hans R. Guggisberg</i> Zur sozialen Stellung und Funktion des Adels im frühneuzeitlichen Spanien	205
III. Entwicklungstendenzen im Reich: Soziale Realität und ikonographische Tradition	
<i>Rudolf Endres</i> Adel und Patriziat in Oberdeutschland	221
<i>Volker Press</i> Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges	239
<i>Rainer und Trudl Wohlfeil</i> (mit Exkursen von <i>Marlies Minuth</i> und <i>Heike Talkenberger</i>) Verbildlichungen ständischer Gesellschaft: Bartholomäus Bruyn d.Ä. – Petrarcameister	269
IV. Kanäle der Mobilität	
<i>Wolfgang Reinhard</i> Kirche als Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft	333
<i>Sigrid Jahns</i> Der Aufstieg in die juristische Funktionselite des Alten Reiches	353
<i>Norbert Conrads</i> Tradition und Modernität im adligen Bildungsprogramm der Frühen Neuzeit	389
Personenregister	405
Sachregister	411

Vorbemerkung

Der vorliegende Band enthält die Referate eines Kolloquiums des Historischen Kollegs, das vom 3. bis 5. Juni 1985 in den Räumen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stattfand. Das Thema dieses Kolloquiums stand in engem Zusammenhang mit dem Arbeitsvorhaben, dem ich während meines einjährigen Aufenthaltes am Historischen Kolleg nachgehen konnte.

Die Bemerkungen, die ich zu Beginn und am Schluß des Kolloquiums über seine Anlage und seine Ergebnisse formuliert habe, sind zu einem etwas weiter ausgreifenden einleitenden Beitrag verarbeitet worden. So bleibt mir an dieser Stelle nur, den Teilnehmern sehr herzlich zu danken, die durch ihre Referate und die Diskussionsbeiträge zum Gelingen des Kolloquiums beigetragen haben.

Alle Beiträge wurden – auch unter Einbeziehung der Diskussionen – für den Druck überarbeitet. Auch aus diesem Grunde wurde auf den Abdruck der Diskussionsbeiträge bzw. eines Diskussionsberichts verzichtet.

Dieses Kolloquium verdankt sich wie seine Vorgänger den vorzüglichen Möglichkeiten, die die Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft der Arbeit der Geschichtswissenschaft bietet. Die Veröffentlichung des nun schon traditionellen Tagungsbandes bietet die willkommene Gelegenheit, dieser Einrichtung den öffentlichen Dank abzustatten, zugleich aber auch den Persönlichkeiten, die sich in Kuratorium und Verwaltung um die Realisierung der Stiftungsziele bemühen.

Die Durchführung der Tagung in München lag in den bewährten Händen von Dr. Elisabeth Müller-Luckner, bei der Herausgabe dieses Bandes unterstützte mich mein Bochumer Mitarbeiter Helmut Gabel. Beiden habe ich sehr herzlich für ihr Engagement zu danken.

Bochum, im Januar 1987

Winfried Schulze

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Heinz Angermeier, Regensburg
Wolfgang Behringer, München (Historisches Kolleg)
Prof. Dr. Peter Blickle, Bern/Schweiz
Dr. Renate Blickle, Saarbrücken
Prof. Dr. Karl Bosl, München
Prof. Dr. Norbert Conrads, Stuttgart
Dr. Christoph Dipper, Trier
Prof. Dr. Rudolf Endres, Erlangen
Prof. Dr. Michael Erbe, Berlin
Dr. Gotthardt Frühsorge, Wolfenbüttel
Helmut Gabel, Bochum
Prof. Dr. Hans R. Guggisberg, Basel/Schweiz
Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Hardtwig, München
Prof. Dr. George Huppert, Chicago/Ill./USA
Dr. Sigrid Jahns, Oberursel
Prof. Dr. Arlette Jouanna, Montpellier/Frankreich
Georg Kalmer, München (Historisches Kolleg)
Prof. Dr. Helmut G. Koenigsberger, London (Stipendiat des Historischen Kollegs 1984/85)
Prof. Dr. Klaus Malettke, Marburg/Lahn
Dr. Hans Medick, Göttingen
Prof. Dr. Horst Möller, Erlangen
Dr. Elisabeth Müller-Luckner, München (Historisches Kolleg)
Priv.-Doz. Dr. Rainer A. Müller, München
Prof. Dr. Paul Münch, Essen
Brigitta Oestreich, Kochel am See
Prof. Dr. Otto Gerhard Oexle, Hannover
Prof. Dr. Volker Press, Tübingen
Prof. Dr. Wolfgang Reinhard, Augsburg
Dr. Bernd Roeck, München
Prof. Dr. Hans-Christoph Rublack, Tübingen
Prof. Dr. Heinz Schilling, Gießen
Prof. Dr. Ernst Schubert, Konstanz
Prof. Dr. Winfried Schulze, Bochum (Stipendiat des Historischen Kollegs 1984/85)
Werner Troßbach, Bochum
Prof. Dr. Eberhard Weis, München
Prof. Dr. Rainer Wohlfeil, Hamburg

Trudl Wohlfeil, Hamburg

Dr. Keith G. Wrightson, Cambridge/England

Prof. Dr. Wolfgang Zorn, München

Winfried Schulze

Die ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik¹

Zuweilen scheint es ganz nützlich zu sein, sich einmal jenen Begriffen intensiver zuzuwenden, die dem Historiker normalerweise leicht und ohne große Bedenken aus der Feder fließen. Ganz im Unterschied zu anderen Universalien unseres Fachs – etwa dem Staatsbegriff – empfinden wir im allgemeinen keine Bedenken, den Begriff der ständischen Gesellschaft zu verwenden. Dies geschieht für erstaunlich große Zeiträume, wenn wir den Begriff sowohl für das Hochmittelalter als auch noch für das späte 18. oder das frühe 19. Jahrhundert angewendet sehen. Ständische Gesellschaft scheint ein breiter Allgemeinbegriff für die lange Phase der vorrevolutionären Geschichte Europas geworden zu sein, ein Ersatz für die gewiß problematische Kategorie der feudalen Gesellschaft, ein Synonym für vormoderne Gesellschaft schlechthin².

Mit ständischer Gesellschaft scheint ganz allgemein jene Struktur der Gesellschaft gemeint zu sein, die wir seit dem Frühmittelalter in ihren Grundzügen als existent ansehen und deren Ende im allgemeinen mit dem sog. „Übergang von der ständischen

¹ Vorüberlegungen zu diesem Beitrag wurden 1985 während meines Aufenthalts am Historischen Kolleg in Vorträgen an den Universitäten Erlangen und Graz, am Institut für Europäische Geschichte in Mainz sowie während einer Tagung der Fachkommission Geschichte der Neuzeit I des DDR-Historikerverbandes in Dessau entwickelt. Zur Einleitung des Münchener Kolloquiums habe ich diese Gedanken knapp skizziert, ebenso habe ich am Schluß versucht, ein kurzes Resümee zu ziehen. Beides wurde hier berücksichtigt, freilich eher in der Absicht, die Perspektive des Fragens zu erläutern, als einen umfassenden Überblick zu geben. Für den Zusammenhang, in dem diese Überlegungen stehen, verweise ich auch auf meinen Münchener Vortrag: Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der frühen Neuzeit, in: *Historische Zeitschrift* 243 (1986) 591–626.

² Der sich in Hand- und Lehrbüchern niederschlagende Begriffsgebrauch deutet darauf hin, daß die Verwendung des Begriffs der „Ständischen Gesellschaft“ zunimmt, während der der „feudalen Gesellschaft“ im Vergleich zu älteren Phasen der deutschen Geschichtswissenschaft abgenommen hat. Vgl. auch Anm. 11! *Ingrid Bátor*i hat in ihrer Beschäftigung mit der Sozialstruktur städtischer Gesellschaften des 16. Jahrhunderts eine Klärung der Bedeutung von sozialer Mobilität in der ständischen Gesellschaft vorgenommen, die mir leider erst nach der Münchener Tagung zugänglich wurde. *Ingrid Bátor*i, Soziale Schichtung und soziale Mobilität in der Gesellschaft Alteuropas: Methodische und theoretische Probleme, in: *Ilja Miecz* (Hg.), Soziale Schichtung und soziale Mobilität in der Gesellschaft Alteuropas. Protokoll eines Internationalen Expertengesprächs der Historischen Kommission zu Berlin 1982 (Berlin 1984) 8–28.

zur bürgerlichen Gesellschaft“ – so der Titel einer einschlägigen Quellensammlung³ – gesehen wird. Jürgen Kocka hat diese allgemein akzeptierte Schwellenphase der europäischen Geschichte als „Bewegung vom Stand zur Klasse“⁴ angesprochen und dabei noch deutlicher auf jene zentralen Kategorien abgehoben, die uns den gesellschaftlichen Wandlungsprozeß Europas in hoher begrifflicher Verdichtung nahebringen⁵.

Natürlich kann hier nicht dieser gesamte Zeitraum behandelt werden. Angesichts der Tatsache, daß diese Phase der gesellschaftlichen Entwicklung am ehesten noch von ihrem Ende, also ihrer wie immer bedingten Auflösung, her gesehen und am intensivsten erforscht wurde⁶, will ich mich auf den Zeitraum des 16./17. Jahrhunderts konzentrieren, eine m. E. besonders interessante Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, wie ich hier kaum näher zu begründen brauche, die unter diesen Aspekten bislang gleichwohl vernachlässigt erscheint⁷.

³ *Zwi Batscha – Jörn Garber* (Hgg.), *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. Politisch-soziale Theorien im Deutschland der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Frankfurt/M. 1981). Die Hgg. unterscheiden eine „korporative, hierarchisch strukturierte Sozial- und Herrschaftsordnung“ von einer „modernen Privatrechtsgesellschaft, die vom Staat als Rechtsgaranten abgehoben ist“. Sie folgen damit einer weitverbreiteten These über das „Auseinandertreten von Staat und Gesellschaft“ seit dem späten 18. Jahrhundert, die in dieser Form kaum mehr aufrechterhalten werden kann. Korrekturen an dieser These hat bislang allein *Horst Dreitzel*, *Protestantischer Aristotelismus und absoluter Staat. Die „Politica“ des Henning Arnisaecus (ca. 1575–1636)* (Wiesbaden 1970) 336 ff., bes. 347 f., anzubringen versucht.

⁴ *Jürgen Kocka*, *Stand – Klasse – Organisation. Strukturen sozialer Ungleichheit in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Aufriß*, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hg.), *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte* (Göttingen 1979) 137–165. Zur methodischen Einordnung mit Literatur *Wehler*, ebd., 9 ff.

⁵ Zum Klassenbegriff sind die verschiedenen Arbeiten von *Horst Stuke* heranzuziehen. Zum Begriff *Stand* demnächst den Artikel *Stand* in *Brunner – Conze – Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* Bd. 6. Vorläufig dazu die Bemerkungen von *Horst Stuke*, *La signification du mot „Stand“ dans les pays de langue allemande*, in: *Roland Mousnier* (Hg.), *Problèmes de stratification sociale. Actes du colloque international* (1966), (Paris 1968) 37–49. Vom Standpunkt der DDR-Geschichtswissenschaft vgl. *Günter Vogler*, *Einheit und Vielfalt im Prozeß des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 34 (1986) 22–39, hier 30 ff.

⁶ Ich kann hier pauschal auf die Arbeiten von *Reinhard Koselleck*, *Eberhard Weis*, *Rudolf Vierhaus* hinweisen, die sich vor allem auf diese Phase der deutschen Geschichte konzentrieren. Dazu liegen inzwischen eine Reihe von Sammelbänden vor, die diesen Übergang unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchten. So zum Beispiel *Karl Otmar Frhr. v. Aretin* (Hg.), *Der aufgeklärte Absolutismus* (Köln 1974); *Franklin Kopitzsch* (Hg.), *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland* (München 1976); *Helmut Berding – Hans Peter Ullmann* (Hgg.), *Deutschland zwischen Revolution und Restauration* (Königstein/Ts. 1981); *Helmut Berding* (Hg.), *Napoleonische Herrschaft und Modernisierung* (Geschichte und Gesellschaft 6, 1980, Heft 4) und zuletzt *Eberhard Weis* (Hg.), *Reformen im rheinbündischen Deutschland* (Schriften des Historischen Kollegs 4, München 1984).

⁷ Vgl. die allgemeine Charakterisierung der Epoche durch *Jean-François Bergier* in *J. C. Margolin*, *L'avènement des temps modernes* (Peuples et Civilisations), (Paris 1977) 35–41, der von der „grande mobilité sociale“ spricht, die diese Epoche charakterisierte (S. 36). Diese Bemerkung kann freilich nur für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts gelten, für unseren Zeitraum des 16. und 17. Jahrhunderts kommt es daher darauf an, den Übergang von einer vergleichsweise hohen Mobilität zu einer neuen Verfestigung zu erklären. *Wolfgang Zorn* faßte die Epoche unter dem

Als ständische Gesellschaft können wir in einer ersten Annäherung jene Etappe der gesellschaftlichen Entwicklung verstehen, die die Existenz gesellschaftlicher Gruppen sieht, die durch eine spezifische Rechtsstellung, eine spezifische Form des Erwerbs und eine dadurch begründete Fähigkeit zur Ausübung oder Nichtausübung von Herrschaft bestimmt werden. Die im allgemeinen durch Geburt oder durch sanktionierte soziale Qualifikationen erworbene Zugehörigkeit zu einem „Stand“ verpflichtet zur Wahrung der standesspezifischen Erwerbsbegrenzungen und Lebensführung, damit erscheint die so strukturierte Gesellschaft prinzipiell als frei von Konflikten, im scharfen Unterschied zu einer durch Marktbeziehungen konstituierten Gesellschaft⁸. Wesentlich an einem solchen Definitionsversuch erscheint der Hinweis, daß „Stand“ nicht allein durch Geburt erworben wird, sondern auch durch andere „sanktionierte soziale Qualifikationen“ erworben werden kann. Damit soll der schon im Mittelalter bestehenden Möglichkeit der Nobilitierung durch „Dienst“, „Amt“ oder „Beruf“ Rechnung getragen werden, aber auch der Standeserhöhung der Geistlichkeit.

Der andere wesentliche Gesichtspunkt ist das Fehlen der Vorstellung legitimer Konflikte. Das Idealbild dieser Gesellschaft ging von der Annahme aus, daß die Betätigung des einzelnen im Rahmen der durch seinen „Stand“ gezogenen Grenzen das gesamte Gemeinwesen vor sozialen Konflikten bewahren konnte. Diese wurden folglich nicht als Ausfluß legitimer Interessenverfolgung, sondern als individuelles Fehlverhalten verstanden, wenn jemand mehr als das „suum cuique“ erwerben wollte. Der Theologe Erasmus Alber beschrieb 1534 die Funktionen aller drei Stände der Gesellschaft und schloß daraus: „Und lebten wir in solcher Weis, wir hätten hier das Paradeis“, ein deutlicher Hinweis auf diese Idealvorstellung einer Gesellschaft ohne Konflikte⁹.

Daneben jedoch muß gesehen werden, daß ständische Gesellschaft oft genug einfach nur als durch die formale Existenz von Ständen charakterisiert gesehen wird, eine wohl kaum zureichende Definition, wie auch etwa die funktionale Begründung der ständischen Hierarchie oder die Standeszuweisung durch Geburt. Die häufig in den Vordergrund gerückte Beschreibung der evidenten sozialen Differenzierungen, sichtbar in Kleiderordnungen, Privilegierungen und Titulaturen, trifft aber nicht den eigentlichen Kern dessen, was mit Ständegesellschaft gemeint ist.

Die sehr oft nur vage Bestimmung des Begriffs der ständischen Gesellschaft mag vielleicht ein Grund für die relativ häufige Verwendung des Begriffs sein. Es scheint, daß er in der Bundesrepublik gerade deshalb häufiger verwendet wird, weil er bestimmte Probleme zu umgehen scheint, die mit der Charakterisierung der Gesell-

Titel „Beharrung und Bewegung in der konfessionellen Gesellschaft“, in: *Hermann Aubin – ders.* (Hgg.), *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* Bd. 1 (Stuttgart 1971) 491–494. Die evidente Überlagerung von Statik und Dynamik ist zu einem festen Topos der Forschung geworden.

⁸ Ausgangspunkt ist hier die von *Kocka* entwickelte Definition (wie Anm. 4) 138. Vgl. auch die Definition bei *Batscha – Garber* (wie Anm. 3), und bei *Saalfeld* (wie Anm. 28).

⁹ *Erasmus Alber*, *Klage der Esel* (1534), hier zitiert nach *Günter Jäckel* (Hg.), *Kaiser, Gott und Bauer. Die Zeit des deutschen Bauernkrieges im Spiegel der Literatur* (Berlin 1975) 53. Zu Alber zuletzt *Wilfried Beck*, *Erasmus Alber, Luthers Freund, ein Bibelverteidiger aus der Wetterau*, in: *Wetterauer Geschichtsblätter* 33 (1984) 67–77.

schaft als feudal gegeben wären, insgesamt auch wohl als der breitere Begriff angesehen wird. Ich will nun nicht die beiden Begriffe gegeneinander abwägen, um einen als unbrauchbar zu erklären. Man kann feststellen, daß diese Begriffe auf verschiedenen Ebenen der historischen Begriffsbildung angesiedelt sind und schon von der Forschungslogik her deshalb nicht einander ausschließende Begriffe sein können. Günter Vogler hat sich erst kürzlich dieser Bewertung angeschlossen, „denn es handelt sich nicht um sich gegenseitig ausschließende, sondern um komplementäre Erscheinungen“¹⁰. Bei Beachtung dieser Unterschiede und bei Wahrung der allgemeinen Regeln für die Verwendung idealtypischer Begriffe können beide mit Nutzen und sich gegenseitig ergänzend verwendet werden¹¹. Damit ist freilich noch nicht die Frage entschieden, welcher Begriff als der die vorrevolutionäre Epoche wirklich treffend charakterisierende anzusehen ist.

Man geht nicht fehl, wenn man feststellt, daß der Begriff Ständegesellschaft zwar relativ häufig, aber eher unprogrammatisch und ohne genaue Definition verwendet wurde und wird. Er wurde dort einer genaueren Analyse unterzogen, wo explizit sozialgeschichtliche Konzeptionen frühneuzeitlicher Geschichte entwickelt wurden¹². Am ehesten geriet dieser Begriff immer dann ins Blickfeld, wenn es um ex-negativo-Bestimmungen ging. Das ist einmal die schon erwähnte Phase der Auflösung der ständischen Gesellschaft, und zum anderen ist dies der Fall, wenn Historiker feststellten, daß die ständische Gesellschaft eigentlich doch eine beachtliche Menge an vertikaler gesellschaftlicher Mobilität aufzuweisen habe. Hier finden wir alle jene bemerkenswerten Beobachtungen z. B. über das Absterben des alten Turnieradels in Bayern¹³, über Äbte aus Bauernfamilien, den Sohn eines Schrankenknechts als bayerischen Geheimrat und Hofkammerdirektor des späten 17. Jahrhunderts¹⁴, über den Aufstieg der

¹⁰ Vogler, *Einheit und Vielfalt* (wie Anm. 5) 30.

¹¹ Vgl. *Ludolf Kuchenbuch* (Hg.), *Feudalismus – Materialien zur Theorie und Geschichte* (Berlin 1977) v. a. 145 ff. und 438–451.

¹² Zu verweisen ist hier vor allem auf *Eberhard Weis* in: *Die Gesellschaft in Deutschland* (wie Anm. 18) 131 ff.; *Rainer Wohlfeil*, *Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation* (München 1982) besonders 70 ff. (über den sozialgeschichtlichen Reformationsbegriff); *Richard van Dülmen*, *Formierung der europäischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Ein Versuch*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 7 (1981) 5–41 und *ders.*, *Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550–1648* (Frankfurt/M. 1982) und *Ernst Hinrichs*, *Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit* (München 1980) 66 ff.

¹³ Vgl. dazu die Arbeit von *David R. Beisel*, *The Bavarian Nobility in the Seventeenth Century: A Socio-political Study* (Ph. D. New York 1969).

¹⁴ *Edgar Krausen*, *Die Herkunft der bayerischen Prälaten des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 27 (1964) 259–285, hier 261. Über *Korbinian v. Prielmair* zuletzt die schöne Skizze von *Volker Press*, *Korbinian v. Prielmair (1643–1707). Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen sozialen Aufstiegs im barocken Bayern* (Ottenhofen 1978). Ein weiteres herausragendes Beispiel bietet *Gert Kollmer*, *Die Familie Palm – Soziale Mobilität in ständischer Gesellschaft* (Ostfildern 1983) (*Aufstieg einer bürgerlichen Familie in den Reichsfürstenstand*).

bürgerlichen Juristen in der adeligen Gesellschaft¹⁵, über geadelte Bürger im 15. und 16. Jahrhundert¹⁶, über neue funktionale Eliten¹⁷. Man könnte aus der Summe dieser Einzelbeobachtungen von Mobilitätsprozessen beinahe den Schluß ziehen, daß schon das 15. und 16. Jahrhundert ein solches Ausmaß an Mobilität kannte, daß man nicht mehr von einer ständischen Gesellschaft sprechen dürfte, ganz zu schweigen von den Mobilitätsprozessen der mittelalterlichen Gesellschaft, auf die Karl Bosl so eindring-

¹⁵ Heinz Lieberich, Die gelehrten Räte. Staat und Juristen in der Frühzeit der Rezeption, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 27 (1964) 120–183; Maximilian Lanzinner, Fürst, Räte und Landstände. Die Entstehung der Zentralbehörden in Bayern 1511–1598 (München 1980). Für Württemberg vgl. Irmgard Lange-Kothe, Zur Sozialgeschichte des fürstlichen Rates in Württemberg im 15. und 16. Jahrhundert, in: VSWG 34 (1941) 237–267 und zuletzt die Bochumer Dissertation von Christine van den Heuvel, Beamtenschaft und Territorialstaat. Behördenentwicklung und Sozialstruktur der Beamtenschaft im Hochstift Osnabrück 1550–1800 (Osnabrück 1984). Die Bedeutung des bürgerlichen Beamtentums ist ein Vorzugsthema rechts-, sozial- und ideengeschichtlicher Forschungen. Vgl. Jutta Brückner, Staatswissenschaften, Kameralismus und Naturrecht (München 1977) bes. 104 und zuletzt Bernd Wunder, Hof und Verwaltung im 17. Jahrhundert, in: Daphnis 11 (1982) 5–14.

¹⁶ Gustav Adolf von Metnitz, Geadelte Bürger in Kärnten, in: Carinthia I 155 (1965) 437–503.

¹⁷ Von den neuen Funktionseliten sind die gelehrten Juristen wohl zu Recht am intensivsten behandelt worden. Eine vorzügliche Gesamtanalyse bei William J. Bouwsma, Lawyers and early modern culture, in: American Historical Review 78 (1973) 303–327. Unter vergleichenden Aspekten auch wichtig Wolfram Fischer, Rekrutierung und Ausbildung von Personal für den modernen Staat in England, Frankreich und Preußen in der frühen Neuzeit, in: Reinhart Koselleck (Hg.), Studien zum Beginn der modernen Welt (Stuttgart 1977) 194–217. Vgl. auch den Beitrag von Sigrid Jahns in diesem Band, S. 353–387. – In diesem Zusammenhang ist auch auf die Tagungs- und Publikationsreihe „Deutsche Führungsschichten der Neuzeit“ hinzuweisen, die eine große Fülle von Einzelbeobachtungen zur sozialen Mobilität in der frühen und späteren Neuzeit zusammengetragen hat. Über die Arbeit des Bensheimer Instituts zur Erforschung historischer Führungsschichten unterrichtet ein Vortrag von Günther Franz im Herold-Jahrbuch 2 (1973) 23–30.

An Einzelbänden sind bisher erschienen: Bd. 1: Deutscher Adel 1430–1555 (Darmstadt 1965); Bd. 2: Deutscher Adel 1555–1740 (Darmstadt 1965); Bd. 3: Deutsches Patriziat 1430–1740 (Limburg 1968); Bd. 4: Universität und Gelehrtenstand 1400–1800 (Limburg 1970); Bd. 5: Beamtentum und Pfarrerstand 1400–1800 (Limburg 1972); Bd. 6: Führungskräfte der Wirtschaft in Mittelalter und Neuzeit 1350–1800 (Limburg 1973); Bd. 7: Führungskräfte der Wirtschaft in der Neuzeit 1790–1918 (Limburg 1973); Bd. 8: Bauernschaft und Bauernstand 1500–1700 (Limburg 1975); Bd. 9: Führende Kräfte und Gruppen in der deutschen Arbeiterbewegung (Limburg 1976); Bd. 10: Bankherren und Bankiers (Limburg 1977); Bd. 11: Das deutsche Offizierskorps 1860–1960 (Boppard 1980). Zuletzt erschien Bd. 12: Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz (Boppard 1980). Einen Überblick über diese und andere Forschungen gibt Wolfgang Zorn, Deutsche Führungsschichten des 17. und 18. Jahrhunderts. Forschungsergebnisse seit 1945, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 6 (1981) 176–197. Es muß jedoch betont werden, daß die Büdinger Gespräche bei aller realen Beobachtung von sozialer Mobilität vorrangig natürlich am Problem der Herausbildung von Führungsschichten und Eliten interessiert waren. Dafür sprechen auch die Interessen der Ranke-Gesellschaft und des Bensheimer Instituts zur Erforschung der historischen Führungsschichten, die beide zusammen die Büdinger Gespräche getragen haben.

lich hingewiesen hat¹⁸. Die Tendenz der Forschung zielt jedenfalls darauf hin, solche Abweichungen von der scheinbaren Norm der ständischen Gesellschaft besonders zu betonen und die reale Mobilität dieser Epoche hervorzuheben. Der französische Historiker Roger Boutruche hat im Zusammenhang mit dem Bürgertum des 15. und 16. Jahrhunderts von „einer Welt in ständiger Bewegung“ gesprochen¹⁹.

Auf der anderen Seite besteht auch kein Zweifel, daß wir erst seit der Durchführung der großen Reformen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts von der realhistorischen Auflösung der Ständegesellschaft sprechen können, wobei bestimmte Restbestände noch tief ins 19. Jahrhundert hineinreichen. „Erst diese [1799–1821] Reformphase“ – so urteilt Eberhard Weis – „leitete Deutschland hinüber vom agrarisch- und feudalbestimmten Ständestaat, der in den meisten Territorien durch den Absolutismus schon weitgehend modifiziert worden war, zum modernen liberalen Verfassungsstaat und zur Freisetzung der wirtschaftlichen Kräfte im Zeitalter der Industrialisierung.“²⁰

Diese Beobachtungen über ein beachtliches Mobilitätspotential in der ständischen Gesellschaft wie ihre offensichtlich lange Dauer bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts und schließlich der Hinweis auf Modifizierungsvorgänge im Absolutismus bilden den Hintergrund für meine Überlegungen zur ständischen Gesellschaft. Der Hinweis auf den Absolutismus erfordert zugleich eine Einschränkung des Ständebegriffs. Zu trennen ist hier zwischen der „Standchaft“ als Teilnahme an Land- oder Reichsständen und dem „Stand“ als gesellschaftlicher Positionszuweisung. Wenn auch nicht jeder Zusammenhang zwischen beiden Begriffen geleugnet werden kann, so sollte doch die häufig zu beobachtende Vermischung oder gar Gleichsetzung beider Bedeutungen vermieden werden. Hier soll vor allem auf den gesellschaftlichen Begriff des Standes abgehoben werden²¹.

Wenn man Forschungslücken auf diesem Gebiet feststellt, fällt um so eher auf, daß in anderen europäischen Ländern relativ intensive Debatten über den Charakter der frühneuzeitlichen Gesellschaft geführt worden sind. Zu erinnern ist vor allem an die französische Debatte über die „société des ordres ou des classes“, die vor allem durch die Person von Roland Mousnier geprägt worden ist. Bekanntlich hat er seit der 1. Auflage seines Buches über die Ämterkäufllichkeit mehrfach diese Frage aufgegrif-

18. Vgl. u.a. *Karl Bosl*, Die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Mittelalter. Eine deutsche Gesellschaftsgeschichte im Mittelalter, 2 Teile (Stuttgart 1972) und *ders.* in: *Bosl/Weis*, Gesellschaft in Deutschland (wie Anm. 20) 64 ff.

¹⁹ *Roger Boutruche* zitiert in: *D. Roche – C. E. Labrousse* (Hgg.), *Ordres et Classes* (Paris – La Haye 1973) 126.

²⁰ *Eberhard Weis* in: *Karl Bosl/Eberhard Weis*, Die Gesellschaft in Deutschland I: Von der fränkischen Zeit bis 1848 (München 1976) 237.

²¹ Zum Verhältnis zwischen den beiden Ebenen hat zuletzt *Hans Boldt* die Vermutung ausgesprochen, daß zwischen beiden insofern ein Zusammenhang bestehe, als die korporative Verfaßtheit der politischen Stände Ausdruck der Zeittendenz sei, „die neue und zum Teil sehr weitgehende gesellschaftliche Differenzierung rechtlich durch korporative Ordnungen zu stabilisieren, die dem einzelnen einen sozialen Standort und Orientierung, eine bestimmte Rechtsordnung und Schutz geben“. Dadurch erst sei die „Gesamtheit selbst als eine Einheit handlungsfähig“ gemacht worden. Vgl. *Hans Boldt*, Deutsche Verfassungsgeschichte. Politische Strukturen und ihr Wandel, Bd. 1 (München 1984) 179.

fen, dabei auch seine Position differenziert und zuletzt in seiner zweibändigen Geschichte des Ancien Régime noch einmal seine Auffassung dargelegt²². Ähnliches läßt sich für England beobachten, wo seit dem Beginn der Gentrydebatte Ende der 40er Jahre ca. drei Jahrzehnte heftige Kontroversen über das Ausmaß sozialer und Besitzmobilität und über den Zusammenhang dieser Phänomene mit der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts geführt wurden²³. Erinnert sei auch an Peter Lasletts Konzeption einer „one-class-society“ bzw. E. P. Thompsons Charakterisierung der englischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts als „paternalistische“ Gesellschaft. Beide Interpretationen gehen von der Notwendigkeit aus, eine zusammenhängende Vorstellung von Gesellschaft zu entwickeln²⁴. Diese Diskussionen um jeweils unterschiedliche historische Rekonstruktionsversuche des gesellschaftlichen Ganzen sind keineswegs erstaunlich, denn sie bilden den unverzichtbaren kategorialen Rahmen für die Erklärung einzelner Phänomene in diesen Gesellschaften. Gerade Edward P. Thompson hat dabei auf die heuristische Funktion solcher Charakterisierungen verwiesen, die sich erst im „Test der historiographischen Praxis“ als richtig oder falsch erweisen²⁵.

Alle diese interessanten Forschungsbeiträge haben mich veranlaßt, die Frage der deutschen ständischen Gesellschaft erneut aufzugreifen. Nicht zuletzt deshalb, weil ich die Auffassung der französischen Historikerin Arlette Jouanna teile, daß eine der erregendsten Fragen der Historiker die Art und Weise betreffe, wie sich die Menschen der Vergangenheit die Gesellschaft vorstellten, in der sie lebten, wie sie die hierarchische Ordnung wahrnahmen, die sie bestimmte²⁶.

Doch eine Reihe weiterer Fragen drängt sich auf, wenn wir unserem Thema näher treten und dabei diese Ständegesellschaft als Ganzes in den Blick nehmen. Wir wissen relativ wenig über die Selbstinterpretation dieser Ordnung und ihre Funktionsweise.

²² Roland Mousnier, *La vénalité des offices sous Henri IV et Louis XIII* (Rouen 1945; veränderte Neuauflage Paris 1971). Dazu heranzuziehen sind eine Reihe einschlägiger anderer Publikationen von Mousnier, wovon hier nur seine methodologische Grundlegung: *Les Hiérarchies sociales de 1450 à nos jours* (Paris 1969) und seine Institutionengeschichte genannt sein soll: *Les institutions de la France sous la monarchie absolue*, hier Bd. 1 (Paris 1974) vor allem 13 ff. Zu Mousniers Ansatz ausführlich und kritisch E. Rotelli, *La structure sociale dans l'itinéraire historiographique de R. Mousnier*, in: *Revue d'Histoire Economique et Sociale* 51 (1973) 145–182 und Armand Arriaza, Mousnier and Barber: The theoretical underpinning of the „society of orders“ in early modern Europe, in: *Past and Present* 89 (1980) 39–57.

²³ Guter Einblick in die Diskussion bei Lawrence Stone, *Social Change and Revolution in England 1540–1640* (London 1965) und ders., *Social Mobility in England 1500–1700*, in: *Past and Present* 33 (1966) 16–55. Wichtig dazu auch das Korreferat von Alan Everitt ebd., 56–73 mit Betonung der für seinen Forschungsansatz wichtigen regionalen Differenzierungen und der Warnung vor einer Überschätzung der sozialen Mobilität dieser Epoche.

²⁴ Peter Laslett, *The World we have lost* (London 1965) 22 ff. und Edward P. Thompson, *Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts* (Berlin 1980) bes. 247 ff. Vgl. auch den Beitrag von Keith Wrightson in diesem Band, S. 187–203.

²⁵ Thompson, ebd., 247.

²⁶ Arlette Jouanna, *Ordre Social. Mythes et hiérarchies dans la France du XVI^e siècle* (Paris 1977) 7.

Wie lange gilt hier jenes frühmittelalterliche Modell der Dreiständegesellschaft, wann wird diese funktionale Differenzierung durch eine berufsständische überlagert? In welchem Ausmaß gibt es Kritik an dieser Ordnung von Gesellschaft, von wem, zu welchem Zeitpunkt, von welcher speziellen Schicht, wegen welchen Verhaltens? Wie legitimieren sich die privilegierten Stände? Wie und wann verändern sich die Verhaltensnormen dieser Gesellschaft? Wie können wir die erwähnte reale Mobilität, deren Gesamtausmaß kaum bekannt ist, mit dem prinzipiellen Statikgebot vereinbaren, das doch der definitorische Kern der Ständegesellschaft zu sein scheint? Wie schließlich verhält sich die Privilegienordnung dieser Gesellschaft zu den sich entwickelnden Rechtssystemen der frühen Neuzeit? Fragen dieser Art, die sich leicht vermehren ließen, haben auch auf dieser Konferenz den Anstoß gegeben, dieses Thema aufzugreifen.

Die Grundlage für eine Beschäftigung mit der ständischen Gesellschaft ist vielgestaltig, auf verschiedenen Beobachtungsebenen liegend und außerordentlich reichhaltig. Sie reicht von den zeitgenössischen Beschreibungsversuchen über die rechts- und sozialgeschichtlichen Quellen bis zu jenen heute noch kaum ermittelten bzw. verwendeten Quellen einer Mentalitätsgeschichte der ständischen Gesellschaft. Von daher liegt es auch nahe, mit dem klassischen Modell der dreigeteilten Ordnung zu beginnen, dem Modell der *société tripartite*, d. h. der Differenzierung jener, die beten, jener, die schützen, und jener, die arbeiten, oder der Unterscheidung von Wehr-, Lehr- und Nährstand. Prüfen wir zunächst die Gültigkeit dieses Modells, über dessen Entstehung zuletzt Georges Duby und Otto Gerhard Oexle Untersuchungen vorgelegt haben²⁷. Die Belege für die weitere Verwendung dieses Modells reichen weit über das Mittelalter hinaus. Im 16. Jahrhundert, das überhaupt eine bislang nicht gesehene Menge an Belegen für den Rückgriff auf das Dreiständemodell kennt, finden wir viele einschlägige Texte, wovon ich stellvertretend jene Schrift des Pfarrers Augustin Nesper hervorheben möchte, der unter dem Eindruck der Türkengefahr 1566 die Notwendigkeit empfand, jedem der drei Stände seine tradierten Aufgaben ans Herz zu legen²⁸. Innere und äußere Bedrohungen zwangen zum Rückgriff auf das vertraute Ordnungsmodell. Doch reichen die Belege noch viel weiter. Im Zedler'schen Universallexikon finden wir noch 1744 folgenden Versuch einer Systematik der Stände:

„Die Stände derer Menschen sind nach ihren natürlichen Moral-Kräfften ferner sehr unterschiedlich und kan eine richtige Eintheilung von denen selben, ihrer Vielheit wegen, nicht wohl gegeben werden. Indessen werden gemeiniglich alle Stände be-

²⁷ Georges Duby, *Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus* (Frankfurt/M. 1981) (dt. Übersetzung von *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme*, Paris 1978) und Otto Gerhard Oexle, *Die funktionale Dreiteilung der ‚Gesellschaft‘ bei Adalbero von Laon. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im früheren Mittelalter*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 12 (1978) 1–54. Vgl. auch den Beitrag Oexles in diesem Band, S. 19–51!

²⁸ Augustin Nesper, *Wie man dem grimmen Wüterich und Christlichen bluts durstigen Tyrannen in allweg Widerstand thun mochte* (Ingolstadt 1566) als Beispiel für ähnliche Argumentation und eine Fülle vergleichbarer Texte, die in dieser Situation auf die tradierte ständische Funktionsteilung zurückgriffen.

kanntermaßen in drey Haupt-Stände getheilet, in den Lehr- oder Geistlichen, Wehr- oder Obrigkeitlichen und Nähr- oder Bürgerlichen und Bauerstand.“²⁹

Wenn auch der Artikel noch weitere Differenzierungen anführte – „wer will sie alle erzehlen“ –, so ist doch das Festhalten am Dreiständemodell insofern bemerkenswert, weil damit ein Ordnungssystem höherer Qualität vorgegeben scheint, das alle neu entwickelten Berufs- oder Besteuerungskategorien in sich aufnimmt³⁰. Seine Bedeutung liegt auch im späten 18. Jahrhundert darin, daß hier noch immer existente Herrschaftsansprüche und -rechte direkt und in legitimatorischer Absicht zur Grundlage eines Gesellschaftsmodells gemacht werden. Es ist deshalb weniger von den vielen berufsständischen Kategorisierungssystemen bedroht, sondern vor allem von jenem neuen ökonomischen Kategoriensystem, wie es in Ansätzen im Kameralismus, vor allem aber von der Physiokratie entwickelt worden war. Dieses System, das die steuerliche Abschöpfung beim Landbesitzer vorsah und die Beschränkungen wirtschaftlicher Tätigkeit aufheben wollte, zielte auf den harten Kern adeliger und klerikaler Privilegien, wie man aus der Reaktion des Antiphiokraten Christian Wilhelm Dohm erkennen kann, der die rhetorische Frage stellte: „Sollte sich aber wohl der Adel und die Klerisei in den Ländern, wo sie einmal so vorzügliche Rechte hergebracht haben, von den Physiokraten überreden lassen, sie aufzugeben?“³¹ Das Festhalten am Basismodell der drei Stände angesichts einer vielfältig differenzierten Gesellschaft muß deshalb als Rückzug auf den legitimierenden Inhalt der Vorstellung von Wehr-, Lehr- und Nährstand verstanden werden³².

Vor diesem Hintergrund ist erneut die Frage zu prüfen, was Mobilität in der ständischen Gesellschaft bedeuten kann und wie diese Frage in sinnvolle forschungspraktische Schritte umgesetzt werden kann. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ständische Gesellschaft und soziale Mobilität dem ersten Augenschein nach keinen unvereinbaren Widerspruch bedeuten, die Erfahrung solcher Mobilität nach dem Ausweis gerade neuerer Forschungen vielmehr einen wesentlichen Aspekt dieser Gesellschaft bildet, dann tauchen zwei grundsätzliche Fragen auf: Einmal die Frage nach der realen Bedeutung von Mobilität (also ihrer Richtung, ihrer Intensität und ihres Ausmaßes), zum anderen aber die Frage nach dem definitorischen Kern von „Stand“ und „ständischer

²⁹ Großes vollständiges Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste Bd. 39 (1744) 1093 ff., hier 1097.

³⁰ Über die reale Differenzierung der ständischen Gesellschaft, soweit sie sich aus sozialstatistischen Daten rekonstruieren läßt, vgl. den einschlägige Untersuchungen zusammenfassenden Aufsatz von *Diedrich Saalfeld*, Die ständische Gliederung der Gesellschaft im Zeitalter des Absolutismus. Ein Quantifizierungsversuch, in: VSWG 67 (1980) 457–483. Die Untersuchung läßt auch keinen Zweifel an der Schwierigkeit, zu überzeugenden Kriterien der sozialen Differenzierung zu gelangen, die über die einzelnen Territorien hinausreicht. Insgesamt betont Verf. die statischen Elemente der ständischen Gesellschaft.

³¹ *Christian Wilhelm Dohm*, Ueber das physiokratische System, in: Deutsches Museum, 10. Stück (1778) 321 f. Vgl. dazu auch *Robert Berdahl*, The Stände and the Origins of Conservatism in Prussia, in: Eighteenth Century Studies 6 (1972/73) 298–321.

³² Vgl. dazu die berühmte Eingabe der Stände des Lebusischen Kreises an König Friedrich Wilhelm III. von 1811, die von Friedrich August Ludwig von der Marwitz erfaßt wurde, in: *Werner Conze* (Hg.), Quellen zur Geschichte der deutschen Bauernbefreiung (Göttingen 1957) 128–133.

Gesellschaft“. Denn es liegt auf der Hand: Wenn soziale Statik realhistorisch nicht als entscheidendes Kriterium dieser Gesellschaft ausgemacht werden kann – und dies dürfte mit dem Blick sowohl auf hochmittelalterliche Mobilitätsprozesse wie auf solche des 15. und 16. Jahrhunderts kaum möglich sein³³ –, dann muß gefragt werden, welches definierende Element hier gefunden werden kann.

Beginnen wir mit dem Problem der Mobilität. Sie ist – vereinfachend gesagt – ein Sammelbegriff für die vielfachen Positionsveränderungen von Individuen in einer Gesellschaft³⁴. Wenn der Begriff auch eine moderne Wortschöpfung darstellt, so ist doch leicht zu belegen, daß das Phänomen selbst schon ein wesentliches Element auch sog. traditionaler Gesellschaften ist und auch dort schon beschrieben worden ist. Wenn wir zunächst einmal das Problem der horizontalen Mobilität außer acht lassen (die freilich insgesamt auch für die ständische Gesellschaft von erheblicher Bedeutung ist), dann müssen wir uns auf die Phänomene der vertikalen Mobilität konzentrieren und können hier Aufwärts- und Abwärtsmobilität unterscheiden. Naheliegende Beispiele sind Nobilitierungen bürgerlicher Familien bzw. Ausscheiden adeliger Familien aus dem jeweiligen Adelsstand, sei es durch Vermögensverlust oder durch Aussterben. Gerade die letztere Form zeigt uns, daß Mobilität zunächst einmal von grundlegenden Voraussetzungen menschlicher Reproduktion abhängt. Wenn wir feststellen, daß von etwa 1400–1500 Adelsgeschlechtern in „Niedersachsen“ im 13. Jahrhundert um 1430

³³ So der Überblick von *Karl Bosl* in *Bosl/Weis* (wie Anm. 20), 64 ff. Betonung der Mobilität für das 17. Jahrhundert auch bei *Hermann Kellenbenz*, *Der Merkantilismus und die soziale Mobilität* (Wiesbaden 1965). Für das 14. Jahrhundert jetzt bei *Winfried Eberhard*, *Die Krise des Spätmittelalters: Versuch einer Zusammenfassung*, in: *Ferdinand Seibt – Winfried Eberhard* (Hgg.), *Europa 1400. Die Krise des Spätmittelalters* (Stuttgart 1984) 303–319.

³⁴ An allgemeiner Literatur über soziale Mobilität im historischen Kontext ist vor allem auf *Hartmut Kaelble*, *Geschichte der sozialen Mobilität seit der Industriellen Revolution* (Königstein/Ts. 1978) Einleitung (mit knapper Forschungsübersicht) und *ders.*, *Historische Mobilitätsforschung. Westeuropa und USA im 19. und 20. Jahrhundert* (Darmstadt 1978) zu verweisen. Die soziologische Literatur ist schlechthin unübersehbar, ich verweise hier nur auf *Helga Recker*, *Mobilität in der „offenen“ Gesellschaft. Zur theoretischen Orientierung der vertikalen sozialen Mobilitätsforschung* (Köln 1974) 17 ff., mit Bemerkungen zum historischen Hintergrund der Mobilitätsforschung, wo die Gegenüberstellung von „ständischer“ versus „bürgerlicher“ Gesellschaft als die „Bezugsebene“ jeder Mobilitätsanalyse bezeichnet wird und der Mobilitätsbegriff als „Synthese von aufklärerischen Ideen, sozialer Eigengesetzlichkeit und ständigem Fortschritt“ verstanden wird (20), und auf den Sammelband von *D. V. Glass – René König* (Hgg.), *Soziale Schichtung und soziale Mobilität* (Köln 1968) und *Karl Martin Bolte*, *Vertikale Mobilität*, in: *René König* (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. II*, 1–42. Knappe Kommentierung dieser sozialwissenschaftlichen Arbeiten bei *Jürgen Kocka*, *Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse*, in: *Geschichte und Gesellschaft 1* (1975) 9–42, hier bes. 32 ff. über den unlösbaren Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und vertikaler Mobilität. – Eine systematische Analyse der sozialen Mobilität im Deutschland der frühen Neuzeit liegt bislang nicht vor. Ansätze finden sich v.a. in dem schon zitierten Band: *Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz* (wie Anm. 16), hier vor allem die Beiträge von *Volker Press*, *Führungsgruppen in der deutschen Gesellschaft im Übergang zur Neuzeit (um 1500)*, 29–77; *Rudolf Endres*, *Die deutschen Führungsschichten um 1600*, 79–119; *Johannes Kunisch*, *Die deutschen Führungsschichten im Zeitalter des Absolutismus*, 111–141, und bei *Hermann Kellenbenz*, *Der Merkantilismus und die soziale Mobilität in Europa* (wie Anm. 33).

noch die Hälfte existierte, 1550 aber nur noch 350 Geschlechter übriggeblieben waren, mag dies die Bedeutung dieser spezifischen Variante von Mobilität unterstreichen³⁵. Diese Beobachtung kann bedeuten, daß der offensichtlich hier vollzogene Austausch von absterbenden Familien durch nachrückende Familien eine Form der Mobilität darstellt, die sich gleichsam systemneutral vollzieht. Diese Mobilität kann deshalb als ein fortwährender biologisch-sozialer Selektionsprozeß verstanden werden, der in dieser Form immer stattfindet und von allen Betroffenen offensichtlich als unproblematisch für die soziale Ordnung angesehen wurde. Wir könnten sie mit dem Begriff einer reproduktiven oder Ersatzmobilität belegen.

An dieser Stelle mag es hilfreich sein, auf einen der Klassiker der soziologischen Mobilitätsforschung zurückzugreifen, der zuerst die heute üblichen Differenzierungen von horizontaler und vertikaler Mobilität entwickelt hat. Der russisch-amerikanische Soziologe Pitirim A. Sorokin hat 1927 sein grundlegendes Werk über soziale Mobilität publiziert, und es ist nicht nur wissenschaftshistorisches Interesse, das sein Buch auch heute noch interessant macht³⁶. Sorokin kann den Historiker vor allem davor bewahren, die Schuld für eine leichtfertige und überzogene Trennung zwischen den statischen traditionellen und den mobilen industrialisierten Gesellschaften bei der Soziologie zu suchen. Sorokins Argumentation überrascht angesichts mancher neuerer Versuche dieser Art durch eine davon abweichende These. Er sieht – vielfach auf ein breites historisches Material zurückgreifend – überhaupt keine statischen Gesellschaften, selbst die indische Kastengesellschaft kennt Mobilitätsprozesse. Von daher kommt er zu der Schlußfolgerung, daß es „permanente und universale“ Faktoren vertikaler Mobilität gebe, die ständig das Gleichgewicht der sozialen Verteilung der Individuen verändern³⁷. Insofern kann eine prinzipielle Unterscheidung von ständischer und bürgerlicher Gesellschaft kaum auf diese klassische Position der Soziologie gegründet werden. Mir scheint dies ein Hinweis darauf zu sein, daß der Nachweis sozialer Mobilität in der ständischen Gesellschaft zunächst nur aussagt, daß auch hier der normale Selektionsprozeß in der Besetzung sozialer Positionen abläuft. Erst die charakteristische Veränderung der Schnelligkeit dieses Prozesses oder das Auftreten neu differenzierter Gruppen, die die bisherigen Inhaber privilegierter Gruppen bedrohen – um nur diese Beispiele zu nennen –, kann die besondere Aufmerksamkeit des Historikers im Rahmen unserer Fragestellung beanspruchen.

Ein gutes Beispiel für ein so spezifiziertes Phänomen sozialer Mobilität scheint die sog. Ämterkäuflichkeit zu sein, die – angestoßen vor allem von Roland Mousnier – ein bevorzugter Forschungsgegenstand der historischen Mobilitätsforschung geworden ist. Die Ämterkäuflichkeit – und zwar nicht nur ihr besonders gut erforschtes französi-

³⁵ Nach *Gebhard v. Lenthe*, Niedersächsischer Adel zwischen Spätmittelalter und Neuzeit, in: *Deutscher Adel 1430–1555*, Hg. *Helmuth Rössler* (Darmstadt 1965) 177–202, hier 179. Ähnliche Zahlenrelationen lassen sich für viele Territorien und europäische Länder zusammenstellen. Eine Fülle einschlägiger Daten dafür bei *P. A. Sorokin*, *Social and Cultural Mobility* (wie Anm. 36), v. a. 139 ff.

³⁶ *Pitirim A. Sorokin*, *Social and Cultural Mobility*, (New York 1964, zuerst 1927) 133 ff.

³⁷ Ebd., 373.

sches Exempel – ist aus verschiedenen Gründen ein für die Frühneuzeitforschung besonders ergiebiges Beispiel, weil sich hier beobachten läßt, wie eine neue funktionale Elite (bürgerliche Juristen) zwar neue Positionen in der Administration einnimmt, aber auch ihr Interesse durchsetzt, die neu errungenen sozialen Positionen langfristig zu sichern. Es ist dies ein weiteres Beispiel dafür, daß auch die ständische Gesellschaft soziale Mobilität ermöglicht, daß gleichwohl aber – wie auch beim Landkauf geadelter Bürger – nach Möglichkeiten gesucht wird, den vollzogenen Aufstieg sozial abzusichern³⁸.

Ein anderes, schon klassisch zu nennendes Beobachtungsfeld sozialer Mobilität der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen deutschen Gesellschaft ist die vielfach nachweisbare Aufstiegsmobilität durch eine Amtstätigkeit. Sie setzte in vielen Fällen ein gelehrtes Studium voraus, und diese Tätigkeitsfelder nahmen in den frühmodernen Territorialstaaten vom Typ „Militär-, Wirtschafts- und Verwaltungsstaat“ erheblich zu. Gerade weil der Vorgang der Rezeption des römischen Rechts vor allem ein Vorgang der Verwissenschaftlichung des juristischen Personals war³⁹, kann dieser Rezeptionsprozeß in seiner sozialgeschichtlichen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er unterzieht die Territorialverwaltungen einer langfristig wirkenden Rationalisierung, mißt sie an den Kriterien einer geordneten, am Gemeinwohl orientierten Regierungslehre, deren Schöpfer beinahe ausschließlich bürgerliche Juristen sind. Daß dieser Vorgang keineswegs ohne Reaktionen des in seiner sozialen Position betroffenen Adels verlief, zeigt die Tatsache, daß das Vordringen bürgerlicher Juristen keineswegs gradlinig verlief. Untersuchungen dieses Vorgangs zeigen, daß in Preußen schon seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts der adelige Anteil der Geheimen Räte wieder den bürgerlichen Anteil überstieg⁴⁰.

Beobachtungen auf diesem Felde zeigen überdeutlich, daß keineswegs alle Mobilitätsprozesse zwischen Hochmittelalter und 18. Jahrhundert als systemneutrale Ersatzmobilität angesehen werden können. Auch wenn wir uns schwer tun mit dem quantitativen Nachweis des Punktes, an dem Ersatzmobilität in – sagen wir einmal – Zu-

³⁸ Vgl. dazu die Arbeiten einer Berliner Forschungsgruppe in *Klaus Malettke* (Hg.), *Ämterkäuflichkeit: Aspekte sozialer Mobilität im europäischen Vergleich* (Berlin 1980) (vor allem der einleitende Beitrag von *Klaus Malettke*, 3–30) und zuletzt *Ilja Mießke* (Hg.), *Ämterhandel im Spätmittelalter und im 16. Jahrhundert* (Berlin 1984).

³⁹ Hierzu *Franz Wieacker*, *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Entwicklung* (Göttingen 21967) 131 ff.

⁴⁰ Ich stütze mich hierbei auf eine Staatsexamensarbeit von *Michael Waltener* über die Sozialstruktur des brandenburg-preuß. Geheimen bzw. Staatsrat (1604–1797) (Bochum 1982), die nachweist, daß der Anteil bürgerlicher Räte, der unter dem Großen Kurfürsten noch relativ hoch gewesen war, unter den Nachfolgern erheblich zurückging, ohne daß damit jedoch prinzipiell Bürgerlichen der Zugang versperrt wurde. Über den ganzen Zeitraum hin lassen sich ca. 15% Bürgerliche bzw. Nobilitierte in diesen Gremien feststellen. Der Anteil der durch Studium qualifizierten Räte liegt bei ca. 50%. Vgl. auch *Gerd Heinrich*, *Der Adel in Brandenburg-Preußen, in: Deutscher Adel 1555–1740*, 259–314, hier v.a. 299f. Die methodisch vorbildliche Studie für diese Frage ist von *Bernd Wunder*, *Die Sozialstruktur der Geheimratskollegien in den süddeutschen protestantischen Fürstentümern (1660–1720). Zum Verhältnis von sozialer Mobilität und Briefadel im Absolutismus*, in: *VSWG* 58 (1971) 145–220, vorgelegt worden.

wachsmobilität umschlägt, so scheint dies doch zumindest aus den nichtquantitativen Quellen deutlich zu werden: Wir können die Beobachtung machen, daß Spannungen zwischen Alt- und Neuadel auftreten, daß versucht wird, die bedrohte Position des Altadels zu sichern (Fideikommiß, Verkaufsverbote an Bürgerliche etc.), daß die Voraussetzungen für Nobilitierungen verschärft werden. Diese Zuwachsmobilität wäre die eigentlich interessante Mobilität, weil sie einen Prozeß verschärften Wettbewerbs um gesellschaftlich privilegierte Positionen auslöst, sie war potentiell verändernde, evtl. systemgefährdende Mobilität. Historisch war diese Zuwachsmobilität dann gegeben, wenn bei einem relativ stabilen Anteil adeliger Familien an der Gesamtgesellschaft weiterhin die Möglichkeit eröffnet blieb, auf der Basis ökonomischen Erfolgs in den Adelsstand aufzusteigen, und wenn dann unter der Gesamtzahl der Angehörigen dieses Stands ein verschärfter Wettbewerb um die sicherlich unelastisch reagierende Zahl der gesellschaftlich möglichen Adelspositionen ausbrechen würde. Die Folge wären die schon erwähnten Versuche zur Sicherung der bedrohten Positionen, für die wir gerade im 17. und 18. Jahrhundert eine Fülle von Beispielen finden können. Auch die eben angeführten Sicherungsversuche der neu aufgestiegenen Gruppen durch Ämterkauf oder Landbesitz sind hier einzuordnen.

Hinzuzufügen wäre hier noch, daß die geschilderten Differenzierungen der Mobilität natürlich auch auf andere gesellschaftliche Schichten zu übertragen sind. Man braucht hier nur an die Abschließungsprozesse der dörflichen Oberschicht gegen ländliche Unterschichten zu denken, an die Diskriminierung sog. „unehrlicher“ Handwerker oder an die Abschließung der städtischen Patriziate seit dem späten 16. Jahrhundert. Diese Beobachtung lenkt noch einmal den Blick auf die Tatsache, daß historische soziale Mobilität immer einer deutlichen zeitlichen Differenzierung bedarf.

Wenn also soziale Mobilität – wie oben erläutert – als ein fortwährender, wenn auch unterschiedlich intensiver gesellschaftlicher Selektionsprozeß anzusehen ist, so bleibt als zweite der oben gestellten Fragen noch die übrig, die auf den definitorischen Kern der Ständegesellschaft zielt. Sie ist ganz offensichtlich und im Unterschied zu einer Kastengesellschaft eine für notwendige Mobilitätsprozesse offene Gesellschaft. Worin liegt aber nun die Differenz zu jener Mobilität, die wir gemeinhin als Charakteristikum moderner industrieller Gesellschaften ansehen?

Wenn wir einmal von vermuteten Unterschieden der Intensität absehen, so scheint die wesentliche Differenz darin zu liegen, daß die Mobilität der ständischen Gesellschaft sich gegen das geltende Normensystem für soziales Verhalten durchsetzen mußte. Alle Verhaltensvorschriften verpflichteten den einzelnen auf die Bewahrung seines durch Geburt oder jedenfalls legitim erhaltenen Status, verdammt das Streben nach Aufstieg, sahen das Funktionieren von Gesellschaft nur dann gewährleistet, wenn jeder „an seinem Ort“ die ihm zugewiesene Aufgabe erfüllte. Wie die Glieder des Körpers verschiedene Aufgaben erfüllen, so ist der ganze Körper nur funktionsfähig, wenn alle Glieder ihren Dienst erfüllen. Freilich sah auch dieses Wertsystem die Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs vor, ohne dies jedoch mit dem Begriff „Aufstieg“

oder „Mobilität“ zu belegen. Vielmehr geschah dies – wie die Adelstraktate zeigen⁴¹ – über den Begriff der „virtus“ als Qualifikation für den Adelsstand. Konkret räumte also der Nachweis der „virtus“ auch die Möglichkeit ein, legitim aus dem Stand des Bürgers in den Adel aufzusteigen, wenn dies auch unter dem „statischen“ Begriff der „virtus“ geschah⁴². Notwendigerweise kam es hierbei zu vielfältigen Überschneidungen der Qualifikationen durch Tugend oder Bildung und Geburt. Sichtbar wurde dies an der vielfach diskutierten Frage nach der Höherwertigkeit von Adel oder Doktorgrad⁴³ oder an der spitzfindigen Bemerkung des Arnisaeus, der für den Fall einer Gleichrangigkeit durch „Bildung“ den vorziehen wollte, der von edlerer Geburt sei⁴⁴.

Wenn man von sozialer Mobilität als einem fortwährenden sozialen Selektionsprozeß spricht, muß auch die Möglichkeit des sozialen Abstiegs erörtert werden. Zu zahlreich sind die Nachrichten über verarmte Adelsfamilien, erfolglose Handelshäuser, verarmende Handwerker, aber auch über die Spannungen zwischen absteigenden und aufsteigenden Schichten, als daß dieses Phänomen übersehen werden könnte⁴⁵. Die Adelstheorien des 16./17. Jahrhunderts enthalten alle ein Kapitel über die verschiede-

⁴¹ Vgl. dazu den vorzüglichen Aufsatz von *Klaus Bleek – Jörn Garber*, *Nobilitas: Standes- und Privilegienlegitimation in deutschen Adelstheorien des 16. und 17. Jahrhunderts*, in: *Daphnis* 11 (1982) 49–114. Für Frankreich vgl. jetzt neben dem in Anm. 24 genannten Buch von *Arlette Jouanna* ihren Beitrag in diesem Band, S. 165–177 und *André Devyver*, *Le sang épuré: les préjugés de race chez les gentilshommes français de l'ancien régime 1560–1720* (Paris 1973).

⁴² Diese Möglichkeit des qualifizierten sozialen Aufstiegs findet auch in den meisten Behandlungen der Frage ihren Niederschlag, ob man in den Adel aufsteigen könne. So schreibt *Clemens Timpler* (*Philosophiae practicae pars tert.*, Hannover 1611, 65): „Sic idem homo, qui naturaliter vel politice est ignobilis potest fieri moraliter nobilis; contra, qui moraliter ignobilis est, potest fieri politice nobilis.“ Diese Beobachtung gelte auch vice versa. Zum *virtus*-Begriff vgl. *Bleek-Garber*, 62 ff. mit Hinweis darauf, daß es einer formellen Erhebung in den Adel bedarf und sich aus dem *virtus*-Begriff keine Meritokratie begründen läßt. Der *virtus*-Begriff wird betont bei *Werner Conze*, *Art. Aristokratie, Adel*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* Bd. 1 (Darmstadt 1971) 505–508, hier bes. 507. Die wertvolle Untersuchung von *Bleek-Garber*, die erstmals eine verlässliche Analyse der deutschen Adelstheorien des 16. und 17. Jahrhunderts liefert und insofern einen erheblichen Fortschritt darstellt, betont insgesamt die Schwäche des „*virtus*“-Adels gegenüber dem Geburtsadel. Angesichts der sozialgeschichtlichen Befunde ist dem auch kaum zu widersprechen. Nicht unwichtig als Charakteristikum der deutschen Adelstheorien erscheint die Tatsache, daß diese erheblich weniger auf den Blutsunterschied verweisen, als dies etwa – wie *Jouanna* (Anm. 24) zeigt – in Frankreich der Fall ist, wo Adelslegitimation ohne den Gedanken einer besonderen „*qualité de race*“ unvorstellbar ist. – Zum Tugendadel auch *Volker Sinemus*, *Poetik und Rhetorik im frühmodernen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert* (Göttingen 1978) 228 ff.

⁴³ Vgl. dazu *Bleek-Garber*, *Nobilitas* (wie Anm. 39), bes. 76 ff. und auch im Hinblick auf die soziale Realität *Hermann Wange*, *Vom Adel des doctor*, in: *Klaus Luig – Detlef Liebs* (Hgg.), *Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition. Symposium aus Anlaß des 70. Geburtstags von Franz Wieacker* (Ebelsbach 1980) 279–294.

⁴⁴ Vgl. *Dreizel*, *Protestantischer Aristotelismus* (wie Anm. 3), 362, Anm. 90.

⁴⁵ Zu verweisen wäre hier auf Almosen für verarmte Adelige, die Bankrotte von Handelshäusern gerade im späten 16. Jahrhundert, aber auch „normale“ Besitzveränderungen, wie sie jede detaillierte Sozialstrukturanalyse einer Stadt nachweist. Als Beispiel *Ingrid Bátor/Erdmann Weyrauch*, *Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen* (Stuttgart 1982) v.a. 280 f.

nen Möglichkeiten, den Adel zu verlieren, sei es durch die Ausübung unehrlicher oder kaufmännischer Tätigkeit (etwa in einem Ladengeschäft) oder sei es durch Armut⁴⁶. So wie der Aufstieg in den Adel durch ein statisches Normensystem kontrolliert wurde, wurde der Abstieg durch eine schon früh einsetzende Adelschutzpolitik verzögert. Um – wie es in einer österreichischen Quelle des späten 16. Jahrhunderts heißt – die Adeligen, die „die suppen nicht vermöchten, wann es one der k. Mt. dienst wäre“, sozial zu sichern, bemühten sich die Landesherren um entsprechende Garantien⁴⁷. Eine Fülle einschlägiger Maßnahmen, die vom adeligen Einstandrecht bis zur Reservierung ganzer Funktionsbereiche des modernen Staates – etwa des Offiziersberufs – reichen, belegen diese Politik zur Verhinderung sozialen Abstiegs⁴⁸.

Mit diesen Beobachtungen zu Aufstieg und Abstieg wird deutlich, daß dem Normensystem eine ganz besondere Bedeutung zukam. Es war in seiner Gesamtheit ein Reflex eines bestimmten Entwicklungsstands von Gesellschaft, der mir am besten als „Gesellschaft beschränkter Ressourcen“ definierbar erscheint⁴⁹. Ein nur sehr langsam wachsender, oft genug aber auch dramatisch regredierender Ressourcenspielraum bestimmte die gesellschaftlichen Bewegungsmöglichkeiten. Begrenzte Ressourcen ohne Wachstumsperspektiven bedeuteten, daß Mechanismen zur Verfügung stehen mußten, die jenen Ansprüchen entgegengehalten werden konnten, die auf dem gegebenen Stand der ökonomischen Entwicklung nicht zu befriedigen waren. Gleichwohl bedurfte auch diese Gesellschaft der Mobilität als Regulativ zur differenzierten Verteilung gesellschaftlicher Positionen. Eine prinzipiell mögliche, aber doch sozial diskriminierte und an hohe Qualifikationen gebundene Mobilität erfüllte diese schwierige Aufgabe.

Dies scheint auf den ersten Blick eine nur schwer akzeptierbare Bestimmung zu sein. Um so willkommener mag deshalb eine zeitgenössische Beschreibung sozialer Mobilität aus dem 16. Jahrhundert sein, die die hier angedeutete Verbindung von Statik und Dynamik belegen kann. Als 1515 der französische Bischof Claude de Seyssel sein Buch über die „Grande Monarchie de la France“ schrieb, ging er selbstverständlich von der Gliederung der französischen Gesellschaft in drei Stände aus. Doch räumte er auch die Möglichkeit ein, den eigenen Stand zu verlassen und einen höheren Stand zu erwerben. Ja, für ihn war es eben die „espérance“ auf sozialen Aufstieg, die für alle gelte und die letztlich auch bewirke, daß jedermann mit seinem Stand zu-

⁴⁶ Als Beispiel sei verwiesen auf Josia Nolden, *De statu nobilium civili synoptica tractatio* (Gießen 1623) v. a. 509 ff.

⁴⁷ Das Zitat nachgewiesen bei Viktor Bibl, *Die Berichte des Reichshofrates Dr. G. Eder an die Herzöge Albrecht und Wilhelm v. Bayern*, in: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich* (1909) 67 ff., hier 82.

⁴⁸ Für Brandenburg-Preußen vgl. Heinrich, *Adel in Brandenburg-Preußen* (wie Anm. 38) 299 ff. Schon im späten 16. Jahrhundert besteht der innerösterreichische Adel auf der Reservierung von lukrativen Stellen im Defensionssystem der Länder.

⁴⁹ Ich greife hier neben verschiedenen Beobachtungen der neueren Sozialgeschichte (Michael Stürmer, Hans Medick, Ernst Hinrichs u. a.) auf George M. Foster, *Peasant Society and the Image of limited good*, in: *American Anthropologist* 67 (1965) 293–315 und Balint Balla, *Soziologie der Knappheit*. Zum Verständnis individueller und gesellschaftlicher Mangelzustände (Stuttgart 1978) zurück.

frieden sei und darin verbleibe⁵⁰. Seyssels Charakterisierung nimmt schon die erhebliche, empirisch vorfindbare Mobilität seiner Zeit mit in sein Modell auf und findet eben darin eine neue Begründung für die weiterhin als Norm geltende Statik.

Der Zeitraum der frühen Neuzeit ist vor allem dadurch charakterisiert, daß wir hier eine intensive Überlagerung dieser zwei Grundprinzipien bemerken können. Wir haben seit dem späten Mittelalter eine Phase beachtlicher Mobilität, die gewiß als Ersatzmobilität beginnt, weitergetragen wird durch den Wachstumsschub des „langen 16. Jahrhunderts“ und sich regional verschieden bricht an der Regression des 17. Jahrhunderts. Daneben haben wir als weiterhin bestimmenden Grundzug ein noch gültiges statisches Normensystem, das Aufstiegsmobilität scharf reglementiert, hohe Voraussetzungen erfordert und damit kontrollierbar macht. Dadurch war es möglich, in Phasen ökonomischen Wachstums größere Mobilität zuzulassen und in Phasen zurückgehender Ressourcen Mobilität zu verhindern.

Unter diesem Aspekt der ständischen Gesellschaft als einer Gesellschaft begrenzter Ressourcen, die mit einem statischen Normensystem ihre Mobilität kontrollierte, ergeben sich neue Bewertungen für die äußeren Charakteristika dieser Gesellschaft wie abgestufte Privilegien, Kleider- und Essensordnungen, Präzedenzstreitigkeiten und Standesbetonung bis hinunter in den Alltag der dörflichen Gesellschaft⁵¹, so plastisch uns diese Phänomene auch die Realität dieser Gesellschaft vorstellen können. Doch dahinter müssen wir erkennen, daß hiermit das Leben einer Gesellschaft reguliert wurde, die auf der einen Seite die nicht beliebig vermehrbaren Güter dieser Welt so verteilen mußte, daß die „Nahrung“ gewährleistet war. Auf der anderen Seite aber mußte sie funktionale Differenzierungen erlauben, für Innovationen offen sein. Dies war nur möglich durch die geschilderte Verbindung eines statischen Normensystems mit einer begrenzten und qualifizierten Mobilität.

Diese Problemlage hat auch grundsätzlich die Anlage dieser Konferenz bestimmt. Nach all dem, was wir über die realhistorische Mobilität heute wissen, konnte es nicht darum gehen, noch einmal Belege für solche Mobilitätsprozesse zu sammeln. Vielmehr war der leitende Gedanke, danach zu fragen, wie der jeweilige Grad von Mobilität bewertet wurde sowohl von jenen, die aufstiegen, wie von denen, die vom Aufstieg neuer Schichten bedroht wurden, oder wie der evidente Widerspruch zwischen den „statischen“ Verhaltensvorschriften und der durch Mobilität geprägten Realität verarbeitet wurde, welche zentralen Normen galten, wie und wann sich Veränderungen der

⁵⁰ *Claude de Seyssel*, *La Monarchie de France et deux autres fragments politiques*. Textes établies et présentés par Jacques Poujol (Paris 1961) hier 125. *Seyssel* betont, daß man „tous les jours“ Menschen sehe, die aus dem 3. Stand in den Adel aufstiegen.

⁵¹ Ein bemerkenswertes Indiz für diese Art innerdörflicher Konflikte ist die Fülle von Auseinandersetzungen über den „Platz in der Kirche“ zwischen Bauern, Häuslern und Tagelöhnern. Dazu hat zuletzt *Jan Peters* interessante Beobachtungen vorgelegt. Vgl. *ders.*, *Der Platz in der Kirche. Über soziales Rangdenken im Spätfudalismus*, in: *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* 28 (NF 13) (1985) 77–106.

Normen ergaben. Daraus entwickelten sich sowohl Fragen nach der Legitimation einzelner Gruppen der Ständepyramide (vor allem beim Adel seit dem Humanismus), nach der Bedeutung klassischer Mobilitätschancen (Kirche) und umstürzender historischer Ereignisse wie dem Dreißigjährigen Krieg, nach der Bewertung außerständischer Gruppen und auch nach dem Vergleich dieser Phänomene innerhalb ausgewählter europäischer Länder mit unterschiedlichen sozialen Strukturen und Wertesystemen. Aus all dem ergibt sich, daß hier ein Anstoß dazu gegeben werden soll, intensiver, als es bislang geschehen ist, der Frage nach der Rezeption und Verarbeitung gesellschaftlicher Ordnungsvorstellungen nachzugehen, die für Vergangenheit und Gegenwart von gleicher Bedeutung ist.

I. Versuche der kategorialen Erfassung der ständischen Gesellschaft

Otto Gerhard Oexle

Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters

I

„Die Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit begriff sich als eine Ständegesellschaft, in der jeder einzelne durch Geburt oder Privileg Mitglied eines Standes war und aufgrund dieser Zugehörigkeit Anspruch auf die von einem Stand monopolisierten Lebenschancen besaß“, so stellte jüngst R. van Dülmen fest¹ und bestimmte dabei ‚Stand‘ im Anschluß an J. Kocka als „eine gesellschaftliche Großgruppe, die sich durch eigenes Recht, durch ein bestimmtes Maß der Teilhabe an der politischen Herrschaft, durch eine besondere Form materieller Subsistenzbegründung und spezifisches Prestige (Ehre) von anderen Ständen unterscheidet“². Nach der bekannten Definition Max Webers, welche auch dieser Bestimmung des ‚Ständischen‘ und der Ständegesellschaft zugrunde liegt, ist ‚Stand‘ eine Gruppe von Menschen, die sich in einer ‚ständischen Lage‘ vorfinden; sie wird definiert durch Lebensführungsart, formale Erziehungsweise, Abstammungs- und Berufsprestige und drückt sich vor allem

¹ *Richard van Dülmen*, Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550–1648 (Fischer Weltgeschichte 24, Frankfurt a. M. 1982) 102. – Der vorliegende Beitrag entstand gleichzeitig mit einem anderen über ‚Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter‘, der in einem von F. Graus herausgegebenen Band ‚Mentalitäten im Mittelalter‘ (Vorträge und Forschungen 35, 1987) erschien. Beiden Beiträgen lagen Tagungsvorträge zugrunde, die entsprechend dem Tagungsthema und dem Teilnehmerkreis unterschiedliche Ziele verfolgten. Gleichwohl finden sich bestimmte Gedankengänge in beiden Beiträgen. Dies war beabsichtigt.

² *Jürgen Kocka*, Stand – Klasse – Organisation. Strukturen sozialer Ungleichheit in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Aufriß, in: *Hans-Ulrich Wehler* (Hg.), Klassen in der europäischen Sozialgeschichte (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1456, Göttingen 1979), 137–165, 138.

in Connubium und Kommensalität aus, d. h. im Heirats- und Freundschaftsverhalten³. Im Gegensatz zur „rein ökonomisch bestimmten ‚Klassenlage‘“ bezeichnete Weber die „ständische Lage“ als „typische Komponente des Lebensschicksals von Menschen, welche durch eine spezifische ... soziale Einschätzung der ‚Ehre‘ bedingt ist, die sich an irgendeine gemeinsame Eigenschaft vieler knüpft“ und ihren Ausdruck vor allem in der „Zumutung einer spezifisch gearteten Lebensführung“ an jeden findet, der diesem Kreis angehört oder angehören will⁴. Es ist mit J. Kocka festzuhalten, daß die Unterschiede zwischen verschiedenen Ständen nicht nur durch „übergreifende rechtliche Regelungen“, sondern auch durch „verbindliche Weltdeutungen“ fixiert sind⁵. Gerade dieser Sachverhalt, der in Max Webers vielzitiertester Definition des ‚Standes‘ fehlt, hat indessen eine grundlegende Bedeutung, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden. Sie verweisen zwar auf das Beispiel der ständischen Gesellschaft des Mittelalters und hierbei wiederum auf ganz bestimmte Formen ständischen Denkens, können aber gleichwohl vielleicht auch allgemein konstitutive Elemente ständischer Gesellschaften sichtbar werden lassen, die nicht nur im Mittelalter gegeben waren.

Ständische Gesellschaften sind demnach auch konstituiert und charakterisiert durch ein Bild der Welt und der Gesellschaft, das metaphysisch begründet ist. Anders gesagt: sie sind dadurch mit konstituiert, daß der für das Selbstverständnis ständischer Gesellschaften zentrale Begriff des ‚Standes‘ (ordo) ein metaphysischer Begriff ist. Es wäre dann zu fragen, welche Bedeutung diesem konstitutiven Faktor unter den anderen, zum Beispiel den in Max Webers Definition genannten, zukommt und in welchem Verhältnis er zu ihnen steht.

Mit diesen Feststellungen wird zugleich ein Problem von großer Bedeutung für die Beurteilung ständischer Gesellschaften berührt: die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Selbstwahrnehmung und Selbstdeutung ständischer Gesellschaften und dem Urteil des Historikers über sie⁶. Diese Frage hat R. van Dülmen unlängst im Sinne eines kontradiktorischen Gegensatzes beantwortet: „Die frühneuzeitliche Ständeordnung empfand sich als ein System sozialer Harmonie und des Ausgleichs ständischer Interessen, war aber nichts anderes als ein System sozialer Ungleichheit, das die steigenden sozialen Konflikte verdeckte ...“⁷. Es steht dem Mediävisten kein Urteil

³ Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Studienausgabe (Tübingen 1972) 179. Vgl. auch Pierre Bourdieu, *Klassenstellung und Klassenlage*, in: *Ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen* (Frankfurt a. M. 1970) 42–74.

⁴ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 534f.

⁵ Kocka, *Stand*, 139.

⁶ Vgl. zu dieser Frage außer dem oben Anm. 2 genannten Sammelband *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte* auch die Beiträge in Roland Mousnier (Hg.), *Problèmes de stratification sociale* (Publications de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de Paris – Sorbonne, Série ‚Recherches‘, t. 43, Paris 1968); D. Roche – C. E. Labrousse (Hg.), *Ordres et classes* (Congrès et Colloques 12, Paris – La Haye 1973); Albert Zimmermann (Hg.), *Soziale Ordnungen im Selbstverständnis des Mittelalters*, 2 Bde. (Miscellanea Mediaevalia 12, Berlin – New York 1979).

⁷ van Dülmen, *Entstehung des frühneuzeitlichen Europa*, 103.

darüber zu, was die Gesellschaft der Frühen Neuzeit als Ständegesellschaft⁸, eigentlich war. Wohl aber darf er, im Hinblick auf ganz gleichartige Probleme bei der Beurteilung mittelalterlicher Gesellschaften, darauf hinweisen, daß die einfache dichotomische Gegenüberstellung von historischer Selbstbedeutung und geschichtswissenschaftlicher Fremddeutung im Sinne des kontradiktorischen Gegensatzes eines „Systems sozialer Harmonie“, das in Wirklichkeit jedoch „nichts anderes“ (!) gewesen sei als ein „System sozialer Ungleichheit“, eher moderne Bewußtseinslagen reproduziert, als daß es der Komplexität der Bedingungen geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis entspricht. Dasselbe Problem begegnet selbstverständlich, wie schon angedeutet, auch im Rahmen der Mediävistik, wovon noch die Rede sein wird⁹.

Es sollen zunächst die Grundannahmen ständischer Deutungen des sozialen Ganzen und sozialer ‚Ordnung‘, es sollen die allen ständischen Gesellschaften in ihrem Selbstverständnis eigentümlichen Grundmuster der Wahrnehmung von ‚Welt‘ und ‚Gesellschaft‘ erörtert werden, welche keineswegs auf das Mittelalter oder die frühe Neuzeit beschränkt sind. Deshalb sei hierzu ein Text herangezogen, der die antike Version jenes Schemas der Deutung sozialer Wirklichkeit bietet, das uns im Folgenden in seiner mittelalterlichen Geschichte noch eingehender beschäftigen wird: das Deutungsschema der funktionalen Dreiteilung.

Die funktionale Dreiteilung ist nämlich die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung in Platos ‚Politeia‘, in der zwar alle Menschen Brüder sind, Gott aber gleichwohl die einen zu Herrschern, die anderen zu deren Helfern, wieder andere zu Bauern, Handwerkern und Arbeitern gemacht hat, indem er bei ihrer Geburt jeweils Gold, Silber oder Eisen beimgabte. Die Metapher der Metallsorten verdeutlicht die Rangfolge dieser drei Stände und ihrer erwerbenden, beschützenden und ratenden Funktion¹⁰, wobei der „erwerbende Stand“ die Subsistenz für die beiden anderen aufzubringen hat. Mit dieser metaphysisch begründeten Sozialordnung verband Plato die Erörterung der später so benannten vier Kardinaltugenden Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit oder Mäßigung und Gerechtigkeit. Weisheit und Tapferkeit sind den ersten beiden Ständen als Norm zugeordnet. Besonnenheit als Selbstbeschränkung und Mäßigung der Begierden soll allen Ständen der Polis eigen sein, weil sie Einigkeit schafft; denn Besonnenheit ist Einsicht in das Wesen der Ständeordnung und in die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der Stände. Aber gerade deshalb ist Besonnenheit die vor allem dem dritten, dem „erwerbenden Stand“ zugewiesene und ange-

⁸ Dazu z.B. die zahlreichen Studien und Darstellungen von *Roland Mousnier*, *Les hiérarchies sociales de 1450 à nos jours* (L'histoire 1, Paris 1969); *Ders.*, *Les concepts d'ordres, d'états, de fidélité et de monarchie absolue en France de la fin du XV^e siècle à la fin du XVIII^e*, in: *Revue historique* 247 (1972) 289–312; *Ders.*, *Les institutions de la France sous la monarchie absolue 1598–1789*, t. 1: *Société et Etat* (Paris 1974). Zur Begriffsgeschichte: *William H. Sewall*, *Etat, Corps, and Ordre: Some Notes on the Social Vocabulary of the French Old Regime*, in: *Festschrift für Hans Rosenberg* (Göttingen 1974) 49–68, sowie die Ausführungen von *Werner Conze* und *Rudolf Walther* in dem Art. ‚Stand, Klasse‘, in: *Otto Brunner – Werner Conze – Reinhart Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe 6* (im Druck).

⁹ S. unten Abschnitt II.

¹⁰ Plato, *Politeia* 415a–d; 434b–c; vgl. 543c und 547a.

messene soziale Norm¹¹. Gerechtigkeit schließlich wird verwirklicht, indem jeder Stand „das Seinige“ tut, nämlich das, „wozu er sich seiner Natur nach am geschicktesten eignet“. Die umfassende Lebensnorm für alle Glieder dieser ständischen Gesellschaft, für „Kinder und Frauen, Unfreie und Freie, Arbeitende und Herrschende und Beherrschte“ lautet also: „das Seinige tun und sich nicht in vielerlei einmischen“¹². Das Überschreiten der Ständegrenzen, das Sicheinmischen in die Tätigkeiten der jeweils anderen Stände, der Tausch der Funktionen und die „Vieltuerei“ (das ‚polypragmonein‘) hingegen ist „der größte Schaden“ für die Polis „und kann mit vollem Recht Frevel genannt werden“¹³.

Reflexion über Stände, über die richtige Ordnung der Gesellschaft, ist demnach also Reflexion über die Ordnung insgesamt, über die Welt im ganzen, darüber, wie das Viele und Verschiedene, das ist, zusammengefügt ist zu einer gestalthaften Gesamtheit, einem Kosmos. Stände-Reflexion wurzelt also in Metaphysik, ja, sie ist Teil der Metaphysik. Sie geht aus von der Annahme, daß die Welt ein von Gott in glücklicher Weise geordnetes Ganzes ist, dessen einzelne Teile in ihrem wechselseitigen Verhältnis untereinander sich nach Stufungen unterscheiden, also ungleich sind, und doch zugleich oder besser: gerade dadurch in Eintracht und Harmonie zu einem Ganzen sich fügen. Das Prinzip dieser Welt (mitsamt der in ihr beschlossenen sozialen Ordnung) ist also das der Harmonie durch Ungleichheit. „Die Ordnung des Geschaffenen“ (*ordo creaturarum*) ist „von der Spitze bis ganz hinunter in angemessenen Stufen angelegt“, so schreibt später Augustinus¹⁴, der mit seiner Schrift ‚*De ordine*‘ aus dem Jahr 386 in gleicher Weise die antike *ordo*- und Ständereflexion zusammenfaßte und damit für Jahrhunderte unübertroffen den Ausgangspunkt aller späteren Ständereflexionen schuf¹⁵. Berühmt ob ihrer Prägnanz und bedeutsam wegen ihrer Wirkung ist auch Augustins Definition von ‚*ordo*‘ im Sinne der ‚Ordnung‘ der Welt als Kosmos wie im Sinne des einzelnen ‚Standes‘: „*Ordo est parium dispariumque rerum sua cuique loca tribuens dispositio*“, also „die Anordnung gleicher und ungleicher Dinge, die jedem einzelnen den ihm zukommenden Ort anweist“. Die „Ruhe des Geordnetseins aller Dinge“ aber ist der Friede („*pax omnium rerum tranquillitas ordinis*“). Friede ist also das „geordnete Zusammenstimmen der Teile“ in Eintracht (*concordia*)¹⁶. Dies gilt für die Welt im ganzen ebenso wie für das Zusammenleben der Menschen. Auch für

¹¹ Ebd. 427e–432a.

¹² Ebd. 433a, 433d.

¹³ Ebd. 434b–c: „... wenn ein Handwerker oder einer, der sonst ein Gewerbsmann ist seiner Natur nach, hernach, aufgebläht durch Reichtum oder Verbindungen oder Stärke oder etwas dergleichen, in die Klasse der Krieger überzugehen sucht, oder einer von den Kriegern in die der Berater und Hüter, ohne daß er es wert ist, und diese dann ihre Werkzeuge und ihre Ehrenstellen gegeneinander vertauschen, oder einer und derselbe dies alles zu verrichten unternimmt: dann, denke ich, wirst auch du der Meinung sein, daß solcher Tausch und Vieltuerei hierin der Stadt zum Verderben gereicht. – Auf alle Weise freilich. – Also dieser drei Klassen Einmischerei in ihr Geschäft und gegenseitiger Tausch ist der größte Schaden für die Stadt und kann mit vollem Recht Frevel genannt werden? – Offenbar.“

¹⁴ Augustinus, *De libero arbitrio* III, 9, 25 (Migne, *Patrologia latina* 32) 1283.

¹⁵ Gedruckt in: *Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* 63 (1922) 121–185.

¹⁶ Augustinus, *De civitate Dei* XIX, 13 (*Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum* 40/2) 395.

die gesellschaftliche Ordnung gilt der Grundsatz der ‚Harmonie durch Ungleichheit‘. Und diese Ordnung der Welt schafft zugleich die Bedingungen der Möglichkeit einer wahren Erkenntnis dieser Ordnung. Die Welt ist als ‚ordo‘ geschaffen, und weil ‚Ordnung‘ der Wesenszug der Wirklichkeit ist, ist in dieser Ordnung zugleich die Möglichkeit ihrer Intelligibilität begründet. Und deshalb wiederum erschließen sich aus dem Erkennen die Maximen des richtigen Handelns. Das Wissen der Ordnung bindet das Handeln an sie und begrenzt den Menschen auf diese Weise in der Ordnung seines eigenen Lebens und seines Standes¹⁷.

Stände-Reflexion verbindet also Metaphysik, Erkenntnislehre und Ethik in einem wechselseitigen Begründungszusammenhang. Dessen Grundannahme ist die der ‚Harmonie durch Ungleichheit‘. Daraus ergibt sich als Norm des Handelns das Sichbescheiden des einzelnen in seinem Stand, das Sichbescheiden der einzelnen Stände untereinander und die Pflicht zum einträchtigen Zusammenwirken. Die Überschreitung dieser Ständegrenzen aber, die Vermischung der Stände und ihrer jeweils zugewiesenen Aufgaben und Funktionen ist – noch einmal mit den Worten Platos – „der größte Schaden“ und ein „Frevel“, weil dies nicht nur gegen die gesellschaftliche Ordnung, sondern gegen die Ordnung der Welt als Kosmos verstößt.

Von diesen Grundlagen her hat sich die Stände-Reflexion sowohl in der Antike wie im Mittelalter in drei Erscheinungsformen verwirklicht, wobei sich vielfach eine unmittlere Kontinuität abzeichnet¹⁸: in Soziallehren, in Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit und in Sozialmetaphern. Es gibt eine Tradition ständischer Soziallehren bei Plato, bei Aristoteles, bei Cicero, um nur diese zu nennen. Vieles davon findet sich wieder in den Soziallehren des Apostels Paulus¹⁹. In der Spätantike und der Zeit des Übergangs zum Mittelalter folgten Augustinus und ein Jahrhundert nach diesem der heute vergessene, für das Mittelalter und zum Teil noch für die frühe Neuzeit jedoch außerordentlich wichtige sog. Pseudo-Dionysius Areopagita²⁰. An die Soziallehren des Hochmittelalters sei mit der Erwähnung der Namen von Bonaventura und Thomas von Aquin erinnert²¹. Sozialmetaphern und Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit sind von diesen Soziallehren zu unterscheiden. Sozialmetaphern sind Definitionen der Gesellschaft mit Hilfe eines Bildes, gewissermaßen die „Abbréviation

¹⁷ Darüber im Hinblick auf die ordo-Lehre Augustins in ‚De ordine‘ und später: Josef Rief, *Der Ordobegriff des jungen Augustinus* (Paderborn 1962); Kurt Flasch, *Augustin. Einführung in sein Denken* (Stuttgart 1980) 87 ff., 104 ff.

¹⁸ Vgl. dazu den Überblick bei Otto Gerhard Oexle, Art. ‚Stand, Klasse (Antike und Mittelalter)‘, in: Otto Brunner – Werner Conze – Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* 6 (im Druck).

¹⁹ Bes. in 1 Kor. 12, s. Oexle, Art. ‚Stand, Klasse‘, Abschnitt IV/2.

²⁰ Zu Augustinus s. oben Anm. 15 und 17. Zu Ps.-Dionys: René Roques, *L'univers dionysien* (Paris 1954); Ders., *Introduction zu: Denys l'Aréopagite, La hiérarchie céleste* (Sources chrétiennes 58, Paris 1970) Vff.; Gerard O'Daly, Art. ‚Dionysius Areopagita‘, in: *Theologische Realenzyklopädie* 8 (1981) 772–780.

²¹ Robert Linhardt, *Die Sozialprinzipien des heiligen Thomas von Aquin* (Freiburg i. Br. 1932); Werner Dettloff, *Himmliche und kirchliche Hierarchie bei Bonaventura*, in: *Soziale Ordnungen* (wie Anm. 6), Bd. 1, 41–55. Noch nicht überholt ist die Gesamtdarstellung von Ernst Troeltsch, *Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen* (1922, Nachdruck Aalen 1965).

eines Bedeutungsumfanges, ... dessen sachliche oder theoretische Darstellung sehr viel mehr Worte notwendig machen würde“²². Die wichtigste aller Sozialmetaphern ist ohne Zweifel die Körpermetapher, was für die Antike wie für das Mittelalter gilt²³. Ihr darf die Metapher der ‚militia‘ an die Seite gestellt werden, die Deutung des menschlichen Lebens und Handelns als Kriegsdienst und Kampf; sie ist ebenfalls antiker Herkunft, hat dann aber – vor allem wegen ihrer Verwendung bei Paulus (2 Kor. 10, 3 f. und Eph. 6, 10 ff.) – im Mittelalter eine ungewöhnliche Bedeutung erreicht und vielschichtige Verwendungen erfahren²⁴. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit schließlich sind explizitere begriffliche Konstrukte, welche soziale Gegebenheiten benennen, ordnen und interpretieren wollen²⁵. Zu ihnen gehört die funktionale Dreiteilung. Sie gliedert – in den Begriffen des Mittelalters ausgedrückt – die Menschen nach den drei ordines jener, die beten (oratores), jener, die kämpfen und Waffen führen (bellatores), und jener, die arbeiten (laboratores)²⁶.

Bevor wir uns der Geschichte dieses Schemas und seiner Bedeutung für das Ständedenken im Okzident zuwenden, sind zwei Hinweise tunlich, welche die Grenzen des ständischen Denkens im Mittelalter betreffen.

Will man das Ständedenken und die Wirklichkeit ständischer Bildungen im Mittelalter angemessen beurteilen, so ist einmal zu berücksichtigen, daß im Neuen Testament nicht nur, wie schon angedeutet, antike Traditionen des Ständedenkens mit neuer Begründung und in neuem Zusammenhang weitergeführt werden; vielmehr findet sich im Neuen Testament bekanntlich auch der radikale Widerspruch gegen

²² Hugo Friedrich, *Epochen der italienischen Lyrik* (Frankfurt a. M. 1964) 648.

²³ Tilman Struve, *Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung im Mittelalter* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 16, Stuttgart 1978); Gerhard Dobner-van Rossum und Ernst-Wolfgang Böckenförde, Art. ‚Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper‘, in: Otto Brunner – Werner Conze – Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* 4 (1978) 519–622.

²⁴ Job 7,1: „Militia est vita hominis super terram“; Seneca, ep. 96,5: „vivere militare est“. Zur Geschichte der Metapher Adolf von Harnack, *Militia Christi* (1905, Nachdruck Darmstadt 1963); Andreas Wang, *Der ‚Miles Christianus‘ im 16. und 17. Jahrhundert und seine mittelalterliche Tradition* (Mikrokosmos 1, Bern – Frankfurt a. M. 1975). Zur antiken militia-Metapher bes. H. Emonds, *Geistlicher Kriegsdienst. Der Topos der militia spiritualis in der antiken Philosophie* (1938), wieder abgedruckt in der Neuausgabe des Buches von A. v. Harnack, 131ff. Zur antike-mittelalterlichen Kontinuität Jean Flori, *L'idéologie du glaive. Préhistoire de la chevalerie* (Travaux d'histoire éthico-politique 43, Genève 1983).

²⁵ Über diesen Begriff Otto Gerhard Oexle, *Die funktionale Dreiteilung der ‚Gesellschaft‘ bei Adalbero von Laon. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im früheren Mittelalter*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 12 (1978) 1–54, 7 mit Anm. 30 und *Ders.*, *Deutungsschemata* (wie oben Anm. 1) Abschnitt I.

²⁶ Von den überaus zahlreichen Titeln zu diesem Schema sei hier nur genannt: Georges Duby, *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme* (Paris 1978); Oexle, *Die funktionale Dreiteilung* (wie oben Anm. 25); *Ders.*, *Die ‚Wirklichkeit‘ und das ‚Wissen‘. Ein Blick auf das sozialgeschichtliche Œuvre von Georges Duby*, in: *Historische Zeitschrift* 232 (1981) 61–91, bes. 73 ff.; *Ders.*, *Deutungsschemata* (wie oben Anm. 1) Abschnitt IV; Ottavia Niccoli, *I sacerdoti, i guerrieri, i contadini. Storia di un'immagine della società* (Saggi 607, Torino 1979); Jacques Le Goff, *Les trois fonctions indo-européennes, l'historien et l'Europe féodale*, in: *Annales E. S. C.* 34 (1979) 1187–1215; Flori, *L'idéologie du glaive*, 121 ff., 158 ff.

jegliche Art ständischen Denkens und die Aufhebung allen Ständewesens²⁷. Es sei erinnert an die Verurteilung des Besitzes, an die positive Bewertung der Armut und der körperlichen Arbeit, was den Sozialnormen und den ständischen Differenzierungen der Antike widerspricht; an die Berufung von Fischern, die Seligpreisung von pauperes, Dirnen und Zöllnern; an die Betonung des Berufenseins jedes einzelnen Menschen ungeachtet seines Standes, an die Bedeutsamkeit und den Rang, die von daher auch den alleralltäglichsten Berufen, Ständen, Schauplätzen und Lebensformen zukommen²⁸; schließlich an die zugleich „verborgene und reale“, d.h. sakramental und eschatologisch reale Aufhebung aller Stände, sogar der ‚natürlichen‘ Unterscheidung von Mann und Frau²⁹. Diese polare Spannung zwischen der Neubegründung ständischer Unterscheidungen aus der Tradition antiken Denkens und der grundsätzlichen Aufhebung alles Ständischen im Neuen Testament hat die Geschichte der Soziallehren, Deutungsschemata und Sozialmetaphern in den folgenden Jahrhunderten tiefgehend bestimmt. Denn dadurch kam schon in der Zeit der Kirchenväter und wieder in der scholastischen Theologie des Hochmittelalters ein bedeutsamer Prozeß der Auseinandersetzung mit der antiken Tradition ständischer Unterscheidungen und ihrer Rechtfertigung in Gang³⁰. Auch in den Lebensnormen von Individuen und Gruppen hat dieser polare Gegensatz immer wieder eine Rolle gespielt und zu grundsätzlichen Auseinandersetzungen geführt³¹. Und schließlich haben auch einzelne in historisch folgenreicher Weise sich den Wirkungen des Ständedenkens und der Macht der Sozialmetaphern und Deutungsschemata entzogen, um aus dem Geist des Evangeliums eine neue Wirklichkeit zu schaffen; es genügt, an Franziskus von Assisi und Elisabeth von Thüringen zu erinnern³².

Die zweite Einschränkung geht dahin, daß man zwar die ständische Gesellschaft des Mittelalters als Gefüge verschiedener ordines, von Klerus und Adel, von Rittern und Bauern, von Kaufleuten, Handwerkern und Stadt-Bürgertum, von Gelehrten und Studierten, von pauperes u.a. beschreiben kann³³, daß aber die mittelalterliche Gesellschaft ebenso treffend als ein Gefüge nicht von Ständen und Schichten, sondern von

²⁷ Dazu *Oexle*, Art. ‚Stand, Klasse‘ (wie Anm. 18) Abschnitt IV/1.

²⁸ Dazu bes. *Erich Auerbach*, *Mimesis*. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur (Bern 1959) 43 ff.

²⁹ Gal. 3,28: „non est Iudaeus neque Graecus, non est servus neque liber, non est masculus et femina; omnes enim vos unus estis in Christo Iesu.“ Dazu *Heinrich Schlier*, Der Brief an die Galater (Göttingen 1965) 174 (mit dem Zitat im Text).

³⁰ Vgl. *Oexle*, Art. ‚Stand, Klasse‘, Abschnitte IV und V sowie VI/5.

³¹ Ein berühmtes Beispiel erörtert (mit Textedition) *Alfred Haverkamp*, Tenxwind von Andernach und Hildegard von Bingen. Zwei „Weltanschauungen“ in der Mitte des 12. Jahrhunderts, in: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein zu seinem 65. Geburtstag (Sigmaringen 1984) 515–548.

³² *Raoul Manselli*, Franziskus (Zürich – Einsiedeln – Köln 1984) 42 ff., 61 ff., 71 ff.; *Otto Gerbard Oexle*, Armut und Armenfürsorge um 1200. Ein Beitrag zum Verständnis der freiwilligen Armut bei Elisabeth von Thüringen, in: Sankt Elisabeth, Fürstin – Dienerin – Heilige (Sigmaringen 1981) 78–100.

³³ Zur Erforschung der Stände als „sozialer Gruppen“, die sich „nach rechtlichen Merkmalen“ konstituieren, *Josef Fleckenstein* (Hg.), Herrschaft und Stand (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 51, Göttingen 1979); das Zitat ebd. 13.

Gruppen bezeichnet werden könnte. Man denke dabei an Familie, Verwandtschaft, ‚Haus‘ und Geschlecht, an die Grundherrschaft („familia“) und an die Vasallität, an Dorf und Pfarrei, ferner an jene Gruppen, die nicht auf ‚natürlicher‘, sondern auf freiwillig eingegangener, auf ‚gemachter‘ und ‚gewollter‘ Verwandtschaft beruhen, die freien Einungen, zu denen man Gilde, Zunft und Universität, aber auch die bauerlichen und die städtischen Kommunen zählt. Auch das Kloster, die monastische Kommunität, gehört in den Kreis der ‚gewollten‘ Verwandtschaften. In diesen Gruppen galten meist ganz andere Lebensnormen als die dem Ständedenken eigentümlichen, die wir eingangs näher charakterisiert haben. Besonders deutlich wird dies bei den monastischen Kommunitäten und den Gruppen des Typus der freien Einung, in der Gilde und Kommune: ihre Grundnormen sind u. a. Gleichheit und Brüderlichkeit³⁴. Wie man weiß, haben sich sowohl Klöster wie Gilden und Zünfte zwar immer wieder ständisch ausgeformt und im Sinne ständischer Exklusivität umgebildet³⁵. Aber dies wurde auch immer wieder als Abweichung von der Norm empfunden, so daß sich deshalb immer wieder die aller Gestuftheit von ordines widersprechenden Normen der Gleichheit und Brüderlichkeit durchgesetzt haben. Hier liegen deshalb fundamentale Voraussetzungen der Werthaltungen der Moderne, was oft übersehen wird³⁶, hier gleichwohl aber nicht näher erörtert werden kann³⁷.

II

Im Mittelalter begegnet neben der schon erwähnten Körpermetapher und neben der militia-Metapher eine Vielzahl anderer Sozialmetaphern³⁸. Dasselbe gilt von den Deutungsschemata, von denen die wichtigsten neben der funktionalen Dreiteilung

³⁴ Otto Gerhard Oexle, Die mittelalterlichen Gilden: ihre Selbstdeutung und ihr Beitrag zur Formung sozialer Strukturen, in: Zimmermann, Soziale Ordnungen 1 (wie Anm. 6) 203–226; Anthony Black, Guilds and Civil Society in European Political Thought from the Twelfth Century to the Present (Ithaca, N. Y. 1984).

³⁵ S. oben Anm. 31. Über den Gegensatz von Ständedenken und Gleichheit in den mittelalterlichen Universitäten: Otto Gerhard Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums – Universitäten, Gelehrte und Studierende, in: Werner Conze – Jürgen Kocka (Hgg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert Bd. 1 (Industrielle Welt 38, Stuttgart 1985), 29–78, 60 ff.

³⁶ Der von Günter Birtsch hg. Sammelband ‚Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte‘ (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte 1, Göttingen 1981) läßt die Lebensformen und Werthaltungen mittelalterlicher Gruppenbildungen ganz beiseite, obwohl sie für die Neuzeit und die Moderne konstitutiv sind.

³⁷ Die Kontinuität der Werthaltungen wird durch die Kontinuität der Form der Gruppenbildung bedingt, vgl. zur Universität Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums; über Gesellengilde und Arbeiterbewegung Wilfried Reininghaus, Die Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft 71, Wiesbaden 1981).

³⁸ Vgl. Yves Congar, L'ecclésiologie du haut moyen âge (Paris 1968) 98 ff. über die zahlreichen ‚Bilder‘ von der Kirche („Les images de l'Église“). Ferner der Überblick bei Oexle, Art. ‚Stand, Klasse‘, Abschnitt VI/4.

hier kurz erwähnt seien³⁹: die Unterscheidung von ‚Klerus‘ und ‚Laien‘ (seit dem Ende des 1. Jahrhunderts), die ‚Tria genera hominum‘ oder ‚Tres ordines ecclesiae‘ (Klerus, Mönche und Laien) (um 400)⁴⁰ und die Gegenüberstellung von ‚potentes‘ und ‚pauperes‘ (vor allem seit der Karolingerzeit).

Mit der Erforschung der Deutungsschemata und Sozialmetaphern ist man erst am Anfang. Hier geht es zunächst einmal um die Erarbeitung von vollständigen Überblicken über das Material, um seine Ordnung und Klassifizierung, um die Geschichte einzelner Schemata und Metaphern⁴¹. Die methodische und grundsätzliche Hauptfrage richtet sich dann auf das Verhältnis zwischen Schema und Wirklichkeit, zwischen ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘⁴². Diese Frage ist vorerst noch völlig kontrovers, weil es offenbar an allgemein akzeptierten Kriterien ihrer Erörterung fehlt.

Bekanntlich lautet ein seit jeher verbreitetes Urteil über das mittelalterliche Denken, daß „Statik“ ein „Grundzug des mittelalterlichen Bewußtseins“ sei, daß der mittelalterliche Mensch unfähig gewesen sei, „Welt und Gesellschaft in ihrer Entwicklung zu sehen“⁴³. Oder, wie ein Mediävist jüngst feststellte: „Contrairement à la société moderne, celle du Moyen Age est par principe hostile au changement.“⁴⁴ Da aber, wie man weiß, die realen Verhältnisse im Mittelalter von einer oft geradezu bestürzenden Dynamik und Mobilität bestimmt waren, folgt aus der Feststellung des Gegensatzes dann notwendigerweise die Konsequenz, daß das Nachdenken über die Gesellschaft im Mittelalter keinerlei Realitätsbezug hatte, daß es ‚irreal‘ war. Gerade im Blick auf ein Deutungsschema wie das der funktionalen Dreiteilung bestimmt dieses Urteil die Forschungsmeinungen. Über die ‚Irrealität‘ dieses Schemas ist man sich weitgehend einig⁴⁵. Und zwar gilt es entweder als eine „archaische“, traditionsbestimmte Formel, die quasi sinnentleert immer weitergeschleppt wurde, als ein Gemeinplatz, ein sog. ‚Topos‘⁴⁶. Oder es gilt als „Theorie“, als „Ideal“ ohne den gering-

³⁹ Oexle, Die funktionale Dreiteilung (wie Anm. 25) 8 ff. und Ders., Art. ‚Stand, Klasse‘, Abschnitt VI/1–4. Viel Material bietet auch Wilhelm Kölmel, Soziale Reflexion im Mittelalter (Essen 1985).

⁴⁰ Otto Gerbard Oexle, Tria genera hominum. Zur Geschichte eines Deutungsschemas der sozialen Wirklichkeit in Antike und Mittelalter, in: Institutionen, Kultur und Gesellschaft (wie Anm. 31) 483–500.

⁴¹ Exemplarisch ist die Darstellung der Geschichte der Körpermetapher durch Struve (s. oben Anm. 23).

⁴² Dazu Oexle, Die ‚Wirklichkeit‘ und das ‚Wissen‘ (wie Anm. 26); Ders., Deutungsschemata (wie Anm. 1) Abschnitt I.

⁴³ Aaron J. Gurjewitsch, Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen (München 1980) 204 und 160.

⁴⁴ André Vauchez, Naissance d'une chrétienté, milieu X^e–fin XI^e siècle, in: Robert Fossier (Hg.), Le Moyen Age Bd. 2 (Paris 1982) 92.

⁴⁵ Dazu ausführlicher Oexle, Deutungsschemata (wie Anm. 1) Abschnitt II.

⁴⁶ So Tilman Struve, Pedes rei publicae. Die dienenden Stände im Verständnis des Mittelalters, in: Historische Zeitschrift 236 (1983) 1–48, 18f., 35.

sten Wirklichkeitsbezug⁴⁷, auch als Beschwörung eines Idealzustands angesichts gesellschaftlicher Veränderungen, die nicht begreifbar waren oder nicht mehr beherrschbar erschienen⁴⁸. Oder es gilt gar als ‚Ideologie‘, d.h. als eine Denkform, die interessenbestimmt und wirklichkeitsverfälschend war, der Sanktionierung von Herrschaftsformen diene und deshalb die Wirklichkeit zu verbiegen oder zu verhüllen beabsichtigte⁴⁹, die ‚ideologisch‘ war, gerade weil sie ‚irreal‘ war⁵⁰. In jedem Fall also – gleich, ob ‚Topos‘, ‚Ideal‘ oder ‚Ideologie‘ – wird das Fehlen eines Bezugs zur Wirklichkeit behauptet.

Diese Thesen sind jedoch höchst unbefriedigend. Denn die „Verschränkung zwischen sozialen Strukturen und ihrem Begriff von sich selbst“⁵¹ ist komplizierter, als die simple Gegenüberstellung von ‚Ideal‘ und ‚Wirklichkeit‘ oder die unbedachte Verwendung des überaus beladenen und geschichtlich so besetzten modernen Ideologiebegriffs wahrzunehmen erlauben⁵². Auch der Begriff des ‚Topos‘ erklärt eigentlich

⁴⁷ So *Werner Rösener*, Art. ‚Bauer, Bauerntum‘, in: *Lexikon des Mittelalters* 1 (1980) 1564 und *Karl Ferdinand Werner*, Art. ‚Adel‘, ebd. 119. Ebenso *Robert Fossier*, *Enfance de l'Europe* (Nouvelle Clío 17/17bis, Paris 1982), Bd. 1, 78 ff. und 2, 884 ff.; *Michel Rouche*, *De l'Orient à l'Occident. Les origines de la tripartition fonctionnelle et les causes de son adoption par l'Europe chrétienne à la fin du X^e siècle*, in: *Occident et Orient au X^e siècle* (Publications de l'université de Dijon 57, Paris 1979) 43.

⁴⁸ *Jean-Pierre Poly – Eric Bournazel*, *La mutation féodale* (Nouvelle Clío 16, Paris 1980) 222 ff., bes. 234.

⁴⁹ *Vauchez*, *Naissance d'une chrétienté* (wie Anm. 44) 89 ff. Besonders krasse Wertungen in diesem Sinn bei *Claude Carozzi*, *Les fondements de la tripartition sociale chez Adalbéron de Laon*, in: *Annales E. S. C.* 33 (1978) 683–702: die funktionale Dreiteilung als „ensemble de fantasmes“ (701) mit ideologischer Absicht (693), nämlich: „pétrifier brutalement les barrières sociales“ (695). Ähnlich auch *Duby*, *Les trois ordres* (wie Anm. 26) 20 ff., 39 ff., 62 ff. u. ö. und, ihm folgend, *Flori*, *L'idéologie du glaive*, 158 ff.

⁵⁰ So *Claude Carozzi* (Diskussionsbeitrag) in: *Rouche*, *De l'Orient à l'Occident*, 51. Zum modernen Ideologiebegriff vgl. *Kurt Lenk*, *Problemgeschichtliche Einleitung*, in: *Ders.* (Hg.), *Ideologie* (Soziologische Texte 4, Neuwied – Berlin 1970) 17–59; *Karl Dietrich Bracher*, *Zeit der Ideologien* (Stuttgart 1982) 14 f.

⁵¹ *Karl Kroeschell*, *Haus und Herrschaft im frühen deutschen Recht* (Göttinger rechtswissenschaftliche Studien 70, Göttingen 1968) 51.

⁵² Dazu *Oexle*, *Deutungsschemata* (wie Anm. 1) Abschnitte I und II. Versuche, einen quasi ‚wertfreien‘ und rein deskriptiven Ideologiebegriff für die Geschichtswissenschaft, auch für die Mediävistik zu gewinnen, werden immer wieder unternommen, s. jüngst *Max Kerner*, *Einleitung: Zum Ideologieproblem im Mittelalter*, in: *Ders.* (Hg.), *Ideologie und Herrschaft im Mittelalter* (Wege der Forschung 530, Darmstadt 1982) 1–58. Sie scheitern jedoch u.a. daran, daß der moderne Ideologiebegriff seiner geschichtlichen Gewordenheit nach grundsätzlich wertend gemeint, also ein ‚Kampfbegriff‘ ist (s. oben die Anm. 50 genannten Ausführungen von *Lenk* und *Bracher*). Es zeigt sich denn auch in der Forschungspraxis, daß die pejorativen Konnotationen dieses Begriffs gar nicht eliminiert werden können, vgl. die oben Anm. 49 und 50 genannten Äußerungen über die funktionale Dreiteilung. – Der Verzicht auf die Verwendung des modernen Ideologiebegriffs bedeutet natürlich in keiner Weise ein Plädoyer zugunsten einer ‚idiographischen‘ Deskription ständischer Gesellschaften ausschließlich mit ihren eigenen Begriffen. Über zahlreiche Kontroversen und Mißverständnisse bei diesem Problem: *Otto Gerhard Oexle*, *Sozialgeschichte – Begriffsgeschichte – Wissenschaftsgeschichte. Anmerkungen zum Werk Otto Brunners*, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 71 (1984) 305–341, bes. 324 ff.

nichts, da doch auch die Verwendung sog. ‚Gemeinplätze‘ irgend etwas bedeutet haben muß. Es ist in dieser Frage nach der „Verschränkung zwischen sozialen Strukturen und ihrem Begriff von sich selbst“, nach dem Verhältnis zwischen der ‚Wirklichkeit‘ und dem ‚Wissen‘ von ihr, nur weiterzukommen unter zwei Bedingungen. Erstens darf die Frage nach dem Wirklichkeitsbezug solcher Schemata nicht von vornherein negativ beschieden werden; vielmehr sind im Hinblick auf jedes einzelne Deutungsschema die Umstände seiner Entstehung und seiner Verbreitung in den einzelnen Phasen seiner Geschichte mit Sorgfalt empirisch zu untersuchen. Zweitens bedarf es aber auch grundsätzlicher Überlegungen über das Verhältnis von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘. Dies ist bekanntlich kein neues Thema, richtete sich doch gerade darauf die konstitutive Frage der modernen Wissenssoziologie, deren Ansätze und Ergebnisse die Sozialgeschichte nutzen sollte⁵³. Denn die Menschen handeln nicht in Entsprechung zu den ‚realen‘ Gegebenheiten, sie handeln vielmehr nach dem Bild, das sie sich davon machen⁵⁴. Man hat es also mit drei Gegebenheiten zu tun: (1) mit einer vorgegebenen Wirklichkeit; (2) mit dem ‚Wissen‘ über diese Wirklichkeit, dem ‚Bild‘, das die Menschen sich davon machen; und (3) mit dem Verhalten und Handeln, das aus diesem ‚Wissen‘, aus dem ‚Bild‘ der Wirklichkeit resultiert und durch das wiederum Wirklichkeit geformt und geschaffen wird⁵⁵.

In dieser Weise sind auch Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit zu verstehen⁵⁶: sie sind einerseits ‚Schemata der Erfahrung‘, in denen soziale Wirklichkeit erfassbar wird; andererseits sind sie ‚Schemata der Deutung‘, insofern das Erfahrene sinnvoll erfahren wird. Dadurch wird Handeln möglich. Der Wirklichkeitsbezug solcher Schemata ist also ein zweifacher. Einerseits enthalten derartige Schemata Wirklichkeit, weil sie Wirklichkeit wahrzunehmen und zu deuten versuchen. Dabei ist selbstverständlich niemals eine totale oder absolute Wirklichkeitserfassung oder gar Wirklichkeitsabbildung möglich. Wohl aber ist möglich eine partielle oder aspektive Erfassung dessen, was ‚wirklich‘ ist. Andererseits schaffen solche Schemata ‚Wirklichkeit‘, bringen sie Wirklichkeit hervor, weil sie durch die Vermittlung der Sinnhaftigkeit der Wirklichkeit Handeln ermöglichen, zum Handeln anleiten können. Deshalb hat man im Hinblick auf das Stände-Denken des frühen und hohen Mittelalters jüngst völlig zu Recht hervorgehoben, „wie sehr es in der Realität verwurzelt war und einen Teil dieser Realität mitbestimmte“⁵⁷.

⁵³ Dazu *Oexle*, Deutungsschemata (wie Anm. 1) Abschnitt I. Für die sozialgeschichtliche Arbeit erscheinen dem Verf. besonders hilfreich die Ansätze von *Peter L. Berger* und *Thomas Luckmann*, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie (Frankfurt a. M. 1969); vgl. auch *Peter L. Berger*, Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie (Frankfurt a. M. 1973) 3 ff.

⁵⁴ *Georges Duby*, Histoire sociale et idéologies des sociétés, in: *Jacques Le Goff – Pierre Nora* (Hgg.), Faire de l'histoire 1 (Paris 1974) 147–168, 147.

⁵⁵ Dieser Vorgang wurde von *Berger* und *Luckmann* (wie Anm. 53) in der Dialektik von Internalisierung, Externalisierung und Objektivierung (Objektivierung) gefaßt.

⁵⁶ S. *Oexle*, Deutungsschemata (wie Anm. 1) Abschnitt I.

⁵⁷ *Heinrich Fichtenau*, Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts Bd. 1 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 30/1, Stuttgart 1984) 4.

Das komplizierte Verhältnis zwischen ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘ liegt aber nicht nur auf der Ebene historischer Phänomene, es betrifft nicht nur die soziale Wirklichkeit vergangener Epochen und deren Deutung im Blick der damals Lebenden, in ihren Reflexionen über ‚ordo‘ und ‚ordines‘. Die Frage nach dem Verhältnis von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘ erscheint ein zweites Mal im Hinblick auf die modernen wissenschaftlichen Beurteilungen oder lebensweltlich inspirierten Wertungen jener mittelalterlichen ‚Wirklichkeit‘ von Gesellschaft, Ständen und Stände-Reflexionen. Die scheinbar selbstverständliche, eigentlich aber nur unbedachte Verwendung von Begriffen wie ‚Ideologie‘ und ‚Topos‘ und die scheinbar selbstverständliche Annahme einer Dichotomie von ‚Ideal‘ und ‚Wirklichkeit‘ zwingen dazu, auch darüber nachzudenken.

Man sollte sich dabei Klarheit verschaffen über die Bedingungen antiker und mittelalterlicher Stände-Reflexion und über die Unterschiede zwischen dieser und der modernen Reflexion über Gesellschaft, vor allem über die Tatsache, daß diese beiden Formen des Nachdenkens über ‚Gesellschaft‘ sich in ihren grundsätzlichen Annahmen zueinander kontradiktorisch verhalten⁵⁸, und schließlich: wie dieser Sachverhalt auf unsere Erkenntnis der ständischen Gesellschaft des Mittelalters und auf unsere Deutung der mittelalterlichen Deutungsschemata sich auswirken kann, was vor allem der ‚Ideologie‘-Begriff demonstriert.

Die Deutung der Gesellschaft im Sinne einer ‚Harmonie durch Ungleichheit‘ und der daraus abgeleitete Grundsatz der sozialen Ethik und des praktischen Verhaltens, daß nämlich jeder ‚in seinem Stande‘ verbleibe⁵⁹, widerspricht bekanntlich allem, was sich in der Moderne seit dem 18. Jahrhundert an sozialen Leitvorstellungen durchgesetzt hat. Allein schon deshalb ist die vormoderne Stände-Reflexion dem Ideologieverdacht ausgesetzt. Außerdem gibt es in der Moderne keine metaphysischen Begründungen mehr für die Erkenntnis der Welt und der Gesellschaft und also auch keine Erkenntnis mehr, die für sich einen Wahrheitsanspruch behaupten könnte. Deshalb gibt es auch keinen Konsens mehr über die Interpretation der Gesellschaft, wie ihn die oben dargelegten Grundannahmen des Ständedenkens enthielten⁶⁰. Vielmehr gibt es eine Vielheit konkurrierender Auffassungen über die wahre Erkenntnis gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse und über das aus ihr abzuleitende richtige Handeln⁶¹.

⁵⁸ Man vgl. dazu *Otto Dann*, Art. ‚Gleichheit‘, in: *Otto Brunner – Werner Conze – Reinhart Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* 2 (1975) 997–1046.

⁵⁹ S. oben Abschnitt I.

⁶⁰ Vermutlich war das ‚Ständedenken‘ in seinen Grundannahmen im frühen und hohen Mittelalter eine „Sinnwelt“, die gewissermaßen von jedermann ‚bewohnt‘ wurde, unbeschadet von Divergenzen in der Akzentuierung usw. dieser Grundannahmen. Vgl. *Berger-Luckmann*, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, 132 f.

⁶¹ Daraus ergibt sich, daß der Ideologie-Begriff für die Äußerungen von Stände-Denken in der Moderne, im 19. und 20. Jahrhundert durchaus angemessen erscheinen mag. Dazu *R. H. Bowen*, *German Theories of the Corporative State with Special Reference to the Period 1870–1919* (New York 1947); *Kurt Sontheimer*, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik* (München 1978); *M. H. Elbow*, *French Corporative Theory, 1789–1948* (New York 1953).

Diese Feststellung ist nicht neu. Und sie wird hier auch nicht getroffen, um daran ein Bedauern über das Verschwinden ständischer Gesellschaften und ihrer metaphysisch begründeten, somit als wahr und allgemein gültig aufgefaßten Lebensnormen anzuknüpfen. Sie wird vielmehr getroffen, um daraus die nötigen Konsequenzen für die Beurteilung mittelalterlicher und allgemein vormoderner Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit zu ziehen und bei ihrer begrifflichen Benennung die nötige Umsicht nicht zu vernachlässigen. Die Annahme der ‚Irrealität‘ solcher Schemata, ihre Erörterung im Zeichen des Gegensatzes von ‚Ideal‘ und ‚Wirklichkeit‘, ihre Bezeichnung als ‚Ideologien‘ und ‚Topoi‘ treffen nicht das Richtige, weil sie die grundlegende Unterscheidung zwischen der modernen und der vormodernen Reflexion über Gesellschaft nicht beachten. Selbstverständlich bieten antike und mittelalterliche Deutungsschemata keine umfassend deskriptive, abbildliche Übereinstimmung mit der Wirklichkeit⁶²; es ist dies ja auch nicht ihr einziger Zweck, weil sie immer auch eine Anleitung zum richtigen Handeln vermitteln wollen. Dies bedeutet aber nicht, daß man deshalb jeglichen Wirklichkeitsbezug ausschließen könnte. Vielmehr ist gerade die Absicht, das Handeln zu leiten, die Bedingung für den Bezug zur Wirklichkeit, auch wenn dieser nur partiell und aspektiv sein mag. Selbstverständlich läßt sich in allen Schemata ‚Topisches‘ feststellen und können die Schemata dem modernen Historiker als eine Wiederkehr des immer Gleichen erscheinen, weil sie alle auf ein und denselben Grundannahmen beruhen. Das schließt aber nicht aus, daß jedes einzelne Schema in seiner Weise und wohl auch, in den verschiedenen Phasen seiner Geschichte, in unterschiedlicher Akzentuierung, von diesen Grundannahmen her ein Stück Wirklichkeit ständischer Gesellschaft erfassen sollte und auch zu erfassen vermochte. Und selbstverständlich wird man auch damit rechnen müssen, daß einzelne Schemata immer wieder im Sinne von ‚Ideologien‘ verwendet wurden, also zur Legitimierung gesellschaftlicher Herrschaftsformen genutzt, interessenbestimmt, manipulatorisch und wirklichkeitsverfälschend eingesetzt wurden. Diese Möglichkeit ist für jedes Schema und alle seine Verwendungen in die Betrachtung einzubeziehen. Dies bedeutet jedoch nicht, daß das Moment des ‚Ideologischen‘ grundsätzlich und immer das Wesentliche war und deshalb Grundlage einer definierenden Bezeichnung von Deutungsschemata als ‚Ideologien‘ sein könnte.

III

Betrachtet man Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im Hinblick auf die Dialektik des Verhältnisses von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘, so lassen sich an unterschiedlichen Beispielen verschiedene Aspekte dieses Verhältnisses beobachten: die Hervorbringung von ‚Wirklichkeit‘ durch Schemata ihrer Deutung⁶³, die gedankliche

⁶² Dies leisten übrigens ja auch die Begriffe und Schemata der modernen Wissenschaften nicht, auch nicht in der Geschichtswissenschaft und in den Sozialwissenschaften.

⁶³ Ein Beispiel dafür wäre die Unterscheidung von ‚Klerus‘ und ‚Laien‘, s. *Oexle*, Deutungsschemata (wie Anm. 1), Abschnitt III.

Entwicklung von Schemata, weil eine neue Wirklichkeit der Deutung bedarf⁶⁴, die Bündelung und Pointierung von Elementen der ‚Wirklichkeit‘ in den Schemata ihrer Deutung⁶⁵, der Streit um die Gültigkeit einzelner Schemata in politisch-sozialen oder kirchlichen Kontroversen⁶⁶, ja sogar die bewußte Infragestellung und Ignorierung tradierter und allgemein verbreiteter Schemata, in der Absicht, eine neue Wirklichkeit hervorzubringen⁶⁷.

Über die richtige Deutung des Schemas der funktionalen Dreiteilung und vor allem über die Frage des Wirklichkeitsbezugs dieses Schemas wurden in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten von seiten der Mediävistik, aber auch benachbarter Disziplinen, ungewöhnlich ausgedehnte und intensive Forschungskontroversen geführt⁶⁸. Dies darf auch als Indikator dafür verstanden werden, daß die funktionale Dreiteilung nicht nur ein besonders interessantes Beispiel mittelalterlicher Deutungsschemata darstellt, sondern daß an diesem Beispiel und seinen Interpretationen auch in besonderer Weise Grundfragen der historischen Erkenntnis zur Diskussion stehen.

Die Geschichte der funktionalen Dreiteilung kann hier nicht im einzelnen erörtert werden⁶⁹. Schon die Frage der Herkunft des Schemas ist – abgesehen von der Tatsache seiner indoeuropäischen Verbreitung – vielfach kontrovers⁷⁰. Fest steht allerdings, daß das Schema keinen biblischen Hintergrund hat⁷¹ und daß auch eine Vermittlung durch die antiken Texte nicht wahrscheinlich ist⁷². Im folgenden soll vor allem der ‚Durchbruch‘ dieses Schemas in Europa um 1000 und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts skizziert werden, und zwar unter drei Aspekten: (1) im Hinblick auf die politischen, kirchlichen und sozialen Vorgänge, welche zu diesem ‚Durchbruch‘ geführt haben: Bedrohungen von außen und Unsicherheit im Innern, welche die Frage aufwarfen nach dem Schutz jener, die keine Waffen führen können oder dürfen, und nach der Erlaubtheit des Waffengebrauchs und seiner religiösen Legitimierung; (2) im Hinblick auf die Bildung neuer Stände, die in diesem Schema erfaßt wurden, nämlich ‚Ritterstand‘ und ‚Bauernstand‘; und schließlich (3) im Hinblick auf die Lebensnormen, das Ethos dieser neuen Stände, wie es in der funktionalen Dreiteilung ausgedrückt ist.

⁶⁴ Ein Beispiel: die Deutung der Gesellschaft nach den drei Ständen von Klerus, Laien und Mönchen, die durch die Entstehung des Mönchtums notwendig wurde und im wesentlichen von Augustinus erarbeitet wurde; Oexle, *Tria genera hominum* (wie Anm. 40).

⁶⁵ Dieser Aspekt wird im folgenden am Beispiel der funktionalen Dreiteilung erläutert.

⁶⁶ Dazu Oexle, *Deutungsschemata*, Abschnitt V.

⁶⁷ Zum Beispiel bei Franziskus von Assisi und Elisabeth von Thüringen, s. oben bei Anm. 32.

⁶⁸ S. oben Anm. 26 und die ausführliche Erörterung der Kontroversen bei Oexle, *Die funktionale Dreiteilung* (wie Anm. 25), bes. 13 ff., und bei Doms, *Deutungsschemata*, Abschnitt IV.

⁶⁹ Dazu die in Anm. 26 genannten Titel.

⁷⁰ Die indoeuropäische Herkunft und Verbreitung des Schemas ist Gegenstand zahlreicher Arbeiten von Georges Dumézil, s. Oexle, *Die funktionale Dreiteilung*, 14. Über weitere Kontroversen zur Genese ebd. 33 ff. und Le Goff, *Les trois fonctions* (wie Anm. 26).

⁷¹ Georges Dumézil, *L'idéologie tripartite des Indo-Européens et la Bible*, in: *Kratylos* 4 (1959) 97–118.

⁷² Oexle, *Die funktionale Dreiteilung*, 33 f.

(1) Der funktionalen Dreiteilung ging jene funktionale Zweiteilung der Gesellschaft voraus, welche Papst Gelasius I. um 500 erstmals in seiner Beschreibung des Zusammenwirkens beschöflicher (päpstlicher) und königlicher (kaiserlicher) Gewalt in der funktionalen Zuordnung zweier Stände (*ordines*), Ämter (*officia*), Funktionen (*actiones*) und Würden (*dignitates*) angedeutet hatte⁷³. Auf dieser gelasianischen Zweiteilung beruhten die in der Karolingerzeit häufigen funktionalen Zweiteilungen von *orantes* und *bellantes*, von *intercessores* und *defensores*, von *ordo ecclesiasticus* und *ordo militaris*, oder auch, unter Verwendung der paulinischen Metapher der ‚*militia*‘, von *militia Christi* und *militia saecularis*⁷⁴. Bereits im 9. Jahrhundert wurde aber auch schon die dritte Funktion, die der körperlichen Arbeit, einbezogen, wurden neben die *sacerdotes* und die *milites* auch die *agricultores* gestellt⁷⁵. Damit waren erstmals im Mittelalter die körperlich Arbeitenden in ein Schema aufgenommen. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts hat König Alfred d. Gr. die funktionale Dreiteilung in seiner angelsächsischen *Boethius-Adaptation* erörtert⁷⁶. Gleichwohl bleibt die funktionale Dreiteilung im 9. Jahrhundert ein eher marginales Thema. Und für das 10. Jahrhundert konnten bisher überhaupt keine eindeutigen Zeugnisse benannt werden⁷⁷.

Dies ändert sich erst in den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts, als im angelsächsisch-insularen Bereich die Erörterung dieses Schemas begann. Sie findet sich um 1000 in mehreren Texten des Mönchs und Abtes Aelfric (gest. vor 1020) und des ihm nahestehenden Erzbischofs Wulfstan (II.) von York (gest. 1023). Diese Texte haben einen zeitspezifischen Hintergrund: die Angriffe der Dänen auf das angelsächsische Reich in der Zeit König Aethelreds (978–1016)⁷⁸. Die bedrohliche Situation warf die Frage auf, ob Mönche, Kleriker und Bischöfe Waffen tragen und führen dürfen. Erzbischof Wulfstan stellte sie (um 1003/05) Aelfric und erbat ein Gutachten dazu. Aelfric, der bereits 995 in einer anderen Schrift die Frage ‚*Qui sunt oratores, laboratores, bellatores*‘ erörtert hatte⁷⁹, antwortete auf die Frage des Bischofs anhand einer Erläuterung der funktionalen Dreiteilung: ‚*Ordo laboratorum acquirit nobis uictum, et ordo bellatorum debet armis patriam nostram ab incursibus hostium defendere, et ordo oratorum, id sunt clerici et monachi et episcopi, qui electi sunt ad spiritalem militiam, debent orare pro omnibus et seruitiis seu officiis dei semper insistere et fidem catholicam*

⁷³ Tract. IV ‚*Ne forte quod solent*‘ c. 11, zitiert nach *Carl Mirbt* (Hg.), *Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus* (Tübingen 1934) 85 f. Nr. 188. Dazu *Walter Ullmann*, *Gelasius I. (492–496) (Päpste und Papsttum 18, Stuttgart 1981) 198 ff.*

⁷⁴ Vgl. die Nachweise bei *Oexle*, *Die funktionale Dreiteilung*, 35 f. Zur Metapher der *militia* bei Paulus s. oben im Text bei Anm. 24.

⁷⁵ So der Haimo von Auxerre zugeschriebene *Apokalypsen-Kommentar* (Migne, *Patrologia latina* 117, 953) aus der Mitte des 9. Jahrhunderts. Weitere Texte: *Oexle*, *Die funktionale Dreiteilung*, 37 ff.

⁷⁶ King Alfred's Old English Version of Boethius c. 17, hg. von *Walter John Sedgfield* (Oxford 1899) 40.

⁷⁷ Dazu *Oexle*, *Deutungsschemata*, Abschnitt IV, Anm. 135 und 136.

⁷⁸ *F. M. Stenton*, *Anglo-Saxon England* (*The Oxford History of England* 2, Oxford 1971) 364 ff.; *D. P. Kirby*, *The Making of Early England* (London 1967) 115 ff.

⁷⁹ Aelfric's *Lives of Saints* 2 (Early English Text Society 94), hg. von *Walter W. Skeat* (London, New York, Toronto 1890) 120 ff.

predicare et sancta charismata dare fidelibus.“⁸⁰ Die kirchenrechtliche und praktische Frage wird also verneint, womit Aelfric sich in die Tradition älterer Ständereflexion im Sinne von Plato und Paulus einordnet: die Vermischung der Stände und ihrer Funktionen ist untunlich, die militia spiritualis (militia Dei) mit ihren arma spiritualia ist scharf zu trennen von der militia saecularis und deren arma saecularia⁸¹. Bischöfe, Kleriker und Mönche sind Glieder der militia spiritualis, sie können nicht, wie Aelfric schreibt, „in zwei Milizen gleichzeitig dienen“. Diese Auffassung entsprach auch der kirchenrechtlichen Tradition, die dem Kleriker das Waffentragen und Waffenführen verbot⁸². Aelfrics Text führt aber über diese engere Frage hinaus. Denn er beantwortet zugleich zwei weitere Fragen grundsätzlicher Art: wie es unter solchen Umständen mit dem Schutz und der Sicherheit jener sei, die keine Waffen führen oder führen dürfen, und wer denn überhaupt zum Waffengebrauch befugt sei, d.h., wie die Anwendung von Waffen auch religiös begründet werden könne. Denn gerade aus der scharfen Trennung der beiden ‚militiae‘ und der drei Funktionen (Gebet, Gottesdienst, Predigt, Sakramentenspendung; Verteidigung; Gewinnung des Lebensunterhalts, der Ernährung) ergibt sich die Rechtfertigung des Waffengebrauchs bei den bellatores, welche die militia saecularis sind. So, wie die oratores „für alle“ beten und die laboratores für alle die Ernährung sichern, so kämpfen auch die bellatores für die Gesamtheit der drei ordines: sie kämpfen gegen „unsere Feinde“, sie verteidigen „unser Land“ (urne eard, patriam nostram), sie verteidigen „unsere Städte“ (ure burga)⁸³. Oder, wie Aelfric in einer Umformulierung von Röm. 13, 4 über den bellator (er bezeichnet ihn auch als miles und cniht) schreibt: „non sine causa portat miles gladium.“⁸⁴ In einer anderen Fassung des Gedankens schrieb Aelfric später (1007/08), daß der Königsthron „auf diesen drei Säulen steht: laboratores, bellatores, oratores“, was gerade in gefährvollen Zeiten gelte, in denen die Beachtung und Unterscheidung der Funktionen besonders geboten sei⁸⁵. Dieser Gedanke findet sich abermals in den Erzbischof Wulfstan zugeschriebenen ‚Institutes of Polity‘⁸⁶.

Die insularen Texte der Zeit um 1000 bezeichnen in großer Deutlichkeit den politisch-sozialen Kontext, in dem das Schema der funktionalen Dreiteilung sich durchsetzt. In einem vergleichbaren Kontext begegnen die ersten Zeugnisse der funktionalen Dreiteilung auf dem Kontinent. Es sind jene Verhältnisse der Desorganisation, die im werdenden Frankreich um 1000 und während der ersten Jahrzehnte des 11. Jahr-

⁸⁰ Bernhard Febr (Hg.), Die Hirtenbriefe Aelfrics in altenglischer und lateinischer Fassung (Bibliothek der angelsächsischen Prosa 9, Hamburg 1914) 225.

⁸¹ Ebd. 225f.

⁸² Vgl. Friedrich Prinz, Klerus und Krieg im früheren Mittelalter (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 2, Stuttgart 1971) 4ff.

⁸³ S. Aelfric's Lives of Saints (wie Anm. 79) 122 sowie seine Schrift ‚On the Old and New Testament‘ von 1007/08, hg. von S. J. Crawford, The Old English Version of the Heptateuch (Early English Text Society 160, 1922, Nachdruck 1969) 71f.

⁸⁴ On the Old and New Testament, a.a.O. 72.

⁸⁵ Ebd. 71.

⁸⁶ In verschiedenen Fassungen: Karl Jost (Hg.), Die „Institutes of Polity, Civil and Ecclesiastical“, ein Werk Erzbischof Wulfstans von York (Schweizer Anglistische Arbeiten 47, Bern 1959) 55 ff.

hundreds zur Entstehung der sog. Gottesfriedensbewegung geführt haben⁸⁷. Mit deren Zielen stimmen die beiden ältesten und wichtigsten Zeugnisse der funktionalen Dreiteilung im nordostfranzösisch-lothringischen Raum wesentlich überein, ein Gedicht des Bischofs Adalbero von Laon, um 1025⁸⁸, und eine Predigt, die Bischof Gerhard (I.) von Cambrai im Jahr 1036 gehalten hat⁸⁹. In beiden Texten steht abermals die strikte Unterscheidung der drei Funktionen im Vordergrund, auch hier aufs engste verknüpft mit dem Thema der Unterscheidung der beiden militiae.

Der Aufbau und die Gedankenführung des berühmten und viel erörterten Gedichts Adalberos von Laon kann hier im einzelnen nicht erörtert werden⁹⁰. Man kann es als eine Schrift ‚De ordine‘ bezeichnen, da sich der Autor selbst in die Nachfolge älterer ordo-Reflexionen, vor allem des Augustinus und des sog. Pseudo-Dionys einordnet⁹¹. Seiner Erläuterung der funktionalen Dreiteilung hat der Autor eine satirische Auseinandersetzung mit den Cluniacensern vorangestellt⁹², denen er vorwarf, daß sie „in die Beschäftigungen und Verhältnisse anderer Stände eindringen und von dem, was dem Klerus zukommt, abweichen“⁹³. Adalbero wirft den Cluniacensern eine transformatio ordinis vor⁹⁴. Er verdeutlicht diesen Vorwurf in seiner grotesken Darstellung eines Mönchs als Ritter (miles), der als Mitglied eines neuen bellicus ordo monachorum auftritt, einer neuen militia. Sie steht unter dem Befehl des Abtes Odilo von Cluny (gest. 1048), der hier als „König“ und princeps militiae bezeichnet wird⁹⁵. Der Wahrheitsgehalt der Satire besteht darin, daß die Cluniacenser in der Tat eine „Umgestaltung der Laienwelt“ mitbewirkt haben, mit ihrem Einfluß auf das werdende laikale Rittertum, ihrem „Anteil an dem Aufkommen“ einer „neuen Kriegsethik“ und an der „Herauf-führung des Kreuzzugszeitalters“⁹⁶. Dieser transformatio ordinis stellt Adalbero die funktionale Dreiteilung gegenüber, mit der er die Grundgedanken der älteren ordo-Reflexion in einer neuen Weise ausdrückt und in der Unterscheidung neuer ordines:

⁸⁷ Bernhard Töpfer, Volk und Kirche zur Zeit der beginnenden Gottesfriedensbewegung in Frankreich (Neue Beiträge zur Geschichtswissenschaft 1, Berlin 1957); Hartmut Hoffmann, Gottesfriede und Treuga Dei (Schriften der Monumenta Germaniae historica 20, Stuttgart 1964); Hans-Werner Goetz, Kirchenschutz, Rechtswahrung und Reform. Zu den Zielen und zum Wesen der frühen Gottesfriedensbewegung in Frankreich, in: Francia 11 (1983) 193–239.

⁸⁸ Adalbéron de Laon, Poème au roi Robert, hg. von Claude Carozzi (Les classiques de l'histoire de France au moyen âge 32, Paris 1979). Diese Edition beruht jedoch auf z. T. fragwürdigen Annahmen und Deutungen des Überlieferungsbefundes: Otto Gerhard Oexle, Adalbero von Laon und sein ‚Carmen ad Rotbertum regem‘. Bemerkungen zu einer neuen Edition, in: Francia 8 (1980) 629–638.

⁸⁹ Überliefert in der Bischofsgeschichte von Cambrai: Gesta episcoporum Cameracensium III, 52 (Monumenta Germaniae historica, Scriptores 7, 485 f.).

⁹⁰ Dazu Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 19 ff.

⁹¹ Carmen v. 214 ff., Carozzi 16.

⁹² Dazu Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 20 ff.

⁹³ Carl Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens (1935, Nachdruck Darmstadt 1955) 343.

⁹⁴ Carmen v. 36, Carozzi 4.

⁹⁵ Ebd. v. 112 ff. und v. 155 f., a.a.O. 8 und 12.

⁹⁶ Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, 63 f.

„Tripartita Dei domus est, quae creditur una: / Nunc orant, alii pugnant, alique laborant. / Quae tria sunt simul et scissuram non patiuntur. / Unius officio sic stant operata duorum, / Alternis uicibus cunctis solamina prebent.“⁹⁷

Eine Veränderung und Überschreitung des *ordo* und jeglicher *ordines* bedeuteten in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts auch jene Milizen, die – zur Durchsetzung der Ziele der Gottesfriedensbewegung – von Bischöfen aufgestellt und befehligt wurden⁹⁸, ungeachtet der dem entgegenstehenden kirchlichen und kirchenrechtlichen Tradition⁹⁹. Auch Bischof Gerhard von Cambrai wurde 1023 von Mitbischöfen aufgefordert, eine derartige bischöfliche Einsatztruppe zu bilden. Gerhard hielt dies freilich für ein gefährliches Unterfangen, das die „Ordnung der Kirche“ umstürze. Denn, so argumentierte der Bischof 1023 ganz im Sinne der gelasianischen Zweiteilung, was den beiden „Personen“ oder ‚Funktionen‘ zugewiesen sei, „nämlich der königlichen und der priesterlichen“, dürfe nicht von ein und derselben Person ausgeübt werden¹⁰⁰. Genau dieselbe Einstellung hat Gerhard von Cambrai dann abermals in den dreißiger Jahren vertreten und jetzt mit der funktionalen Dreiteilung begründet. In der erwähnten Predigt aus dem Jahr 1036 legte er dar, daß „das Menschengeschlecht von Anfang an“ dreigeteilt war: nach *oratores*, *pugnatores* und *agricultores*, die sich gegenseitig helfen und einander unterstützen. Die *oratores* sind von weltlichen Tätigkeiten frei¹⁰¹ und bedürfen deshalb der *pugnatores*, damit sie in ihrem *otium sanctum* sicher sind, und der *agricultores*, „weil sie durch deren Arbeit physisch ernährt werden“. Ebenso „werden die *agricultores* durch das Gebet der *oratores* zu Gott erhoben und durch die Waffen der *pugnatores* verteidigt. Und in gleicher Weise werden die *pugnatores* durch die Erträge der Äcker ernährt“ und werden „die mit den Waffen begangenen Delikte gesühnt durch das heilige Gebet jener Frommen, die sie schützen“¹⁰².

(2) Im Schema der funktionalen Dreiteilung wurden aber nicht nur aktuelle Gegenwartsfragen erörtert, sondern es wurden auch Bildungen neuer Stände erfaßt, die in einem engen Zusammenhang untereinander stehen. Es geht hier um die Entstehung eines Ritter- und eines Bauernstandes, um den Vorgang der Differenzierung und gegenseitigen Definition von ‚Bauer‘ und ‚Ritter‘, von *rusticus* und *miles*. Diese beiden Begriffe sind „offensichtlich verschiedenen Formen des Daseins zugeordnet“ und korrespondieren zugleich „historisch auf eine beziehungsvolle Weise miteinander“. Die zunehmende Verwendung beider Begriffe, die seit dem Ausklang der Karolingerzeit zu beobachten ist, zeigt „nichts anderes als die fortschreitende Differenzierung der zuvor ungeschiedenen Tätigkeiten des Landbaus und der Kriegführung in zwei besondere

⁹⁷ Nach der ältesten Fassung in der Hs. zitiert: Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 24.

⁹⁸ Darüber Töpfer, Volk und Kirche, 91 ff.; Hoffmann, Gottesfriede, 104 ff.; Josef Semmler, *Facti sunt milites domni Ildebrandi omnibus ... in stuporem*, in: Das Ritterbild in Mittelalter und Renaissance (Studia humaniora. Düsseldorfer Studien zu Mittelalter und Renaissance 1, Düsseldorf 1985) 11–35, bes. 26 ff.

⁹⁹ S. oben Anm. 82.

¹⁰⁰ *Gesta episcoporum Cameracensium* III, 27, a.a.O. 474.

¹⁰¹ Dies schließt an die alte, noch in der christlichen Spätantike erarbeitete Definition des Klerus im Gegensatz zu den Laien an, s. Oexle, Deutungsschemata, Abschnitt III.

¹⁰² S. Anm. 89.

Berufe an¹⁰³. Die in den grundherrschaftlichen Aufzeichnungen der Karolingerzeit noch übliche Zuordnung der bäuerlichen Bevölkerung zu den vielfältig gestuften rechtlichen Unterscheidungen der Freiheit, geminderten Freiheit und der Unfreiheit tritt zurück, diese Stufungen haben sich nivelliert¹⁰⁴: „Die alte geburtsständische Differenzierung zwischen liber und servus wurde bis zum 11. Jahrhundert allmählich von der neuen funktionsständischen Unterscheidung zwischen rusticus und miles, zwischen Bauer und Ritter überlagert.“¹⁰⁵ Damit aber trat erstmals der Bauer als historisch-soziale Figur in Erscheinung, hatte sich ein Bauern-Stand gebildet, den es erst seit dieser Zeit gibt. Jenseits der zuvor in erster Linie relevanten rechtlichen Unterscheidungen trat jetzt die gleichartige ökonomische Tätigkeit der körperlich Arbeitenden hervor und wurde als solche auch wahrgenommen. Gleichzeitig hat sich in einem schon im 8. und 9. Jahrhundert einsetzenden Prozeß der schwergepanzerte Krieger zu Pferd durchgesetzt und das bewaffnete bäuerliche Aufgebot allmählich verdrängt. Es entstand ein Berufskriegertum, das in der Funktion des Waffengebrauchs und Waffendienstes verschiedene Schichten zusammenordnete: adlige Krieger ebenso wie freie Leute, denen sich alsbald auch die durch dieselbe Funktion aus der Unfreiheit aufsteigenden Ministerialen beigesellten¹⁰⁶. Die Dimensionen dieses Vorgangs hat O. Hintze treffend gekennzeichnet, wenn er die mittelalterliche Scheidung von ‚Bauernstand‘ und ‚Ritterstand‘ als einen „weltgeschichtlich“ bedeutsamen „Akt der Berufs- und Arbeitsteilung“ charakterisierte und darauf hinwies, daß – ebenso wie in der vorausgehenden Bildung eines Klerikerstandes während der ersten nachchristlichen Jahrhunderte¹⁰⁷ – auch in der Entstehung eines „privilegierten Kriegerstandes“ ein „Haupthebel der ständischen Bewegung überhaupt“ erkannt werden müsse¹⁰⁸.

Es ist zu fragen, ob das zeitliche Zusammentreffen dieser Vorgänge mit dem ‚Durchbruch‘ der funktionalen Dreiteilung am Beginn des 11. Jahrhunderts wirklich nur ein Zufall ist. Wahrscheinlicher ist die Annahme, daß die Reflexion über ‚Bauer‘ und ‚Ritter‘, über *laboratores* und *agricultores*, über *bellatores*, *pugnatores* und *milites* im Hinblick auf ihre Unterschiedenheit und zugleich auf die Bedeutung ihrer wechselseitigen Funktionen und Aufgaben diesen bedeutsamen „Akt der Berufs- und Ar-

¹⁰³ Josef Fleckenstein, Zur Frage der Abgrenzung von Bauer und Ritter, in: R. Wenskus – H. Jankuhn – K. Grinda (Hgg.), Wort und Begriff „Bauer“ (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Kl., Dritte Folge Nr. 89, Göttingen 1975) 246–253, 246. S. auch Werner Rösener, Bauer und Ritter im Hochmittelalter. Aspekte ihrer Lebensform, Standesbildung und sozialen Differenzierung im 12. und 13. Jahrhundert, in: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter (wie Anm. 31) 665–692.

¹⁰⁴ Darüber zuletzt Werner Rösener, Bauern im Mittelalter (München 1985), bes. 27 ff.

¹⁰⁵ Ebd. 29 f.

¹⁰⁶ Zusammenfassend Josef Fleckenstein, Über Ritter und Rittertum: Zur Erforschung einer mittelalterlichen Lebensform, in: Mittelalterforschung (Forschung und Information 29, Berlin 1981) 104–114, bes. 108 ff.

¹⁰⁷ S. oben Anm. 63.

¹⁰⁸ Otto Hintze, Staatsverfassung und Heeresverfassung (1906), wieder abgedruckt in: Ders., Staat und Verfassung (Gesammelte Abhandlungen 1, Göttingen 1970) 52–83, 62; Ders., Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung (1931), ebd. 140–185, 166. Über den Klerikerstand als „Vorbild aller privilegierten Stände im Abendland“ ebd. 174.

beitsteilung“ (O. Hintze) zwischen ‚Bauer‘ und ‚Ritter‘ aufgriff, daß also in dem Schema der funktionalen Dreiteilung dieser Prozeß erstmals in seinem Zusammenhang erfaßt wurde.

Es sei hinzugefügt, daß auch die Zusammenfassung von Klerikern und Mönchen in einem ordo, dem der oratores, einen unverkennbaren Bezug zur sozialen Wirklichkeit hat. Sie bezeichnet nämlich eine Veränderung der Gestalt des Mönchtums, die wiederum während der Karolingerzeit faßbar zu werden beginnt. Indem das fränkische Mönchtum sich in den Dienst des Königtums begab, hat es die ursprüngliche Verpflichtung des Mönchs zu körperlicher Arbeit mehr und mehr zugunsten geistlicher und pastoraler Aufgaben zurücktreten lassen¹⁰⁹. Man kann diesen Prozeß daran ablesen, daß in dieser Zeit in den Klöstern die Zahl der Laienmönche ab- und jene der ordinierten Mönche, der Subdiakone, Diakone und Priester zunahm¹¹⁰. Diese ‚Klerikalisierung‘ des Mönchtums erreichte ihren Höhepunkt im 10. und 11. Jahrhundert bei den Cluniacensern, deren „Wesen“ bekanntlich durch Liturgie und Meßfeier, durch Schriftlesung und Gebetsdienst bestimmt war¹¹¹.

In dieser Weise darf das Schema der funktionalen Dreiteilung als ein Indikator für soziale Prozesse der Ständebildung betrachtet werden; es hat solche Vorgänge gebündelt, pointiert und auf den Begriff gebracht.

(3) Zugleich aber wird man die funktionale Dreiteilung in diesen Vorgängen auch als einen Faktor ansehen dürfen: es wirkte verstärkend und fördernd, weil es ein bestimmtes Bild der Wirklichkeit vermittelte. Anders ausgedrückt: für die neuen Stände des Bauern (laborator, agricultor) und des Ritters (bellator, puginator, miles) formulierte die funktionale Dreiteilung Lebensnormen und forderte zu einem Verhalten in diesem Sinne auf. Deshalb steht dieses Schema einerseits an den Anfängen der Ritterethik, wird hier andererseits eine neue Bewertung der körperlichen Arbeit vorgetragen. Die funktionale Dreiteilung bezieht sich also nicht nur auf ökonomische und soziale Vorgänge, sondern impliziert auch den Entwurf von Lebens- und Verhaltensformen.

Der Schutz des Landes vor seinen Feinden und der Schutz der Wehrlosen vor ihren Bedrückern gehört am Ende des 11. Jahrhunderts zum Gebote-Kodex des Ritters¹¹². Beide Normen finden sich im Schema der funktionalen Dreiteilung am Beginn des 11. Jahrhunderts. Mit den bereits zitierten Worten Aelfrics: „ordo bellatorum debet armis patriam nostram ab incursibus hostium defendere.“¹¹³ Adalbero von Laon bezeichnete die bellatores als tutores aecclesiarum und erläuterte: „Defendunt uulgi maiores atque minores / Cunctos et sese parili sic more tuentur.“¹¹⁴ Auch hier wird

¹⁰⁹ Vgl. Josef Semmler, Karl der Große und das fränkische Mönchtum, in: Bernhard Bischoff (Hg.), Das geistige Leben (Karl der Große 2, Düsseldorf 1966) 255–289.

¹¹⁰ Otto Gerhard Oexle, Forschungen zu monastischen und geistlichen Gemeinschaften im westfränkischen Bereich (Münstersche Mittelalterschriften 31, München 1978) 101 ff., 110 f.

¹¹¹ Gerd Tellenbach, Zum Wesen der Cluniacenser, in: Saeculum 9 (1958) 370–378, 376.

¹¹² Dazu Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, 235 ff., bes. der 235 zitierte Gebote-Kodex für den Ritter von Bischof Bonizo von Sutri (1090/95).

¹¹³ S. oben im Text bei Anm. 80.

¹¹⁴ Adalbero von Laon, Carmen v. 282 ff., Carozzi 20.

wieder die Übereinstimmung mit den Zielen der Gottesfriedensbewegung sichtbar, deren Hauptanliegen der Kirchenschutz war, der Schutz aller Personen, die im Dienst der Kirche stehen und deshalb keine Waffen führen, und schließlich aller anderen, die sich selbst nicht schützen können: „Stets war die Wehrlosigkeit das Kriterium für den Friedensschutz.“¹¹⁵ Aus der Tatsache, daß die bellatores diese Aufgabe des Schutzes „für alle“ wahrnehmen¹¹⁶, ergibt sich die religiöse Rechtfertigung des Waffengebrauchs. Dies hatte schon Aelfric dargelegt. Gerhard von Cambrai brachte in seiner Predigt über die funktionale Dreiteilung diesen Gedanken in eine besonders prägnante Form, wenn er von den pugnatorens sagte: „officium non est in culpa, si deest peccatum in conscientia.“¹¹⁷ Wer die seinem Stande übertragenen Aufgaben ausübt, begeht dabei also keine Sünde. Man hat diesen Satz als eine „bemerkenswerte Äußerung“ bezeichnet, welche „kühn der Lösung eines Problems“ vorausgreife, „welches noch das ganze 11. Jahrhundert beschäftigen sollte.“¹¹⁸ Die „Kühnheit“ dieses Satzes ist in der Tat bemerkenswert; doch ist festzuhalten, daß er sich aus dem Gedanken der funktionalen Dreiteilung gewissermaßen von selbst ergibt.

Auch die „Sicherstellung der Ernährung“ und der Schutz jener, die sie für alle anderen gewährleisten, der Bauern und ihrer „lebensnotwendigen Arbeit“ gehörte zu den Zielen der Gottesfriedensbewegung¹¹⁹. In diesem Sachverhalt wird abermals die Übereinstimmung mit den Aussagen der funktionalen Dreiteilung sichtbar. Wenn alle drei ordines Aufgaben „für alle“ übernehmen, so ergibt sich daraus eine den anderen Funktionen gleichartige Bedeutung der körperlichen Arbeit, was eine neue Wertung der körperlichen Arbeit impliziert. Das Erscheinen der funktionalen Dreiteilung um 1000 bedeutet deshalb auch eine Epoche in der wechselvollen Geschichte der Bewertung und Deutung körperlicher Arbeit¹²⁰, was hier nicht näher ausgeführt werden kann¹²¹. Die laboratores erbringen „unsere Subsistenz“ (urne bigleofan), schrieb Aelfric: „ordo laboratorum acquirit nobis uictum“, wie sein lateinischer Text lautet¹²². Die laboratores sind weorcmen, „die das erzeugen sollen, wovon das ganze Volk (theodscipe) leben soll“ (Wulfstan von York)¹²³; durch die Arbeit der agricultores werden alle oratores und alle pugnatorens „ernährt“ (Gerhard von Cambrai)¹²⁴. Vor allem Adalbero von Laon hat die neue Wertung körperlicher Arbeit erörtert. Diejenigen, die arbeiten (qui laborant) – Adalbero bezeichnet sie als servi –, sind ein genus afflictum, ein „Stand der Elenden“, der „Unglücklichen“, weil ihr Leben von Arbeit und Mühe (la-

¹¹⁵ Goetz, Kirchenschutz, Rechtswahrung und Reform (wie Anm. 87) 209 ff., das Zitat 214.

¹¹⁶ S. oben S. 34.

¹¹⁷ S. oben Anm. 89.

¹¹⁸ Hoffmann, Gottesfriede, 60. Wie Aelfric (s. oben im Text bei Anm. 84) verwendet auch Gerhard von Cambrai die Aussage von Röm. 13,4.

¹¹⁹ Goetz, Kirchenschutz, 215 und 217.

¹²⁰ Darüber auch die Bemerkungen von Le Goff, Les trois fonctions (wie Anm. 26), 1205 ff.

¹²¹ Ausführlich darüber Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 27 ff., und Ders., Le travail au XI^e siècle: réalités et mentalités, in: Le travail au Moyen Age (im Druck).

¹²² S. oben im Text bei Anm. 80. Ferner Lives of Saints (wie Anm. 79) 122 f. und „On the Old and New Testament“ (wie Anm. 83) 71.

¹²³ Institutes of Polity (wie Anm. 86) 56.

¹²⁴ S. das Zitat oben im Text bei Anm. 102.

bor) bestimmt wird. Zwar sind diejenigen, die arbeiten, jenen, die beten (*qui orant*), und jenen, die kämpfen (*qui pugnant*), keineswegs gleichgestellt; die allem Ständedenken eigene Betonung der Ungleichheit der *ordines* begegnet selbstverständlich auch hier. Aber die Ungleichheit ist relativiert durch die wechselseitige Unentbehrlichkeit der drei Stände und ihrer Funktionen. Dies unterscheidet die funktionale Dreiteilung von anderen Deutungsschemata¹²⁵. Es handelt sich hier um eine wirklich ‚funktionale‘ Auffassung der Gesellschaft, weil die drei Stände nicht nur durch spezifische Aufgaben und Pflichten, sondern auch durch deren Wechselseitigkeit definiert sind. Die Unentbehrlichkeit der Arbeit verdeutlichte Adalbero in einer für seine Zeit ungewöhnlichen dialektischen Auffassung von Herr und Knecht: „alle“ werden durch die Arbeit der *servi* ernährt; der Herr wird ernährt von seinem Knecht, den er doch zu ernähren wähnt („*Pascitur a seruo dominus quem pascere sperat*“); deshalb sind auch Könige und Bischöfe nicht die Herren, sondern „die Knechte ihrer Knechte“: „*Rex et pontifices seruis seruire videntur*.“¹²⁶

Adalberos Auffassung schiebt zwei Deutungen der körperlichen Arbeit beiseite. Einmal die in der Antike (Plato, Aristoteles, Cicero) übliche Auffassung, daß körperliche Arbeit *eo ipso* den Menschen nicht nur ständisch erniedrigt, sondern ihn auch sittlich, ja sogar geistig disqualifiziert¹²⁷.

Zum anderen die von den Kirchenvätern, besonders von Gregor d. Gr. und Isidor von Sevilla begründete Lehre, daß die Unfreiheit und die mit ihr verknüpfte Arbeit der *servi* eine von Gott aus Barmherzigkeit auferlegte Strafe für Sünden sei, daß also die „Gewalt der Herrschenden“ den Sinn habe, die „Freiheit der Knechte (Sklaven), Böses zu tun“, einzuschränken¹²⁸. Die von Adalbero angedeutete Dialektik von Herr und Knecht ist bekanntlich ein Thema, das erst in späteren Jahrhunderten in allen seinen Dimensionen entfaltet wird¹²⁹. Die hier begründete Wertung der körperlichen Arbeit bleibt aber ein Charakteristikum des Schemas der funktionalen Dreiteilung bis zum Beginn der Moderne¹³⁰.

¹²⁵ Zum Beispiel von der durch eine transzendent begründete, absolute Über- und Unterordnung definierten Unterscheidung von Klerus und Laien und dem ähnlich strukturierten Schema der ‚*Tria genera hominum*‘ (‚*Tres ordines ecclesiae*‘) (dazu oben Anm. 40).

¹²⁶ Hier zitiert nach der ursprünglichen Textfassung in der Handschrift, vgl. Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 30. Der dialektische Grundgedanke stammt von Augustinus und betrifft das christliche ‚Haus‘, in dem „*qui imperant seruiunt eis, quibus videntur imperare*“ (De civitate Dei XIX, 14, Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum 40/2, 399). Er wird hier aber in einen neuen Zusammenhang eingefügt.

¹²⁷ Dazu Oexle, Art. ‚Stand, Klasse‘ (wie Anm. 18) Abschnitt III/3.

¹²⁸ Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 27f. Das Zitat aus Isidor von Sevilla, *Sententiarum libri tres* III, 47 (Migne, Patrologia latina 83, 717).

¹²⁹ Dazu Hans Mayer, Herrschaft und Knechtschaft. Hegels Deutung, ihre literarischen Ursprünge und Folgen, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 15 (1971) 251–279; K. Rothe, Art. ‚Herrschaft und Knechtschaft‘, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 3 (1974) 1088–1096.

¹³⁰ So auch Le Goff, *Les trois fonctions*, 1206 und 1208.

IV

Der weiteren Verbreitung des Schemas in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und den vielfältigen sprachlichen Prägungen des Grundgedankens der drei Funktionen im ausgehenden 11. und im 12. Jahrhundert kann hier nicht nachgegangen werden¹³¹. Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts setzten in Frankreich dann auch die volkssprachigen Belege ein, während sie in Deutschland erst am Beginn des 13. Jahrhunderts festzustellen sind¹³².

Selbstverständlich war mit der Entstehung eines Bauern- und eines Ritter-Standes die Ständebildung im mittelalterlichen Okzident nicht abgeschlossen. Noch im Lauf des 11. und vor allem des 12. Jahrhunderts traten neue ‚Schichten‘ in Erscheinung: zunächst das städtische Bürgertum in der Gestalt des Kaufmanns und der des Handwerkers¹³³, dann die Schicht der Intellektuellen, der Gelehrten und Studierenden, deren Erscheinen um 1200 die Entstehung der Universitäten nach sich zog¹³⁴. Es hat immer wieder Versuche gegeben, die funktionale Dreiteilung in ein Vierer-Schema umzuwandeln, um dadurch die neuen Gegebenheiten aufzunehmen. Schon im 12. Jahrhundert hat man den älteren drei ordines den ordo mercatorum oder negotiatorum angefügt¹³⁵. In späterer Zeit hat man die Juristen als einen ‚Vierten Stand‘ aufgefaßt¹³⁶ oder auch der älteren Ständetrias einen ‚status‘ oder ‚ordo scholasticus‘ beigesellt¹³⁷. Im ganzen aber blieb es bei der Dreiteilung, deren Zeugnisse vor allem in der spätmittelalterlichen Literatur sehr häufig begegnen¹³⁸ und deren Darstellung in der Kunst sogar erst im 16. Jahrhundert einen Höhepunkt erreicht¹³⁹.

Man könnte daraus die Behauptung ableiten, daß seit dem 12. Jahrhundert das Schema der funktionalen Dreiteilung doch nur noch den Charakter eines ‚Topos‘ habe, eines Gemeinplatzes ohne Realitätsbezug. Aber auch in diesem Fall wird man einer solchen Annahme kaum zustimmen können. Denn auch für die Zeit seit dem

¹³¹ Aus dem 11. Jahrhundert seien notiert die Prägungen sacerdotalis ordo/militans ordo/agricolarum ordo und orantes/defensores/agricultores; aus dem 12. Jahrhundert oratores/bellatores/aratores, sapientes/milites/artifices, clerici/milites/coloni, oratores vel praelati/defensores/agricoli. Vgl. die Nachweise bei Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 50.

¹³² Ebd. 50f.

¹³³ Otto Brunner, Stadt und Bürgertum in der europäischen Geschichte, in: Ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte (Göttingen 1968) 213–224.

¹³⁴ Vgl. Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums (wie Anm. 35).

¹³⁵ Vgl. den ps.-bedanischen Text ‚De quatuor ordinibus‘, der wohl aus dem 12. Jahrhundert stammt, über die Aufgaben von oratores, defensores, mercatores und laboratores (Migne, Patrologia latina 94, 556f.), s. Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 34 Anm. 206 und ebd. 51.

¹³⁶ Vgl. Niccoli, I sacerdoti, i guerrieri, i contadini, 71 ff. und Dumont, Recherches sur les Ordres (wie unten Anm. 152) 198 ff.

¹³⁷ Dazu Werner Conze in dem Art. ‚Stand, Klasse‘ (wie Anm. 8) Abschnitt VII/3.

¹³⁸ Reiches Material bei Ruth Mohl, The Three Estates in Medieval and Renaissance Literature (New York 1933) und Niccoli, I sacerdoti, i guerrieri, i contadini (wie Anm. 26).

¹³⁹ Niccoli, I sacerdoti, bes. 64 ff. Vgl. Le Goff, Les trois fonctions (wie Anm. 26) 1202: „Le XVI^e siècle est le grand siècle de l'iconographie de la société tripartite.“ Dazu auch der Beitrag von G. und R. Woblfel in diesem Band S. 269–319.

12. Jahrhundert ist die Frage des Wirklichkeitsbezugs sinnvoll zu erörtern, und zwar in der doppelten Hinsicht der Aufnahme von Wirklichkeit in dem Schema und der Prägung der Wirklichkeit durch das Schema. Dies soll anhand der Frage nach dem Zusammenhang des Deutungsschemas der funktionalen Dreiteilung mit der Entstehung von Ständen im politisch-sozialen Sinn geschehen.

Die Entstehung ständischer Verfassungen, das Auftreten von Reichs- und Landständen, von *États généraux* und *États provinciaux* seit dem 13., vor allem seit dem 14. und 15. Jahrhundert, ist ein bedeutendes Ereignis der europäischen Geschichte¹⁴⁰. Und man weiß, daß diese Stände ein singuläres und spezifisches Phänomen des europäischen Okzidents darstellten: weder in den antiken Kulturen noch im byzantinischen oder islamischen Mittelalter gibt es Vergleichbares¹⁴¹. Wie kam es zur Entstehung politischer Stände im Okzident?

Die noch immer anregendsten und umfassendsten Hinweise zur Beantwortung dieser Frage finden sich in O. Hintzes berühmter Abhandlung über die ‚Weltgeschichtlichen Bedingungen der Repräsentativverfassung‘ aus dem Jahr 1931¹⁴². Dies kann hier im einzelnen nicht behandelt werden, wohl aber ist auf die Aktualität der Aspekte Hintzes hinzuweisen, auf ihre nach wie vor evidente methodische Modernität, darin nämlich, daß Hintze vor allem die Bedeutung sozialgeschichtlicher Faktoren einschließlich von ‚Mentalitäten‘ und Denkformen für die Entstehung politischer Stände herausgearbeitet hat. Dies zeige sich zum Beispiel in der Wirkung der Denkformen des Konsenses, des Vertrags, der gegenseitigen Verpflichtung, die den Gruppenbildungen der Vasallität ebenso wie den geschworenen Einungen, den Gilden und Kommunen zugrunde liege¹⁴³. Auch die Wirkungen des Christentums hat Hintze in mehrfacher Hinsicht herausgestellt. In der Antike habe es ständische Verfassungen deshalb nicht gegeben, weil neben dem Dominieren der absolut-monarchischen Regierungsform und neben der municipal bestimmten Verfassungsstruktur insbesondere die im Denken tief verwurzelte Unterscheidung von Herren und Sklaven die Ausbildung jener Ideen verhindert habe, die für das Ständewesen im politisch-sozialen Sinn eine Voraussetzung darstellen. „Denn nur weil ein großer Teil der Bevölkerung aus nicht rechtsfähigen Menschen bestand, konnte in den antiken Stadtstaaten das System der unmittelbaren Demokratie, das die Gesamtheit der rechtsfähigen Bürgerschaft umfaßt, sich ausbilden und erhalten, ohne daß ein Bedürfnis der Volksvertretung sich fühlbar gemacht und sich Geltung erzwungen hätte.“¹⁴⁴ Die grundsätzliche Aufhebung dieses Unterschieds von Herren und Sklaven gehört zu den weitreichenden sowohl mentalen wie auch politischen und sozialen Wirkungen des Christentums, ebenso wie die defi-

¹⁴⁰ Vgl. die problemorientierten Überblicke und Forschungsberichte von *Gerhard Oestreich* – *Inge Auerbach*, Art. ‚Ständische Verfassung‘, in: *Sowjetsystem und Demokratische Gesellschaft* 6 (1972) 211–236; *Gerhard Oestreich*, Zur Vorgeschichte des Parlamentarismus: ständische Verfassung, landständische Verfassung und landschaftliche Verfassung, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 6 (1979) 63–80.

¹⁴¹ Dazu vor allem die in Anm. 108 genannte Abhandlung von *Otto Hintze*.

¹⁴² *Otto Hintze*, *Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung* (wie Anm. 108).

¹⁴³ Ebd. 163 f., 166 ff., 175 ff.

¹⁴⁴ Ebd. 173.

nitive Aufhebung jener geistigen, moralischen und sozialen Diffamierungen, die – wie bereits erwähnt – in der Antike mit der körperlichen Arbeit verknüpft waren¹⁴⁵. Anders ausgedrückt: in dem Vorhandensein eines auf freier Arbeit beruhenden und durch körperliche Arbeit definierten ‚Standes‘ wird ein entscheidender Unterschied zwischen Antike und Mittelalter und zugleich eine wesentliche Bedingung für die Entstehung ständischer Verfassungen sichtbar¹⁴⁶, ein Unterschied, der durch Denkformen, durch mentale Wertvorstellungen konstituiert wurde. Wie wir gesehen haben, hat das Deutungsschema der funktionalen Dreiteilung gerade diesen Gedanken zum Ausdruck gebracht: die Zusammenfassung aller, die arbeiten, in einem ‚Stand‘, und: die positive Bewertung dessen, was sie „für alle“, was sie für das Ganze tun¹⁴⁷. Gerade aus der Wirkung auch mentaler Gegebenheiten erklärt sich nach Hintzes Auffassung die „Singularität des abendländischen Ständestaats“. Wichtig ist nämlich, daß es sich bei diesen Ständen „nicht bloß um eine ökonomisch-soziale Differenzierung der Bevölkerung handelt, wie wir sie in jeder höher entwickelten Zivilisation finden, sondern um privilegierte, und zwar rechtlich und politisch privilegierte Gruppen der Bevölkerung“, also „nicht bloß um Priester, Ritter, Bauern, Handwerker, Kaufleute“, sondern um die „eigenartigen Bildungen“ eines Klerus, einer „mehr oder minder hoch privilegierten, korporativ zusammengeschlossenen Aristokratie von Magnaten und Ritterschaften“, eines ‚Dritten Standes‘¹⁴⁸. Vor allem der älteste dieser Stände, der Klerus, hatte eine erstrangige Bedeutung, weil er das „Vorbild aller privilegierten Stände im Abendland geworden“ ist¹⁴⁹. Dabei darf – über Hintze hinausgehend – daran erinnert werden, daß am Anfang der Entstehung eines Kleriker-Standes wiederum ein Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit steht, nämlich die Unterscheidung der Menschen in die beiden ordines von Klerus und Laien, die am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erstmals entworfen und alsbald inhaltlich gefüllt und ausgeprägt wurde¹⁵⁰.

Mit diesem Hinweis sei nun die Frage nach vergleichbaren Wirkungen des Schemas der funktionalen Dreiteilung aufgeworfen. So sehr O. Hintze die Bedeutung von Denkformen und mentalen Deutungen herausstellte – im Fall der funktionalen Dreiteilung hat er die Annahme einer solchen Einwirkung eines Deutungsschemas im Hinblick auf die Entstehung ständischer Verfassungen abgelehnt. Dies liegt jedoch offensichtlich daran, daß Hintze zwar die Übereinstimmung dieses „abendländischen Schemas“ mit den indischen ‚varna‘ und also die indoeuropäische Provenienz und Verbreitung bewußt war, daß er selbstverständlich die frühneuzeitlichen Reflexionen über ‚Lehrstand – Wehrstand – Nährstand‘ kannte, „wie sie in der Theorie des 17. und 18. Jahrhunderts im Anschluß an scholastische und humanistische Formulierungen“ entstanden¹⁵¹, daß ihm aber das Aufkommen der funktionalen Dreiteilung im frühen

¹⁴⁵ S. oben Anm. 27f. und 127.

¹⁴⁶ Hintze a.a.O. 173.

¹⁴⁷ S. oben Abschnitt III.

¹⁴⁸ Hintze a.a.O. 160.

¹⁴⁹ Ebd. 174.

¹⁵⁰ Oexle, Deutungsschemata (wie Anm. 1) Abschnitt III.

¹⁵¹ Hintze a.a.O. 160.

Mittelalter und ihre Verbreitung im Hoch- und Spätmittelalter offenbar nicht gegenwärtig war. Bezieht man diese jedoch in die Überlegungen ein, so wird wahrscheinlich, daß die realen Ständebildungen in der Frühen Neuzeit nicht nur die Geschichte des Schemas beeinflußt haben – wie Hintze und neuerdings wieder F. Dumont annahmen¹⁵² –, sondern daß die früh- und hochmittelalterliche Geschichte des Deutungsschemas auch ein Faktor in der Entstehung der realen politisch-sozialen Stände gewesen ist. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei betont, daß es mit einer solchen Annahme nicht darum geht, den überaus komplexen Vorgang der Entstehung politischer Stände einer monokausalen Betrachtung zu unterwerfen, sondern nur darum, ein vielleicht zu Unrecht vergessenes Moment in diesem Vorgang in die Betrachtung mit einzubeziehen.

Dazu lädt vor allem das Beispiel Frankreichs ein. In Frankreich haben sich die États généraux vom Beginn des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zu einem wirklich repräsentativen Organ der ‚Drei Stände‘, der „tres status totius regni“ entwickelt¹⁵³. Und man kann sehr gut erkennen, wie sich in diesem Prozeß die Reflexion über die drei Stände im Sinne der funktionalen Dreiteilung geltend gemacht hat.

In der Zeit der Krise der französischen Monarchie im ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert hat der Pariser Theologe und Kanzler der Universität Jean Gerson (gest. 1429) eine Lehre vom corpus mysticum Frankreichs entwickelt, dessen Gesundheit und Wohlergehen nur durch das Zusammenwirken des Königs als dem Haupt mit den drei Ständen als den Gliedern gesichert sei¹⁵⁴. Derselbe Gedanke begegnet zur selben Zeit bei dem Juristen Jean de Terre Rouge: das corpus civile sive mysticum regni besteht durch das Zusammenwirken und den Konsens der ‚Drei Stände‘, „ex consensu trium statuum“¹⁵⁵. Im 16. Jahrhundert wird man hieran anknüpfen¹⁵⁶. Erinnert sei ferner an die Predigten Gersons über die Rolle der drei Stände und ihre Funktionen. Er bezeichnete sie als status ecclesiasticus, status militaris und status civilis, oder – mit den französischen Interpretamenten – als clergie, chevalerie und bourgeoisie¹⁵⁷. Clergie meint dabei nicht nur den Klerus, sondern – im Sinne der im 12. Jahrhundert neu entfalteten Bedeutung von ‚clericus‘ = der Gelehrte

¹⁵² Hintze a.a.O. 160; François Dumont, Recherches sur les Ordres dans l'Opinion française sous l'Ancien Régime, in: Album Helen Maud Cam 1 (Studies presented to the International Commission for the History of representative and parliamentary Institutions 23, Louvain – Paris 1960) 189–201, 190.

¹⁵³ Thomas Basin, Histoire de Louis XI 7,24, hg. von Charles Samaran, Bd. 3 (Paris 1972) 384. Vgl. Claude Soule, Les États généraux de France 1302–1789 (Paris 1968); Jean-François Lemari-gnier, La France médiévale: institutions et société (Paris 1970) 333 ff.

¹⁵⁴ Ernst H. Kantorowicz, The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology (Princeton/N. J. 1957) 218 f.

¹⁵⁵ Ebd. 219 mit Anm. 77. Ralph E. Giesey, The French Estates and the Corpus Mysticum Regni, in: Album Helen Maud Cam 1 (wie Anm. 152) 155–171.

¹⁵⁶ Vgl. die Äußerung des Juristen Guy Coquille: „Car le roy est le Chef, et le peuple des Trois Ordres sont les membres, et tous ensemble font le corps politique et mystique“ (zitiert nach Kantorowicz 220 Anm. 79).

¹⁵⁷ Vgl. Carl Schäfer, Die Staatslehre des Johannes Gerson (Diss. phil. Köln 1935) 94 ff.; Wilhelm Maurer, Luthers Lehre von den drei Hierarchien und ihr mittelalterlicher Hintergrund (Bayer. Akad. der Wiss., Phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte, Jahrgang 1970, Heft 4, München 1970) 104 ff.

und Studierende¹⁵⁸ – auch die Juristen, die königlichen Räte, die Philosophen¹⁵⁹. Der Begriff der ‚bourgeoisie‘ umfaßt vor allem das städtische Bürgertum, also Kaufleute und Handwerker („marchands et laboureurs“), schließt aber auch die Bauern ein¹⁶⁰.

Im 15. Jahrhundert entwickelte sich aus der Reflexion über die funktionale Dreiteilung eine ganze Literaturgattung. Die Einung der französischen Nation in den drei Ständen ist das Thema des berühmten ‚Quadrilogue invectif‘, den der am Hof des Dauphin in Bourges lebende Alain Chartier 1422, in einer ausweglos erscheinenden Notlage der Monarchie verfaßte. Es ist ein Dialog der France mit den drei Ständen (estaz): „la chevalerie et les nobles“, „le clergé et les conseillers“ und dem „peuple“, die an ihre Pflichten erinnert werden¹⁶¹. Das Thema begegnet wieder in dem ‚Débat du laboureur, du prestre et du gendarme‘ des Robert Gaguin (um 1480)¹⁶². Die Wirkung des älteren Schemas der funktionalen Dreiteilung wird vor allem sichtbar im Begriff des ‚Dritten Standes‘ (‚Tiers Etat‘ oder, im Sinn der Körpermetapher, ‚Tiers Membre‘), der 1429 zum ersten Mal begegnet¹⁶³. Wieder handelt es sich um einen negativ-ausgrenzenden Sammelbegriff, der alle jene meint, die weder dem Klerus noch dem Adel angehören. Insofern drückt dieser Begriff die Geringwertigkeit dieses Standes aus. So sind Bezeichnungen wie tertius et inferior status oder tiers, commun et bas estat zu verstehen¹⁶⁴. Zugleich aber meint der Begriff die Umfassendheit dieses Standes und seine Unentbehrlichkeit für das Ganze. Beide Momente brachte der burgundische Geschichtsschreiber Georges Chastellain (gest. 1475) mit seiner Bemerkung über den ‚Dritten Stand‘ (tiers membre) zum Ausdruck, „der das Königreich vollständig macht“: „Pour venir au tiers membre qui fait le royaume entier, c'est l'estat des bonnes villes, des marchans et des gens de labeur, desquels il ne convient faire si longue exposition que des autres, pour cause que de soy il n'est gaires capable de hautes attributions, parce qu'il est au degré servile.“¹⁶⁵ Der ‚tiers membre‘ ist also der Stand, der alle umfaßt, die arbeiten, Stadtbewohner, Kaufleute, aber auch die Bauern. Aus der Zeit um 1500 sei schließlich aus einem Gedicht des Jean Marot zitiert: „Les troys Estatz sont l'Eglise et Noblesse / Avec Labeur, qui chascun jour ne cesse / Aux aultres deux bailler vivre et pécune; / ...“¹⁶⁶ Es ist also dieselbe Auffassung des durch Arbeit definierten Dritten Standes, wie sie uns in den Anfängen der funktionalen Dreiteilung um 1000 und am Beginn des 11. Jahrhunderts entgegentrat. Dementsprechend hat Jean Marot in den verschiedenen Texten, in denen er das Schema erörtert, den Dritten Stand einmal durch einen Bauern, ein anderes Mal durch einen Handwerker verkörpert¹⁶⁷.

¹⁵⁸ Oexle, Alteuropäische Voraussetzungen des Bildungsbürgertums (wie Anm. 35) 76 f.

¹⁵⁹ Vgl. Maurer, Luthers Lehre von den drei Hierarchien, 109.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Alain Chartier, Quadrilogue invectif, hg. von Edmond Droz (Paris 1950). Die Zitate ebd. 14.

¹⁶² Roberti Gaguini epistolae et orationes, hg. von Louis Thuasne (Paris 1904) 350 ff.

¹⁶³ Bernard Guenée, L'Occident aux XIV^e et XV^e siècles. Les États (Nouvelle Clio 22, Paris 1971) 228.

¹⁶⁴ Ebd.

¹⁶⁵ Zitiert nach Johan Huizinga, Herbst des Mittelalters (Stuttgart 1953) 57.

¹⁶⁶ Zitiert nach Dumont, Recherches (wie Anm. 152) 194.

¹⁶⁷ Ebd. 196 ff.

Es sei noch angemerkt, daß auch im spätmittelalterlichen England die Zeugnisse der funktionalen Dreiteilung nicht fehlen. Stellvertretend sei ein Passus aus John Wiclifs Traktat ‚De officio regis‘ zitiert: „... necesse est esse tres Ierarchias in regno que omnes unam personam unicordem constituent, scilicet sacerdotes vel oratores, seculares dominos vel defensores, et plebeos vel laboratores. Primi sunt tectum domus ecclesie ... Secunda yerarchia debet constanter tamquam tetragonus sine vituperio defendere regnum corporaliter a plagis quattuor correspondentes ad quattuor domus parietes. ... Tercia vero ierarchia debet intendere operi terrenorum et ideo tamquam sustentans regnum in temporalibus, comparabitur fundo domus. Quando iste tres yerarchie comproporcionantur in quantitate et qualitate secundum dei regulas regnum procedet prospere.“¹⁶⁸ Auch hier ist die Kontinuität zu den Anfängen um 1000 offenkundig. Und auch am englischen Beispiel wäre die Frage nach der funktionalen Dreiteilung als Faktor bei der Entstehung realer Stände zu prüfen.

V

An diese Überlegungen seien zwei Fragen angeschlossen, die den Blick vom Spätmittelalter über die Epochenschwelle ‚1500‘ hinweg auch auf die Geschichte des Stände-Denkens und der Deutungsschemata in der Frühen Neuzeit richten.

(1) Der Begriff des ‚Dritten Standes‘ begegnet im spätmittelalterlichen Deutschland, soweit bisher feststellbar, nicht¹⁶⁹. Es lohnt sich zu fragen, warum. Diese Frage zielt auf eine vergleichende Geschichte von Deutungsschemata im Bezug auf verschiedene Verbreitungsgebiete, womit noch nicht begonnen worden ist. Als ein vorläufiger Befund sei hier die Feststellung formuliert, daß die Funktionale Dreiteilung in Deutschland später erscheint und sehr viel weniger verbreitet war als in Frankreich¹⁷⁰. Im Vergleich mit den spätmittelalterlichen Reflexionen über Staat und Gesellschaft in Frankreich ist ihre Bedeutung wesentlich geringer: weder bei Marsilius von Padua noch bei Nikolaus von Cues wurde sie aufgegriffen. Auch Martin Luther hat seine berühmte Lehre von den drei Ständen, Orden, Stiften, Ämtern oder Regimenten, die Unterscheidung von *ordo ecclesiasticus*, *ordo politicus* und *ordo oeconomicus*, nicht aus der Tradition der Funktionalen Dreiteilung konzipiert¹⁷¹. Man wird deshalb weiter fragen, was im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutschland an die Stelle des Begriffs ‚Dritter Stand‘ getreten ist, und man kann die Vermutung äußern, daß es viel-

¹⁶⁸ Iohannis Wyclif Tractatus de officio regis, hg. von Alfred W. Pollard und Charles Saylor (London 1887) 58 f.

¹⁶⁹ Dies gilt auch für die Frühe Neuzeit, wo in der deutschen Stände-Reflexion die Drei-Stände-Lehre Luthers (s. unten Anm. 171) weitgehend dominiert: Conze, Art. ‚Stand, Klasse‘ (wie Anm. 8) Abschnitt VII/2–3.

¹⁷⁰ Oexle, Die funktionale Dreiteilung, 50 f.

¹⁷¹ Vgl. Maurer, Luthers Lehre von den drei Hierarchien; Reinhard Schwarz, Ecclesia, oeconomia, politia. Sozialgeschichtliche und fundamentalethische Aspekte der protestantischen Drei-Stände-Theorie, in: H. Renz – F. W. Graf (Hgg.), Troeltsch-Studien 3 (Gütersloh 1984) 78–88.

leicht der Begriff des ‚Gemeinen Mannes‘ war. Freilich ist noch nicht endgültig geklärt, wer etwa am Beginn des 16. Jahrhunderts der ‚Gemeine Mann‘ eigentlich war¹⁷². Wenn man aber, P. Blickle folgend, diesen Begriff als eine Gesamtbezeichnung für alle jene versteht, die weder dem Adel noch dem Klerus angehörten, die an Herrschaft nicht beteiligt waren und deren Existenz durch körperliche Arbeit bestimmt wurde¹⁷³, so wäre der Begriff des ‚Gemeinen Mannes‘ in der Tat als eine Entsprechung zum Begriff des ‚Tiers Etat‘ aufzufassen.

(2) Man kann die Frage stellen, ob denn im Mittelalter reflektiert worden sei über die Kluft zwischen der Wahrnehmung der sozialen Wirklichkeit, z.B. in Deutungsschemata, und der Wirklichkeit selbst. Im Hinblick auf die eingangs getroffenen Feststellungen über das Eingefügtsein des Ständedenkens in die Metaphysik und die damit gesetzten Annahmen über die Erkennbarkeit der Welt und ihrer Ordnung wird man die Frage verneinen können: zumindest im frühen und hohen Mittelalter waren allein schon die Bedingungen für die Möglichkeit einer solchen Reflexion nicht gegeben. Man kann dies auch daran ablesen, mit welcher Selbstverständlichkeit bei früh- und hochmittelalterlichen Autoren verschiedene Sozialmetaphern und Deutungsschemata gleichzeitig Verwendung finden und wie sogar oft bei ein und demselben Autor und sogar in ein und derselben Schrift mehrere Schemata nebeneinander erörtert werden¹⁷⁴. Dies konnte auch deshalb nicht problematisch erscheinen, weil ja alle diese Schemata und Metaphern durch dieselben metaphysischen Grundannahmen konstituiert waren¹⁷⁵. Gleichwohl liegen die entscheidenden Veränderungen, die schließlich zur Entstehung der Frage nach der Kluft zwischen Wirklichkeit und Wirklichkeitswahrnehmung führten, noch im Mittelalter; es handelt sich um das Erscheinen des sog. ‚Nominalismus‘ im 14. Jahrhundert¹⁷⁶.

Der Nominalismus, die ‚Via moderna‘ des 14. Jahrhunderts, war „noch nicht selbst neuzeitlich in seinen Zügen“, aber er war „die unerläßliche Voraussetzung“ zu einem neuen, zum neuzeitlichen und modernen Denken. Er war „gleichsam das Tor, durch

¹⁷² Vgl. Robert Hermann Lutz, *Wer war der gemeine Mann? Der dritte Stand in der Krise des Spätmittelalters* (München – Wien 1979) sowie die Beiträge von R. Wohlfeil, W. Schulze, J. Voss und P. Blickle, in: H. Mommsen – W. Schulze (Hgg.), *Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung* (Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien 24, Stuttgart 1981) 139 ff.

¹⁷³ Peter Blickle, *Die Revolution von 1525. Studienausgabe* (München – Wien 1977) 177 ff.; *Ders.*, „Handarbeit“, „gemeiner Mann“ und „Widerstand“ in der vorrevolutionären Gesellschaft, in: Mommsen – Schulze, *Vom Elend der Handarbeit*, 234–239.

¹⁷⁴ Oexle, *Die ‚Wirklichkeit‘ und das ‚Wissen‘* (wie Anm. 26) 78 f.

¹⁷⁵ S. oben Abschnitt I sowie Oexle, *Art. ‚Stand, Klasse‘* (wie Anm. 18).

¹⁷⁶ Über Phänomen und Begriff des ‚Nominalismus‘ die (im ganzen allerdings unbefriedigenden) Ausführungen von F. Hoffmann, *Art. ‚Nominalismus I‘*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 6 (1984) 874–884. Eine vielseitige Einführung bietet Ruedi Imbach (Hg.), *Wilhelm von Ockham, Texte zur Theorie der Erkenntnis und der Wissenschaft* (Stuttgart 1984) mit vorzüglicher Auswahlbibliographie. Als Gesamtdarstellung: Gordon Leff, *William of Ockham. The metamorphosis of scholastic discourse* (Manchester 1975).

das hindurch der Überschnitt in eine neue Zeit ermöglicht“ wurde¹⁷⁷, und zwar dadurch, daß er selbst noch ganz und gar von metaphysischen Fragen bestimmt war, sie aber in einer Weise beantwortete, die dann letztlich zum Ende der Metaphysik geführt hat. So kann man den Nominalismus des Spätmittelalters als „vielleicht die radikalste Umwälzung in der Philosophiegeschichte sei Platon“ bezeichnen¹⁷⁸, auch wenn die Philosophie der folgenden Zeit bekanntlich auf weite Strecken hin zunächst noch den älteren vor-nominalistischen Annahmen verpflichtet blieb. Wilhelm von Ockhams These, daß der Intellekt nur das Einzelne zu erkennen vermöge („singulare intelligitur“)¹⁷⁹, leitete das Ende des Kosmosdenkens ein. Mit ihr begann die Preisgabe der Annahme, die Welt und ihre Ordnung (ordo) sei erkennbar, begann die Auflösung der Einheit von Metaphysik, Erkenntnislehre und Ethik. Der Nominalismus besiegelte „den Abschied vom mittelalterlichen Ordnungsgedanken“, vom Gedanken einer intelligiblen „Ordnung als Wesenszug der Wirklichkeit“¹⁸⁰. Er bezeichnet deshalb auch den Beginn eines neuen Begriffs von Wissenschaft, die Begründung einer Wissenschaft nämlich, die nicht mehr in Anspruch nehmen kann und will, daß sie wahrhaft gültige Aussagen über die Gestalt der Welt macht, sondern die sich nur noch als ein geordnetes System kohärenter Sätze und Aussagen über Wirkliches versteht. Damit war erstmals die moderne Frage nach dem Verhältnis von Erkenntnis und Wirklichkeit, von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘ in Gang gesetzt worden.

Die Folgen der nominalistischen ‚Umwälzung‘ betreffen unser Thema in dreifacher Hinsicht.

(a) Einerseits hat die Auflösung der Einheit von Metaphysik, Erkenntnislehre und Ethik, die Auflösung jenes Denkens, welches die Welt als gestufte Ordnung wahrnahm und daraus die Maximen des Lebens und Handelns für einzelne und Gruppen und ganze ‚Stände‘ ableitete, mit dem metaphysisch begründeten Ständedenken auch allen Deutungsschemata und Sozialmetaphern den Boden entzogen. Über die einzelnen Phasen und den gesamten Verlauf dieses Prozesses seit dem 14. Jahrhundert weiß man indessen noch wenig. In seinem berühmten Buch über ‚Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen‘ (1922) hat E. Troeltsch gerade darauf hingewiesen. Er hat damit der sozialgeschichtlichen Forschung eine Aufgabe gestellt, deren Lösung sie immer noch vor sich hat: nämlich die Entsprechung zwischen „der Metaphysik des natürlich-übernatürlichen Stufenbaus des Weltalls“ und dem „ständisch-abgestuften Gesellschaftsbild“ und einer „quantitativ abgestuften Moralität der einzelnen Stände in ihrem Verhältnis zum absoluten Ideal“ zu untersuchen und gleichzeitig auch das Verschwinden und die Auflösung von diesem allem. Denn „nicht bloß das Dogma, sondern vor allem auch die Sozialethik ist im Nominalismus aufgelöst“¹⁸¹.

¹⁷⁷ Heinrich Rombach, *Substanz, System, Struktur. Die Ontologie des Funktionalismus und der philosophische Hintergrund der modernen Wissenschaft*, Bd. 1 (Freiburg – München 1965 und ²1981) 80.

¹⁷⁸ Ebd. 340. Vgl. *Imbach*, bes. 180 ff.

¹⁷⁹ Dazu die Texte und Kommentare bei *Imbach* 168 ff.

¹⁸⁰ Ebd. 7.

¹⁸¹ *Troeltsch*, *Soziallehren* (wie Anm. 21) 283 f.

Die Beobachtung dieses Prozesses dürfte nicht nur interessant, sondern geradezu spannend sein, weil das nominalistische Denken sich, wie schon angedeutet, seit dem 14. Jahrhundert nicht gleichförmig ausgebreitet hat, sondern vielmehr die ‚realistischen‘ Deutungen der Welt vor allem seit dem 16. Jahrhundert sich zunächst zu behaupten vermochten¹⁸². Was die Soziallehren und die Deutungsschemata betrifft, so kann man dies ablesen an der Erneuerung und Aktualisierung hochmittelalterlicher Soziallehren in der katholischen Gegenreformation, aber auch daran, daß Martin Luther, ungeachtet der nominalistischen Grundprägung seiner Theologie, seine schon erwähnte Drei-Stände-Lehre durchaus ‚realistisch‘ gemeint hat¹⁸³. Diese Frage der Deutungen der Gesellschaft dürfte auch in das neuerdings viel erörterte Problem des Übergangs von der Ständegesellschaft des Mittelalters zur ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit hineinspielen. Gerade wenn man, wie in diesem Beitrag zu begründen versucht wurde¹⁸⁴, eine Stände-Gesellschaft wesentlich auch durch ein metaphysisch begründetes Welt-Bild und damit also durch eine metaphysische Deutung des Gesellschaftlichen konstituiert sieht, so wird man jenen Übergang nicht nur im Lichte vielfältiger politischer, sozialer und ökonomischer Faktoren zu erfassen suchen¹⁸⁵, sondern auch den Aspekt der Deutung gesellschaftlicher Ordnung und ihrer Veränderungen in die Betrachtung einbeziehen müssen. Das gilt vielleicht sogar noch für das Problem des Übergangs von der ‚Ständegesellschaft‘ zur ‚Klassengesellschaft‘ oder richtiger: für die Ablösung des Begriffs ‚Stand‘ durch den der ‚Klasse‘ als der zentralen Kategorie der Wahrnehmung und Deutung sozialer Gegebenheiten und Prozesse¹⁸⁶.

(b) Mit den Auswirkungen des spätmittelalterlichen Nominalismus sind wir indes noch auf einer anderen Ebene unserer Überlegungen zum Verhältnis von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Wissen‘ befaßt. Denn eine Konsequenz der Auflösung metaphysischer Deutungen der Welt und der Gesellschaft ist auch das moderne Ideologie-Problem, wie es schließlich um 1800 in Erscheinung trat¹⁸⁷. Es ist eine Konsequenz des Sachverhalts, daß Erkenntnis seit dem Nominalismus nicht mehr als absolut ‚wahre‘ Erkenntnis, als ‚Übereinstimmung des Geistes mit der Sache‘ aufgefaßt werden kann. An die Stelle der prinzipiell erreichbaren, einen und ‚wahren‘ Deutung von Welt und sozialer Ordnung trat jetzt, und zwar in den Bereichen der Wissenschaft ebenso wie in denen des Lebens, eine Vielheit von Aussagen über Welt und Gesellschaft, die untereinander konkurrieren und sich sogar mit jeweils erhobenem Wahrheits- und Exklusi-

¹⁸² Dies läßt sich am Weiterwirken der aristotelischen Wissenschaft in der Frühen Neuzeit zeigen.

¹⁸³ S. oben Anm. 171.

¹⁸⁴ S. oben S. 19 ff.

¹⁸⁵ Vgl. *Richard van Dülmen*, Formierung der europäischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Ein Versuch, in: *Geschichte und Gesellschaft* 7 (1981) 20 ff.

¹⁸⁶ Dazu die Ausführungen von *W. Conze* und *R. Walther*, Art. ‚Stand, Klasse‘ (wie Anm. 8) Abschnitte III/7 f. und IX sowie der Beitrag von *Keith G. Wrightson* in diesem Band S. 187 ff.

¹⁸⁷ Zur Genese und Geschichte des modernen Ideologie-Begriffs vgl. *Otto Brunner*, Das Zeitalter der Ideologien: Anfang und Ende, in: *Ders.*, Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte (Göttingen ²1968) 45–63; *U. Dierse* – *R. Romberg*, Art. ‚Ideologie‘, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 4 (1976) 158–185 und der oben Anm. 50 genannte Beitrag von *K. Lenk*.

vitätsanspruch wechselseitig bekämpfen¹⁸⁸. Dieses moderne Ideologie-Problem und der moderne Ideologie-Begriff sind es, die der wissenschaftlichen Erkenntnis der Selbstbedeutung ständischer Gesellschaften störend in die Quere kommen können¹⁸⁹.

(c) Schließlich trägt aber auch die moderne Wissenschaft das Erbe des Nominalismus, und sie hat es nicht notgedrungen, sondern aus Einsicht übernommen und sich zu eigen gemacht¹⁹⁰. Auch die moderne Sozialgeschichte hat eine nominalistische Prägung¹⁹¹. Sie geht aus von der Grundannahme, daß alle sozialen Phänomene zunächst einmal mentale Phänomene sind¹⁹², daß die soziale ‚Wirklichkeit‘ zunächst einmal in Vorstellungen von der Wirklichkeit besteht¹⁹³, daß „die ‚Weltbilder‘, welche durch ‚Ideen‘ geschaffen wurden, ... sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt (haben), in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte“¹⁹⁴, und daß auch ‚Stände‘ und ‚Klassen‘ als Gegenstände historischer Erkenntnis zunächst einmal als Hervorbringungen des Denkens von Menschen vergangener Epochen, als ihre Auffassungen von der Gesellschaft verstanden werden müssen. Mit den Worten M. Blochs: „une classe n'existe jamais que par l'idée qu'on s'en fait“; und: „L'erreur de beaucoup d'historiens a, semble-t-il, consisté à attribuer aux classes une sorte d'existence en soi. Qu'est-ce cependant qu'une classification sociale sinon l'idée – à la fois changeante et terriblement difficile à traduire dans le langage – que les hommes en société se font de leur propre hiérarchie?“¹⁹⁵ Aber dieser ‚nominalistische‘ Ansatz des Historikers schlägt auch auf die Deutung seiner eigenen Wissenschaft durch. Er ist sich darüber im klaren, daß er Geschichte nicht einfach beschreibt, wie sie ‚an sich‘ oder ‚eigentlich‘, in ihrer ‚realen Existenz‘ und ‚Kerngestalt‘ gewesen ist, sondern daß er historische Phänomene zu erfassen sucht mit Fragestellungen und Methoden, mit

¹⁸⁸ Vgl. dazu die oben Anm. 50 genannte Darstellung von K. D. Bracher.

¹⁸⁹ S. oben S. 20 f. und 27 ff.

¹⁹⁰ Darüber, im Blick auf u. a. J. G. Droysen und Max Weber: Otto Gerhard Oexle, Die Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Bemerkungen zum Standort der Geschichtsforschung, in: Historische Zeitschrift 238 (1984) 17–55, bes. 30 ff., 40 ff., 44 ff.; im Blick auf O. Hintze und O. Brunner: Hagen Schulze, Otto Hintzes Geschichtstheorie, in: O. Büsch – M. Erbe (Hgg.), Otto Hintze und die moderne Geschichtswissenschaft (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 38, Berlin 1983) 125–133, bes. 131 f.; Oexle, Sozialgeschichte – Begriffsge-schichte – Wissenschaftsgeschichte (wie Anm. 52), bes. 329 ff.

¹⁹¹ Dazu Guy Lardreau, Georges Duby ou la nouvelle positivité de l'histoire, in: G. Duby – G. Lardreau, Dialogues (Paris 1980) 5–35.

¹⁹² Marc Bloch, Apologie pour l'histoire ou métier d'historien (Paris 1974) 157 f. über die „conditions sociales – donc, dans leur nature profonde, mentales“ und mit der Feststellung: „Les faits historiques sont, par essence, des faits psychologiques. C'est donc dans d'autres faits psychologiques qu'ils trouvent normalement leurs antécédents.“

¹⁹³ Diese Position wurde am klarsten vertreten von E. Durkheim, dem sich M. Bloch (s. Anm. 192) anschloß; vgl. Emile Durkheim, Les règles de la méthode sociologique (Paris 1981) XI mit der Feststellung „que la vie sociale (est) tout entière faite de représentations“.

¹⁹⁴ Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1 (Tübingen 1978) 252.

¹⁹⁵ Marc Bloch, Liberté et servitude personnelles au Moyen Age, particulièrement en France: contribution à une étude des classes (1933), wieder abgedruckt in: Ders., Mélanges historiques, Bd. 1 (Paris 1983) 355. – Ders., Féodalité, Vassalité, Seigneurie: à propos de quelques travaux récents, in: Annales d'Histoire Économique et Sociale 3 (1931) 253.

Schemata der Wahrnehmung und Deutung, die sogar ihrerseits geschichtlich vermittelt sind. Dieser grundsätzliche Mangel an abbildender ‚Objektivität‘ mag manchem kaum erträglich erscheinen. Gleichwohl wird man sich daran aber auch erfreuen können; denn ist es nicht gerade dies, was die Geschichtswissenschaft unausgesetzt in Bewegung hält?

Paul Münch

Grundwerte der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft? Aufriß einer vernachlässigten Thematik

Nach der Existenz von ‚Grundwerten‘ in der ständischen Gesellschaft zu fragen, muß auf den ersten Blick als ein anachronistisches Unterfangen erscheinen. Die begriffliche Nähe der ‚Grundwerte‘ zu den Grund-, Menschen- und Freiheitsrechten¹, die erst seit dem späten 18. Jahrhundert das Orientierungsfundament der herausziehenden bürgerlichen Gesellschaft bilden², legt nahe, Grundwerte ebenfalls erst für die bürgerlich-konstitutionelle Epoche anzunehmen. Setzt nicht die vielfach geschichtete, aus rechtlich und sozial autonomen ‚societates‘ gebildete Struktur des alten Gemeinwesens eine gleichermaßen fraktionierte Werteordnung voraus? Und kann nicht erst die durch die absolutistischen Nivellierungstendenzen vorbereitete *eine*, bürgerliche Gesellschaft als Basis einer allgemein verbindlichen Werteordnung fungieren?

In der Tat beginnt die einklagbare Geltung eines kohärenten Kanons von Grund- und Freiheitsrechten erst mit dem konstitutionellen Zeitalter. Und doch scheint es nicht unnütz zu sein, die Frage nach den Grundwerten auch für die vormoderne Gesellschaft zu stellen. Dabei geht es nicht um die *in* und *über* die Ständegesellschaft partiell hinein- und hinausreichende Vorgeschichte der modernen bürgerlichen Grundrechte³, sondern um die Frage, ob es nicht auch in der ständischen Gesellschaft einen die sozialen Schichten und Räume ganz oder partiell überwölbenden Vorrat an Grundanschauungen gegeben hat, einen Kanon von Orientierungen, der den Bau der Ständegesellschaft zusammengehalten und gleichsam fundamentierte hat.

Dieser Beitrag versucht nach einem Blick auf die Forschungslage (I) die in der gegenwärtigen historischen Literatur geläufigsten, an bestimmte Werte gekoppelten Makro-Erklärungsmodelle des frühneuzeitlichen historischen Wandels zu kritisieren (II),

¹ Karl August Bettermann, Franz L. Neumann, Hans Carl Nipperdey, Ulrich Scheuner (Hgg.), Die Grundrechte. Handbuch der Theorie und Praxis der Grundrechte (5 Bde., Berlin 1961).

² Gerhard Oestreich, Geschichte der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Umriß (Historische Forschungen 1, Berlin 1968) mit ausführlicher Bibliographie; Günter Birtsch (Hg.), Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte vom Ausgang des Mittelalters bis zur Revolution von 1848 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte 1, Göttingen 1981).

³ Etwa die Geschichte der Freiheit oder Gleichheit. Vgl. hierzu Jürgen Schlumbohm, Freiheit. Die Anfänge der bürgerlichen Emanzipationsbewegung in Deutschland im Spiegel ihres Leitworts (ca. 1760–ca. 1800). (Düsseldorf 1975); Otto Dann, Gleichheit und Gleichberechtigung. Das Gleichheitspostulat in der alteuropäischen Tradition in Deutschland bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert (Berlin 1980); vgl. auch die Beiträge des in Anm. 2 genannten Sammelbandes.

um abschließend den Versuch zu unternehmen, einige Grundwerte der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft wenigstens umrißhaft zu beschreiben (III)⁴.

I

Das Terrain der Werteforschung gleicht einem sich unendlich dehnenden, noch weithin dunklen Labyrinth. Auf ihm tummeln sich, wie es ein DFG-Schwerpunkt „Interdisziplinäre Wertforschung“⁵ ausweist, über zehn wissenschaftliche Disziplinen. Der hierbei angesprochene „Objektbereich“ ist umfassend, er beansprucht „die Gesamtheit der Ordnungsstrukturen, worin die individuelle und soziale menschliche Existenz in Gesellschaft und Geschichte ihre jeweilige empirische Gestalt gewinnt oder gewinnen soll. Solche Strukturgefüge oder Figurationen stellen sich als Sinnzusammenhänge und Haltungen der individuellen und sozialen Existenz dar, die für jede gesellschaftliche Ordnung und für individuelles Verhalten konstitutiv sind und in gesellschaftlichen Symbolwelten, z.B. der Religion, der Literatur, des Rechts und der Kunst mehr oder weniger vollständigen Ausdruck finden.“⁶ Der methodische Zugriff der Werteforschung besitzt ein breites, konkurrierendes Spektrum, die Begrifflichkeit erscheint bis heute nicht eindeutig. Rüdiger Lautmann hat in einer Analyse des Gebrauchs der Begriffe ‚Wert‘ und ‚Norm‘ nicht weniger als 178 differierende Wertdefinitionen und immer noch halb so viel unterschiedliche Bedeutungen des Normbegriffs ausmachen können⁷, ein für die wissenschaftliche Forschungsarbeit wenig ermutigender Befund.

Es verwundert deswegen kaum, daß die historische Erforschung der in der Ständegesellschaft wirksamen Wertewelten bis heute erst ansatzweise in Angriff genommen ist. Die defiziente Forschungssituation resultiert allerdings nicht nur aus der Unübersichtlichkeit des Gegenstandes, dem Mangel einschlägiger methodischer Strategien oder den begrifflichen Aporien, die Zurückhaltung der historischen Forschung hat noch andere Ursachen. Zumal die Reserve der deutschen Geschichtswissenschaft gegenüber der Werteforschung dürfte, worauf Wolfgang Hardtwig aufmerksam gemacht hat, „in der negativen Konnotation zu suchen sein, der dem Wertbegriff aus der Wert- bzw. Relativismusdebatte um den Historismus in den 20er Jahren anhaftet“⁸. Erst kürzlich erschien es beispielsweise Karl Erich Born anläßlich der Diskussion der ‚preußischen Tugenden‘ angebracht, vor dem seiner Ansicht nach damit verbundenen

⁴ Das kann angesichts des zur Verfügung stehenden Raumes nur in einigen Aspekten erfolgen. Die Thematik, die hier angerissen ist, bedarf, bevor eine Synthese möglich wird, noch vieler Einzelstudien.

⁵ 5. Fassung (Mai 82), maschinenschriftlich.

⁶ Ebenda 1.

⁷ Rüdiger Lautmann, *Wert und Norm. Begriffsanalysen für die Soziologie* (Opladen 1971) 98. – Ich verzichte auf eine Bibliographie weiterer soziologischer Literatur, mit der sich viele Seiten füllen ließen. Die meisten soziologischen Studien sind gegenwartsorientiert. Vgl. zum Beispiel Helmut Klages, *Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen* (Frankfurt a.M., New York 1985).

⁸ Zur Werteforschung der Geschichtswissenschaft. In: Antrag DFG-SP: Interdisziplinäre Wertforschung (wie Anm. 5) 67.

Abgleiten in den ‚Bereich der Metaphysik‘ zu warnen⁹. Hinzu kommt, daß die perverse Funktionalisierung bürgerlicher Werte, die Barbarisierung des bürgerlichen Tugendkanons während des 3. Reichs wegen ihrer Belastung für die eigene nationale Identität einen unbefangenen Zugriff der deutschen Geschichtsforschung begreiflicherweise bislang eher verhindert hat¹⁰.

Jenseits der in den westlichen Demokratien aus Legitimationsgründen traditionell mit Nachdruck betriebenen juristischen Beschäftigungen mit den Grund- und Freiheitsrechten, die gewöhnlich auch historische Bezüge einschließt¹¹, scheint sich die historische Forschung auf die Analyse sozialer und allgemein politischer Wertewelten bisher systematisch noch wenig eingelassen zu haben. Klammert man die philosophischen und theologischen Arbeiten zur Geschichte der Ethik aus¹², läßt man die problematischen germanistischen Studien zum ritterlichen Tugendsystem beiseite¹³, dann bleiben relativ wenige Schwerpunkte übrig, denen sich die historisch orientierte Werteforschung inzwischen zugewandt hat. Erste Ergebnisse hat der schichtenspezifische Zugriff gezeitigt. Über die Wertorientierungen der frühneuzeitlichen Aristokratie sind wir heute vergleichsweise gut unterrichtet, auch wenn noch viele Arbeiten nötig sind, um den westeuropäischen Standard zu erreichen¹⁴.

Der Analyse der spezifisch ‚bürgerlichen‘ Werteordnung, deren allmähliche Ausformung seit dem späten Mittelalter als unkontrovers erscheint, haben sich marxistische Forscher betont im Rahmen der These der sogenannten ‚frühbürgerlichen Revolution‘ zugewandt¹⁵; ‚Bürgertum‘ und ‚Bürgerlichkeit‘ finden seit langem auch das Interesse

⁹ Vgl. Otto Büsch (Hg.), *Das Preußenbild in der Geschichte. Protokoll eines Symposiums* (Berlin, New York 1981) 34; vgl. auch 39.

¹⁰ Vgl. Paul Münch (Hg.), *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“* (dtv dokumente 2940, München 1984) 11.

¹¹ Vgl. die in den Anmerkungen 2 und 3 zitierte Literatur.

¹² Sie thematisieren in der Regel nur die Höhen und Gipfelpunkte ethischen Handelns, besonders den Bereich der Kardinaltugenden. Nachdrücklich zu verweisen ist allerdings auf Otto Friedrich Bollnow, *Wesen und Wandel der Tugenden* (Ullstein Buch Nr. 209, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1958 und 1975), der sich mit der Erforschung von Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Arbeitsamkeit und Fleiß jener vernachlässigten „Reihe eng miteinander zusammenhängender schlichter und einfacher Tugenden“ zuwendet, „die für den Aufbau des alltäglichen praktischen Lebens von besonderer Wichtigkeit sind“ (31).

¹³ Günter Eifler (Hg.), *Ritterliches Tugendsystem (Wege der Forschung 56, Darmstadt 1970)*. Vgl. hierzu jetzt Joachim Buncke, *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter* (Bd. 2, München 1986) 416 f.

¹⁴ Vgl. insbesondere die Arbeiten von Lawrence Stone, *The crisis of the Aristocracy 1558–1641* (London 1967) und *The family, sex and marriage in England 1500–1800* (London 1977); vgl. für Deutschland Otto Brunner, *Adeliges Landleben und europäischer Geist* (Salzburg 1949), sowie die exzellente Arbeit von Heinz Reif, *Westfälischer Adel 1770–1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 35, Göttingen 1979).

¹⁵ Gerhard Brendler (Hg.), *Die frühbürgerliche Revolution in Deutschland. Referat und Diskussion zum Thema Probleme der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland 1476–1535* (Berlin 1961); Rainer Wohlfeil (Hg.), *Reformation oder frühbürgerliche Revolution?* (München 1972); Josef Föschepoth, *Reformation und Bürgerkrieg im Geschichtsbild der DDR* (Berlin 1976); Adolf Laube, Max Steinmetz, Günter Vogler, *Illustrierte Geschichte der frühbürgerlichen Revolution* (Berlin, Köln 1982).

verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen in der Bundesrepublik, ohne daß die Problematik bislang interdisziplinär überzeugend bewältigt worden wäre¹⁶. Über die mentalen Orientierungssysteme des ‚Kleinbürgertums‘, des Handwerks, besitzen wir inzwischen eine Reihe brauchbarer sozialhistorischer Studien¹⁷.

Gegenüber der Erforschung der Wertewelten von Adel und Bürgertum, die allerdings noch dringender weiterer Differenzierung bedarf, erscheint der weite Bereich der bäuerlichen sowie der unterbäuerlichen und unterbürgerlichen Schichten noch immer vernachlässigt¹⁸. Der lautstarke Ruf nach einer Erforschung der ‚culture populaire‘ auf

¹⁶ Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften* (Stuttgart 1968); Leo Balet, E. Gerhard, *Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert*, 1936 (Berlin 1973); Dieter Kimpel, *Der Roman der Aufklärung* (Stuttgart 1967); Alois Wierlacher, *Das bürgerliche Drama. Seine theoretische Begründung im 18. Jahrhundert* (München 1968); Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* (Frankfurt a. M. 1971); Manfred Riedel, Art. ‚Bürger, Staatsbürger, Bürgertum‘, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* (1. Bd., Stuttgart 1972) 672–725; Ders., Art. ‚Gesellschaft, bürgerliche‘, in: ebenda (Bd. 2, Stuttgart 1975) 719–801; Karl S. Guthke, *Das deutsche bürgerliche Trauerspiel* (Stuttgart 1972); Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Leser-geschichte in Deutschland 1500–1800* (Stuttgart 1974); Bettina Hurrelmann, *Jugendliteratur und Bürgerlichkeit. Soziale Erziehung in der Jugendliteratur der Aufklärung am Beispiel von Christian Felix Weiße „Kinderfreund“ 1776–1782* (Paderborn 1974); Gert Mattenklott, Klaus R. Scherpe (Hgg.), *Westberliner Projekt: Grundkurs 18. Jahrhundert. Die Funktion der Literatur bei der Formierung der bürgerlichen Klasse Deutschlands im 18. Jahrhundert* (2 Bde., Kronberg 1974); Gerhart von Graevenitz, *Innerlichkeit und Öffentlichkeit. Aspekte Deutscher „bürgerlicher“ Literatur im frühen 18. Jahrhundert*, in: DVjs 49 (1975); Franklin Kopitzsch (Hg.), *Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland* (München 1976); Ursula A. J. Becher, *Politische Gesellschaft. Studien zur Genese bürgerlicher Öffentlichkeit in Deutschland* (Göttingen 1978); Rudolf Vierhaus (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung* (Heidelberg 1981); Wolfgang Ruppert, *Bürgerlicher Wandel. Studien zur Herausbildung einer nationalen deutschen Kultur im 18. Jahrhundert* (Frankfurt a. M., New York 1981); Ulrich Herrmann (Hg.), *Die Bildung des Bürgers. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert* (Weinheim, Basel 1982); Peter Schleuning, *Das 18. Jahrhundert: Der Bürger erhebt sich (Geschichte der Musik in Deutschland, 7792, Reinbek 1984); Jürgen Kocka (Hg.), Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert* (Göttingen 1987).

¹⁷ Wolfram Fischer, Rudolf Stadelmann, *Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes* (Berlin 1955); Helmut Möller, *Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur* (Berlin 1969); Michael Stürmer (Hg.), *Herbst des alten Handwerks. Quellen zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts* (dtv dokumente 2914, München 1979); Andreas Griefßinger, *Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert* (Frankfurt a. M. u. a. 1981).

¹⁸ Vgl. jedoch Karl Sigismund Kramer, *Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Franken* (Würzburg 1957) und seine Studien zum ‚Volksleben‘ in Bamberg, Coburg und Würzburg; Werner Danckert, *Unehrlche Leute. Die verfeimten Berufe* (Bern, München 1963); G. M. Foster, *Peasant Society and the image of limited good*, in: *American Anthropologist* 67 (1965) 293–315; Erich Maschke, Jürgen Sydow (Hgg.), *Gesellschaftliche Unterschichten in den südwestdeutschen Städten* (Stuttgart 1967); Hermann Hörger, *Kirche, Dorfreigion und bäuerliche Gesellschaft. Strukturanalysen zur gesellschaftsgebundenen Religiosität ländlicher Unterschichten des 17.–19. Jahrhunderts, aufgezeigt an bayrischen Beispielen* (München 1978); Rolf Engelsing, *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 4,

der Basis eines expandierten Kulturbegriffs¹⁹ darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß man hier noch weithin am Anfang steht. „Die Welt eines Müllers um 1600“²⁰, der Prozeß gegen eine Landfahrerfamilie im Jahre 1600²¹, die Analysen der Lebenswelten von Räubern und Vaganten²², die Untersuchung von Spinnstuben²³, Charivari²⁴, Festen²⁵ und weiteren farbigen Ritualen der ‚popular culture‘ sind noch kaum mehr als erste ‚Spuren in die Geschichte einer anderen Zivilisation‘ (Norbert Schindler)²⁶, deuten

Göttingen 1973); *Edward P. Thompson*, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1980); *Michael Mitterauer*, Lebensformen und Lebensverhältnisse ländlicher Unterschichten, in: *Herbert Matis* (Hg.), Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (Berlin 1981) 325–339; *Wolfram Fischer*, Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter (Göttingen 1982).

¹⁹ *Peter Burke*, Helden, Schurken, Narren: Europäische Volkskultur in der Frühen Neuzeit (Stuttgart 1981); *Robert Muchembled*, Kultur des Volks – Kultur der Eliten: Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung (Stuttgart 1982).

²⁰ *Carlo Ginzburg*, Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600 (Frankfurt a.M. 1979).

²¹ *Michael Kunze*, Der Prozeß Pappenheimer (Ebelsbach 1981); *Ders.*, Straße ins Feuer. Vom Leben und Sterben in der Zeit des Hexen-Wahns, dargestellt am Schicksal der Landfahrer-Familie Pappenheimer/ ihrer Freunde und Leidens-Genossen/ die im Jahr 1600 in die Fänge der Obrigkeit gerieten (Knaur 1189, München 1982).

²² *Friedrich Christian Benedict Avé= Lallémant*, Das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande (1–4, Leipzig 1858/1862); *Carsten Kütther*, Räuber und Gauner in Deutschland (Göttingen 1976); *Angelika Kopečny*, Fahrende und Vagabunden. Ihre Geschichte, Überlebenskünste, Zeichen und Straßen (Berlin 1980); *Carsten Kütther*, Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Göttingen 1983); *Ernst Schubert*, Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts (Neustadt a.d. Aisch 1983); vgl. auch die Thematik der Sektion 20 der 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin vom 3.–7. Okt. 1984 (Unterwegssein im Mittelalter). (Stuttgart 1985) 188–192; *Adalbert Nagel*, Armut im Barock. Die Bettler und Vaganten Oberschwabens (Weingarten 1986).

²³ *Hans Medick*, Spinnstuben auf dem Dorf. Jugendliche Sexualkultur und Feierabendbrauch in der ländlichen Gesellschaft der frühen Neuzeit, in: *Gerhard Huck* (Hg.), Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland (Wuppertal 1980), mit Literatur.

²⁴ *Helga Ettenhuber*, Charivari in Bayern. Das Miesbacher Haberfeldtreiben von 1893, in: *Richard von Dülmen* (Hg.), Kultur der einfachen Leute (München 1983) 180–297 und 250–257 (Literatur).

²⁵ *Roger Chartier*, Phantasie und Disziplin. Das Fest in Frankreich vom 15. bis 18. Jahrhundert, in: *Richard von Dülmen*, *Norbert Schindler* (Hgg.), Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.–20. Jahrhundert) 153–176 und 412–414 (Literatur); *Beate Heidrich*, Fest und Aufklärung. Der Diskurs über die Volksvergnügungen in bayerischen Zeitschriften (1765–1815). (Münchener Beiträge zur Volkskunde 2, München 1984); *Paul Münch*, Volksfest und Aufklärung, in: 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin vom 3.–7. Okt. 1984 (Stuttgart 1985) 85 f.; vgl. demnächst auch *Dieter Düding*, *Peter Friedemann*, *Paul Münch* (Hgg.), Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum ersten Weltkrieg (Reinbek 1988).

²⁶ So der Titel der Einleitung des in Anm. 25 genannten Sammelbandes von *Richard von Dülmen* und *Norbert Schindler*.

den intendierten Perspektivenwechsel bislang eher an, als daß sie ihn bereits einzulösen vermöchten²⁷.

Jenseits dieser Ansätze zu einer schichtenspezifischen historischen Wertforschung, die freilich nicht immer sozialgeschichtlich konsequent verfährt, mangelt es gegenwärtig noch weithin am Versuch einer umfassenden Zusammenschau der unterschiedlichen Wertewelten. Sie steht intentional im Horizont der Alltagsforschung²⁸, deren Gegenstand und Methoden gegenwärtig allerdings noch höchst kontrovers diskutiert werden²⁹. Kindheit und Jugend³⁰ als autonome Phasen mit eigenen Wertorientierungen erfahren seit kurzem eine schichtenvergleichende Aufmerksamkeit³¹. Auch Haus und Familie stehen schon geraume Zeit im Interessenhorizont der Forschung³², ganz im Gegensatz zu den das Haus übergreifenden Sozialgruppierungen der Freundschaft³³ und Nachbarschaft³⁴. Das Gemeinschaftsleben von Frauen, „Frauenräume“ als autonome Wertewelten, entdeckt man eben erst³⁵; der aus der Frauenforschung herauswachsende Ansatz einer geschlechterspezifischen Betrachtungsweise³⁶ wird künftig auch die parallele Erforschung von „Männerräumen“ als notwendig erscheinen lassen.

Die den historischen Epochen meist unausgesprochen und selten analytisch reflektiert zugrunde gelegten handlungsrelevanten Weltbilder scheinen systematisch noch kaum thematisiert, wenn man von den idealtypischen Klassifizierungsversuchen der

²⁷ Die besten neuen Ansätze sind in den beiden von *Richard van Dülmen* publizierten Sammelbänden zu finden (vgl. Anm. 24 und 25).

²⁸ *Jürgen Kuczynski*, Geschichte des Alltags des deutschen Volkes (5 Bde., Köln 1980–82).

²⁹ Vgl. 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin vom 3.–7. Okt. 1984 (Stuttgart 1985) 249 f. („Geschichte von unten – Geschichte von innen“ – Kontroversen um Alltagsgeschichte).

³⁰ *Ulrich Herrmann, Susanne Renftle, Lutz Roth*, Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie (München 1980).

³¹ *Irene Hardach-Pinke, Gerd Hardach* (Hgg.), Kinderalltag. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700–1900 (Reinbek 1981); *Jürgen Schlumbohm* (Hg.), Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern und Aristokraten wurden. 1700–1800 (dtv dokumente 2933, München 1983).

³² Vgl. die in Anm. 30 genannte Bibliographie.

³³ *Wolfdietrich Rasch*, Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zur Aufklärung (Halle 1936); *Klaus Lankheit*, Das Freundschaftsbild der Romantik (Heidelberg 1952); *Alexander von Gleichen-Russwurm*, Über die Freundschaft. Psychologie, Geschichte und Wandlungen eines Ideals (Bern 1971); *Friedrich Heinrich Tenbruck*, Freundschaft. Ein Beitrag zur Soziologie der persönlichen Beziehungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16 (1964) 431–456; *R. Brain*, Freunde und Liebende. Zwischenmenschliche Beziehungen im Kulturvergleich (Frankfurt a. M. 1978).

³⁴ Vgl. *Paul Münch*, Kirchenzucht und Nachbarschaft. Zur sozialen Problematik des calvinistischen Seniorats um 1600, in: *Ernst Walter Zeeden, Peter Thaddäus Lang* (Hgg.), Kirche und Visitationen. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa (Stuttgart 1984) 242 f. (Auswahl-Bibliographie in Anm. 148).

³⁵ 35. Versammlung deutscher Historiker in Berlin vom 3.–7. Okt. 1984 (Stuttgart 1985) 58–61 („Frauenräume“).

³⁶ *Gisela Bock*, Historische Frauenforschung: Fragestellungen und Perspektiven, in: *Karin Hausen*, Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (München 1983) 22–60; *Dies.*, Der Platz der Frauen in der Geschichte, in: Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft (Conceptus-Studien 1). (Wien 1984) 108–127.

Soziologen, von Max Weber bis Pierre Bourdieu³⁷, absieht. Dieser Befund trifft besonders auf die sog. ‚Frühe Neuzeit‘ zu, jene über 300jährige Zwischenperiode zwischen Mittelalter und Moderne, deren Komplexität jede vorschnelle Synthese verbietet. Ihr charakteristischer Zuschnitt als Übergangsepoche und – was gegenwärtig oft vernachlässigt wird – als eigenständige Periode mit unverwechselbaren Konturen erweist sich als höchst widerständig gegen allzu glatte Einordnungen³⁸. Der Weg von der ‚mittelalterlichen res publica Christiana zum Mächte-Europa der Neuzeit‘³⁹, der facettenreiche Prozeß politischer Parzellierung, dem eine Territorialisierung der sozialen und mentalen Strukturen parallel geht, ergibt insgesamt ein Tableau enormer Komplexität. Die stabile Ständegesellschaft des Mittelalters, falls es das überhaupt je gegeben hat, die in den ‚drei Ordnungen‘ sich angeblich widerspiegelnde Realität des gesellschaftlichen Baus der *media aetas* erscheint demgegenüber als relativ überschaubar und suggeriert, wenn man die detaillierten Spezialstudien zu den ‚trois ordres‘ anschaut, das Bild einer bereits weitgehend vermessenen Landschaft⁴⁰. Ein vergleichbarer Forschungsstand läßt sich für die Frühe Neuzeit nicht vermelden. Weder sind die in wachsender Differenzierung begriffenen Vorstellungen der Zeitgenossen von der Struktur ihrer Gesellschaft aufgearbeitet, die drei-, vier- und mehrgliedrigen Modelle auch nur erfaßt⁴¹, noch ist die den differierenden Gesellschaftsimaginationen korrespondierende Gesellschaftsrealität hinlänglich analysiert – zu schweigen von den Problemen einer angemessenen Beschreibung der Übergangsepoche ‚gewesener Stände‘ und ‚ungeborener Klassen‘ zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Soweit erkennbar, hat bisher nur Heinrich Lutz versucht, in umfassendem Zugriff das Normengefüge und den gesellschaftlichen Wandel zwischen Renaissance und Revolution explizit zu thematisieren. Er tut dies unter den Stichworten ‚Differenzierung und Säkularisierung‘, gelangt zu einer Unterscheidung in Makro- und Mikronormen und handelt sein Thema exemplarisch am ‚Problem der Staatsräson‘ und dem Verhältnis von ‚Religion und Kapitalismus‘ ab⁴². Das alltägliche Funktionieren von ‚Grundwerten in der Reichsstadt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit‘ hat Hans Christoph Rublack in einer idealtypisierenden, behutsamen Interpretation herausgear-

³⁷ Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie* (Tübingen 1980); Pierre Bourdieu, *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (Frankfurt a. M. 1974).

³⁸ Johannes Burkhart, *Frühe Neuzeit. 16.–18. Jahrhundert* (Grundkurs Geschichte 3, Königstein 1985) 21.

³⁹ Josef Engel in: Theodor Schieder (Hg.), *Handbuch der europäischen Geschichte* (Bd. 3, Stuttgart 1971) 1–443.

⁴⁰ Georges Duby, *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme* (Paris 1978); vgl. hierzu Otto Gerhard Oexle, *Die ‚Wirklichkeit‘ und das ‚Wissen‘. Ein Blick auf das sozialgeschichtliche Œuvre von Georges Duby*, in: *HZ* 232 (1981) 61–91; vgl. auch den Beitrag von Otto Gerhard Oexle in diesem Band.

⁴¹ Wie irreführend es schon ist, Martin Luther auf das Dreistände-Modell zu reduzieren, hat Günter Vogler in seiner Kritik an Thomas A. Brady überzeugend gezeigt. Vgl. Günter Vogler, *Luther und die Gesellschaft*, in: *Lutherjahrbuch* 52 (1985) 230–238.

⁴² Heinrich Lutz, *Normen und gesellschaftlicher Wandel zwischen Renaissance und Revolution – Differenzierung und Säkularisierung*, in: *Saeculum* 26 (1975) 166–180.

beitet. Friede, Recht, Gemeinnutz werden sowohl in ihrer integrativen Funktion als auch in ihrer ideologischen Vereinnahmung durch Gruppeninteressen vorgestellt⁴³. Der jüngste einschlägige Beitrag zur Thematik stammt von Winfried Schulze, der unter der Überschrift ‚Vom Gemeinnutz zum Eigennutz‘ dem ‚Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit‘ an einem der zentralen Begriffspaare der Epoche nachgeht⁴⁴. Rublacks resigniertem Statement bezüglich des in seinem Bereich höchst defizitären Forschungsstandes ist voll zuzustimmen: „Die Frage nach den in Städten zur Geltung gebrachten Werten, die das Zusammenleben sicherten, ist, sieht man von vereinzelt Untersuchungen zum Gemeinen Nutzen oder zu den Schlagworten des Bauernkriegs ab, kaum gestellt, noch gar grundlegend und gesichert aufgearbeitet – ein eigenartiger Sachverhalt. Denn es gab ja diese Werte in der Stadt.“⁴⁵

In der Tat, es gab diese Werte. Und sie waren nicht nur in der Stadt präsent, sondern ebenso in allen übrigen sozialen Gruppierungen, vom ‚ganzen Haus‘, der Nachbarschaft, den Gilden, Bruderschaften und Zünften, den Dorf- und Kirchengemeinden bis hin zum Kosmos der Klöster oder Fürstenhöfe – schwerer faßbar auch in den informelleren Gruppen der Bettler, der Räuberbanden, der wechselnden Verbindungen der Pilger und Vaganten. Vielleicht ist es während der Frühen Neuzeit auch schon zur Ausbildung übergreifender territorialstaatlicher Wertecodices oder zur Formierung eines spezifisch ‚deutschen‘ Wertekanons gekommen – die plakativ-moralisierende Ausmalung der Nationalcharaktere, des ‚Naturells der Völker‘⁴⁶, weist in diese Richtung.

Die Erforschung der Wertewelten unterschiedlicher Sozialgruppen, von den relativ festgefühten Wertesystemen der sozialen Geburts- oder Berufsstände bis hin zu den Orientierungssystemen der ‚unehrlichen‘ und unterständischen Schichten, läßt sich gegenwärtig nur als Forschungsdesiderat formulieren. Nachdem der verbreitete, vulgärmarxistische Ansatz, menschliches Verhalten ausschließlich als Spiegelung der materiellen Lage, den sogenannten ‚Überbau‘ generell als kausale Resultante oder Produkt des ökonomischen ‚Unterbaus‘ anzusehen, zur Erklärung unterschiedlichen menschlichen Verhaltens bei gleicher Ausgangslage versagt, erscheint es allerdings dringend notwendig, sich ergänzend der Erforschung anderer handlungsrelevanter Faktoren zuzuwenden. „Offenbar ist da etwas“ – so kürzlich Hagen Schulze mit Blick

⁴³ *Hans-Christoph Rublack*, Grundwerte in der Reichsstadt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: *Horst Brunner* (Hg.), *Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15.–17. Jahrhunderts* (Göppingen 1982) 9–36; *ders.*, Political and Social Norms in Urban Communities in the Holy Roman Empire, in: *Kaspar von Greyerz* (Hg.), *Religion, Politics and Social Protest. Three Studies on early Modern Germany* (London 1984) 24–60.

⁴⁴ *Winfried Schulze*, Vom Gemeinnutz zum Eigennutz. Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: *HZ* 243 (1986) 591–626.

⁴⁵ *Hans-Christoph Rublack*, Grundwerte (wie Anm. 43) 12.

⁴⁶ *Johann Heinrich Zedler*, *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon* (Bd. 25, Leipzig/Halle 1740) Sp. 1246–1251; eine illustrative Völkertafel vom Anfang des 18. Jahrhunderts charakterisiert der Reihe nach je einen Vertreter der wichtigsten europäischen Staaten: „Spanier, Frantzozoß, Wälisch, Teutscher, Engerländer, Schwöth, Boläck, Unger, Muskawith, Tirk oder Griech“. Eine (Schwarz-weiß-)Abbildung der farbigen Tafel in: *Die Türken vor Wien – Europa und die Entscheidung an der Donau 1683* (Wien ²1983) 266.

auf die französische *Histoire des mentalités* –, „das sich zwischen materielle Ursachen und gesellschaftliches Verhalten schiebt: das Feld der persönlichen und der kollektiven Subjektivität, der politischen Kulturen, der Weltbilder und Meinungsklimate“, jene „atmosphère mentale“, jene „größtenteils vorbewußten Einstellungen gesellschaftlicher Gruppen, die unbefragten Axiome und Normen, die Grundhaltungen und Gesinnungen die die menschliche Gemeinschaft stiften“⁴⁷.

Die Menschen der Frühen Neuzeit haben bereits von diesen das menschliche Handeln oft verborgen steuernden, jedoch fraglos geschichtsmächtigen Kräften gewußt und sie im Begriff der ‚Sitten‘ zu fassen gesucht – man denke nur an Voltaires ‚*Histoire de l'esprit et des mœurs*‘. Die Veränderung der ‚Sitten‘ geschehe „unvermerckt“, meint Zedler, wir würden die Mutation erst gewahr, wenn sie geschehen sei, weswegen manche Gelehrte zur Erklärung dieses Phänomens die Existenz eines ‚genius seculi‘ angenommen hätten. Die ‚Sitten‘ als Sammelbegriff der nach Stand, Vermögen oder Lebensart je differierenden Lebensformen, die ‚Sitten‘ als Begriff des ‚Thun und Lassens selbst‘ sowie der ‚äusserlichen Beschaffenheit des Thun und Lassens‘⁴⁸ – diese Definitionen nehmen vieles vorweg, was man heute mit dem modischen Begriff der ‚Mentalität‘ meint.

Es ist keine Frage, daß sich eine Geschichte solcher ‚Sitten‘ oder Mentalitäten mit dem klassischen Quellenfundus der Geschichtswissenschaft nicht schreiben läßt. Die amtlichen oder offiziellen Dokumente der politischen und kirchlichen Administrationen spiegeln in der Regel nur die Sollebene, also das durch Normen intendierte Verhalten – ‚Norm‘ hier mit Rüdiger Lautmann verstanden als vorgeschriebener, sanktionierter und allgemein geltender Verhaltensstandard⁴⁹.

Um den ‚Werten‘, jenen den Normen übergeordneten Orientierungseinrichtungen einer Gesellschaft, die – laut Claessens – „mehr oder weniger objektiviert als äußere Leit- und Richtlinien wirken, teils im Individuum internalisiert ihre Befolgung erzwingen“⁵⁰ – um solchen Verhaltensleitbildern auf die Spur zu kommen, bedarf es eines extrem weiten, tendenziell nach allen Seiten offenen Quellenbegriffs. Zur Quelle taugt und muß hier alles taugen, was Kenntnis der Wertevergangenheit vermittelt, um eine alte Quellendefinition zu variieren.

II

Die vorangegangenen, nach vielen Seiten ergänzungsbedürftigen Überlegungen zum Forschungsstand zeigen, wie wenig systematisch bislang die Wertorientierungen der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft reflektiert worden sind. Wer sich die differenzierten Lebens- und Wertewelten der Frühen Neuzeit vor Augen führt, der muß in

⁴⁷ Hagen Schulze, *Mentalitätsgeschichte – Chancen und Grenzen eines Paradigmas der französischen Geschichtswissenschaft*, in: GWU 1985, 248.

⁴⁸ *Grosses Vollständiges Universal-Lexikon* (Bd. 37, Leipzig/Halle 1743) Sp. 1747 f.

⁴⁹ Wert und Norm (wie Anm. 7) 108.

⁵⁰ Dieter Claessens, *Familie und Wertsystem* (Soziologische Abhandlungen 4, Berlin 1972) 35.

der Tat ernsthaft fragen, ob sich über dem erst ansatzweise entwirrbaren Neben- und Miteinander individueller und gruppenspezifischer Wertorientierungen, die durchaus nicht nur in immobiler Statik, sondern ebenso in dynamischer Wandlung begegnen können⁵¹, überhaupt ein Kanon von Grundwerten ausmachen läßt, an dem die darunterliegenden, weit ausdifferenzierten Werte- und Normensysteme in irgendeiner Weise partizipieren. Hypothetisch lassen sich eine Reihe von Gegensatzpaaren aufstellen, die in vielen historischen Darstellungen als quasi stabile Größen im Geschichtsprozeß, als meist unreflektiert vorausgesetzte Grundwerte begegnen, denen geradezu epochale Qualitäten zugeschrieben werden. Weitgehender Konsens herrscht beispielsweise darüber, daß während der Frühen Neuzeit eine zuvor angeblich fundamental von christlichen Normen beherrschte Welt, eben jene viel beschworene ‚res publica Christiana‘, in einem langsamen, aber unaufhaltsamen *Säkularisierungsprozeß* dechristianisiert worden sei. Dieses Interpretament mag den Zerfall der einheitlichen Theologie des Mittelalters, falls es eine solche überhaupt je gegeben hat, die Entstehung konkurrierender christlicher Konfessionen und die Ablösung des christlichen Vorsehungsglaubens durch das aufklärerische rationale Weltbild geistesgeschichtlich durchaus angemessen beschreiben, es bleibt sprachlos, wenn man sich von den Höhen der Theologie- und Geistesgeschichte hinab in die Niederungen sozial differenter Orientierungssysteme begibt⁵². Mustert man die kirchlichen Visitationsprotokolle⁵³, eine der wenigen seriellen Quellen zur ‚Religion des Volkes‘⁵⁴, durch, dann zeigt sich, daß noch um 1600 von einer durchgängig christlichen Orientierung des größten Teils der Bevölkerung keine Rede sein kann. Selbst den Hirten der angeblich christlichen Herde sind die fundamentalen Grundsätze christlicher Dogmatik allzuoft unbekannt, das Kirchenvolk verharret noch ganz selbstverständlich in vorchristlichen oder allenfalls christlich amalgamierten magischen Praktiken und Riten der Weltbewältigung, die von den Visitatoren regelmäßig als Aberglaube und Teufelswerk denunziert werden – ein Befund, den Jean Delumeau mit der These einer zweiten Christianisierung während des 16. und 17. Jahrhunderts für den Bereich der katholischen Kirche schon lange behauptet⁵⁵ und der sich ohne Schwierigkeiten auf die Situation der evangelischen Kirchen ausdehnen läßt. Man weiß noch sehr wenig von dieser spezifisch bäuerlichen, nur an der Oberfläche christianisierten Religion, deren Spuren Carlo Ginzburg aus den Aussagen des friaulischen Müllers Menocchio rekonstruieren zu können

⁵¹ Vgl. den in Anm. 44 genannten Beitrag von Winfried Schulze.

⁵² Überzeugend allerdings: Michel Vovelle, *Piété baroque et déchristianisation en Provence au XVIIIe siècle. Les attitudes devant la mort d'après les clauses testaments* (Civilisations et Mentalités, Plon 1973).

⁵³ Ernst Walter Zeeden, Hansgeorg Molitor (Hgg.), *Die Visitation im Dienst der kirchlichen Reform* (Münster 1977); Ernst Walter Zeeden (Hg.) in Verbindung mit Peter Thaddäus Lang, Christa Reinhardt und Helga Schnabel-Schüle, *Repertorium der Kirchenvisitationsakten des 16. und 17. Jahrhunderts in Archiven der Bundesrepublik*, Bd. 1: Hessen (Stuttgart 1982); Ernst Walter Zeeden, Peter Thaddäus Lang (Hgg.), *Kirche und Visitation. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa* (Stuttgart 1984).

⁵⁴ Der Begriff bei Martin Scharfe, *Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus* (Gütersloh 1980).

⁵⁵ Jean Delumeau, *Le catholicisme entre Luther et Voltaire* (Paris 1971).

glaubt⁵⁶. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß sich Ginzburgs Befund mit Hilfe neuer Quellen erhärten läßt. In der während des 16. Jahrhunderts oft erzählten Geschichte von den ungleichen Kindern Evas⁵⁷ repräsentiert Kain den ungehorsamen, frechen, störrischen und obendrein schmutzigen Bauern, der, als ihn Gott einer Katechismusprüfung unterzieht, Lehren vertritt, die in manchen Zügen an Menocchios Religion erinnern. In einer Bearbeitung der Geschichte durch Nathan Cytraeus aus dem Jahr 1568 lautet Kains Glaubensbekenntnis: „Ich glaube, dass ein Allmächtiger gott seym, ein Schöpffer der gantzen Welt, welchen man mit Opffer versöhnen soll, auff dass er unsere Ecker fruchtbar mache. Ob er aber der Menschen Gebet erhöere, und die Sünde vergebe, da zweiffele ich gar sehr an. Ob die Seele unsterblich sey, und ein ander Leben nach diesem werde folgen, wil ich alsdenn wol erfahren, wenn ich von diesem Leben abscheyden werde.“⁵⁸ In einer Variante der Geschichte, wie sie Johann Baumgarten (Pomarius) 1559 in seinem Katechismus liefert, läßt sich der vordergründige Materialismus Kains noch drastischer fassen. Auf die Frage Gottes, „ob er auch glaube“, antwortet Kain: „Was ich sehe, das gleub ich ja.“ „Ihe“ sagt unser Herrgott, „dein Vater hat dich ja anders gelehrt: Nemlich wie du an Gott und seinen Son, des Weibes Samen, glauben solt. Wie gott denn für euch und die gantze Welt, zu einem Sohn- und erloess Opfer schlachten will.“ Antwort Cain: „was kan mein Vater, der alte Nar, guts leren, und was sol ich doch dem glauben können, der gott selbs nicht gegleubet hat.“ [...] Fragt Gott: „Ihe was gleubstu denn?“ Cain: „O wie gerne wuste der Kerl, was ich gleube. O ja bald sagts Cain, oder lests, mein ich.“ Gott: „Ihe, wie wenn ichs denn bereits wuste.“ Cain: „Weistu, warumb fragstu mich denn?“ Gott: „Ihe das hier meine lieben Engel, dar deine Mutter, Brüder und Schwesterchen, auch hören mügen, ob du auch den Catechismus kanst und gelernet hast.“ Cain: „Ha, ha, ha. Es ist mir als umb den Catechismus! Gott ehre mir eine gute Scheune mit Korne, die ist mir lieber denn alle Catechismus in der Welt, dar kan ich was ausdreschen. Ich müste lange klopfen, bis mir Korn, Geld und Gut aus dem Catechismo fiele.“⁵⁹

Martin Scharfe hat in einem Aufsatz über ‚Subversive Frömmigkeit‘ auf die ‚Distanz unter Volksklassen zur offiziellen Religion‘ hingewiesen. Dabei wird deutlich, wie widerständig sich manche Individuen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein zu den gültigen kirchlichen Lehren verhielten. 1725 antwortete ein 30jähriger Mann auf die Frage, ‚Ob das Heutige Abendmahl nicht das Hailige Abendmahl sey, das Christus ein gesetzt Hat‘, trotzig und lapidar: „Nein, es sey eine Menschensatzung!“, und auf die Frage, ‚Ob Wir im Heutigen Abendmahl nicht den Leuten Christi Leib und Blut geben‘, ebenso sicher und selbstbewußt: „Nichts weniger. Wir geben es nur vor Christi Leib und Blut aus.“⁶⁰

⁵⁶ Wie Anm. 20.

⁵⁷ Johannes Winzer, Die ungleichen Kinder Evas in der Literatur des 16. Jahrhunderts (Greifswald 1908).

⁵⁸ Ebd. 35.

⁵⁹ Ebd. 39.

⁶⁰ Martin Scharfe, Subversive Frömmigkeit. Über die Distanz unterer Volksklassen zur offiziellen Religion. Beispiele aus dem württembergischen Protestantismus des 18. Jahrhunderts, in: Kultur zwischen Bürgertum und Volk (Argument-Sonderbd. 103, 1983) 121.

Fraglos müßte diese Thematik vertieft werden, um eine wirklich tragfähige Hypothese abzugeben. In den Visitationsprotokollen liegt hierzu ein reicher Quellenfundus bereit. Doch zeigen auch schon diese Beispiele, daß der unter dem Begriff der Säkularisierung behauptete Wandel durchaus nicht alle Schichten der Bevölkerung gleichermaßen betroffen hat. Legt man den von den verschiedenen christlichen Kirchen im Konfessionsbildungsprozeß des 16. Jahrhunderts⁶¹ postulierten, in Einzelheiten differierenden Begriff des rechten christlichen Glaubens und Lebens zugrunde – und man kann wohl nur davon ausgehen –, dann zeigt sich, daß der von den Konfessionen intendierte christliche Standard, wenn überhaupt, dann wohl erst im 18. Jahrhundert erreicht wurde. Einer wie immer gearteten ‚Dechristianisierung‘ aber müßte logischerweise eine ‚Verchristlichung‘ vorausgegangen sein, wenn das Säkularisierungsmodell tragfähig sein soll. Man ist in diesem Bereich allzusehr von den normativen Quellen ausgegangen, die allerdings schon seit dem Mittelalter eine durchgehende Christianisierung suggerieren, und man hat außerdem naiv die Verchristlichung der Eliten mit einer allgemeinen Christianisierung verwechselt.

Ebenso fragebedürftig wie das vorgestellte Interpretament, das vom epochalen Wandel einer christlichen zu einer rational-aufgeklärten Weltordnung ausgeht, ist die Annahme, die frühneuzeitliche Gesellschaft sei ein ‚stabiler Binnenraum‘ gewesen, „in dem sich Anschauungen, Lebensweisen, Sitten im älteren Sinn des Wortes zu festen, das öffentliche Leben leitenden Werten“ kondensiert hätten. Auch hier dürfte die Erforschung der höchst differenten Praxis der alltäglichen Lebensformen und Wertorientierungen zu anderen Ergebnissen führen. Nur wenn man vom fraglos weiter pluralisierten und differenzierten 19. und 20. Jahrhundert her argumentiert, kann man als ‚Leistung‘ der älteren Gesellschaft deren weitgehende Prägung durch „einheitliche sittliche Auffassungen“⁶² behaupten – eine problematische Perspektive, der manchmal auch Frühneuzeithistoriker gegenüber dem Mittelalter verfallen.

Nicht weniger diskussionsbedürftig erscheinen weitere vorwissenschaftliche Makrothesen zum historischen Wandel, die sämtlich die Existenz bestimmter Grundwerte implizieren, wie z.B. der angenommene Prozeß fortschreitender *Individualisierung* (Von der Sozialität zur Individualität)⁶³, der Prozeß der *Zivilisation* (Von der grobianischen zur polizierten Gesellschaft)⁶⁴, auch der Prozeß der *Rationalisierung* (Vom ma-

⁶¹ Ernst Walter Zeeden, *Die Entstehung der Konfessionen* (München 1965); Wolfgang Reinhard, *Gegenreformation als Modernisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: ARG 68 (1977) 226–251; Peter Thaddäus Lang, *Konfessionsbildung als Forschungsfeld*, in: HJB 100 (1980) 479–493; Wolfgang Reinhard, *Konfession und Konfessionalisierung in Europa*, in: Ders. (Hg.), *Bekenntnis und Geschichte* (München 1981) 165–189; Heinz Schilling, *Konfessionskonflikt und Staatsbildung. Eine Fallstudie über das Verhältnis von religiösem und sozialem Wandel in der Frühneuzeit am Beispiel der Grafschaft Lippe* (Gütersloh 1981).

⁶² Hans Maier, *Grundwerte und Grundrechte*, in: Ansgar Paus (Hg.), *Werte, Rechte, Normen* (Graz, Wien, Köln 1979) 94.

⁶³ Die Individualisierungsthese durchzieht eine unübersehbare Fülle von Werken. Bis heute klassisch: Jacob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien. Die Entdeckung der Welt und des Menschen* (zuerst erschienen 1860, Stuttgart 1960).

⁶⁴ Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen* (2 Bde., Frankfurt a.M. 1976).

gischen zum rationalen Weltbild)⁶⁵. Diese Modelle des historischen Wandels sind, wenn man ihre ideologische Funktion zur Legitimation der Moderne nicht teilt, als *gesamtgesellschaftlich* taugliche Erklärungsinstrumente aus der Diskussion zu verabschieden. Ihre modernisierungstheoretische Basis entlarvt sie als Interpretamente derjenigen Schichten, die den Weg in die Moderne im wesentlichen gebahnt und davon wohl auch am meisten profitiert haben. Die Kostengeschichte der Modernisierung ist noch zu schreiben. Gerhard Oestreichs Interpretament der ‚Sozialdisziplinierung‘ ist ein Anfang, ein Anfang allerdings, der den Paradigmenwechsel bereits deutlich konturiert⁶⁶. In seinem Kontext wäre beispielsweise der fundamentale Wandel des mittelalterlichen Treueverhältnisses, der komplementären Entsprechung von Schutz/Schirm und Rat/Hilfe zur kommenden Dichotomie von Befehl und Gehorsam zu beschreiben. Das geringe *gesamtgesellschaftliche* Erklärungspotential der genannten Modelle des frühneuzeitlichen historischen Wandels muß allerdings ihre weitere Verwendung nicht grundsätzlich obsolet machen. Als heuristische Hilfsbegriffe dürften sie weiterhin unverzichtbar sein.

Als vorläufiges Fazit ist festzuhalten, daß es schwerfällt, überhaupt einen Kanon von Grundwerten auszumachen, der die Wertewelten der frühneuzeitlichen Individuen und Sozialgruppen möglicherweise zusammengebunden hat. Die von den konkurrierenden Kräften regelmäßig zur Legitimierung ihrer unterschiedlichen Ziele verwandten Schlagworte von Friede, Recht und Gemeinnutz waren sicher im politischen und sozialen Vollzug partiell wirksame Werte, wie Hans Christoph Rublack am Beispiel der Stadt deutlich machen konnte⁶⁷, aber sie waren eben inhaltlich nicht eindeutig gefüllt und konnten deswegen ideologisch zur Durchsetzung sehr unterschiedlicher Interessen eingesetzt werden. Aufgrund ihrer fast beliebigen Funktionalisierung fällt es schwer, sie einem Kanon inhaltlich konsistenter Grundwerte zuzurechnen.

III

Gab es in der Ständegesellschaft des 16. bis 18. Jahrhunderts also keine Grundwerte, keine gemeinsamen Orientierungen oder Weltbilder, keinen ‚genius saeculi‘, keinen Zeitgeist, der die höchst unterschiedlichen Wertewelten der Individuen und sozialen Gruppen integrierend zusammengebunden hat? Es fällt leicht, zu sagen: Doch, das hat es gegeben. Die Existenz einer zwischen materieller Lage und politisch-sozialem Handeln liegenden Schicht subjektiver oder kollektiver Mentalität, die beispielsweise während einer Hungersnot den einen Bauern zu einer Wallfahrt, den andern zu aktivem Widerstand angeregt hat, die Handlungsrelevanz einer solchen ‚atmosphère mentale‘ läßt sich kaum bestreiten. Ihre Beschreibung aber bereitet erhebliche Schwierig-

⁶⁵ Zu dieser These Max Webers vgl. Wolfgang Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte (Tübingen 1979).

⁶⁶ Gerhard Oestreich, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus, in: VSWG 55 (1968) 329–347.

⁶⁷ Vgl. Anm. 43.

keiten. Während wir über die Weltbilder und Orientierungssysteme der gebildeten Minderheit im Spiegel ihrer literarischen Produktion einige Aussagen machen können, wissen wir noch sehr wenig über die Verhaltensleitbilder der breiten Masse der Bevölkerung. Gab es tatsächlich eine neben der Elitenkultur autonom existierende ‚moral economy‘ der Unterschichten⁶⁸, eine ‚popular culture‘, die dem Modernisierungsprozeß der Frühen Neuzeit jedoch nicht standzuhalten vermochte und fast spurlos verschwand? Oder erliegt diese emphatisch-dramatische These von der Zerstörung der ‚culture populaire‘ durch die ‚culture des élites‘ nicht einem allzu simplen dichotomischen Denken, das nicht nur durch die Annahme eines wechselseitigen komplexen Vermittlungszusammenhangs beider Kulturen zu modifizieren wäre, sondern ebenso plausibel durch die Hypothese einer Vielzahl horizontal und vertikal in unterschiedlicher Dichte verknüpfter ‚Kulturen‘ ersetzt werden könnte?

Sobald man sich auf die Suche nach Wertorientierungen begibt, an denen möglicherweise *alle* Bevölkerungsschichten in irgendeiner Weise partizipierten, wird das Dilemma offenbar. Stellt man etwa die Frage, welches Bild sich die Zeitgenossen des 16. bis 18. Jahrhunderts von der Struktur ihrer Gesellschaft gemacht haben, dann fällt es nicht schwer, die in Schriften oder Bildern veröffentlichte Meinung vom rechten Bau der ‚societas humana‘ zu beschreiben. Als Grundkategorie der gesamten Gesellschaftsstruktur erscheint der Begriff der *Ordnung*. „Nichts ist schöner, nichts ist fruchtbarer als die Ordnung. Die Ordnung verschafft auf dem riesigen Theater dieser Welt allen Dingen Wert und Rang. Die Ordnung ist in der Kirche Gottes der Nerv des Corpus mysticum. Die Ordnung ist das stärkste Band im Staats- und Familienleben. Und im wissenschaftlichen Leben haucht die Ordnung den Lehr- und Lerngegenständen die Seele ein.“ So leitete Johann Heinrich Alsted seine im Jahre 1630 erschienene Enzyklopädie ein⁶⁹. „Nihil pulchrius ordine“⁷⁰ – ‚nichts ist besser als Ordnung, die wirre Regellosigkeit hat noch stets geschadet, und „alles hat seine feste Ordnung durch die Zahlen“⁷¹ – diese Anschauung durchzieht die gesamte Frühe Neuzeit. Ausgehend vom Paulinischen πάντα εὐσχημόνως καὶ κατὰ τάξιν γινέσθω – lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen‘ (1. Kor. 14,40), regulierte ‚Ordnung‘ nicht nur die kirchlichen Verfassungsstrukturen⁷², ihr wurde darüber hinaus der Rang einer fundamentalen Gesellschaftskategorie zugesprochen: „Was aber in policeien und gemeiner bürgerlichen regirung, in haushaltung, allerlei künsten und hantirungen, in reden, schreiben, lesen, leren, lernen und was dergleichen ist, ordnung für eine sonderli-

⁶⁸ Vgl. die in Anm. 19 genannte Literatur; außerdem aus Anm. 18 die Aufsatzsammlung von *Edward P. Thompson*.

⁶⁹ *Encyclopaedia septem tomis distincta* (Herbornae Nassoviorum 1630). Übersetzung bei *Erich Trunz*, Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: *Richard Alewyn* (Hg.), *Deutsche Barockforschung, Dokumentation einer Epoche* (Köln, Berlin 1966) 147.

⁷⁰ *Olivier Fatio*, *Nihil Pulchrius Ordine*. Contribution a l'étude de l'établissement de la discipline ecclésiastique aux Pays-Bas ou Lambert Daneau aux Pays-Bas (1581–1583). (Kerkhistorische Bijdragen II, Leiden 1971).

⁷¹ Aus der subscriptio eines Emblems des Joannes Sambucus (1566). In: *Paul Münch* (Hg.), *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit* (wie Anm. 10) 77.

⁷² *Paul Münch*, *Zucht und Ordnung. Reformierte Kirchenverfassungen im 16. und 17. Jahrhundert* (Nassau-Dillenburg, Kurpfalz, Hessen-Kassel). (Stuttgart 1978) 183–189.

che kraft habe, ist weitleufig zu erzielen nicht vonnöten. Es gibt die gemeine erfahrung, daß alle hendel, damit die menschen umbgehen, leichtlicher, glücklicher und fruchtbarlicher fürgenommen und volnzogen werden von denen, so ordnung verstehen und halten, denn von denen, die es für gleich achten, ob etwas zuerst oder am letzten, fornen, hinten und mitten gesetzt oder gehandelt werde.“⁷³ Der Begriff der ‚Ordnung‘ meinte in erster Linie eine statische, hierarchisch gestufte Ordnung; den Mikrokosmos der *societas humana* dachte man sich als Spiegelbild des Makrokosmos⁷⁴. Entsprechend zeigten „alle Gebiete des Lebens [...] eine große, gottgewollte Ordnung: die Tugenden und Sünden in ihren vielfältigen Abstufungen; die Bindungen von Mensch zu Mensch, die auf die Urformen der ‚Hausstände‘ – Hausvater, Hausmutter, Kinder, Verwandte, Freunde, Gesinde – zurückgingen; der Staat mit den staatsrechtlichen Ständen – Fürsten, Adel, Städtern, Bauern – und der Stufung von Obrigkeit und Untertan; das verschachtelte Rangsystem der Wissenschaften und Künste mit den Instrumentalwissenschaften als Grundlage, dem Turmbau der Realwissenschaften darüber und der Theologie an der Spitze; die menschlichen Gesellschaftsstände von Kaiser und Fürsten bis zu Bauer und Bettler.“⁷⁵

Das Prinzip der hierarchischen Ordnung implizierte das Prinzip der als natürlich oder göttlich gestiftet angesehenen sozialen Ungleichheit⁷⁶. Mit Paulus (Gal. 3, 28) sah man die ethnischen, sozialen und geschlechterspezifischen Unterschiede erst „im geistlichen reich des Herren Christi“ aufgehoben, wo nicht mehr zwischen Jude und Griechen, Knecht und Freiem, Mann und Weib unterschieden werde⁷⁷. Historisch interpretierte man den ungleichen Bau der Gesellschaft als Strafe für den Sündenfall. Die bereits erwähnte Geschichte von den ungleichen Kindern Evas war ein populäres Exempel für die göttliche Einsetzung der hierarchischen Ständeordnung. In einer frühen lateinischen Fassung durch Philipp Melanchthon aus dem Jahre 1539 war die durch Gott vorgenommene „*distinctio ordinum*“ noch ganz dem alten dreigliedrigen Schema der ‚*trois ordres*‘ verhaftet⁷⁸: Abel und Seth werden zu Priester (*sacerdos*) und König (*rex*) befördert, der schmutzige, unzuivilisierte Kain dagegen muß seine Degradierung zum Knecht (*servus*) in Kauf nehmen, „*ne aut religionem contumelia adficiat, aut conturbet societatem vestram*.“⁷⁹

Bereits während des 16. Jahrhunderts scheint das Dreiständemodell als Deutungsschema der sozialen Realität nicht mehr genügt zu haben, obwohl es auch in den folgenden Jahrhunderten noch begegnet⁸⁰. Die wachsende Differenzierung der Gesellschaft ließ sich mit dem dreigliedrigen Ordnungsmodell kaum mehr angemessen beschreiben. In einer Fassung der Erzählung von den ungleichen Kindern Evas durch

⁷³ Aus der hessischen Kirchenordnung von 1566, in: *Paul Münch* (wie Anm. 10) 79.

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ *Erich Trunz* (wie Anm. 69) 147.

⁷⁶ *Karl Martin Bolte, Stefan Hradil*, Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland (Opladen 1984) 73–89.

⁷⁷ *Paul Münch* (wie Anm. 10) 78.

⁷⁸ Vgl. die in Anm. 40 genannte Literatur.

⁷⁹ *Johannes Winzer* (wie Anm. 57) 21.

⁸⁰ Hierzu fehlt es generell an Vorarbeiten.

Johann Mathesius aus dem Jahre 1597 ernennt Gott Abel und die anderen braven und wohlgezogenen Kinder Evas als Belohnung für ihr bestandenes Katechismusexamen nacheinander zu König, Graf, Magister, Doktor, Bürgermeister, Pfarrer, Schulmeister und Edelmann; für den bäurisch-ungehobelten Kain und seinen Anhang verbleiben die sozial deklassierten Berufe Vogelsteller, Weidleute, Steiger, Kriegsmann, Botenläufer, Bauer, Drescher, Köhler und Schinder. Die guten Töchter reüssieren zur Kaiserin, Fürstin, Gräfin, die bösen siedelt Gott am unteren Ende der sozialen Hierarchie an: als Holzmagd, Fleischerin, Bäuerin, Käsemutter, Sau- oder Gänsehirtin⁸¹. Bereits hier ist das dreigliedrige Schema fast völlig aufgegeben. Übrig bleibt die Zweiteilung der Gesellschaft in kopf- und handarbeitende Schichten, eine Differenzierung, die sich schon früh durchgesetzt zu haben scheint⁸². In den zahlreichen Kleider-, Luxus-, Hochzeits- und Trauerordnungen der Folgezeit⁸³ tritt uns eine vielfach geschichtete Gesellschaft entgegen, deren Klassifizierung das alte Modell der ‚trois ordres‘ weitgehend verläßt. Die steuerlich privilegierten oder exemten Gruppen bilden in der Regel die Spitze des ständischen Aufbaus, gefolgt von den steuerlich belastbaren Klassen bis hin zu den besitzlosen und armen Schichten⁸⁴. Das Ständebuch des Hans Sachs, das 1568 mit den Holzschnitten Jost Ammans publiziert wurde, repetiert zwar in den Grundzügen noch die hierarchische Struktur der Gesellschaft mit dem Papst und der Geistlichkeit, dem Kaiser und dem Adel an der Spitze, aber der wachsenden Bedeutung der Künstler, Handwerker und Kaufleute ist schon Rechnung getragen. Sie sind mit über hundert Abbildungen präsent, während dem ersten und zweiten Stand gerade noch vier-

⁸¹ Johannes Winzer (wie Anm. 57) 41f.

⁸² Vgl. Ernst Hinrichs, Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit (München 1980) 69 ff.; Auch die Begriffe *Kopf- und Handarbeit* begegnen bereits im 16. Jahrhundert und wurden nicht erst, wie Werner Conze vermutet, im 18. Jahrhundert von Zedler geprägt. Vgl. hierzu den Art. ‚Arbeit‘ in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* (I, Stuttgart 1972) 217. In einer Sirach-Predigt des Johannes Mathesius aus dem Jahre 1589 lesen wir: „Gott hat vns allen auferlegt die arbeit im Nasenschweiß/ Derhalben sol ein jeglicher/ die- weil es Gott selbst befohlen hat/ arbeiten. Ob aber wol hie der Hand Arbeit gedacht wird/ so be- greiffet doch die heilige Schrifft hiemit auch die Kopffarbeit/ Denn wer fleissig studieret/ lernet/ lehret/ regieret/ der arbeitet mit dem Kopff/ Munde vnd Henden/ vnd wird jhm oft viel sewrer/ denn einem Handwercksmanne oder Bergmann.“ Vgl. hierzu Paul Münch (wie Anm. 10) 111. Die Neologismen erscheinen als Resultate der Legitimationsnot des Joachimthaler Predigers in- mitten seiner schwer handarbeitenden Bergleute.

⁸³ Liselotte Constanze Eisenbart, Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums (Bausteine zur Geschichtswissenschaft 32, Göttingen 1962); Veronika Baur, Kleiderordnungen in Bayern vom 14. bis zum 19. Jahrhundert (Miscellanea Bavarica Monacensia 62, München 1975); Alfred Fiedler, Die Reichs- kleiderordnungen in der Zeit der frühbürgerlichen Revolution als Instrument zur Stabilisierung der feudalen Ständeordnung, in: Hermann Strobach (Hg.), *Der arm man 1525. Volkskundliche Studien* (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 59, Berlin 1975) 89–102; vgl. auch Michael Stolleis, Pecunia Nervus Rerum. Zur Staatsfinanzierung in der Frühen Neuzeit (Frankfurt a.M. 1983).

⁸⁴ Vgl. hierzu Diedrich Saalfeld, Die ständische Gliederung der Gesellschaft Deutschlands im Zeitalter des Absolutismus. Ein Quantifizierungsversuch, in: VSWG 67 (1980) 460 f.

zehn bildliche Darstellungen reserviert bleiben⁸⁵. Auch Christoph Weigels ‚Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt = Stände‘ aus dem Jahre 1698 erinnert in der Vorrede noch an die von Gott eingesetzten drei Hauptstände, den Regier-, Lehr- und Nährstand, aber die 212 Kupfer verlassen diese Disposition und lösen sich gänzlich vom alten Schema. Auf den Regenten des ersten Kupfers folgt der Ingenieur, der Geistliche tritt erst spät auf und ist zwischen Seiler und Schulmeister gestellt. Das gesamte Werk ist ein Spiegel der gewandelten Situation, ein Zeugnis für die Bedeutung, welche die hochspezialisierten technischen und handwerklichen Berufe inzwischen errungen haben⁸⁶. Eine Welt kündigt sich an, der Produktion und Produktivität zunehmend wichtig wird⁸⁷, eine Welt, in der den handarbeitenden Schichten eine neue gesellschaftliche Rolle zuzuwachsen beginnt.

Daß man sich im 18. Jahrhundert den Bau der Gesellschaft und des Staates zunehmend im Bild einer Maschine oder einer Pyramide vergegenwärtigte⁸⁸, während dem 16. und 17. Jahrhundert eher der ‚Körper‘ oder der ‚Ständebaum‘ als angemessene Symbole zur Verdeutlichung der Gesellschaftsstruktur erschienen waren⁸⁹, signalisiert den Wandel von einer mehr organisch bestimmten zu einer überwiegend mechanisch-geometrischen Gesellschaftsmetaphorik⁹⁰.

Die alten Bilder und Modelle von der rechten Gliederung der Gesellschaft haben sich daneben aber bis zum Ausgang der Frühen Neuzeit behaupten können. Noch im Jahre 1800 leitete der evangelische Pfarrer Rudolph Gottlieb Beyer in einer Predigt über das Sprichwort ‚Ordnung erhält die Welt‘ ganz traditionalistisch die Organisation der Gesellschaft und die Einrichtung des individuellen Lebens von der Ordnung der göttlichen Schöpfung, des Makrokosmos, ab⁹¹.

Es bleibt die Frage, was die breite Masse der Bevölkerung von diesem hierarchischen, auf dem Prinzip der Ungleichheit basierenden gesellschaftlichen Ordnungsmodell gewußt hat, genauer: War dieser Begriff der ‚Ordnung‘ ein *Grundwert*? Sicher blie-

⁸⁵ Eigentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden/ Hoher vnd Nidriger/ Geistlicher vnd Weltlicher/ Aller Künsten/ Handwercken vnd Händeln [...]. Franckfurt am Mayn 1568 (Reprint: Hannover 1984).

⁸⁶ *Christoff Weigel*, Abbildung Der Gemein-Nützlichen Haupt = Stände. Von denen Regenten Und ihren So in Friedens = als Kriegs = Zeiten zugeordneten Bedienten an/ biß auf alle Künstler Und Handwercker [...]. Regensburg 1698 (Reprint: Die bibliophilen Taschenbücher 9, Dortmund 1977).

⁸⁷ Weiterführend: *Johannes Burkhardt*, Das Verhaltensleitbild ‚Produktivität‘ und seine historisch-anthropologische Voraussetzung, in: *Saeculum* 25 (1974) 277–289.

⁸⁸ *Justus Möser*, Der Staat mit einer Pyramide verglichen. Eine erbauliche Betrachtung, in: *Ders.*, Anwalt des Vaterlands. Ausgewählte Werke (Leipzig, Weimar 1978) 208–211.

⁸⁹ *Günther Weydt*, Der Ständebaum. Zur Geschichte eines Symbols von Petrarca bis Grimms-hausen, in: *Wolfgang Brückner, Peter Blickle, Dieter Breuer* (Hgg.), Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 13, Teil I, Wiesbaden 1985) 273–280 (mit Abbildungen); vgl. auch den Beitrag von *Trudl und Rainer Wohlfeil* in diesem Band.

⁹⁰ Vgl. *Abbruch Meyer*, Mechanische und organische Metaphorik politischer Philosophie, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 13 (1969); *Henning Eichberg*, Geometrie als barocke Verhaltensform, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 4 (1977); *Barbara Stollberg-Rilinger*, Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats (Berlin 1986).

⁹¹ *Paul Münch* (wie Anm. 10) 325–332.

ben den nicht gebildeten Schichten die diffizilen theologischen Begründungen der Ungleichheit in der Welt unverständlich, aber der Konsens der Pfarrer aller christlichen Konfessionen in dieser Frage⁹² dürfte dafür gesorgt haben, daß über Predigt und Katechese die Ordnungsvorstellungen der herrschenden Schichten nach unten weitergegeben wurden⁹³. Wichtiger aber war die reale Erfahrung der Ungleichheit, das Eingebundensein in eine Welt, in der im alltäglichen Leben oben und unten klar unterschieden war, eine Welt, in der jeder in der Regel bereits mit der Geburt seinen Status, den er zeitlebens nicht mehr verließ, zugewiesen bekam. Die patriarchalische Erfahrung, die man als Kind von der Herrschaft des Vaters im Haus machte, setzte sich mit den vorgesetzten Obrigkeiten innerhalb der verschiedenen sozialen und beruflichen Gruppen fort, war in der Figur des ‚Landesvaters‘ präsent und gipfelte vielleicht im Bewußtsein, Gott als himmlischen Vater und Herr über alle Herren über sich zu haben⁹⁴. Das Prinzip der hierarchischen Gesellschaftsordnung scheint ein Grundwert der ständischen Gesellschaft gewesen zu sein, auch wenn man einräumen muß, daß die Vorstellungen, die man damit verbunden hat, in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung durchaus unterschiedlich gefüllt gewesen sind. Wer Herrschaft nicht ausübte, sondern als Frau, als Kind, als Diensthofe, als Knecht oder Magd, als Bauer oder Bürger zu ertragen hatte, konnte durchaus eigene Vorstellungen von ‚Ordnung‘ entwickeln, insbesondere den Gedanken, an der Errichtung von Ordnung mitbestimmend teilhaben zu wollen. „Man muß den Schuh nach dem Fuß machen. Drumb muß man viel Leisten haben. Ordnung muß man nach den Leuten richten/ vnd nicht die Leut nach der Ordnung“, oder: „Ordnung vnd Gesetz sol man mit deren Willen machen/ die damit verbunden werden/ denn sie verstehen den Nutzen und Schaden/ sonst werden sie nicht gehalten“ – so lesen wir im ‚Florilegium Politicum‘ des Christophorus Lehmann aus dem Jahr 1637⁹⁵. Die sozialen Unruhen und Revolten, die seit dem Bauernkrieg den von oben definierten Begriff der Ordnung aufzubrechen suchten, um andere, den eigenen Interessen eher dienliche Ordnungen aufzurichten⁹⁶, zeigen, wie umstritten ein Grundwert der Ständegesellschaft sein konnte. Ihm eignete eben noch nicht die einklagbare Qualität moderner Grundrechte, sein Inhalt war durchaus nicht allgemeinverbindlich definiert, er mußte im Gegenteil ständig in der Auseinandersetzung der unterschiedlichen Gruppierungen seine konkrete Gestalt gewinnen.

Die Gleichheitspostulate, die Freiheitsforderungen, wie sie uns bei sozialen Kon-

⁹² Das ließe sich aus den Predigtkompendien und Katechismen des 16.–18. Jahrhunderts breit belegen.

⁹³ Wieviel unten ankam, ist allerdings noch fast völlig unerforscht. Die Visitationsberichte zeigen, daß es vermutlich nicht allzu viel gewesen ist, wenigstens bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Vgl. hierzu Gerald Strauss, *Luther's house of learning* (1978).

⁹⁴ Paul Münch, *Die ‚Obrigkeit im Vaterstand‘ – Zu Definition und Kritik des ‚Landesvaters‘ während der Frühen Neuzeit*, in: *Daphnis* 11 (1982) 15–40.

⁹⁵ Paul Münch (wie Anm. 10) 140.

⁹⁶ Winfried Schulze, *Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit* (Stuttgart 1980); Ders. (Hg.), *Europäische Bauernrevolten in der frühen Neuzeit* (Frankfurt a. M. 1982); Ders. (Hg.), *Aufstände, Revolten, Prozesse* (Stuttgart 1983).

flikten, in der gelehrten Utopistik⁹⁷, aber auch in den populären Gegenvorstellungen der ‚verkehrten Welt‘ und des Schlaraffenlandes entgegneten⁹⁸, um schließlich im aufklärerischen Diskurs wenigstens die Einlösung *bürgerlicher* Gleichheit und Freiheit durchzusetzen, zeigen, wie gefährdet die hierarchisch gestufte Ordnung zunehmend war. Aus der *einen* Ordnung erwachsen *viele* Ordnungen. Man erkannte die Historizität der vordem als unveränderlich angesehenen Ordnung, man entdeckte auch, wie hinderlich sich das allenthalben geforderte Verbleiben im erbten Beruf und Stand auf die Dynamik der ökonomischen Entwicklung auswirkte.

Es erscheint nicht ausgeschlossen, neben diesem Grundwert der hierarchischen Ordnung weitere, in der Ständegesellschaft wirksame ‚Grundwerte‘ zu finden. Sie können allerdings nur noch in aller Kürze angesprochen werden. Das Feld der kollektiven Mentalitäten dürfte noch viele Entdeckungen bieten. Man muß sich hierfür jedoch auf einen schwierigen Weg begeben. Es gilt, nicht nur die veröffentlichten Wertewelten der Oberschichten zu beschreiben, es ist nötig, diesen Werten auch in der alltäglichen Bewährung, im politischen und sozialen Vollzug, nachzuspüren. Die Erforschung der Wertetheorie und -praxis aller übrigen Schichten müßte sich anschließen. Erst dann ließe sich möglicherweise ein kohärenter und konsistenter Kanon von Grundwerten der ständischen Gesellschaft ausmachen.

Abschließend noch einige Hinweise auf Felder, deren weitere Erforschung erfolgversprechend sein dürfte. Sie hängen eng mit dem beschriebenen Komplex der hierarchischen Ordnung zusammen. Jeder Gruppe innerhalb dieser Ordnung eignete ein bestimmtes Maß an *Ehre*, ein Bewußtsein von der Wichtigkeit des Standes, in den jeder gestellt war. Jeder hatte Anteil am ‚symbolischen Kapital der Ehre‘⁹⁹, einem Kapital, von dem er glaubte, es sei so wenig wie die verfügbare materielle Gütermenge vermehrbar¹⁰⁰. *Ehre* bestimmte nicht nur die Kontakte der Individuen und Gruppen der Eliten, die Verteidigung der *Ehre* prägte, wie Rainer Walz überzeugend nachgewiesen hat, auch die Kommunikation in der dörflichen Gesellschaft¹⁰¹. Die alltäglichen Streitigkeiten, Bezeichnungen, Beschimpfungen, Verrufungen und Tötlichkeiten erklären

⁹⁷ Michael Winter, *Compendium Utopiarum* (Stuttgart 1978).

⁹⁸ Zur gesamteuropäisch verbreiteten Vorstellung der ‚verkehrten Welt‘ vgl. Peter Burke (wie Anm. 19) 199–205; zur Utopie vom Schlaraffenland vgl. Martin Müller, *Das Schlaraffenland. Der Traum von Faulheit und Müßiggang* (Wien 1984); Dieter Richter, *Schlaraffenland. Geschichte einer populären Phantasie* (Köln 1984); Werner Wunderlich, *Das Schlaraffenland in der deutschen Sprache und Literatur*, in: *Fabula* 27 (1986) 54–75; vgl. auch Joachim Schultz, *Gerhard Köpf* (Hgg.), *Das Insel-Buch der Faulheit* (Frankfurt a. M. 1983).

⁹⁹ Der Begriff stammt von Andreas Griefinger (wie Anm. 17).

¹⁰⁰ Vgl. G. M. Foster, *Peasant Society and the image of limited good*, in: *American Anthropologist* 67 (1965) 293–315.

¹⁰¹ Der Hexenwahn vor dem Hintergrund dörflicher Kommunikation, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 82 (1986) 1–18; vgl. auch Karl-Sigismund Kramer, *Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft* (München-Pasing 1954); Bernhard Müller-Wirthmann, *Raufhändler. Gewalt und Ehre im Dorf*, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Kultur der einfachen Leute* (wie Anm. 24) 79–111; zur Geltung von Ehrbegriffen in den unterständischen und außerständischen Gruppierungen vgl. die in den Anm. 21 und 22 zitierte Literatur.

sich aus dem Bestreben, die eigene *Ehre* auf dem Weg der retorsiven Selbsthilfe zu schützen und zu verteidigen¹⁰².

Während das aus der hierarchischen Gesellschaftsstruktur erwachsende Prinzip der *Ehre* eine gesamtgesellschaftlich verbindliche Bedeutung gehabt haben dürfte, können die im *Haus*, jenem „von bestimmten Wirtschaftsformen oder einer spezifischen Standesherrschaft“ unabhängigen frühneuzeitlichen „Modell von Herrschaft überhaupt“¹⁰³, wirksamen Werte nur mit Einschränkung *Grundwert*charakter beanspruchen. Ihre Geltung war auf die grund- und hausbesitzenden Schichten beschränkt. Für diese Gruppen allerdings erscheinen die im *Haus* propagierten *virtutes oeconomicae* als intentional verbindlich¹⁰⁴, obwohl man über die Bewährung dieser Werte im Alltag auch noch wenig weiß¹⁰⁵. Die ausstrahlende Kraft der häuslichen Wertewelt auf die gesamte Gesellschaft, ihre Übernahme durch die *bürgerliche* Bewegung des 18. Jahrhunderts, die sie als Basis der kommenden *bürgerlichen Gesellschaft* reklamierte – diese zunehmend alle Bevölkerungsschichten umschließende Qualität der *virtutes oeconomicae* sichert den *Haustugenden* dennoch eine zentrale, wenn auch die Gesamtgesellschaft erst partiell erfassende Rolle im Kanon der frühneuzeitlichen Grundwerte¹⁰⁶.

Erst eine genauere, betont quellenorientierte Analyse der Spannungsfelder der ständisch fragmentierten frühneuzeitlichen Gesellschaft, die sich mit dem Absolutismus zur *einen* Gesellschaft zu formieren beginnt, dürfte eine umfassende Gesamtschau des frühneuzeitlichen Werte- und Normenkanons ermöglichen. Insofern bilden die drei Potenzen Staat, Religion und Kultur, denen man heute Wirtschaft und Gesellschaft als zunehmend autonome Größen beigesellen möchte, nach wie vor die (alt)bewährten Forschungsfelder. In ihren stets neu zu bestimmenden wechselseitigen „Bedingtheiten“ liegt der Schlüssel für ein tieferes Verständnis des frühneuzeitlichen Wertewandels.

¹⁰² Zur Begriffsgeschichte vgl. auch Friedrich Zunkel, Art. ‚Ehre, Reputation‘, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* (Bd. 2, Stuttgart 1975) 1–63. Hier ist allerdings die angeschnittene Problematik nicht thematisiert.

¹⁰³ Josef Engel (wie Anm. 39) 400.

¹⁰⁴ Vgl. hierzu generell Paul Münch (wie Anm. 10) 22–26.

¹⁰⁵ Vgl. jedoch die Studie von Renate Blickle in diesem Band.

¹⁰⁶ Vgl. hierzu generell Paul Münch (wie Anm. 10).

Renate Blickle

Nahrung und Eigentum als Kategorien in der ständischen Gesellschaft

„Santa cosa la mazzerizia“

I Libri della Famiglia (1434)

„La propriété étant inviolable et sacré“...

Déclaration des droits de l'homme
(1789)*

Der weite Bogen des Generalthemas „Ständische Gesellschaft und Mobilität“ erlaubt es, dem Problem des geschichtlichen Wandels nicht nur durch Überlegungen zu sozialer Mobilität und durch Untersuchungen struktureller Veränderungen nachzugehen, sondern auch Gedanken über den Wechsel von Normen und Werten vorzutragen. Das Gewicht sozialer und politischer Werte und die Bedeutung menschlicher „Werthaltungen“ wurden unlängst mit Blick auf die Ausbildung der Menschen- und Grundrechte nachdrücklich in Erinnerung gerufen¹. Der wechselseitige Bezug zwischen Werten und Rechten stellt tatsächlich eine Chance des Zugangs zu den Grundwerten einer Epoche dar. Diese Möglichkeit muß um so mehr begrüßt werden, als ein solcher Zugang im allgemeinen mit Schwierigkeiten verbunden ist, da die Werte, zumal die Grundwerte einer Gesellschaft, gewöhnlich voll „in die Lebensvollzüge eingelassen, öfter unausgesprochen, nur bei Gelegenheit formuliert, jedoch zum wenigsten theoretisch reflektiert“ werden², für uns Heutige also nur schwer faßbar sind.

Die Komplexe ‚Nahrung‘ und ‚Eigentum‘ besetzen einen hohen Rang auf der Skala der sozialen Wertbereiche. Auf die Ebene von Rechten übertragen und etwa mit den Grundrechtskategorien des demokratischen Rechtsstaates umschrieben, würden sie als soziales Anspruchsrecht auf eine ökonomisch garantierte Existenz und als liberales Schutzrecht des ökonomischen Besitzstandes bezeichnet werden können. Die ge-

* *Leon Battista Alberti*, I Libri della Famiglia (Bari 1960) 163, Zeile 26 f. – Artikel 17 der Déclaration des droits de l'homme et du citoyen vom 26. August 1789. *Günther Franz* (Hg.), Staatsverfassungen. Eine Sammlung wichtiger Verfassungen der Vergangenheit und Gegenwart in Urtext und Übersetzung (München 1950) 290.

¹ *Günter Birtsch*, Einleitung: Die Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte als Gegenstand der Forschung, in: *Ders.* (Hg.), Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte 1, Göttingen 1981) 11–21, 12–15.

² *Hans-Christoph Rublack*, Grundwerte in der Reichsstadt im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: *Horst Brunner* (Hg.), Literatur in der Stadt (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 343, Göppingen 1982) 9–36, 12.

meinsame Behandlung beider Wert- und Rechtsbereiche hat ihren Grund in der Beobachtung, daß Nahrung und Eigentum in den Jahrhunderten der altständisch geordneten Gesellschaft komplementäre Größen waren und diese Relation auch für die bürgerliche und für die demokratische Gesellschaftsordnung zutrifft: Mit der Aufnahme sozialer Grundrechte in die Verfassungen des 20. Jahrhunderts ging die Begrenzung des Eigentums durch die Sozialpflichtigkeit einher, während der Apotheose des freien Eigentums im 19. Jahrhundert die verbreitete Verneinung staatlicher Fürsorgepflichten entsprach. Die in der Praxis gegebene und notwendige Koexistenz beider Bereiche wird offenbar durch den Umstand mitgeprägt, daß die ihnen zugrundeliegenden Kernideen kontradiktorischer Natur sind.

Ein knapper Rückblick auf die bekannten Kontroversen über das Verhältnis von Nahrung und Eigentum im 19. Jahrhundert schafft, da sie als betont ideologische Auseinandersetzungen geführt wurden, einen perspektivischen Rahmen für die Betrachtung ihrer Beziehung im Ancien Régime.

Akut wurde der Konflikt zwischen Nahrung und Eigentum durch die steile Karriere, die dem Eigentum nach einem stetigen, soliden Aufstieg im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beschieden war³. Eigentum war zwar ein Kind der alten Ordnung, aber es überstand die Verabschiedung des Ancien Régime mühelos⁴ und erklomm rasch die Altäre, die das junge bürgerliche Individuum seiner ‚Heiligkeit‘ errichtete⁵. Im Eigentum materialisierte sich die Freiheit der Person, Eigentum war die Emanation der bürgerlichen Freiheit.

Der spezifisch freiheitliche Gehalt des neuen privaten Eigentums⁶ führte dazu, im Schutz des Eigentums den Staatszweck zu sehen und in der Konsequenz weitergehende soziale Pflichten zu verneinen: „Der Arme kann vom Staat nicht mehr verlan-

³ Grundlage jeder Beschäftigung mit dem Problem ‚Eigentum‘ ist: *Dieter Schwab*, Eigentum, in: *Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2 (Stuttgart 1975) 65–115; im folgenden zitiert: *Schwab*, Eigentum.

⁴ Zur Bedeutsamkeit und zum Respekt selbst der revolutionären französischen Gesellschaft gegenüber dem Eigentum vgl. *Ernst Hinrichs*, Die Ablösung von Eigentumsrechten. Zur Diskussion über die *droits féodaux* in Frankreich am Ende des Ancien Régime und in der Revolution, in: *Rudolf Vierhaus* (Hg.), *Eigentum und Verfassung. Zur Eigentumsdiskussion im ausgehenden 18. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 37, Göttingen 1972) 112–178, 115 f., der sich hier auf die Forschungen *Gouberts* und *Lüthys* stützt. – Auch der fundamentale Legitimationsunterschied zwischen dem altrechtlich durch Herkommen gesicherten Eigentum und dem neuen Eigentum als Menschenrecht behinderte diese Entwicklung faktisch offenbar nicht. Vgl. *Günter Birtsch*, Freiheit und Eigentum. Zur Erörterung von Verfassungsfragen in der deutschen Publizistik im Zeichen der Französischen Revolution, in: *Rudolf Vierhaus* (Hg.), *Eigentum und Verfassung. Zur Eigentumsdiskussion im ausgehenden 18. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 37, Göttingen 1972) 179–192, 183 f.

⁵ Zur ‚Heiligkeit‘ des Eigentums vgl. *Schwab*, Eigentum 83 und *Dieter Schwab*, Arbeit und Eigentum. Zur Theorie ökonomischer Grundrechte im 19. Jahrhundert, in: *Quaderni Fiorentini per la storia del pensiero giuridico moderno* 3–4 (1974–75) 509–556, 514, 522, 525.

⁶ *Diethelm Klippel*, Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts (Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, NF 23, Paderborn 1976) 203 f.

gen, als den freien Gebrauch seiner Kräfte. Bleibt er arm, ist das seine eigene Schuld“; so wurde die klassische liberale Auffassung hinsichtlich Zweck und Aufgabe des Gemeinwesens 1790 formuliert⁷. Und die ideelle Gegenposition, die sich in der Überzeugung ausdrückt, „das geringste aber ganz unbezweifelte Recht eines Menschen ist das, sich satt zu essen“⁸, ging im lauten Freiheitsrausch der Epoche unter. In Amerika reduzierte man die ‚naturrechtliche Dreifaltigkeit‘ Life, Liberty and Property alsbald auf Freiheit und Eigentum⁹; in Frankreich stand die Fraternité im Schatten ihrer offensichtlich attraktiveren Schwestern Liberté und Egalité¹⁰. Robespierres sozialorientierter Entwurf zur Verfassung von 1793, „der vorrangig darauf zielte, dem Menschen die Möglichkeit zur Erhaltung seiner Existenz und seiner Freiheit zu gewährleisten“, scheiterte bezeichnenderweise ebenso wie frühere ähnlich ausgerichtete Vorhaben¹¹. Im neuerrichteten Haus der Menschenrechte, so schien es, war nicht Platz genug, um freies Eigentum und soziale Sicherheit gleichzeitig zu beherbergen. Die Situation veranlaßte Karl Marx und Ferdinand Lasalle über die Ablehnung der liberalen Eigentumsrechte hinaus alle Menschenrechte als Egoistenrechte zu verurteilen¹². Diese Auseinandersetzungen, bei denen die Garantie der sozialen Existenz gegen den Primat des Eigentumsschutzes in die Schranken trat, bilden den Kern der großen Debatte um die Durchsetzung zweier konträr begründeter sozialer Ordnungsvorstellungen, deren gedankliche Basis im einen Fall mit Vorrang die Gesellschaft, im anderen dagegen das Individuum abgibt und deren ideeller Ursprung in der Antinomie von Gleichheit und Freiheit zu finden ist¹³.

Das 19. Jahrhundert – ebenso wie wir heute – führte die Kontroversen über die grundlegenden sozialen Werte und ihre Verfestigung in fundamentalen Rechten auf dem Boden der Menschenrechtsidee. Diese Idee wurde erst mit dem jüngeren Natur-

⁷ Kleon in: *Ernst Ferdinand Klein*, Freyheit und Eigenthum, abgehandelt in acht Gesprächen über die Beschlüsse der Französischen Nationalversammlung (Berlin und Stettin 1790, Reprint Kronberg/Ts. 1977) 53; im folgenden zitiert: *Klein*, Freyheit. Zu dieser auf John Locke zurückgehenden Devise vgl. *Schwab*, Eigentum, 79f.

⁸ Exetastes in: *Klein*, Freyheit, 47. Vgl. auch *Peter Krause*, Die Entwicklung der sozialen Grundrechte, in: *Günter Birtsch* (Hg.), Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte 1, Göttingen 1981) 402–431; im folgenden zitiert: *Krause*, Soziale Grundrechte.

⁹ *Hans-Christoph Schröder*, Das Eigentumsproblem in den Auseinandersetzungen um die Verfassung von Massachusetts 1775–1787, in: *Rudolf Vierhaus* (Hg.), Eigentum und Verfassung. Zur Eigentumsdiskussion im ausgehenden 18. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 37, Göttingen 1972) 11–67, 13.

¹⁰ *Otto Dann*, Gleichheit und Gleichberechtigung. Das Gleichheitspostulat in der alteuropäischen Tradition und in Deutschland bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert (Historische Forschungen 16, Berlin 1980) 141, 196; im folgenden zitiert: *Dann*, Gleichheit. Diskussionsbeitrag *Gangl* zu *Ulrich Scheuner*, Begriff und rechtliche Tragweite der Grundrechte im Übergang von der Aufklärung zum 19. Jahrhundert, in: Von der ständischen Gesellschaft zur bürgerlichen Gleichheit (Beiheft zu „Der Staat“ 4, Berlin 1980) 105–131, 126.

¹¹ *Krause*, Soziale Grundrechte, 415f. *Gerhard Oestreich*, Geschichte der Menschenrechte und Grundfreiheiten im Umriss (Historische Forschungen 1, Berlin 1968) 71, 106f.

¹² *Dann*, Gleichheit, 225–230. *Krause*, Soziale Grundrechte, 428.

¹³ *Dann*, Gleichheit, 191.

recht in der Aufklärung geboren¹⁴. Sie kann daher bei der Erfassung sozialer Grundwerte in der frühen Neuzeit nicht unvermittelt assistieren, doch ihre Funktion eröffnet die Perspektive auf eine funktional analoge Idee in der alten Gesellschaft: Als Vorgänger der Menschenrechtsidee muß – so besehen – im alten Europa der Gedanke des Notrechtes gelten. Die Vermittlung von sozialen Werten zur Rechtsordnung erfolgte damals durch die Legitimation, die die Not einer Handlung oder einem Zustand verlieh. Der naturrechtliche Kern dieser Idee liegt in der allgemein akzeptierten Vorstellung, daß es jedermann erlaubt sein müsse, einen Angriff auf sein Leben abzuwehren. Am unmittelbarsten kam sie daher im Gedanken der ‚Notwehr‘ zum Ausdruck¹⁵. Eher vermittelt äußerte sie sich in der Vorstellung der ‚Notdurft‘, durch die einem Faktum oder einer Tat – in praktischer, nicht in absoluter Dimension – Notwendigkeit zuerkannt wurde. In Gestalt der Notdurft erfuhr das Notrecht im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit variantenreiche, breite und häufige Verwendung¹⁶.

Als eine Konkretisierung der Notdurftidee stellt sich der Begriff ‚Hausnotdurft‘ dar. Dieses Wort ist in der frühen Neuzeit im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet¹⁷. Ihm wird im folgenden anhand altbayerischen Quellenmaterials nachgegangen. Hausnotdurft bezeichnet offensichtlich den zum Unterhalt einer Hausgemeinschaft notwendigen Bedarf, ihre ‚ziemliche Nahrung‘¹⁸, wie ein anderer zeitgenössischer Begriff

¹⁴ Gerd Kleinbeyer, Grundrechte, Menschen- und Bürgerrechte, Volksrechte, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2 (Stuttgart 1975) 1047–1082, 1066–1070.

¹⁵ Exemplarisch formuliert etwa in der bekannten Rede des Humanisten Dietrich von Plieningen vom 6. Juni 1514 im bayerischen Landtag, gerichtet an die jungen Herzöge Wilhelm und Ludwig: „Defensio ist den underthanen von natur zugelassen, unnd mögen sich dagegen sezen. So ain klain würmlein von ainem gwaltigen thier gedruckht wirdet, so khrymbt es sich von natur, das ist dem menschen auch zugelassen.“ Zitiert nach Franziska Gräfin Adelman, Dietrich von Plieningen, Humanist und Staatsmann (München 1981) 106.

¹⁶ Johannes W. Pichler, *Necessitas. Ein Element des mittelalterlichen und neuzeitlichen Rechts. Dargestellt am Beispiel österreichischer Rechtsquellen* (Schriften zur Rechtsgeschichte 27, Berlin–München 1983); im folgenden zitiert: Pichler, *Necessitas*. Hans Boldt, *Ausnahmestand, necessitas publica, Belagerungszustand, Kriegszustand, Staatsnotstand, Staatsnotrecht*, in: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1 (Stuttgart 1972) 343–376, 343–352.

¹⁷ Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache, Bd. 5 (Weimar 1953–60) 450f.; im folgenden zitiert: DRW.

¹⁸ Der Begriff ‚Nahrung‘ ist zwar in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen allgegenwärtig, er wurde aber meines Wissens bisher nicht systematisch untersucht. Als Wirtschaftsgesinnung konfrontiert Werner Sombart die ‚Idee der Nahrung‘ dem kapitalistischen Ethos. Werner Sombart, *Der Bourgeois* (München–Leipzig 1913) 11–28; Ders., *Der moderne Kapitalismus* (München–Leipzig 1928) 14, 34, 188. Kritisch dazu in Hinsicht auf die Wirtschaftsgesinnung der Zünfte: Ernst Kelter, *Die Wirtschaftsgesinnung des mittelalterlichen Zünftlers*, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich 56, Heft 5 (1932) 85–111. Friedrich Lütge, *Die Preispolitik in München im hohen Mittelalter. Ein Beitrag zum Streit über das Problem „Nahrungsprinzip“ oder „Erwerbsstreben“*, in: Ders., *Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 5, Stuttgart 1963) 223–262; zuerst erschienen in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 153 (1941) 162 ff.

heißt. Hausnotdurft ist also im Bereich ‚Existenzrecht‘ anzusiedeln. Ihre Funktion als Maß und Norm, als Wert und Recht, ihre Bedeutung und Rolle in der gesellschaftlichen Ordnung Altbayerns sind Thema des ersten Teils dieser Untersuchung (I). Gegenstand des zweiten Abschnitts ist das Eigentum, sind die Formen des Besitzes und der Rechte an Grund und Boden, die jeweils dem Bereich Eigentum zuzuordnen sind. Beide – Eigentumsidee und Hausnotdurftvorstellung – sind geschichtlich bedingt und wandelbar in ihrer inhaltlichen Bedeutung und in ihrem gesellschaftlichen Gewicht. Dem Aufstieg des Eigentums läuft der Niedergang der Hausnotdurft parallel (II).

I

Der Begriff Hausnotdurft läßt sich am raschesten und umfassendsten dort entschlüsseln, wo er ausdrücklich als Maß und Norm auftritt. Das Wort selbst erscheint im frühneuzeitlichen Bayern am häufigsten im Kontext der Fronen, bei der Regelung der Allmend- und Waldnutzung sowie in Markt- und Fürkaufverordnungen. Offensichtlich handelt es sich dabei um Bereiche der sozialen Ordnung, wo mit einem Maß einer Fülle von Variablen entsprochen werden mußte und wo es galt, komplexe soziale Bezüge zu regulieren, ohne sie exakt zu vermessen und zu fixieren. Die Annäherung an das Thema erfolgt also nicht über zeitgenössische gesellschaftstheoretische oder staatsrechtliche Modelle, sie geht auch nicht von Äußerungen der Selbstreflexion der führenden Schichten aus, sondern sie erfolgt durch Analyse gewöhnlicher realhistorischer Sachverhalte, die allerdings insofern geeignet sind, den *nervus rerum* der Zeit freizulegen, als sie häufig im Zusammenhang mit sozialen und politischen Konflikten stehen.

Derartige Herrschaftskonflikte sind in Altbayern zunächst und *eo ipso* Fronauseinandersetzungen. Es gibt davon Hunderte oder Tausende in der frühen Neuzeit und auch im Mittelalter; denn die „landsgebräuchige Scharwerch“ waren „ungemessen“¹⁹. Die Menge der Fronen, die ein Adeliger oder Prälat von den Gerichts- oder Vogteiuntertanen fordern konnte, war nicht fixiert, doch waren die Dienste deswegen keineswegs beliebig oder maßlos. Das Maß der Fronleistungen bestand nämlich in der Hausnotdurft. Als Arbeiten der Untertanen zur Hausnotdurft des Herrn werden eingangs im 22. Titel des Landrechtes von 1616 die Fronen definiert²⁰. Die Definition beinhal-

¹⁹ Landrecht der Fürstenthumben Obern und Nidern Bayrn (München 1616) 22. Titel, 2. Artikel, 301; im folgenden zitiert: Landrecht 1616. Es gibt „gemessene“ und „ungemessene“ Fronen. Zu den gemessenen Fronen zählten gewöhnlich die grundherrlichen Scharwerksforderungen, da sie Gegenstand individueller Leiheverträge waren, und Gerichts- und Vogteifronen dann, wenn sie vertraglich zwischen Untertanengemeinde und Obrigkeit fixiert waren. Als landesübliche Fronen jedoch galten die ungemessenen Dienste.

²⁰ Landrecht 1616, 22. Titel, 1. Artikel, 301: Was die Scharwerchen seyen. Die Scharwerchen kündten nit aigentlich und gründtlich beschriben werden. Doch ins gemein darvon zu reden, sein es Dienst und Arbeit, welche ein Underthon, seinem Gerichts- oder Vogtherrn zu seiner Leibs- und Haußnotturfft, mit seinem Vich oder seinem Leib, mit oder ohne gewisse maß verichten und laisten muß.

tet die Legitimation der herrschaftlichen Dienstanforderungen und zugleich ihr Maß. Die Arbeit der Bauern diene der Befriedigung der Notdurft des herrschaftlichen Haushaltes, darüber hinausgehende Leistungen waren nicht berechtigt.

Die Formulierungen des Landrechts sind Reaktion auf den fortwährenden Widerstand der Bauern gegen die Fronen²¹ und Ausdruck des Bemühens, eine moralische Rechtfertigung der Scharwerke zu finden²². Das Beispiel der Herrschaft Wildenwart kann die Intensität des kämpferischen Dialogs vor Augen führen. Die Gemeinde prozessierte seit Anfang des 16. Jahrhunderts – mit Unterbrechungen, aber immer wieder hartnäckig das Thema aufgreifend – bis 1660 wegen der Fronen zu Schloß und Täferte Wildenwart²³. Das Rechtsgutachten, das sie 1660/61 bei der Universität Tübingen über die Chancen einer Fortsetzung des Streites einholte, nennt bis 1657 „etlich und vierzig unterschiedene Aussprüch und Sentenzen“²⁴. Wie Bauern um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Fronproblem im Grundsatz begriffen und im Detail²⁵ behandelten, zeigt die Äußerung des damaligen Gerichtsherrn Pankraz von Freyberg. Die Bauern behaupteten und befürchteten, so schrieb er an die landesherrliche Regierung in Burghausen, „wo mir gestatt wurde, meinen nutz ... durch scharwerch zu erlangen, mecht ich auch anfachn alle andere ainötter, egarttn und verwuestte grundt mit robot zu meinem nuz zu pringen“. Diese zweifellos berechnete Sorge suchte von Freyberg mit dem Bild „wo der himel niederfiell wern alle vogl gefangen“ als lächerlich und übertrieben abzutun²⁶. Für den Eigennutz des Herrn – das war die überzeugte Position der Bauern – hatten sie keine Fronen zu leisten. Die Reaktion des Gerichtsherrn lag nahe, er behauptete im Gegenzug, seine Fronforderungen dienten dem Gemeinnutz. Aber diese Argumentation führte ins Abseits; denn nicht Eigennutz contra Gemeinnutz stand hier zur Debatte, sondern Nutzen contra Notdurft.

²¹ Im Landrecht selbst wird auf die Häufigkeit der Konflikte verwiesen. Landrecht 1616, 22. Titel, 4. Artikel, 302 und 13. Artikel, 307.

²² Weitere Ausführungen und Belege zum Thema Fronkonflikte bzw. Hausnotdurft und Scharwerk finden sich in meiner Studie mit dem Titel: Hausnotdurft. Ein Fundamentalrecht in der altständischen Ordnung Bayerns, in: *Günter Birtsch* (Hg.), Grund- und Freiheitsrechte von der ständischen zur spätbürgerlichen Gesellschaft (Veröffentlichungen zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte 2, Göttingen 1987).

²³ Der Fronstreit ist durchgängig, natürlich gab es daneben verschiedene andere Klagegegenstände. Allen Auseinandersetzungen zwischen Herren und Untertanen in Bayern liegt jeweils eine Vielzahl von Beschwerden zugrunde. – Die Konflikte in der Herrschaft Wildenwart sind nicht bearbeitet. Die kommentierte Veröffentlichung der sog. „Einundzwanzig Artikel der Wildenwarter Bauernschaft vom Jahre 1514“ stellen die einzige Beschäftigung mit dem Thema dar: *Adolf Sandberger*, Die Einundzwanzig Artikel der Wildenwarter Bauernschaft vom Jahre 1514, in: *Das bayerische Inn-Oberland* 24 (1953) 59–68. Auseinandersetzungen gab es mit Sicherheit von ca. 1508 bis 1528, um 1548/50, um 1570/71 und ca. 1645 bis 1661.

²⁴ *W. Adam Lauterbach*, *Collectionis novae Consiliorum juridicorum Tubingensium*, Bd. 2 (Tübingen, Frankfurt, Gießen 1731) 139–146, 140.

²⁵ Es ging bei den Auseinandersetzungen um die Fronanforderung von einem halben Tag Arbeit pro Verpflichtetem. Staatsarchiv München, Herrschaft Hohenaschau, A 2366; Schreiben Pankraz von Freybergs an den Hauptmann in Burghausen; undatiert, nach 1550 März 4. Im folgenden zitiert: StAM.

²⁶ Ebd.

Lediglich zu des „gerichtsherrn nōtten zu scharberchen“, war die Pflicht der Wildenwarter²⁷.

Nur im Umfang der Notdurft stellte ein Herr mit Recht Forderungen an die Arbeitskraft seiner Untertanen, die Notdurft erstreckte sich jedoch nicht auf den herrschaftlichen Nutzen. Dieser Grundsatz behauptete und stabilisierte sich in den folgenden Jahrhunderten. Seine konkreten Auswirkungen sind rasch zu erkennen, betrachtet man die herrschaftlichen Eigenbetriebe. Der bayerische Adel lebte auf dem Land und bewirtschaftete in der Regel ein Hofgut mit Hilfe der fronenden Gerichtsuntertanen. Der Größe dieses Herrengutes setzte das Fronmaß der herrschaftlichen Hausnotdurft insofern eine klare Grenze, als die den Konsum des Herrenhaushaltes übertreffende Produktion dem Kriterium Nutzen zugeordnet wurde. Nichtverbrauchte Überschüsse wurden verkauft, brachten Nutzen und Gewinn; Fronen durften dafür nicht beansprucht werden. Denn ein Herr darf „auß der scharwerch khain gelt schlagen“²⁸, mit dem Scharwerk „kain ybriges vil weniger kaufmanschaft treiben“²⁹, sondern Fronarbeiten nur zu „seines hauß und schlosses noturfft dem landtgebrauch nach gemeß“ begehren, wie der Münchner Hofrat in seinen Entscheiden erläutert. Aus demselben Grunde brauchten herrschaftliche „Bestandäcker“, also vom Herrn bewirtschaftete aber ihm nicht eigene Grundstücke, nicht mit Fronarbeit bestellt werden, da es dabei „nicht so viel um die herrschaftliche Nothdurft als den Gewinn und Nutzen zu thun seyn will“³⁰.

Betroffen waren in gleicher Weise die gewerblichen Unternehmungen der Obrigkeiten. Holz und Getreide beispielsweise mußten zur herrschaftlichen Hausnotdurft in Fron transportiert werden, zum Betrieb der herrschaftlichen Brauerei aber waren derartige Fuhren nicht gestattet³¹.

Wenn in der Praxis eine so diffizile Unterscheidung offenbar möglich war, muß vorausgesetzt werden, daß die wirtschaftliche Situation aller Haushalte der lokalen Gemeinschaft weitgehend bekannt war. Das bestätigt eine andere auch ansonsten bemerkenswerte Fronregelung: Gült- und Zehntgetreide, also die Naturaleinnahmen auf Grund des Herrschaftsverhältnisses, mußten mit Fronfuhren zum nächsten Markt be-

²⁷ StAM, Herrschaft Hohenaschau, B 354, fol. 19'; 1528.

²⁸ Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 125; 1605 April 18. Entscheid für die Hofmarksgemeinde Iffeldorf und ihren Hofmarksherrn Wolf Josef Hehenkirchner. Im folgenden zitiert: BayHStA.

²⁹ BayHStA, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 271'; 1609 Mai 8. Entscheid für die Hofmarksgemeinde Elkofen und den Hofmarksherrn Michael Friedinger.

³⁰ *Wiguleus Xaverius Aloysius Freiherr von Kreittmayr*, Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilem, 2. Teil (neue unveränderte Auflage München 1821) 986; im folgenden zitiert: *Kreittmayr*, Anmerkungen. Kreittmayr veröffentlichte seine Kommentare zum Zivilrecht zuerst zwischen 1758 und 1768. – Vgl. auch BayHStA, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 124'; 1605 April 18. Der Hofrat in München entscheidet, daß die Untertanen Äcker, die der Hofmarksherr kauft oder in Bestand nimmt, nicht in Fron zu bearbeiten brauchen.

³¹ *Caspar von Schmid*, Commentarius oder Auslegung des Chur-Bayerischen Land-Rechts, 2. Teil (Augsburg 1747) 138. Schmidts Kommentar erschien zuerst 1695. Im folgenden zitiert: *Schmid*, Commentarius.

fördert werden³², für den Transport gekauften Korns oder gekauften Zehntgetreides aber durften keine Scharwerke verlangt werden³³. Der Kauf schien ein Produkt offenbar zu beflecken, das Geld die Dinge zu entweihen. Den handelsfeindlichen Grundzug begleitete eine deutliche Animosität gegenüber dem Geld. Nutzen als Gewinn, Gewinn als Wucher und alle drei in Form des schnöden Mammon galten als nicht sehr ehrenhaft.

Wenn die Notdurft des Herrenhauses schon seinen Nutzen nicht inbegriff, ist es naheliegend, daß sie auch jeden Luxus ausschloß. Dies wirkte sich speziell auf dem Gebiet der Baufronen aus. Die Obrigkeiten waren berechtigt, Scharwerk für Reparatur und Bau ihres Hauses zu verlangen, aber dieselbe Forderung bei Errichtung eines Stadthauses oder eines anderen zweiten Wohnsitzes wurde von den Untertanen mit dem Argument des Übermaßes und des Luxus mit Erfolg abgewiesen³⁴.

Dem Fronmaß der herrschaftlichen Hausnotdurft stand das der bäuerlichen Hausnotdurft zur Seite. Im Ernstfall ging es ihm vor. Grundsätzlich hatte eine Obrigkeit bei allem was sie auch mit Recht von den Untertanen fordern konnte, die Hausnotdurft des Bauern zum Maß aller Maße zu machen; in jedem Fall sollte sich der Herr so verhalten, „daß dannoch die Underthönen, ihrem Feldbaw und anderer notwendiger Arbeit abwarten, auch ihr und der ihrigen Nahrung süchen und gewinnen mögen“³⁵. Diese Generalklausel galt für die Fronmenge und den Arbeitszeitpunkt. Die Ernte der Bauern hatte Vorrang vor Fuhr-, Jagd- oder ähnlichen Fronen³⁶. Die Arbeitskraft der Bauernkinder stand dem Bauernhofe zu, erst wenn sie Dienst im fremden Hause suchten, konnte der Herr das Vormietrecht beanspruchen³⁷.

Das Scharwerkmaß herrschaftliche Hausnotdurft verhinderte den Aufbau großer Gutswirtschaften in Bayern, das Scharwerkmaß bäuerliche Hausnotdurft sicherte den Bestand an Bauernwirtschaften, beide Parameter konservierten den Charakter Bayerns als eines Bauernlandes.

Die Nutzung der Allmende – das sind die Weide und der Wald, letzterer soweit er in Gemeindebesitz war – wurde ebenfalls durch die Norm Hausnotdurft reguliert³⁸. Je-

³² Landrecht 1616, 22. Titel, 5. Artikel, 303. Das „erbawt gült- oder Zehend Getraid“ war zur Getreideschranne bis auf sechs oder sieben Meilen zu transportieren. Getreide, „welchs nit deren selbs eigens erbawt, Gült- oder Zehendt- sonder in ander weg erkäufft oder erobert Getraid“ wäre, soll der Herr „den Underthönen nicht auferladen, ... mit der Scharwerch zu führen“.

³³ Vgl. Anm. 32. – BayHStA, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 128–130; 1605 Mai 26. Den „alten eigenthumblichen Zehend“ sollen die Untertanen in Scharwerk transportieren, „was aber anndere neuverkauft“ betrifft, sind sie solcher Verpflichtung enthoben.

³⁴ *Ferdinand Ernst Zeller*, *Praejudicia sive Resolutiones a summis Bavariae Ducatus Dicasteriis* (München 1733) 141.

³⁵ Landrecht 1616, 22. Titel, 13. Artikel, 307 ebenso 12. Artikel, 307 und 4. Artikel, 303.

³⁶ So die Entscheide des Münchner Hofrates vom 11. Dezember 1598, BayHStA, Kurbayern Hofrat 1114, fol. 268'–270 und vom 18. April 1605, BayHStA, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 124' f., vgl. auch ebd. fol. 128–130.

³⁷ In diesem Sinne wurden die Auseinandersetzungen der Klöster Rottenbuch (im 15. Jahrhundert) und Ettal (im 17. Jahrhundert) mit ihren Bauern entschieden.

³⁸ Zur Waldnutzung nach dem Hausnotdurftmaß vgl. *Josef Köstler*, *Geschichte des Waldes in Altbayern* (München 1934) 35–37; im folgenden zitiert: *Köstler*, *Wald*. *Fritz Goller*, *Die älteren Rechtsverhältnisse am Wald in Altbayern und die bayerische Forstordnung von 1568* (Würzburg

der Gemeindegenosse durfte nur so viele Tiere auf die gemeinsame Weide treiben, „als vil er zu seiner Haußnotdurfft bedürfftig“³⁹ und nicht mehr Holz schlagen, als er „nach gelegenheit seines besitzenden Guets ... zu seiner Haußnotdurfft bedarff“⁴⁰. Hier mögen in der Tat die Ursprünge des Maßes und der Norm Hausnotdurft zu suchen sein. Die Notwendigkeit, die vorhandenen, nicht vermehrbaren lokalen Ressourcen gemeinsam zu nutzen, hatte zur Anerkennung des Bedarfsprinzips geführt. Jedem Gut sollte zustehen, was es zu einer ordentlichen Bewirtschaftung benötigte; dies bedeutete aber, der gemeinsame Vorrat an Weidefläche und Holz wurde nicht in gleiche, sondern in den Gutsgrößen entsprechende Portionen aufgeteilt. Die Beschränkung auf den eigenen Verbrauch galt jedoch für alle in gleicher Weise: Verkauf oder überhaupt Vergabe über den Rahmen der Gemeinde hinaus, war niemandem gestattet⁴¹. Dem Nutzungsprinzip Hausbedarf war die lokale Obrigkeit ebenfalls unterworfen. Das Weiderecht eines bayerischen Hofmarksherrn erstreckte sich nur „auf sein eigenes Vieh, soviel der zur Haus-Nothdurft gebraucht, nicht aber auf das Bestand-Mast- oder anderes zum Verkauf gehaltene Vieh“⁴². Entsprechend war sein Brennholzanteil am Gemeindewald auf den Konsum seines, und zwar eines einzigen Haushaltes begrenzt⁴³. Dasselbe Maß lag Entscheiden des Münchner Hofrates über die Allmendanteile herrschaftlicher Beamter zugrunde: Auf die Klage der Bauerngemeinde Rottenegg wurde dem Herrschaftsrichter des Erasmus von Laiming 1594 befohlen, die Gemeindeweide nicht mit seinen Schafen zu „yberschlagen, sondern nur was zu seiner Hausnotdurfft zu verbrauchen“ aufzutreiben⁴⁴. Gegen den landesherrlichen Pfleger des Gerichts Kranzberg erwirkten die Untertanen 1629 ein Hofratserkenntnis, gemäß welchem dem Beamten verboten wurde, mehr Pferde „als sovil er zue dem Hofbau bedürfftig“ auf die gemeinsame Weide zu schicken⁴⁵.

Diese konkrete Funktion als Verteilermaßstab gemeindlicher Nutzungsreserven blieb mit dem Begriff Hausnotdurft bis ins 18. Jahrhundert verbunden. Bereits im späten Mittelalter aber hatte Hausnotdurft diesen engen Bedeutungsgehalt überstiegen

1938) 24f. *Max von Freyberg*, Pragmatische Geschichte der bayerischen Gesetzgebung und Staatsverwaltung seit den Zeiten Maximilian I., Bd. 2 (Leipzig 1836) 257; im folgenden zitiert: *Freyberg*, Gesetzgebung.

³⁹ Landrecht 1616, 26. Titel, 13. Artikel, 318.

⁴⁰ Forst Ordnung der Fürstenthumben Obern und Nidern Bayrn (München 1616) Artikel 76, 769; im folgenden zitiert: Forstordnung 1616.

⁴¹ Wegen dieser innergenossenschaftlichen Verteilerfunktion ist Hausnotdurft als ein Produkt der Markgenossenschaft angesehen worden. *Karl Lamprecht*, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, Bd. 1 (Leipzig 1886) 465f. *Georg Ludwig von Maurer*, Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland, Bd. 1 (Erlangen 1865) 231–238.

⁴² *Kreittmayr*, Anmerkungen, 760.

⁴³ BayHStA, Kurbayern Hofrat 1115, fol. 110f.; 1604 Oktober 8. Im Prozeß der Dorfgemeinde Eresing gegen ihren Hofmarksherrn Franz Füll entscheidet der Münchner Hofrat, Füll dürfe „Holz aus dem Gemeindewald zu seiner Notdurft“ auch außerhalb der Hofmark verbrennen, wo er wohne, sobald aber er oder seine Kinder wieder in Eresing säßen, sollte nur dort Holz aus dem Gemeindewald verbraucht werden.

⁴⁴ BayHStA, Kurbayern Hofrat 1114, fol. 85–87'; 1594 September 1. Vgl. auch Forstordnung 1616, Artikel 35, 747f.

⁴⁵ BayHStA, Kurbayern Hofrat 1116, fol. 276–280; 1629 Februar 5.

und sich zu einem allgemeinen, übertragbaren Begriff und zu einer umfassenderen Norm erweitert. So regelt Hausnotdurft in den verschiedenen Forstordnungen nicht nur die Weide- und Holznutzung von lokalen Genossen, sondern sie ist die Norm für den Holzverbrauch schlechthin geworden. Auch wer Holz aus seinem eigenen Wald holt, soll nur seinen Bedarf decken. Zu wessen Erb- oder Leibrechtgut Wald gehört, wer Holz in den Freigebirgen schlägt oder wer als Zinser gegen eine Abgabe Holz aus herrschaftlichen oder landesherrlichen Wäldern bezieht, ihm steht nur Holz in Höhe seines Hausverbrauchs zu⁴⁶. Auch adelige ‚Verschwender‘ sollen von den landesherrlichen Förstern der Regierung angezeigt werden⁴⁷, auf den Zustand der klösterlichen Waldungen achten die Beamten ebenfalls⁴⁸. Das „Beholzungsrecht gehet niemals soweit, daß man den Wald oder Forst nach eigenem Sinn und Gefallen abschwenden darf“, umreißt Kreittmayr noch Mitte des 18. Jahrhunderts die Situation⁴⁹. Das Bedarfsmaß attackierte als Mißbrauch die Verschwendung, also den übermäßigen Konsum⁵⁰, und den Eigennutz, worunter hier gewinnorientierte Handelsgeschäfte verstanden wurden⁵¹.

Hausnotdurft als allgemeine Norm reduzierte die gerechtfertigte Portion eines jeden auf seinen wirklichen Bedarf; doch durch die Kennzeichnung als Not-Bedarf beschrieb sie diesen zugleich als einen notrechtlichen Anspruch. Der Bedarf als Notrecht, als Notwendigkeit erheischt seine Gewährleistung. Im etablierten bayerischen Landesstaat und in der Ära des „staatsbezogenen Gemeinwohls“⁵² trägt Artikel 28 der Forstordnung von 1616 diesem Rechnung: Wer keinen Wald besitzt und kein Holzrecht hat, dem soll sein Bedarf an Holz aus dem landesherrlichen Forst verabreicht werden⁵³.

Das Maß und das Notrecht Hausnotdurft gerieten miteinander in Konflikt angesichts des Holzbedarfs der Städte und Märkte; denn das Maß bewirkte die Beschränkung des bäuerlichen Holzschlages auf den Eigenbedarf, das Notrecht dagegen gestand den Bürgern Holz zu, das sie sich selbst praktisch nicht beschaffen konnten. Daß der Forstordnung eigens ein Passus inseriert war, der dieses Umstandes gedachte, belegt abermals die ausgeprägte natural- und bedarfsorientierte Ausrichtung der Zeit⁵⁴. Die Regelung des Holzkonsums durch die Norm und das Recht Hausnotdurft war – soweit es sich erkennen läßt – im Prinzip nicht umstritten⁵⁵, obwohl Wald und Weide zu den verbreitetsten Konfliktgegenständen zählten. Das Bedarfsmaß mag der

⁴⁶ Forstordnung 1616, Artikel 80, 772 f.; Artikel 72, 767; Artikel 15, 736 f.

⁴⁷ Forstordnung 1616, Artikel 74, 768.

⁴⁸ Forstordnung 1616, Artikel 73, 767 f.

⁴⁹ Kreittmayr, Anmerkungen, 764.

⁵⁰ Forstordnung 1616, Artikel 74, 768; Artikel 39–42, 749–751; beispielsweise Artikel 14, 736: „Es möchte auch nicht wenig Holtz gehayt und erspart werden, wann die grosse Gebäw und überflüssige Fewr bey menniglich hoch und nidern Stands abgeschafft wurden.“

⁵¹ Forstordnung 1616, 78–80, 771–773; Artikel 72, 767.

⁵² Zu Begriff und Unterscheidung von „verkehrsbezogenem Gemeinwohlverständnis“ und „staatsbezogenem Gemeinwohlverständnis“ vgl. Pichler, Necessitas, 73.

⁵³ Forstordnung 1616, Artikel 28, 744.

⁵⁴ Forstordnung 1616, Artikel 14, 735 f.

⁵⁵ So schon Köstler, Wald, 37: „Das Recht auf Deckung der Hausnotdurft war unbestritten.“

tiefverwurzelten Überzeugung, der Wald gehöre eigentlich allen, am besten entsprochen haben. „Das Holz sei res communis“, glaubten im Bauernkrieg „das gemeine Volk“ und „auch dato noch viele“, versichert Kreittmayr⁵⁶.

Streit gab es dagegen häufig um die weitergehende Nutzung des Holzes, um den Holzverkauf. Dabei wiederholen sich gewöhnlich folgende Konstellationen: Die Obrigkeiten versuchen mit dem Argument der notwendigen Hegung, ein restriktives Aufsichtsrecht über den Wald durchzusetzen, sind aber zugleich bemüht, durch Stamm- und Floßgeld ihre finanzielle Beteiligung am bäuerlichen Holzverkauf zu sichern⁵⁷. Der Landesherr verweist die Untertanen in ihre ständische Rolle⁵⁸: Bauern haben in der Gesellschaft die Aufgabe, für hinreichend Getreide und Fleisch zu sorgen, durch ihre Holzgeschäfte versäumten sie den „Baw und Viehzügl“ und brächten „jre Güter in abschlaipffung“⁵⁹, sie handelten „eigennützig“ und „maisten thails von der Bauchfülle und deß geschlecks wegen“⁶⁰, und versuchten sogar „under dem Schein der Hausnotdurft“, in den gemeinen Wäldern Holz einzuschlagen⁶¹. Die Hausnotdurftidee mit ihrem handelsfeindlichen Grundzug konnte durchaus auch gegen die bäuerlichen Interessen mobilisiert werden.

Als Wirtschafts-idee – wenn man unter den Bedingungen der „embedded economy“ davon isolierend reden kann – ist Hausnotdurft naturalwirtschaftlich bestimmt. Der Hausbedarf sollte selbst erzeugt und hergestellt werden, soweit dies nicht möglich war, wurde er durch Warentausch oder direkten Verkauf von Haus zu Haus gedeckt. Sachbezüge wurden nicht über den Wert der Dinge, ihre Geldäquivalent, vermittelt, sondern bestanden zu den konkreten Gegenständen selbst⁶². Der Markt lag abseits von dieser Welt. Er wurde aus der existenziellen Schutzzone Haus ferngehalten. Seit dem frühen 15. Jahrhundert bemühten Fürkauf-, Ungeld- und Zollbestimmungen sich um die Trennung beider Sphären. „Von Stund an“, so schlugen Räte und Landschaft des oberbayerischen Landesteiles 1444 der Teuerung wegen den Herzögen vor, solle „aller Fürkauf des Getreides verboten werden“⁶³, doch was einer „zu seiner Nothdurft in sei-

⁵⁶ Kreittmayr, Anmerkungen, 763.

⁵⁷ Als typisch können die Vorgänge im Eigen Steingaden zwischen 1435 und 1441 angesehen werden. Abt Johannes von Steingaden hatte sich ein herzogliches Hegungs-„Gebot“ verschafft und schritt damit gegen den bäuerlichen Holzverkauf ein, um seine Aufsicht, sprich das Stammgeld, durchzusetzen. *Johann Georg von Lori*, Der Geschichte des Lechrains zweyter Band, Urkunden enthaltend, o. J. (1765), Nr. 143, 135 f.; 1435 März 26.; im folgenden zitiert: *Lori*, Lechrain. BayHStA, KU Steingaden 475; 1441 Januar 14.

⁵⁸ So Herzog Wilhelm schon 1435. Er will den freien Holzschlag nicht mehr gestatten, weil „durch die Ackher ungepauet und das Wismadt ungeraumbt beleibet“. *Lori*, Lechrain, 135.

⁵⁹ Forstordnung 1616, Artikel 45, 754; Artikel 48, 755.

⁶⁰ Forstordnung 1616, Artikel 45, 754.

⁶¹ Forstordnung 1616, Artikel 78, 771. Vgl. auch Artikel 79 und 80, 772 f.

⁶² *Will Erich Peuckert*, Die grosse Wende. Das apokalyptische Saeculum und Luther. Geistesgeschichte und Volkskunde (Hamburg 1948) 17, sieht im Umschlag von der Sache zum Sachwert ein Kennzeichen für die Wende der deutschen Kultur „von einer mittelalterlich bäuerlichen zu einer neuzeitlich bürgerlichen“. Nach 1500 oder 1525 sei „nicht mehr der Scheffel Korn, sondern vielmehr der Preis für einen Scheffel Korn am Markt“ das Maß.

⁶³ *Franz von Krenner*, Baierische Landtag-Handlungen in den Jahren 1429 bis 1513, Bd. 1 (München 1803) 159; im folgenden zitiert: *Krenner*, Landtag-Handlungen.

nem Hause zu verzehren bedarf, das mag er wohl kaufen⁶⁴. Ebenso sollten die Landleute Vieh, das sie „selbst in ihren Häusern zehren, melken oder mähen wollten“, und Schmalz, soviel „ein jeder zu seiner Nothdurft zu verzehren in sein Haus wohl kaufen“ mag⁶⁵, direkt und nach Belieben erwerben können, jede Art von Zwischenhandel, aller Weiterverkauf aber mußte über den Markt laufen. Gewinn sollte nur dort unter Kontrolle und nur außerhalb des Existenzbereichs möglich sein.

Kleinabnehmern respektive Direktverbrauchern räumte man Vorkaufszeiten auf den Märkten ein, um ihre Versorgung zu erleichtern⁶⁶. Der Hausgebrauch war von der staatlichen Viehungeldabgabe ausgenommen⁶⁷, aber auch vom herrschaftlichen Marktzoll⁶⁸. Die Gravamina der Stände bezüglich des Ungeldmißbrauchs auf dem Landtag 1612⁶⁹ und die Beschwerden der Wildenwarter Bauernschaft von 1508 (1528) klagten die Bevorrechtung des Hausbedarfs ein⁷⁰.

Der Ausdehnung des Hausbedarfs auf die Erfordernisse der gesamten bäuerlichen Wirtschaft entsprach die Bevorzugung des Wirtschaftsbedarfs konsumnaher Gewerbe. Wirte, Bäcker, Brauer⁷¹, Metzger⁷² oder offene Krämer (Höckler)⁷³ waren im Umfang ihres gewerblichen Materialbedarfs von den Fürkaufverboten ausgenommen. Die intendierte Herausnahme des häuslichen Betriebes aus dem Marktgeschehen bedeutete die Freistellung von der herrschaftlichen Kontrolle und seine Fernhaltung von den Risiken wirtschaftsgesetzlicher Dynamik. In gleicher Weise wie vom Marktzwang war der Hausbedarf vom Zunftzwang ausgenommen, auf dem Lande war es jedermann gestattet, Handwerker zu seinem Hausbedarf nach Belieben zu beschäftigen⁷⁴.

⁶⁴ Krenner, Landtag-Handlungen, 160.

⁶⁵ Krenner, Landtag-Handlungen, 161.

⁶⁶ Lands- und Policyordnung der Fürstenthumben Obern und Nidern Bayrn (München 1616) 2. Buch, 11. Titel, 3. Artikel, 526; im folgenden zitiert: Landes- und Polizeiordnung 1616.

⁶⁷ Krenner, Landtag-Handlungen, Bd. 7, 498 (zu 1474) und Bd. 9, 544 (zu 1502).

⁶⁸ Vgl. Das Landrecht der Herrschaft Aschau-Wildenwart von 1477 (1498), Druck in: Rosenheim. Die Landgerichte Rosenheim und Auerburg und die Herrschaften Hohenaschau und Wildenwart (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, Heft 38, München 1978) 196–208, 204 f.

⁶⁹ Freyberg, Gesetzgebung, Bd. 1, Beilage, 26. Die Ungeldknechte fordern „wider alle recht, wann ein nachbar von dem andern ein Fühl zu seiner Haußnotturfft an den Stählen erkaufft“ das Ungeld, führen die Prälaten Klage. Auf demselben Landtag fordern die Stände, die Hausnotdurft Bier solle aufschlagfrei sein. Ebd., 175.

⁷⁰ StAM, Herrschaft Hohenaschau, A 2364; Beschwerdeschrift der Gemeinde des Gerichts Wildenwart unter Punkt 2: „was ainer hingibt oder in sein hawß zw seiner notturft kawfft (auf dem Markt), davon ist man auch kainen zoll schuldig“, behauptet die Bauernschaft. Die Herrschaft mißachtet diese Regelung. Die Auseinandersetzungen zogen sich bis zum Jahre 1528 hin. Aber selbst in dem für die Bauernschaft insgesamt ungünstigen abschließenden Entscheid heißt es, „was aber ain gerichtsmann khauße in seinem hauß zu verprauchen, davon sollt er des zolls frey sein“. StAM, Herrschaft Hohenaschau B 354, fol. 19'.

⁷¹ Landes- und Polizeiordnung 1616, 2. Buch, 2. Titel, 2. Artikel, 500.

⁷² Krenner, Landtag-Handlungen, Bd. 1, 161 (zu 1444). Landes- und Polizeiordnung 1616, 2. Buch, 3. Titel, 3. Artikel, 505 f.; 4. Buch, 6. Titel, 5. Artikel, 629.

⁷³ Krenner, Landtag-Handlungen, Bd. 1, 188 (zu 1446). Landes- und Polizeiordnung 1616, 2. Buch, 7. Titel, 1. Artikel 515 f.

⁷⁴ Landes- und Polizeiordnung 1616, 4. Buch, 2. Titel, 6. Artikel, 615; vgl. auch 7. Artikel, 616.

Die Bestimmungen, die das Verhältnis von Haus und Markt auf dem Verordnungsweg regeln sollten, wurden bis ins 18. Jahrhundert beibehalten⁷⁵. Sie galten für den Hausbedarf aller Stände. Ob „Prälat, Edelmann, Pfleger, Amtmann, Bürger oder Bauer“⁷⁶, einem „jeden Landman, er sei hoch oder nidern Stands, der aufm Land haussässig“⁷⁷, war zugelassen, seinen Hausbedarf frei zu kaufen und den gedingten Handwerksmann seiner Wahl zu beschäftigen. Für den „gebrauch unserer Fürstlichen Hofhaltung“ wie für die „aigene Haußnotturfft“ der „andern angesessnen Innwohner im Lande“ galten die nämlichen Ausnahmeregelungen beim Kälberkauf⁷⁸. Nicht der Stand, sondern das Faktum der Haussässigkeit ist das Kriterium, an dem sich die staatlichen Maßnahmen orientieren.

Bündelt man die angesprochenen Aspekte zu wenigen Hauptaussagen, so formt sich folgendes Bild:

Hausnotdurft ist eine Norm, die die Verteilung der ökonomischen Ressourcen der Gesellschaft nach dem Prinzip des Bedarfs regulieren soll. Der Bedarf gilt als legitim – er wird daher als Notbedarf gekennzeichnet. Der Bedarf ist allgemeingültig – jedes Haus hat Anrecht auf den Schutz seiner Existenz. Der Bedarf ist dem sozialen Status angemessen – er ist an der Größe des Hauses orientiert. Inhaltlich umfaßt er die „ziemliche Nahrung“ einer Hausgemeinschaft.

Während der historischen Entwicklung der Hausnotdurftidee liefen zwei Prozesse neben-, durch- und übereinander: Einmal erfolgte der Aufstieg der Hausnotdurft vom Maß der lokalen genossenschaftlichen Nutzungsaufteilung zur allgemeinen Norm für die ganze altständische Gesellschaft Bayerns, und zum anderen vollzog sich ihr Wandel von einer vagen dispositionellen Werthaltung zum artikulierten Wert und positiven Recht. Ihre Energie bezog die Entwicklung aus dem sozialen Konflikt.

⁷⁵ Zeugnisse hierfür finden sich für das 15. Jahrhundert und den Beginn des 16. Jahrhunderts bei *Krenner*, Landtag-Handlungen, für das spätere 16. Jahrhundert in der Baierischen Landesordnung von 1553, auszugsweise wiedergegeben bei *Gustaf Klemens Schmelzeisen*, Polizei- und Landesordnungen 1. Halbband, Reich und Territorien (Köln–Graz 1968), 161–324. Für das 17. Jahrhundert sind aus der großen Verordnungssammlung des Jahres 1616, die unter dem Titel Landrecht, Policey: Gerichts-Malefitz und andere Ordnungen der Fürstenthumben Obern und Nidern Bayrn herausgegeben wurden, vor allem Bestimmungen im Landrecht, in der Landes- und Polizeiordnung und in der Forstordnung heranzuziehen; und zwar aus dem Landrecht besonders der 22. Titel über die Scharwerke und aus der Landes- und Polizeiordnung das 2. Buch über den Kauf, 496–528, vom 3. Buch der 2. Titel, 4. Artikel, 542, sowie vom 4. Buch der 2., 6. und 7. Titel, 613, 615, 629 f., 633. Daß auch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts der eigene Bedarf durch Verordnungen bevorzugt wurde, zeigt die Einräumung des Einstandsrechts bei Holzverkäufen wie es „allen Unseren vor ihre eigene Consumption Bau- oder Gewerbs-Nothdurft Holz“ in einem landesherrlichen Mandat vom 19. August 1762 zugestanden wird. *Georg Karl Meyr*, Sammlung der Kurpfalz-Baierischen allgemeinen und besonderen Landes-Verordnungen, Bd. 1 (München 1784) 280–283, 281 f.

⁷⁶ *Krenner*, Landtag-Handlungen, Bd. 5, 342; Landgebot Herzog Albrechts vom Jahre 1468.

⁷⁷ Landesordnung von 1553, 5. Buch, 2. Titel, 7. Artikel, bei *Schmelzeisen* 255. Dieselbe Formulierung in der Landes- und Polizeiordnung 1616, 4. Buch, 2. Titel, 6. Artikel, 615.

⁷⁸ Landes- und Polizeiordnung 1616, 4. Buch, 6. Titel, 7. Artikel, 630.

Mit dem Wert und der Norm Hausnotdurft wurde die selbständig wirtschaftende Hausgemeinschaft als Basiseinheit der gesellschaftlichen und politischen Ordnung anerkannt. – Sie erzielte weltimmanent, was in Christian Wolffs naturrechtlichem System als materialer Staatszweck fungiert, die „gemeine Wohlfahrt von Häusern“⁷⁹. – Das Argument der bedrohten Nahrung, das die bayerischen Bauern – nicht anders wie offenbar alle Bauerngemeinden im Alten Reich – während der frühen Neuzeit in den Auseinandersetzungen mit ihren Obrigkeiten durchgängig anführen, ist das Argument für die eigenverantwortete Existenz und für das Ziel, sich mit Ehren erhalten zu können⁸⁰. Den Erfolg, der den bayerischen Bauern dabei beschieden war, verdanken sie außer ihrem Behauptungswillen auch der teilweise gegebenen Übereinstimmung ihres Interesses mit dem des Landesherrn⁸¹.

Allerdings läßt sich die Hausnotdurftvorstellung allein über die Interessen und den Interessenausgleich der gesellschaftlichen Gruppen nicht hinreichend begreifen; das hieße ihre ideologische Dimension übersehen. Am sinnfälligsten tritt diese in der prüden Haltung gegenüber dem Geld hervor. Daß Kauf und Verkauf, daß Handel, Gewinn und Luxus etwas Verwerfliches an sich haben, kann vernünftigerweise nicht umweglos aus dem Kampf ums Dasein oder um die Macht gefolgert werden. Reste dieser Einstellung lassen sich auch heute noch beobachten, man überreicht der Gastgeberin Blumen und nicht den Zwanzigmarkschein. Darüber hinaus kommt dem Ideal des Hausbedarfs etwas von der ehrfürchtigen Scheu zu, mit der der Mensch den einfachen letzten Dingen begegnet – er heiligt das Brot und das Wasser, nicht den Kuchen und den Kaffee.

Die unterschiedslose Anwendung des Haus-Begriffes⁸² und des Notbedarfs-Maßes auf Herrschaft und Untertanen setzt die bayerische Hausnotdurft ab von verwandten

⁷⁹ Dazu *Günter Birtsch*, Eigentum und ständische Gesellschaft im 18. Jahrhundert, in: *Vom Staat des Ancien Régime zum modernen Parteienstaat*. Festschrift für *Theodor Schieder* (München 1978) 59–72, 66.

⁸⁰ *Peter Blickle*, Auf dem Wege zu einem Modell der bäuerlichen Rebellion – Zusammenfassung, in: *Ders.* (Hg.), *Aufbruch und Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich* (München 1980) 296–308, 299f., 304. *Eberhard Elbs*, Owingen 1584 – Der erste Aufstand in der Grafschaft Hohenzollern-Hechingen (Veröffentlichungen des Projekts Regionale Sozialgeschichte 8, Konstanz 1980) 106–113. *Winfried Schulze*, Herrschaft und Widerstand in der Sicht des „gemeinen Mannes“ im 16./17. Jahrhundert, in: *Hans Mommsen–Winfried Schulze* (Hgg.), *Vom Elend der Handarbeit* (Geschichte und Gesellschaft 24, Stuttgart 1981) 182–198, 189–194. *Hugues Neveux*, Die ideologische Dimension der französischen Bauernaufstände im 17. Jahrhundert, in: *HZ* 238 (1984) 265–285.

⁸¹ Die Gesellschaftspolitik der Wittelsbacher war jedenfalls vom 15. bis ins 18. Jahrhundert – so rigide und hilflos die einzelnen Maßnahmen heute erscheinen mögen – durchgängig auf den Erhalt des mittleren Bauerntums ausgerichtet.

⁸² Zu Haus vgl. *Dieter Schwab*, Familie, in: *Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2 (Stuttgart 1975) 253–301. Allerdings basieren Erörterungen über das sog. „ganze Haus“ vorwiegend auf gesellschaftstheoretischen Quellen und auf Überlegungen zum adeligen Haus – so etwa im gesamten Werk *Otto Brunners*.

standesgebundenen oder -bezogenen sozialen Wertvorstellungen⁸³. Hier handelte es sich nicht um die „sittliche Ökonomie“ der Menge, der die paternalistische Großmut der Herrschenden und die geneigte Fürsorge des Landesfürsten entgegenkamen. Die Norm galt gesamtgesellschaftlich und *Hausnotdurft* blieb keine Forderung, sondern war ein Recht geworden.

Die Anerkennung einer gleichen Schutzwürdigkeit der Häuser im Lande hieß jedoch keineswegs die Gleichheit der Häuser propagieren. „Denn die Maaß besteht in deme, daß der Vogel nach dem Nest geurtheilet wird, und also müssen die Adeliche, die ein kleines Haußwesen und Famili haben, ihr Hauß-Nothdurft nicht über die Gebühr erstrecken“, illustriert Caspar von Schmid das proportionale Gleichheitsdenken seiner Zeit⁸⁴. Eines jeden Hausnotdurft wurde mit dem alteuropäischen Parameter der Angemessenheit ermittelt: *suum cuique*, jedem das ihm gemäße, nicht jedem das selbe⁸⁵. Seine Verwendung ergab die „geziemende Nahrung“, die „wissenliche Notdurft“, das standesgemäße Auskommen⁸⁶ für jedes Haus.

Die Norm Hausnotdurft vereinte die Kategorien Angemessenheit und Gleichheit⁸⁷, verband die hierarchische Ordovorstellung der ständischen Gesellschaft mit einem egalitären Existenzrecht. Sie stellte die abgestufte Sozialordnung nicht in Frage, aber sie hatte das Fundament des altbayerischen Staates umgeformt.

II

Grund und Boden ist der Hauptgegenstand von Eigentum. Die gesamte Eigentumsordnung hängt daher in starkem Maße von den rechtlichen Regelungen des Grundbesitzes ab. Die altbayerische Bodenordnung des späten Mittelalters und der

⁸³ Ein entscheidender Unterschied zu der von *E. P. Thompson* so einleuchtend entwickelten und allgemein akzeptierten Vorstellung von der „moral economy of the poor“ als Ausdruck zähen Festhaltens der englischen Unterschichten am paternalistischen Gesellschaftsmodell liegt darin, daß der Hausnotdurftidee keine dualistische Sicht der gesellschaftlichen Ordnung zugrunde liegt, ihr moralischer Gehalt verpflichtete in gleicher Weise alle auf dieselbe Norm. *Edward P. Thompson*, Die „moralische Ökonomie der Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: *ders.*, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Frankfurt/M.–Berlin 1980) 67–130.

⁸⁴ *Schmid*, Commentarius, 139.

⁸⁵ *Otto von Gierke*, Recht und Sittlichkeit, in: *Logos* 6 (1916/17) 211–264, 260–264: Stets wird „der Maßstab des Gerechten Verhältnismäßigkeit, nicht abstrakte Gleichheit“ sein.

⁸⁶ Zu Umfang und materialem Gehalt von Notdurft und standesgemäßer Notdurft im 18. Jahrhundert vgl. *Johann Heinrich Gottlobs von Justi* Staatswirtschaft oder Systematische Abhandlung aller Oekonomischen und Cameral-Wissenschaften, 1. Teil (Leipzig ²1758, Neudruck Aalen 1963) 67–69, 438 f., 449 f. und *Klein*, Freyheit, 21–23, 49–53, 158 f.

⁸⁷ Zum Gleichheitsbegriff grundsätzlich *Dann*, Gleichheit, zur Unterscheidung zwischen Gleichheit und Gemäßheit, 18, 41, und *Hans Welzel*, Naturrecht und materiale Gerechtigkeit (Göttingen 1960) 34, 141; im folgenden zitiert: *Welzel*, Naturrecht.

frühen Neuzeit war die Grundherrschaft⁸⁸, und deren charakteristische Eigentumsform ist das sogenannte „geteilte Eigentum“⁸⁹. Man versteht darunter bekanntlich eine besitzrechtliche Konstellation, bei der ein Grundherr als dominus directus oder Ober-eigentümer und ein Bauer als dominus utilis oder Unter- bzw. Nutzereigentümer an ein und demselben Bauernhof Eigentumsrechte innehaben. Die dabei auftretende definitorische Inkonsistenz muß als Zugeständnis angesehen werden, das die faktischen Besitz- und Kräfteverhältnisse in der altständischen Gesellschaft der Systemliebe der gemeinrechtlichen Juristen abverlangt hatten. Denn mit der Konstruktion des geteilten Eigentums versuchte man, die Verdinglichung der Herrschaftsbezüge, die im Spätmittelalter gerade auch die Grundherrschaft und die Leiheformen erfaßte, rechtlich einzufangen und zu ordnen. Ein wesentlicher Teil des Herrschaftsverhältnisses wurde in der Folge über den Eigentumsstrang abgewickelt, in Kategorien und Vokabular des Eigentums ausgedrückt. Da aber Herrschaft nicht mit Eigentum gänzlich gleichzusetzen war und die bäuerlichen Besitzer der herrschaftlichen Eigentumsobjekte durchaus massive Rechte an eben diesen Objekten beanspruchten, erlag die Theorie der Realität und behalt sich mit der Vorstellung eines geteilten, man könnte auch sagen eines doppelten Eigentums.

Die Entwicklung, die das Eigentum im Verlauf der frühen Neuzeit nahm, wird verständlicher, wenn außer seinem Charakter als dem des geteilten Eigentums, auch seine innere Verfassung berücksichtigt wird, das heißt die Rolle der für den Begriff Eigentum konstitutiven Einzelemente analysiert wird. Eigentum ist Ausdruck einer Subjekt-Objekt-Beziehung, bei der die drei Komponenten Zugehörigkeit, Herrschaft und Verfügungsbefugnis zu einem Rechtsbegriff verbunden sind⁹⁰.

Es ist ein relativ junger Begriff: Das Substantiv taucht im 13. Jahrhundert bezeichnenderweise im städtischen Milieu auf, in Bayern wird es erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts häufiger⁹¹. Alt und zu indogermanischen Wurzeln hinabreichend dagegen

⁸⁸ Ende des 18. Jahrhunderts unterlagen ihr 96% der landwirtschaftlichen Nutzfläche, wie aus den statistischen Erhebungen von Hazzis und von Krenners ersichtlich. Vgl. dazu *Friedrich Lütge*, Die bayerische Grundherrschaft (Stuttgart 1949) 27–29. Die Zahlenangabe berücksichtigt die grundherrlichen Eigenwirtschaften nicht. Der Rest zu 100% bedeutet 4% bäuerliches Eigenland. – Grundlegend zum Thema Grundherrschaft: *Klaus Schreiner*, „Grundherrschaft“. Entstehung und Bedeutungswandel eines geschichtswissenschaftlichen Ordnungs- und Erklärungsbegriffs, in: *Hans Patze* (Hg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen 27, Sigmaringen 1983) 11–74.

⁸⁹ *H.-R. Hagemann*, Eigentum, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 1 (1971) Sp. 882–896, 891 f. *Schwab*, Eigentum, 70–72. *Karl Kroeschell*, Zur Lehre vom „germanischen“ Eigentumsbegriff, in: Rechtshistorische Studien. Hans Thieme zum 70. Geburtstag zugeeignet von seinen Schülern (Köln–Wien 1977) 34–71, 37. *Karl Lautz*, Entwicklungsgeschichte des Dominium utile (Göttingen 1916).

⁹⁰ Ich übernehme die Forschungsergebnisse Dieter Schwabs und Dietmar Willoweits. *Schwab*, Eigentum. *Dietmar Willoweit*, Dominium und Proprietas. Zur Entwicklung des Eigentumsbegriffs in der mittelalterlichen und neuzeitlichen Rechtswissenschaft, in: HJ 94 (1974) 131–156; im folgenden zitiert: *Willoweit*, Dominium.

⁹¹ Eigentum wird erstmals in einer Kölner Schreinsurkunde zum Jahre 1230 genannt. DRW 2 (1935) Sp. 1345. Älter als Eigentum ist in Bayern allerdings die Form Eigenschaft.

ist „eigen“, die partizipiale Form⁹². Etwas zu eigen haben, jemandem zu eigen sein, ihm zugehören, angehören, ihm verbunden sein, das ist der älteste Bedeutungsgehalt und der Kern des Eigentumsbegriffs: die Zugehörungs- oder Proprietätskomponente.

Hinzu tritt als zweites Element „Herrschaft“, womit die Vorstellung von Überordnung, Gewalthaben über das Zugehörige zum Eigenbegriff hinzukam. Diese Veränderung vollzog sich zugleich mit der Übertragung und Übernahme von „dominium“ aus dem lateinischen Rechtskreis⁹³.

Das dritte konstitutive Moment des Eigentumsbegriffes ist die Verfügungsbefugnis⁹⁴. Wie eingeschränkt die Dispositionsmöglichkeiten über Eigentum auch noch lange Zeit geblieben sein mögen, gänzlich ohne Einbezug der Willküridee gibt es die Rechtsform Eigentum nicht. Eigentum muß in jedem Fall als Verkehrswert gedacht werden können.

Das jeweilige Erscheinungsbild von Eigentum in einer bestimmten Epoche hängt davon ab, welches der drei Elemente gerade dominant ist. In Altbayern prägten bis Mitte des 17. Jahrhunderts eindeutig die Komponenten Zugehörigkeit und Herrschaft das Eigentumsverständnis. Mit Blick auf das geteilte Eigentum kann man – zur Veranschaulichung plakativ und verkürzt – behaupten, die Eigentumsvorstellung der Bauern sei von der Zugehörungs-idee⁹⁵, die der Herren aber betont vom Herrschaftsgedanken geformt gewesen.

Der Anstoß zum Wandel des Eigentumsverständnisses, die Schwerpunktverlagerung im Eigentumsbegriff, ging vom dritten Element im Eigentumsmolekül aus, von der mit neuem freiheitlichen Impetus gekräftigten Willkürkomponente. Der Vorgang läßt sich in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg beobachten⁹⁶. Das neue Bestreben ging dahin, unter Eigentumsrecht vor alles das Recht ungehinderter Verfügung über ein Objekt zu begreifen. Es kündigt daher den Anfang vom Ende des geteilten Eigentums an; denn eine unbeschränkte Verfügungsbefugnis duldet keine Verpflichtungen, keine Rücksichtnahme auf die Interessen und Berechtigungen eines Ober- oder Untereigentümers am selben Gegenstand. Mit fortschreitender Entwicklung rückte die Komponente Willkür ins Bedeutungszentrum des Eigentumsbegriffes, die spezifische Akzentuierung, die Herrschaft ihm bis dahin verliehen hatte, verlor sich

⁹² Gerhard Köbler, *Eigen und Eigentum*, in: ZRG Germ. Abt. 95 (1978) 1–33, 22–24. Dieter Schwab, *Eigen*, in: HRG 1 (1971) Sp. 877 f. Willoweit, *Dominium*, 137 f.

⁹³ Willoweit, *Dominium*, 141 f.

⁹⁴ Hans Hattenbauer, *Die Entdeckung der Verfügungsmacht. Studien zur Geschichte der Grundstücksverfügung im deutschen Recht des Mittelalters* (Kieler rechtswissenschaftliche Abhandlungen 9, Hamburg 1969). Willoweit, *Dominium*, 147–156.

⁹⁵ Zum „älteren“ bäuerlichen Eigentumsverständnis vgl. meine Studie: *Agrarische Konflikte und Eigentumsordnung in Altbayern, 1400–1800*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Aufstände, Revolten, Prozesse* (Geschichte und Gesellschaft 27, Stuttgart 1983) 166–187, 181.

⁹⁶ „In den Jahren um 1680 machte der europäische Geist ... eine Krise durch, in der nahezu alle Ideen entwickelt wurden, die nach 1760 und sogar 1789 revolutionär erschienen.“ *Welzel*, *Naturrecht*, 145 zitiert zustimmend Paul Hazard. Diese „Krise des europäischen Geistes“ war offenbar kein auf die Gelehrtenwelt beschränktes Phänomen.

zusehends⁹⁷; zugleich schwanden alle öffentlich-rechtlichen Spuren und Effekte des Eigentums dahin. Die freie Verfügung über das Seine, das der Willkür des freien Eigentümers unterliegende private Proprietätseigentum stand am Ende dieses Weges⁹⁸.

Die Illustration dieses Vorgangs kann über die Entwicklung der Eigentumsvorstellungen erfolgen, wie sie bei Auseinandersetzungen zwischen bayerischen Markt- und Bauerngemeinden und ihren Obrigkeiten deutlich werden. Die gewählten Beispiele sind alle dem Bereich des Forst- und Waldeigentums entnommen, da auch die Entwicklung der Hausnotdurftidee vornehmlich in diesem Gebiet verfolgt wurde und da auf diese Weise der Bezug aufeinander und der Vergleich untereinander erleichtert werden.

Auseinandersetzungen um die Nutzung des Waldes sind bereits im Spätmittelalter sehr häufig; sie hatten gewöhnlich eine Regelung auf der Basis Hausnotdurft zur Folge⁹⁹. Kam in den Nutzungskonflikten der Terminus Eigentum zum Einsatz – was seit 1500 durchaus der Fall ist, allerdings ohne daß Eigentum selbst der Konfliktgegenstand gewesen wäre –, so wird er für die Rechte der Herren verwendet, doch ohne Beeinträchtigung der bäuerlichen Nutzungsrechte, sie bleiben davon unberührt.

Das Spannungsverhältnis von Hausnotdurft und Eigentum, die starke Gravitationskraft der Nutzungs- und Bedarfsidee im zeitgenössischen Wertehaushalt und ihre Wirkung auf die damaligen Eigentumsvorstellungen lassen sich an den Auseinandersetzungen des Marktes Altomünster mit dem gleichnamigen Kloster im 16. Jahrhundert veranschaulichen¹⁰⁰. Die Bürger des Marktes erhoben Klage gegen das Kloster, weil die Äbtissin im benachbarten Wald zuviel Holz hatte fällen und verkaufen lassen. Dieser Wald wurde als der „aigenthümliche Sanct Althonis Vorst“ bezeichnet, und der Markt hatte das Recht, dort seinen Holzbedarf zu decken. Die Bürger stützten ihre Klage auf das Argument, das Vorgehen des Klosters gefährde ihre Hausnotdurft. Sie konfrontierten ihr Hausnotdurftsrecht dem klösterlichen Eigentumsrecht. Die Hausnotdurft der Bürger rückte in das System des geteilten Eigentums ein, besetzte die Position des Untereigentums und wurde dem klösterlichen Obereigentum zur Seite ge-

⁹⁷ Nach *Schwab*, Eigentum, 77 verengte der Begriff Herrschaft seine Bedeutung auf den Bezirk des Hoheitlichen spätestens nach Mitte des 18. Jahrhunderts. „Verständnis für den individualistischen Eigentumsbegriff und seine Aussonderung aus der Herrschaftsvorstellung“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konstatiert auch *Rudolfine Freiin von Oer*, Der Eigentumsbegriff in der Säkularisationsdiskussion am Ende des Alten Reiches, in: *Rudolf Vierhaus* (Hg.), Eigentum und Verfassung (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 37, Göttingen 1972) 193–228, 220.

⁹⁸ *Schwab*, Eigentum, 74.

⁹⁹ *Wilhelm Liebbart*, Kloster und Markt Altomünster im Streit um den St. Alto Bannwald, in: Oberbayerisches Archiv 102 (1977) 213–255; im folgenden zitiert: *Liebbart*, Altomünster. *Ders.*, Kloster, Wallfahrt und Markt in Oberbayern, in: StMOSB 88 (1977) 324–548, 380–385.

¹⁰⁰ *Liebbart*, Altomünster, 223 f. BayHStA, Kurbayern Hofrat 1114, fol. 112–117; 1595 Mai 27. Gütlicher Entscheid von Landhofmeister und Räten in München im Streit der Äbtissin von Altomünster und der Marktgemeinde.

stellt¹⁰¹. In dieser Rolle fesselte die bürgerliche Hausnotdurft die Verfügungsgewalt des klösterlichen Eigentümers. Zugleich ermöglichte dieser Transfer die Argumentation mit den moralischen Grundsätzen des Hausnotdurftkomplexes: Die gewerbliche Nutzung des Forsteigentums wurde als Gewinnstreben mit dem für vorrangig erklärten Prinzip der Bedarfssicherung angegriffen.

Die beginnende Umschichtung innerhalb des populären Eigentumsbegriffs zeigen die Konflikte der Ammergauer Bauernschaft mit dem Kloster Ettal gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Wie die Bürger von Altomünster so verwehren auch die Ammergauer auf Grund ihres Beholzungsrechts dem Kloster Ettal das Einschlagrecht in den gemeinen Wäldern der Klosterherrschaft¹⁰². Sie nehmen den klösterlichen Amtleuten die Äxte ab, schlagen die herrschaftlichen Holzmarken aus den gefällten Stämmen und kennzeichnen diese mit ihren eigenen Marken. Aber die Ammergauer sind dabei nicht um ihre Hausnotdurft besorgt oder um die Sicherung ihrer Nutzrechte. Sie behaupten, Eigentum an den Wäldern zu haben: „Als erstlichen, alldieweillen anfangs besagte underthannen auf deme haubtsächlichen verharren wollen, das ihnen die in benant ettalisch gefreytem gericht gelegnen strittigen hölzern (weillen sonst keine andre als eben dise darinnen befindtlich) eigenthumblich zustendig weren“, – so beginnen die Abmachungen des Vergleichs von Soyen vom Jahre 1684, der nach über drei Jahrzehnten einen gewissen Abschluß des Konflikts bringt, aber in konventioneller Weise das Waldeigentum dem Kloster und die Nutzungsbefugnis den Untertanen zuerkennt¹⁰³. Daß dies nicht im Sinne der Ammergauer war bzw. ihr Eigentumsverständnis nicht mehr in den Argumentationsrahmen des geteilten Eigentums – des Herrschafts- und des Nutzeigentums – hineinpaßte, verdeutlichen die nach der Jahrhundertwende neu auflebenden Auseinandersetzungen. Die Gemeinden verlangen vor Gericht die förmliche Kassation des Vertrages und behaupten abermals, sie seien die Eigentümer des Waldes¹⁰⁴. Sie verwehren sich ausdrücklich dagegen, worauf be-

¹⁰¹ Zur weiteren Beleuchtung dieses Eigentumsverständnisses seien hier die Regelungen eines Vergleichs zwischen Kloster und Markt Diessen zitiert, die vorsahen, falls Grundstücke im Markt ledig würden, also heimfielen an die Klosterherrschaft, „und ein prelat dieselben zu deß gotzhauß besundern wissentlichen notturft gar oder ains tayls selbs zu und in das gotzhaus pauen oder prauchen wollte, das ime dan solichs unverwert seye“. BayHStA, Kurbayern Hofrat 1110, fol. 191–195; 1538 Juni 7., fol. 192'. Hier kann das Obereigentum nur bei anerkanntem Eigenbedarf – wissentlicher Notdurft – in Volleigentum überführt werden.

¹⁰² Ein weiteres Beispiel ist aus der Herrschaft Wildenwart bekannt, wo die Bauern um 1570 den herrschaftlichen Holzschlag verhinderten. StAM, Herrschaft Hohenaschau, R 12, fol. 16'.

¹⁰³ BayHStA, KU Ettal 554; 1684 September 15. Abgeschlossen wurde der Vergleich am 29. August. Das obige Zitat wird folgendermaßen weitergeführt: „... solches aber wider das Closter Ettal nit behauptet werden können, so ist man von diser praetension gewichen, und zwar gemeltes eigenthumb dahin an: und dem Closter Ettal yberlassen, iedoch das ein ieder herr prelath daselbst solle schuldig sein, aus denen samentlich in angeregt ettalischen gericht Amergau ligenten und sonstem dem Closter Ettal als eigenthumblichen gehilzen denen vier gmainden all zur hausnotturft und denen innhabenden güetern bedürfftiges holz ohne entgelt ... alle jar, wie bishero beschehen, abvolgen“ zu lassen.

¹⁰⁴ Die Akten der umfangreichen und langwierigen Auseinandersetzungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind enthalten in BayHStA, Zivilakten Fasz. 1452, Nr. 702 I und II; hier Nr. 702 I, fol. 870, 872 zum Jahr 1726.

schwichtigende landesfürstliche Kommissare hinauswollten, für die ausreichende und gesicherte Nutzung zu streiten. Sie wollen als Eigentümer anerkannt werden, was ihrer Meinung nach bedeutet, daß die Wälder ihnen „zu freier Disposition“ zustehen, sie darin in „freier Willkür“ schalten und walten können¹⁰⁵, das Kloster nichts mehr darin zu schaffen habe, geschweige denn Eigentumsrechte geltend machen könne. Ihr Eigentumsbegriff zeigt, welche Kraft mittlerweile die Komponente Verfügungsfreiheit im Eigentumsgedanken entwickelt hat. Die Obrigkeiten, die relativ flexibel reagieren, solange das System des geteilten Eigentums unangefochten bleibt, schließen sich hier in scharfer Abwehr zusammen: Das „prätendierte Eigentum“ der Ammergauer ist „angemaßte selbst herrschung“¹⁰⁶, befand der Hofrat, und dies bedeutet offenbar ein Verdikt in sich.

Die weitere Entwicklung der Eigentumsvorstellungen in der eingeschlagenen Richtung belegen die Konflikte zwischen dem Stift Schlehdorf und der Hofmarksgemeinde Ohlstadt in den Jahren 1732 bis 1756. Auch die Ohlstädter sind der Ansicht, „ein der gemaind eigenthomblich zugehöriges holz“ zu besitzen¹⁰⁷, in dem das Stift Schlehdorf „nit die mindiste gerechtsame“ habe¹⁰⁸, während der Propst im nämlichen Wald Holz zum Verkauf einschlagen läßt und ausführt, das Kloster habe seinerzeit die Hofmark „aigenthomblich erkaufte“ und das doch wohl kaum, damit die Gemeinde einen Wald habe, womit sie „nach aigenen gefallen schalten und walten“ oder „eine herrschaft hierinfahls spielen oder wohl gar leges vorschreiben“ könne. Ihr, der Gemeinde, Rückgriff auf die *iura quaesita* und einen Spruchbrief von 1498 sei ebenfalls nutzlos; denn „die ehemalig und jetzige zeiten sint gleich dem gehilz damahls und jetzo, wie der tag von der nacht different“, es haben sich „die zeit und das gehilz totaliter abgeändert“ und – so fährt Probst Korbinian fort – „das aigenthomb ist mir und meinem lieben closter angehörig, sye dahingegen haben nur ein recht ad rem, aber nit in re wie ich“. Er, der Propst, sei der „in der ganzen hofmarch wahrhaffte eigenthumber“ und wenn die Untertanen „absolutè herrn“ in seinem „aigenen gehilz sein“ und selbst „domini und eigenthumber“ werden wollten, so sei das ein Ding der Unmöglichkeit „indeme duo domini in uno eodemque subjecto consistere non possunt“. Hier verläßt auch der Vertreter des Herrenstandes die Basis des geteilten Eigentums. Es gibt nur ein Eigentumssubjekt, das ist natürlich das Kloster, und folglich könne den Bauern kein dingliches Recht am Walde zukommen. Brauchen sie Holz, so sollen sie darum „bitten“ und abwarten, „was und wieviel ich zu deren notturft verabfolgen lassen“ werde, ist die konsequente Folgerung des Propstes¹⁰⁹. Der Notdurft, dem notwendigen Bedarf, der einst die Eigentumsvorstellungen stark eingebunden hatte, kommt praktisch kein Gewicht mehr zu. Die Notdurft soll erbeten werden, ein Recht erzeugt sie nicht. Das Eigentum hat seine sozialen Fesseln abgestreift.

¹⁰⁵ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1452, Nr. 702 I, fol. 218–220.

¹⁰⁶ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1452, Nr. 702 I, fol. 343; zu 1740.

¹⁰⁷ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1269, Nr. 233. Supplik der Gemeinde Ohlstadt im Hofrat vorgelegt am 20. Dezember 1732.

¹⁰⁸ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1269, Nr. 234. Supplik der Gemeinde Ohlstadt im Hofrat vorgelegt am 23. Juni 1748.

¹⁰⁹ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1269, Nr. 234; sämtliche Zitate aus dem Antwortschreiben Propst Korbinians von Schlehdorf gerichtet an den Kurfürsten, datiert vom 24. Oktober 1748.

Es gab eine Lösung in diesem Konflikt. Da beide Parteien Eigentümer sein und in freier Willkür handeln wollten und beiden ein Eigentum alter Art überkommen war, teilte man – nun nicht mehr das Subjekt, sondern – das Eigentumsobjekt: 1756 wurde der Wald um Ohlstadt vermarktet und geteilt. Das Stift und die Gemeinde erhielten ihre Waldgründe nun „für aigen privative“ zuerkannt¹¹⁰. Was als Herrschaftskonflikt begonnen hatte, wurde als Streit unter Privatleuten beendet. Das neue Ohlstadter Privateigentum hatte keinen hoheitlichen Akzent, keine öffentlich-rechtliche Wirkung. Hier war die alte Komponente Herrschaft im Eigentumsbegriff zusammengeschrumpft bis auf den Rest, wo sie mit der Verfügungsbefugnis identisch war. Die Ausbildung des modernen Eigentumsbegriffs setzte die Idee des Einzelnen als „Menschen“ nicht voraus – beide Eigentümer, Gemeinde und Kloster, waren keine Individuen, sondern Korporationen –, aber dieser neue Begriff eignete sich dazu, in der folgenden Zeit mit menschenrechtlicher Legitimation unterlegt zu werden. Diese Art Eigentum konnte zum Ausdruck der angeborenen Freiheit des Individuums erklärt werden.

¹¹⁰ BayHStA, Zivilakten Fasz. 1269, Nr. 234: Vergleich vom 11. Juni 1756, geschlossen zwischen Stift Schlehdorf und der Gemeinde Ohlstadt (mit Weichs).

Gotthardt Fröhlsorge

Die Krise des Herkommens Zum Wertekanon des Adels im Spiegel alteuropäischer Ökonomieliteratur

1650 erschien in Lüneburg im Verlag der Brüder Stern Johann Rists „Der Adeliche Hausvatter“¹. Dieser Titel, der keine weitere Auflage, aber zwei niederländische Übertragungen² erlebte, gehört zu den wenig bekannten Arbeiten des berühmten Barockautors³. Es handelt sich um eine Übersetzungsarbeit Rists, die zu den sprachfördernden Beiträgen zu zählen ist, die Rist der ‚Fruchtbringenden Gesellschaft‘ dedizierte, in die er 1647 unter dem Gesellschaftsnamen der ‚Rüstige‘ aufgenommen worden war⁴.

Der Ristsche Text beruht auf einer französischen Übersetzung des Dialogs „Il Padre di famiglia“ des Torquato Tasso von 1580, einer der zahlreichen Dialoge des Italieners. Rist übersetzt nicht, was er in seiner Vorrede auch mitteilt, aus dem italienischen Original, „die weil Ich dass Italiänische (...) nicht gewust zur Hand zu bringen“⁵, sondern aus einer französischen Übersetzung des Tasso, einem Buch des im 17. Jahrhundert als außerordentlich tätigen Übersetzer bekannten Autors Jean Baudoin⁶. Aus Rists Vorrede geht hervor, daß der ihm befreundete Hamburger Domherr Eberhard Möller, Mitglied einer weitverzweigten Hamburger Patrizierfamilie, ihn zu dieser

¹ *Johann Rist*, Der Adeliche Hausvatter/ Vor vielen Jahren/ von dem hochgelarten Italiäner Torquato Tasso in welscher Sprache beschrieben/ Hernach auss derselben/ durch J. Baudoin in die Französische übergesetzt/ Nunmehr aber verteutschet in gewisse Abtheilunge verfasst/ und mit nützlichen Erläuterungen vermehret und ausgezieret Durch Johan Rist. Lüneburg (...) (1650).

² *De adelikke/ huis Vader/ van Torqvato Tasso. / met de Verklaringen/ van den gelaurierden Poet/ Iohan Rist. / vol aardige Verstellingen, en nut-/te Leeringen. / Uit het Hoogin't Nederduits vertaalt/ door/ Jan Zoet. Amsterdammer. t'Amsterdam,/ By Pieter van den Berge, ob de / Blauwe Burgwal, in de Berg Pernasz. 1658. – t'Amsterdam,/ ter Druckkerie van Kornelis/ de Bruin, in de Heerestraat. 1658. Eine neue Ausgabe erscheint: t'Amsterdam, By Eleke van Belkom, Boekverkooper op de Vygendam, ob de hoek van de Beurspoort, in de Hoop 1756.*

³ Zum Leben Rists vgl.: *Johann Möller*, Cimbria literata, Scriptorum Ducatus utriusque Slesvicensis et Holsatici, quibus et alii vicini quidam accensentur, Historia Literaria Tripartita, Bd. 1 (1744) 546–554, und: *Johann Theodor Hansen*, Johann Rist und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt (Halle 1872) (Neudruck Leipzig 1973).

⁴ Brief Rists vom 20. 2. 1647 an den Nährenden, den Fürsten Ludwig zu Anhalt, als Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft, in: *G. Krause*, Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein (Leipzig 1855) 405.

⁵ *Rist*, Hausvatter, „Vorbericht an den treuhertzigen Teutschen Leser“ (unpag.).

⁶ *Jean Baudoin*, L'Esprit, ou l'Ambassadeur, le Secrétaire et le Père de famille, traittez excellens de Torquato Tasso mis en nostre langue par J. Baudoin, Paris (1632).

Übersetzung angeregt und zugleich mit italienischer und französischer Literatur versorgt habe.

Auch diese Übersetzungsarbeit gehört zum Programm der Förderung der deutschen Sprache durch die Mitglieder der ‚Fruchtbringenden Gesellschaft‘. Die Schaffung eines gegenüber dem Original neuen Werkes soll erweisen, daß die deutsche Sprache keine „Bettel- oder Flicksprache“ sei, sondern eine „Hauptsprache unter der Sonnen“⁷.

Um diese Qualitäten deutlich zu machen, hält es Rist für notwendig, seiner Übersetzung „Erläuterungen“ beizufügen. Der Autor hat den bei Tasso und Baudoin durchlaufenden Prosatext in acht deutlich voneinander gesonderte „Abtheilungen“ gegliedert. Diese „Erläuterungen“ dienen – so scheint es – der Verbesserung des sprachlichen Verständnisses des Textes. Tatsächlich aber haben sie eine andere Aufgabe. Sie sind inhaltliche Kommentare des Textes, in denen Rist ausführlich auf die bei Tasso abgehandelten Gegenstände eingeht. Auffälligerweise sind diese Kommentare insgesamt mindestens ebenso umfangreich wie die Textvorlage. Und dies hat Gründe: was hier 1650 als ein ebenso reflektierter wie aktualisierter Sachkommentar zu einem wesentlichen Zeugnis einer für die Kultur- und Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit aufschlußreichen Literaturtradition hinzugekommen ist, macht die historische Bedeutung des Ristschen ‚Hausvaters‘ aus. Der deutsche Autor nimmt soziale und politische Begriffe aus der Darstellung Tassos auf, um sie im deutlich explizierten Kontext der eigenen Erfahrung seinen Lesern zu erläutern. Im Zuge dieses Verfahrens werden Historie, gelehrtes Wissen und soziale Erfahrungswelt des Pfarrers zu Wedel im Holsteinischen freigesetzt. Alles dient der Präsentation (und ihrer immanenten Kritik) einer gesellschaftlichen Lebensform: der des Landadels in seinen Gutsbezirken. Diese Zwecke der Kommentierung im Rahmen der Eindeutschung eines so ausgezeichneten Textes wie Torquato Tassos Abhandlung über das Wesen der Haushaltungskunst und der Hausherrschaft, erfüllen repräsentative Akte im Selbstverständnis der zeitgenössischen Gesellschaft, die über die philologischen Absichten zum höheren Ruhm der deutschen ‚Hauptsprache‘ weit hinausweisen.

Ogleich Rists ‚Hausvater‘ in der Rezeptionsgeschichte der deutschsprachigen alteuropäischen Ökonomik, der sogenannten ‚Hausväterliteratur‘⁸, nie eine Rolle gespielt hat – offensichtlich deshalb, weil es ein didaktisch-theoretischer Text ist, dem die für die Gattung konstitutiven Teile praktischer Agrarik fehlen –, haben wir es mit einem Schlüsseltext für das historische Verständnis eben dieser Gattung als Gebrauchsliteratur vornehmlich des gutgessenen Landadels zu tun.

⁷ Rist, Hausvater, „Vorbericht“.

⁸ Otto Brunners Arbeiten zur alteuropäischen Ökonomik haben diese Bezeichnung – aus der Landwirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts übernommen – in der wissenschaftlichen Diskussion durchgesetzt. Vgl. dazu: Otto Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612–1688 (Salzburg 1949); ders., Das ‚ganze Haus‘ und die alteuropäische ‚Ökonomik‘, in: Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte (Göttingen² 1968) 103–127. Vgl. auch die jüngste Darstellung zur Ökonomik-Geschichte: Erich Egner, Der Verlust der alten Ökonomik. Seine Hintergründe und Wirkungen (Beiträge zur Ökonomie von Haushalt und Verbrauch 18, Berlin 1985).

Der Repräsentant der bürgerlichen Gelehrtenschicht, der schreibende Pastor, prüft die normativen Regeln der Hausherrschaft des Adels an der Lebenspraxis dieser Klasse.

Eine bemerkenswerte Situation, die – unabhängig von den materiellen Inhalten des Buches – schon geeignet sein sollte, die Frage nach Wesen und Funktion des ‚Herkommens‘ im Horizont der literarischen Tradierung des Wertekanons eines wesentlichen Sektors ständischer Gesellschaft, des grund- und gutherrschaftlich wirtschaftenden Adels, zu stellen. Darüber hinaus könnte gerade dieser Text einen kategorialen Rahmen für den Themenkatalog einer immanenten Theorie ständischen Denkens in der frühneuzeitlichen Literatur zur Führung des ‚ganzen Hauses‘ liefern.

Der Begriff des ‚ganzen Hauses‘, der ja seit Otto Brunners epochemachenden Arbeiten zur alteuropäischen Ökonomik⁹ in der Literatur toposartig zur Beschreibung der Sittenlehre wie der Praktik der alten Lebenseinheit des ‚Hauses‘ benutzt wird, kann auch bei der Beantwortung der Fragen an den Ristschen ‚Hausvater‘ aufschlußreich sein. Dies allein deshalb, da das ‚ganze Haus‘ ein Leitbegriff der Quellen ist, und nicht, wie immer wieder bis heute behauptet, von Wilhelm Heinrich Riehl in ideologischer Absicht zur Restitution einer von der alten Einheit des Hauses ausgehenden Gesellschaftslehre erdacht¹⁰. Vom ‚ganzen Haus‘ ist in den verschiedensten typologischen Ausformungen der alten deutschen Ökonomieliteratur immer die Rede gewesen. So, um nur ein Beispiel zu nennen, in den ‚Arbeitskalendern‘ als Kernbestand der ‚Hausbücher‘, als deren wirkungsreichstes Beispiel wohl Johann Colers „*Calendarium perpetuum et oeconomicum*“ von 1591 anzusprechen ist, aus dem in einer Reihe ständig wachsender Neufassungen schließlich das Musterbuch der deutschen *Oeconomica*, Colers „*Oeconomia ruralis et domestica*“, entstanden ist.¹¹

Um Rists ‚Hausvater‘ in seiner exemplarischen Bedeutung für die Normativität adeligen Selbstverständnisses aus der Sicht richtiger, also sittlich begründeter Haushaltsführung und deren europäischer Quellen beurteilen zu können, ist es notwendig, auf die wichtigsten historischen und systematischen Merkmale der alteuropäischen Ökonomieliteratur kurz einzugehen.

Die ‚Lehre vom Haus‘ hat eine sehr alte europäische Tradition. Otto Brunner hat diesen Lehrbereich der praktischen Philosophie für Fragen der modernen Sozialgeschichtsforschung wieder fruchtbar gemacht. Seitdem spielt die vormoderne Ökonomik – durchaus in kritischer Distanzierung zu bestimmten Positionen Brunners – eine

⁹ Brunner hat zwar die Bedeutung der antiken Ökonomik für die Rezeptionsgeschichte hinreichend dargestellt, nicht aber die der mittelalterlichen Ökonomie-Tradition. Vgl. dazu: Sabine Krüger, Die *Oeconomica* Konrads von Megenberg. Griechische Ursprünge der spätmittelalterlichen Lehre vom Hause, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 20 (1964) 475–561.

¹⁰ Wilhelm Heinrich Riehl, Naturgeschichte des Volkes 3: Die Familie (1854).

¹¹ „Die gantze Hausswirthschaft“ etwa in: Johannes Coler, „*Calendarium Perpetuum et Sex Libri Oeconomici*“ (Wittenberg 1627). Die zit. „*Oeconomia ruralis et domestica*“, erschienen in Mainz 1665, repräsentiert innerhalb einer komplizierten Werk- und Druckgeschichte die endgültige Fassung des Colerschen Werkes. Vgl. dazu: Kurt Lindner, Das Hausbuch des Johann Coler. Druckgeschichte und Bibliographie, in: Festschrift für Claus Nissen (Wiesbaden 1973) 303–564.

immer größere Rolle in der Diskussion der historischen Sozialwissenschaften, vor allem in der Familienforschung¹².

Man kann – wenn man systematisch verfahrend die komplexen Traditionsströme und Einflußbereiche zusammenfassen will – drei verschiedene Quellenbereiche der ‚Hausväterliteratur‘ unterscheiden.

Die Lehre von der richtigen Regierung des Hauses als Einheit des Lebens und Arbeitens hat ihre Basis in den die Sittenlehre des ‚oikos‘ beschreibenden Teilen der aristotelischen Politik, des 1. und 3. Buches der pseudoaristotelischen Ökonomik und vor allem in Xenophons ‚Oikonomikos‘, dessen Übersetzung durch Cicero die griechische Ökonomik den Römern vermittelt hat¹³. Die Römer aber, deren sittenbildendes Potential in der Kulturarbeit des Landbaus lag, lasen die griechische Ökonomik als ‚Scriptores rei rusticae‘. Mit dieser Schriftengruppe greifen wir die zweite wesentliche Quellenschicht der ‚Hausväterliteratur‘: die Agrarik der Alten. Es bedarf noch genauer Untersuchungen über die Rezeption der antiken Agrarschriftsteller (Cato, Varro, Columella, Palladius) in der europäischen Anleitungsliteratur, vor allem in der Zeit der Wiederentdeckung durch die Humanisten und insbesondere in der deutschen Ökonomieliteratur. Fest steht, daß die römische Agrarlehre, die ja in der Regel in den topischen ‚paterfamilias‘-Kapiteln Sittenlehre für das Haus einschließt, eine außerordentlich große Rolle für die Ausbildung auch der deutschen Oeconomica gespielt hat¹⁴. Die ‚paterfamilias‘-Kapitel der alten Agrarik bauen auf der Tradition der drei ‚einfachen oder natürlichen Gesellschaften‘ auf, die die Einheit des Hauses ausmachen. Wir finden sie selbstverständlich auch im Tassoschen Dialog wieder, durch die Jahrhunderte hindurch bis zur Gesellschaftslehre des Wolffschen Naturrechts: die der Herrschaft des Mannes über die Ehefrau, die der ‚väterlichen Gesellschaft‘, der Herrschaft des Vaters über die Kinder und die der ‚herrschaftlichen Gesellschaft‘, also der Herrschaft des Hausherrn über das Gesinde¹⁵.

Luthers Kleiner Katechismus und die daran anschließenden, zahlreich überlieferten Schriften zur Propagierung der lutherischen Hauslehre nehmen diese Dreieinheit der Personenbeziehungen des Hauses auf und entwickeln daraus ein – wie wir erfahren haben – geistesgeschichtlich unübersehbar folgenreiches Ordnungsmuster der Untertänigkeit in dieser Welt. Mit dem Hinweis auf die lutherische Hauslehre ist die dritte und wirkungsgeschichtlich gesehen wichtigste Quellenschicht der ‚Hausväterliteratur‘ angesprochen.

¹² Vgl.: Karin Hausen, Familie als Gegenstand historischer Sozialwissenschaft. Bemerkungen zu einer Forschungsstrategie, in: Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 1 (Göttingen 1975) und: Michael Mitterauer, Vorindustrielle Familienformen. Zur Funktionsentlastung des ‚ganzen Hauses‘ im 17. und 18. Jahrhundert, in: Fürst-Bürger-Mensch. Untersuchungen zu politischen und soziokulturellen Wandlungsprozessen im vorrevolutionären Europa (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 2, München 1975) und: Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie (München 1977).

¹³ Vgl. Krüger, Oeconomica Mengenbergs, 475ff.

¹⁴ Vgl. Brunner, Adeliges Landleben, 265 ff.

¹⁵ Christian Wolff, Vernünftige Gedanken von dem Gesellschaftlichen Leben der Menschen und in sonderheit dem gemeinen Wesen, in: ders., Gesammelte Werke, I. Abt. 5 (1975) 135.

Zu diesem, die differenzierten Entwicklungsphasen komprimierenden systematischen Schema der ‚Hausväterliteratur‘ muß (in heuristischer Absicht) ein Begriff hinzutreten, der – wie ich glaube – für das Verständnis der Adelsgesellschaft, gerade in der Phase einer noch unangefochtenen politischen Repräsentation ihres Landbesitzes, kategorialen Rang hat: der des ‚Herkommens‘. Auch ein ‚Adeliger Hausvater‘ in der Ristschen Sicht des Verhältnisses von sozialer Macht, gesellschaftlichem Anspruch und sittlicher Verpflichtung unterliegt der wesentlichen Funktionen ständischer Gesellschaft definierenden Bedeutung des ‚Herkommens‘, unabhängig von der engeren historischen Bedeutung dieses Begriffes in der Rechtssprache.

‚Herkommen‘ ist – als lexikalisch registriertes Wort – ein Begriff der politisch-sozialen Sprache in Deutschland, der den gesellschaftlichen Erfahrungswandel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich spiegelt. Die Wörterbücher belegen, daß mit der Aushöhlung der ständischen Gesellschaft auch ‚Herkommen‘ als Begriff zur Beschreibung bestimmter personaler Strukturen dieser Gesellschaft zurücktritt, zum archaisierenden Wortgebrauch abflacht¹⁶.

Es ist aufschlußreich, daß die Krünitzsche Enzyklopädie, bekanntlich eine der wichtigsten deutschsprachigen Realenzyklopädien im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert, diesen Begriff noch nicht als historische Semantik verzeichnet, sondern als sachbezogenes Stichwort aufnimmt, im wesentlichen dabei aus dem Adelungschen Wörterbuch wörtlich zitierend¹⁷. Für den Adressaten dieser Enzyklopädie deckt das Stichwort noch eine Realität, die praktische Geltung der in beiden Bedeutungsbereichen des Begriffes (= Abstammung eines Menschen und im Rechtsgebrauch allgemeines öffentliches Handeln) gemeinten Traditionen. ‚Herkommen‘ heißt somit: daß ein Tun, dessen Maximen sich nach dem durch langen Gebrauch Eingeführten richten, im funktionalen Zusammenhang zur Abstammung als Blutzusammenhang ihrer Träger steht. Unter ‚Herkommen‘ wird eine Praxis des Lebens verstanden, in der die Maximen des Tuns, das dieser Praxis dient, in der Geltung des genealogischen Prinzips als leitendes Prinzip der Gesellschaft begründet werden.

Dieses Prinzip kann sich nur in der Geltung der Stammfolge objektivieren, und zwar insofern diese öffentlich und rechtlich sanktioniert, als Ordnungsprinzip anerkannt wird. Dies war bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts der Fall. Die öffentliche und rechtliche Geltung der Stammfolge setzt die Kette der Vater-Sohn-Folge als Übertragungsmodus von Rechten, einschließlich der von Herrschaftsrechten, voraus.

Die Bindung dieser Herrschaft an die Stammfolge als Vater-Sohn-Kette läßt die Form dieser Herrschaft als „traditionale Herrschaft“ erscheinen, so wie Max Weber die Kriterien dieses Typus definiert hat. Die Weberschen Kriterien des ‚Traditionalen‘ und die in diesem Zusammenhang gleichfalls von ihm eingeführten des ‚Patrimonia-

¹⁶ Vgl.: *Grimm*, Deutsches Wörterbuch, IV, 2 (Leipzig 1877) 1108/09 und *Johann Christoph Adelung*, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Th. 2 (Leipzig² 1796) 1126.

¹⁷ *Johann Georg Krünitz*, Oeconomisch-technologische Enzyklopädie oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus- und Land-Wirthschaft. Th. 23 (Berlin² 1790) 55/6.

len' sind nützlich, um die historische Beschreibung des ‚Herkommens‘ als Begriff auch verschriftlichter Traditionen zu konkretisieren¹⁸.

‚Patrimoniale Herrschaft‘ verwirklicht sich vorrangig in der Praxis des ‚oikos‘. Max Weber beschreibt diese Praxis anhand der Typologie der Herrschaftsformen in deren strukturbestimmenden Funktionen für die unterschiedlichen Arten ökonomischen Handelns¹⁹.

‚oikos‘ wird hier als eine bestimmte Evolutionsform von ‚Hausgemeinschaft‘ überhaupt verstanden. Der ‚oikos‘ hat sich historisch in ganz unterschiedlicher Weise realisiert²⁰. Mit dieser Eingrenzung tritt Webers Typologie in den historischen Raum. Die idealtypischen Merkmale ‚patrimonialer Herrschaft‘ treffen – über die Herrschaft legitimierende Würde des ‚Patrimoniums‘, des väterlichen Erbguts – auch auf die Vater-Sohn-Kette zu, wie sie in den Zeugnissen zur Mentalität des ‚Herkommens‘ historische Realität geworden ist. Die Tradition der Sittenlehre väterlicher Herrschaft über das Haus, die in der Regel jeden überlieferten Text der alteuropäischen *Oeconomica* einleitet, ist von dieser Mentalität durch und durch bestimmt. Von der Beschreibung der Rechte und Pflichten der väterlichen Gewalt bis zur Erziehungslehre für den Sohn als künftigen Vater und Erben läßt sich jede Einzelheit ökonomischer Ordnung dem Geltungsanspruch des ‚Herkommens‘ zuordnen.

Mit diesen Hinweisen auf den historischen und theoretischen Hintergrund der alten Ökonomieliteratur kehren wir zu Johann Rists Beitrag zu dieser Tradition zurück. Seine deutsche Adaption des Tassoschen Dialogs, der seinerseits als Summe der klassischen Erziehungs- und Hauslehre zu lesen ist, führt uns – im Vergleich mit anderen Texten – an alle jene Probleme heran, die sich im Horizont des ‚Herkommens‘, seiner historischen Geltung und seiner Krise, stellen, wenn nach dem Wertekanon ständischer Eliten im Spiegel der frühneuzeitlichen Ökonomik gefragt wird.

Rists ‚Hausvater‘-Buch wird – wie in der Zeit üblich – von Lobgedichten befreundeter Autoren eingeleitet. Eines von Ihnen stammt von dem zeitgenössisch berühmten Nürnberger Dichter Harsdörffer und artikuliert die Botschaft des neuen Buches für seine Leser: die Stabilisierung der sozialen Ordnung nach dem Friedensschluß von 1648. Alle Stände sollten nun wieder ihrer friedlichen Arbeit nachgehen:

„Der Edle Rittersman ist nun des Kriegs erlassen
und wohnt auff Seinem Sitz:

Wie Der sich halten sol/ Gott und der Welt behagen
Samt seinem Weib und Kind/

Wie Er mit sanftem Muht die Herrschafft solte tragen
Ob seinem Hausgesind/

Dass lehret dieses Buch zu rechter Zeit geschrieben (...).“²¹

Der adelige Grund- und Gutsherr tritt nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges in einer veränderten sozialen, nach dem Friedensschluß auch veränderten po-

¹⁸ Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie. Studienausgabe, 1 (Tübingen 1956) 171 u.ö.

¹⁹ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 275 ff.

²⁰ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 299.

²¹ Rist, *Hausvater*.

litischen Situation seiner Landesherrschaft gegenüber. Rists Absicht ist nicht, wie Tasso die ideale Ordnung oberitalienischer villeggiatura des 16. Jahrhunderts zu propagieren, sondern Muster zur Herrschaftsordnung des landsässigen Adels der Ristschen Erfahrungswelt zu geben. Wenn unser Autor, den Titel der Vorlage verändernd, vom ‚adligen Hausvater‘ spricht, dann ist das als ein ganz bewußter, gesellschaftsorientierter Akt zu verstehen.

Der Tassosche Dialog setzt mit einer für Tasso biographisch bezeugten Episode ein: der Erzähler gerät in der Gegend zwischen Novara und Vercelli durch ein Unwetter in die Lage, seine Reise zu unterbrechen und die Einladung eines ihm begegnenden jungen Mannes anzunehmen, Unterkunft in dem nahe gelegenen Haus von dessen Vater zu nehmen²². Der junge Mann wird bei Rist so beschrieben: „schön von gestalt/ annehmlich von geberden auch stark und wolgeschicket von gliedern (...)“²³. Diese auch bei Tasso wichtige ästhetische Komponente in der Beschreibung von Mitgliedern der herrschaftlichen Familie hat Rist in programmatischer Weise zur Tendenz seiner Darstellung erhoben. In verschiedenen Einzelheiten der Ristschen Dedikation an seinem Patron, Jaspar von Oertzen, wird – was hier nicht entwickelt werden kann – der platonische Topos von der idealen Entsprechung des Schönen und Guten ausgespielt. Er fließt in die Argumentation der Vorbildlichkeit eines adligen Hauses ein. Bevor noch eine Einzelheit der Organisation des häuslichen Lebens mitgeteilt wird, erscheint das Haus in seiner räumlichen Situierung vor den Augen der Ankommenden in seiner Ganzheit, die im Näherkommen sukzessiv in die Beschreibung der Merkmale des in ihm herrschenden Wohlstands, der Vollkommenheit und Schönheit seiner Ausstattung, vor Augen tritt. Die vis attractiva des jungen Mannes als Sohn des Hauses verweist auf dessen ästhetische Realität. „Sonderlich aber“, so bemerkt Rist hier, „sol ein Edelman dahin bedacht sein/ daß Er Eine Seinem Adlichen Stande gemäss wolzugeordnete Wohnung auff dem Lande habe.“²⁴ Ein schönes adliges Haus kann nur an dem vollkommensten aller Häuser gemessen werden. Der Wedeler Pastor hält dafür, „dass ein schönes wolgebautes Hauss von vernünftigen und Gottliebenden etlicher mahsen werde betrachtet als ein Vorbild des himlischen, nicht mit Händen gemachten Hauses (...)“²⁵.

Bei der Betrachtung dieses im „himlischen Hausvater“ zentrierten Hauses vergrößert sich der Abstand zur Wirklichkeit in dem Maße, in dem der Abbild-Status irdischer Hausführung schon im Grad der Repräsentation mißachtet wird. Der Autor bemerkt kritisch, daß er Edelleute kenne, die aus Geiz in einem ihrem Stande nicht gemäßen Hause wohnten. Auch hier zeigt sich die Absicht zur Einbeziehung des Textes in die Situation des landsässigen Adels in der Phase seiner Restabilisierung nach dem Ende des großen Krieges, die ja in vielen Landschaften zur Epoche der großen Schloßbauten geworden ist. Daß wir Rist vor diesem Hintergrund lesen müssen, wird vollends deutlich, wenn der Autor betont, daß der Auf- oder Ausbau eines angemessenen

²² Vgl. zum biographischen Rahmen bei Tasso: Torquato Tasso, *Prose*, Ed. Ettore Mazzali (La Letteratura Italiana. Vol. 22, Milano o.J.).

²³ Rist, *Hausvatter*, 6.

²⁴ Rist, *Hausvatter*, 20.

²⁵ Rist, *Hausvatter*, 21.

Landsitzes notwendig sei, da die vornehmen Diener der Fürsten auf dem Lande wohnten, auch wenn sie Hofdienste versähen.

Damit ist die politische Lage des nichtfürstlichen Adels in den absolutistisch regierten Territorien angesprochen: das, was man mit Gerhard Oestreich die „Sozialdisziplinierung“ des nichtfürstlichen Adels genannt hat, der gerade die Sicherung und den Ausbau der „Familienbasis des Landgutes“ brauchte, um – nicht zuletzt in Konkurrenz zum aufstrebenden Stadtbürgertum, wenn es in den Landadel übertritt – unter den Bedingungen des wachsenden fürstlichen Absolutismus allein durch die Hinwendung zum Hof sich politischen Einfluß zu sichern vermochte²⁶.

Gemäß dieser wichtigen politischen Konstellation des Landadels ist die Beschreibung über Gründung und Bau eines Herrenhauses und des Herrenhofes mit allen notwendigen landwirtschaftlichen Gebäuden konstitutiver Bestandteil der *Oeconomica* dieser Epoche. Tradiertes Modell solcher Passagen ist wieder das ‚paterfamilias‘-Kapitel der römischen Agrarik, in dem in der Regel mit der Nennung der materiellen Voraussetzungen für den Bau von Haus und Hof begonnen wird. Der christlich-theologische Quellenzuwachs hat dann die spirituelle Begründung des Hausbaus und seiner Einrichtung geliefert: den Paradies-Bericht als Modell für die irdische ‚Einsetzung‘ des Hauses als Ort der menschlichen Arbeit nach dem Sündenfall und der Besetzung des Hauses durch den Herrn und den Knecht, so wie Gott den Menschen in die Welt gesetzt hat.

Für beide Aspekte sei auf zwei Quellen zur europäischen Ökonomik verwiesen, die dezidiert das traditionelle Schema der ‚Hauslehre‘ für jene aktuelle politisch-soziale Situation des Adels nutzten und somit, über den ökonomischen Gebrauchswert dieser Bücher hinaus, zur Formulierung ständegebundener Normen beigetragen haben.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ist eine handschriftliche „*Oeconomica*“ eines schwedischen Adligen überliefert, die erstmals 1944 gedruckt wurde. Schering Rosenhane verschriftlicht seine Kenntnisse und Erfahrungen als Anleitung zur Führung eines großen Hauses auf dem Land. Alles Zubedenkende bei der Neugründung einer Gutsanlage wird bei Rosenhane mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Die Erklärung für diesen Faktor des Realitätsbezugs des Textes ergibt sich aus der historischen Situation des schwedischen Hofadels. Torsten Lagerstedt, der Herausgeber der Handschrift, schreibt dazu: „Während einiger Jahrzehnte um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam es zu einer außerordentlichen umfassenden Neubildung von Gütern in Schweden. Die neue Großmacht brauchte Beamte und Offiziere in einem ganz anderen Ausmaß, als das bescheidene Bauern- und Bergbau Land, das Schweden noch zu Beginn der Großmachtzeit gewesen war. Diese mußten entlohnt und besoldet werden.“²⁷

Ein Bedarf an ökonomischer Information war gegeben, da eine breite Schicht von Aristokraten zur Sicherung ihres sozialen Status Landbesitze verwalten mußten, was sie vorher nur im geringen Maße getan hatten. Die sich jetzt im Zeichen der Ausbildung des territorialen Fürstenstaates konsolidierende Schicht der (im Gegensatz zum

²⁶ *Gerhard Oestreich*, Geist und Gestalt des frühmodernen Staates (Berlin 1969) 179 ff.

²⁷ *Schering Rosenhane*, *Oconomia*, utg. av Torsten Lagerstedt (Uppsala 1944) (Lychnos = bibliothek 8) VII.

16. Jahrhundert) zunehmend aristokratisierten Führungsschicht im Hof- und Verwaltungsdienst bedurfte – und das ist wichtig zu bemerken – eines angemessenen Land-sitzes, der allerdings Erträge zur wirtschaftlichen Sicherung dieses sozialen Status abwerfen sollte. Der Repräsentationsgedanke, den der große Landbesitz realisierte – und dafür gäbe es zahllose Beispiele in der politischen Führungsschicht ganz Europas seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts –, beschränkte sich dabei nicht allein auf das reine ‚Lustschloß‘, sondern – und das ist wichtig zu sehen – auch (noch) auf den realen ökonomischen Herrschaftsbereich, selbst wenn dieser als Gutsbezirk tendenziell bei den Neubauten der großen Besitze immer stärker vom Herrenhaus abgerückt wurde.

Die ‚Ökonomie‘ ist wirtschaftliche Basis und zugleich transzendiert sie Häuser, Knechte, Acker und Vieh auf ein Muster spirituell begründeter väterlicher Herrschaft. Substanz dieses Musters ist der Analogiegedanke in der Staffel von Gottvater–Landesvater–Hausvater²⁸. Stellvertretend für die konstitutive Rolle dieses Gedankens gerade in den deutschen *Oeconomica* soll hier nur auf das wohl vollkommenste Beispiel der deutschen Ökonomieliteratur verwiesen werden, auf Hohbergs „*Georgica Curiosa*“, die, wie Brunner gezeigt hat, sogar den ‚*Oeconomia*‘-Begriff theologisch-dogmatisch ableiten²⁹.

In der „Zuschrift“ des „Adeligen Land- und Feld-Lebens“ des Freiherrn von Hohberg heißt es: „Es lässet auch dieser Menschenlebende Himmlische Hausherr noch nicht ab/ die große Welt-Oeconomiam noch immerdar mit schönster und richtigster Ordnung unaufhörlich zu bestellen (...) und zu regieren.“³⁰ Die ‚Welt-Oeconomia‘ korrespondiert hier dem mitgedachten dogmatischen Ökonomiebegriff, der ‚*oeconomia divina*‘, deren Inhalt an zwei Bestimmungen gebunden ist. Sie meint einmal den Akt der Erscheinung Gottes in der Person Christi als Verwirklichung des göttlichen Heilsplans und zum andern die „Austheilung derer durch Christum erworbenen Heyls-Güter“, die der himmlische Hausvater zum Heil der sündigen Menschheit vornimmt³¹.

Die göttliche ‚*distributio*‘ der Heilsgaben durch den Vater ist die christliche Präfiguration des irdischen Hausvaters. Dieses Muster ist bei Hohberg gemeint und erscheint toposartig immer wieder in den Einleitungskapiteln so vieler *Oeconomica*. So wie Gott-Vater durch die Austeilung des Heils für die Kinder der Welt sorgt, so soll auch der Vater des irdischen Hauses durch die Austeilung der Nahrung für alle ihm untergebenen Hausgenossen sorgen.

Repräsentation des Herrn durch Landbesitz als Bereich väterlicher Herrschaft meint somit auch die christlich geforderte Sorgepflicht, die vom Herrschaftsverständnis des Adels, insofern diese Sorgepflicht Teil seiner Standesethik blieb, als untrennbar begriffen wurde. Die spirituelle Dimension im Verständnis der alten ‚*oeconomia*‘

²⁸ *Gotthardt Frühsorge*, Die Begründung der ‚väterlichen Gesellschaft‘ in der europäischen *oeconomia christiana*. Zur Rolle des Vaters in der ‚Hausväterliteratur‘ des 16. bis 18. Jahrhunderts in Deutschland, in: *Das Vaterbild im Abendland I* (Stuttgart 1978) 110 ff.

²⁹ *Wolf Helmhard von Hohberg*, *Georgica Curiosa*. Das ist: Umständlicher Bericht und klarer Unterricht Von dem Adelichen Land- und Feld-Leben (...) (Nürnberg 1682), ‚Vorrede‘.

³⁰ *Hohberg*, *Georgica Curiosa*.

³¹ *Zedlers Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, 25 (Leipzig 1740) 527.

lenkt den Blick auf das zweite Quellen-Beispiel, das traditionelle ‚Hauslehre‘ zum Zweck der Aktualisierung für Herrschaftsaufgaben des Landadels im 17. Jahrhundert biblisch überhöht.

Die große Zeit der Hausbücher in Deutschland waren die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, also Phasen der Konsolidierung der agrarisch fundierten Adelherrschaft. Einer der epochemachenden Titel dieser Reihe erscheint 1666 in Nürnberg als „Nützliche Hauss = und Feld = Schule“ des Georg Andreas Böckler³². Der im Dienst der Markgrafen von Baden-Durlach stehende namhafte Straßburger Architekt und Architekturtheoretiker liefert mit dieser, übrigens sehr erfolgreichen Schrift das Beispiel einer Architekturlehre für verschiedene Bauaufgaben, die mit einer ausgearbeiteten Ökonomik als Anleitungsliteratur für das gesamte Hauswesen verbunden ist. Bemerkenswert ist dabei, daß die beschriebene „Beschaffenheit einer vollkommenen Meyerey und Land = Guts“ als Haushalt des Verwalters, des vom Herrn eingesetzten Haushalters (= villicus), vorgeführt wird. Vor den Augen des Lesers entsteht die Anlage eines Landguts, und zwar im doppelten Sinn: als Gründung des anzulegenden Hauses an einem geeigneten Ort – von den Kriterien der Prüfung des Platzes wurde schon gesprochen – und als Lebenszusammenhang der Gebäude in der Einheit von Wohnen und Wirtschaften. Im Vollzug der Darstellung wird das Haus, mit dem auch hier vorgefundenen Quellenbegriff des ‚ganzen Hauses‘ buchstäblich mit Menschen besetzt. Dieser Vorgang ist Ausdruck einer gedanklichen Figur, die, wie in vielen Ökonomiken auch hier genannt wird, und die auf den Archetypus der ‚Einsetzung‘ des Menschen zur Arbeit zurückweist: wie Gott Adam in das Paradies setzt, so setzt der Herr des Gutes den Verwalter ein, der seinerseits, der regelmäßig in den Ökonomiken vorgestellten Hierarchie des Gesindes entsprechend, die unter ihm Arbeitenden delegiert.

In der Institution delegierter Herrschaft spiegelt sich das Objekt dieser Herrschaft: die Untertänigkeit. Sie ist gleichen Ursprungs wie die Herrschaft. Untertänigkeit ist eine in dieser Welt in Erscheinung tretende Form des ersten Einsetzungsaktes durch den Herrn, dessen lange theologische Auslegungstradition den Stand des Knechtes begründet hat.

Der Ursprungsnachweis der Delegation muß in einer Epoche wichtig werden, die auf allen sozialen Ebenen Typus und Stellung des Beamten in einem vorher nicht bekannten Maße ausgebildet hat. Wie erwähnt, wurde es für den landbesitzenden Adel zu einem lebenswichtigen Gegenstand der Familienpolitik, großen Grundbesitz zu schaffen. Ihn zu verwalten, wird die Aufgabe solcher Beamten, die auch in der Lage sein mußten, als Vögte etc. fürstliche Ämter auszufüllen. Haus und Land sind in der Struktur ihrer Verwaltung aufeinander bezogen. Darauf hat jüngst eine wissenssoziologische Studie zur alten Ökonomik hingewiesen, in der die systemgebundenen Zusammenhänge zwischen der ‚oeconomia ruralis‘, der Einkommensdeckung durch Hauswirtschaft, und der ‚oeconomia satrapica‘, der Steigerung des monetären Einkommens der Obrigkeit, gezeigt werden, aber auch die Ansätze des Auseinandergehens beider

³² Georg Andreas Böckler, Nützliche Hauss- und Feld-Schule (...), zit. (Nürnberg 1683).

Systeme im Zeichen der Veränderung des Ökonomiebegriffs³³. Diese Veränderung – davon wird noch die Rede sein – hat unmittelbar Konsequenzen für Tradition und Krise des ‚Herkommens‘.

‚Herkommen‘ in den einleitend beschriebenen mentalitätsgeschichtlichen Merkmalen ordnet die alte ‚Hauslehre‘ der Standesethik des Adels zu. Dies wird deutlich, wenn wir – zum Ristschen ‚Hausvater‘-Text zurückkehrend – die Frage nach der sozialen Bedeutung der Vater-Sohn-Kette wieder aufnehmen. Nach den Haus und Menschen vorstellenden ersten beiden Teilen und nach dem dritten, der ein Gespräch über den Weinbau bringt, ist mit dem vierten Abschnitt das Zentrum des Dialogs erreicht: der Hausherr stellt dem Sohn und dem Gast (nicht der Ehefrau und Mutter) dar, was ihm sein Vater mitgeteilt habe, als dieser die Herrschaft des Hauses an ihn abgetreten habe. Was nun in direkter, also die Ansprache des Vaters wiederholender Rede vorgeführt wird, dauert bis zum Ende des Dialogs. Rist gliedert diesen Block in vier Teile samt der Kommentare. Schrittweise wird entwickelt, daß sich die Sorge des Hausvaters auf jene drei personalen Gemeinschaften seiner Herrschaft im Hause und auf die Bewahrung und Vermehrung des Besitzes richten muß. Aufschlußreich für den Status dieser Rede im Selbstverständnis der Adelserziehung ist, daß die Belehrung über die Pflichten des Hausherrn nicht als Ergebnis der Erfahrung des Sprechenden deklariert wird, sondern als Rückgriff auf eine vorgängige väterliche Autorität. Die Lehre von der Führung des Hauses ist Wissen, das ausschließlich einem genealogischen Traditionsmodus unterliegt: es wird vom jeweiligen Vater auf den erbberechtigten Sohn übertragen. In einer Kette faktischer und potentieller Väter trägt sich dieses Wissen fort. Das heißt auch: untrennbar mit dem genealogischen Status des potentiellen Vaters ist der gesellschaftliche des Herrn verbunden. Rists Kommentare akzentuieren dieses Muster ganz realitätsbezogen. Die ökonomische Substanz des Herkommens wird so zur Standeslehre. Diese Standeslehre hat eine lange, klassische Tradition.

Leon Battista Albertis berühmter Traktat „Della Famiglia“ (entstanden 1434) wird mit einer exemplarischen Szene eröffnet³⁴. Lorenzo, der Vater Leon Battistas, umgeben von seinen Söhnen und anderen männlichen (nur diese) Verwandten seines Hauses, spricht von seinem letzten Lager aus seine Kinder an. Er mahnt sie, immer eingedenk zu sein, daß die individuellen Tugenden sich nur im Wohl und in der Ehre des gesamten Hauses erfüllen können. Fritz Schalk hat darauf aufmerksam gemacht, daß Albertis Erziehungslehre als Höhepunkt einer Reihe, das Quattrocento auszeichnender Erziehungsschriften anzusehen sei, die von der Überzeugung ausgehen, daß die Gesetze für das Glück der Familie identisch seien mit denen, die für das Glück der Staaten zu gelten haben³⁵. Deutlich ist, daß hier die humanistische Tradition der ‚Poli-

³³ *Wolf-Hagen Krauth*, Wirtschaftsstruktur und Semantik. Wissenssoziologische Studien zum wirtschaftlichen Denken in Deutschland zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert (Soziologische Schriften 42, Berlin 1984) 114.

³⁴ *Leon Battista Alberti*, Über das Hauswesen (Della Famiglia), übersetzt von Walther Kraus, eingeleitet von *Fritz Schalk* (Bibliothek der alten Welt, Zürich 1962), Einleitung.

³⁵ *Fritz Schalk*, Über das Hauswesen, Einleitung.

tik' und 'Ökonomik' des Aristoteles, die Alberti besonders im dritten Buch („Liber oeconomicus“) aufnimmt, bestimmend gewesen ist.

Väterliche Lehre der ‚oeconomia‘ – und dieser Grundsatz prägt den Wertekanon ständischen Denkens der Epoche für herrschaftliche Funktionen des Adels – meint, daß die Gestaltung der Zukunft nur durch den Rückgriff auf die Erfahrung einer Kette von Vorgängern geleistet werden kann. Der Sohn wiederholt nur den Vater. Im Blick auf diese Verhältnisse ist verständlich, wenn die alten Ökonomen in den entsprechenden Teilen ihrer Sittenlehre zwei Forderungen besonders betonen: legitime Geburt (im Kontext der Heiligung des Ehestands) und standesgemäße Erziehung für die Söhne des Hauses. Von der frühen Mutterschule abgesehen, liegt deren Erziehung in der Hand des Vaters, der den Hofmeister aussucht, die Bildungsreisen bestimmt und die Erziehungsergebnisse kontrolliert. Die väterliche Lenkung der Ausbildung ist nichts anderes als die höhere Form der uralten ökonomischen Wissensvermittlung überhaupt. Noch im 18. Jahrhundert wird – allerdings nun kritisch – auf die vorherrschende, weil traditionale Form der Wissensvermittlung in der Landwirtschaft hingewiesen, die oral erfolge.

Alberti und Tasso sind sich aber nicht nur in der Nutzung dieses Tradierungsmodus ähnlich, auch in der Tendenz zur Idealisierung und Ästhetisierung im Erscheinungsbild des Hauses und der Familie. Schönheit und funktionale Vollkommenheit des Hauses (= aedificium) sind Ausdruck der idealen Ordnung der in ihr residierenden Familie (= gens).

So getreu Rist seine Vorlage übersetzt, so bewußt er leitende Tendenzen des Originals kommentierend unterstützt, so deutlich wird auch, daß er seinen Text in dem Verständnishorizont der deutschen Leser von 1650 zu stellen wünscht. So erklärt sich, daß seine „Erläuterungen“ sich nicht scheuen, partielle Mißverhältnisse zwischen der Idealität des italienischen Originals und der Realität der deutschen Leserwelt aufzudecken. Dies geschieht beispielsweise bei der Beschreibung des Verhältnisses zwischen dem Hausvater und der Ehefrau.

Ausgehend von den Grundsätzen lutherischer Hauslehre, führt Rist den hohen Grad der Allgemeinheit in der Darstellung der idealen Ehe auf die sehr konkreten Erfahrungen in seiner Umwelt zurück, um dem adligen Adressaten die sittlichen Maßstäbe der etablierten Standesordnung ins Gewissen zu rufen. Zur Frage der Ebenbürtigkeit der Eheleute: „wie wol es bei diesen Kriegs-Zeiten nictes neues/ das schlechte Gesellen/ die oft ja so wenig auss edlem Geblühte/ als der Kuhehirte im Dorffe sind entsprossen/ sich an Herrn- Fürsten- und Graffen-standes Personen haben verheirathet/ jedoch ist die Ungleichheit Ihres Standes oder schlechten Herkommens durch Eine ziemliche Last von Dukaten und Reichsthalern (...) frei geebnet oder gleich gemacht worden.“³⁶

Im Programm der Restitution vorbildlicher Herrschaft des Adels ist für Rist wesentlich, die ständische Ordnung aus der jeweiligen Angemessenheit des Herkommens abzuleiten. Stärker noch als Fälle der Unebenbürtigkeit für die Gefährdung dieser Ordnung erweist sich aber eine andere Erfahrung, die den Autor zunehmend be-

³⁶ Rist, Hausvatter, 105.

schäftigt: die des für das Standesethos der Herrschenden unangemessenen Umgangs mit dem Geld.

Wie stark die Frage nach dem Verhältnis von Standesnormen und Gelderwerb die Regeln richtiger Haushaltsführung durchdringt, zeigt sich darin, daß sich die Ristsche Adaption sogar in der Darstellung des traditionellen Herr-Knecht-Verhältnisses damit befaßt. Rists Übersetzung der Tassoschen Passage dazu steht im Zeichen des lutherischen Verständnisses der Herr-Knecht-Beziehung. Die „Regierung des Hausgesindes“ – jeweils Schlüsselwörter aus den Quellen zur Hauslehre des 16. Jahrhunderts – beruht auf den drei Dinglichkeiten: „Arbeit/ Unterhaltung (= Nahrung)/ Straffe“: „(...) durch welche Mittel ein iedweder Herr Seine Haussknechte in guhte Ordnung stellen und Sie in den Schranken des Gehorsams soll erhalten.“³⁷

Rists Kommentierung des Herrn-Knecht-Kapitels setzt mit der bestätigenden Wiederholung dieser Dinglichkeiten ein. Dieser Status wird als rechtmäßig, weil von Gott eingesetzt, bestätigt.

Erst vor dem Hintergrund dieser Ordnung kann das Ausmaß der Verfehlung ihres Auftrags sinnfällig werden, letztendlich ausgelöst durch ein nicht standesgemäßes Verhältnis der Herren zum Geld: „So sehen wir“, schreibt der kritisch beobachtende Pfarrer, „noch täglich in unserem Teutschland viel tausend Leibeigner das schwehre Joch der Slaverei ertragen/ welches Sie oft dermassen hart drucket/ das Sie schier darunter erligen und verderben müssen. Solches nun zu beweisen dürfen wir nicht in weit-abgelegene Länder wandern/ es kan unser Holstein und dass benachbarte Meklenburg nebenst anderen hie von genugsahme Zeugnisse geben woselbst die arme leibeigene Bauren von Ihren Herren (Ich rede hie nicht von allen (...)) viel härter gehalten und mit einer weit grösseren Grausamkeit werden gehandhabet als vorzeiten die Knechte bei den Griechen und andern Völkern.“³⁸

Rists Kritik richtet sich nicht prinzipiell gegen die an der Erbuntertänigkeit hängenden Feudallasten der unfreien Bauern. Seine vergleichsweise harte Kritik trifft einen in Gang gekommenen Prozeß einseitiger Veränderung herkömmlicher Ordnung, den Habitus des ‚Geizes‘, um mit diesem alten Wort für unchristliches, auf Bereicherung zielendes Verhalten seine Kritik zu charakterisieren. Er geißelt die Verfehlung des herrschaftlichen Auftrags, insofern dieser Auftrag im Glaubensgebot nur Gewissenssache des einzelnen sein kann, niemals institutionalisierter Zwang. Die folgende, noch schärfere Auslassung übersteigt allerdings die Anmahnung des sittlichen Gebots und gibt ihr den Charakter öffentlicher Kritik: „Heut zutage aber gүнnet man den armen Leibeigenen nicht allein gantz keine Freiheit mehr/ sondern gehet vielmahls so grausahm und unbarmhertzig mit Ihnen um/ dass Sie durch die Flucht solchen stets wehrenden Elend zu entgehen sich vielmahls bemühen/ welches aber/ wen sie darüber ertappet werden/ Ihnen sehr übel pфlegt zu bekommen.“³⁹

Als sozialhistorisches Zeugnis spricht diese Feststellung von jenem Prozeß, den die Sozialgeschichte als die letzte, beschleunigt vorangetriebene und teilweise mit den

³⁷ Rist, Hausvatter, 145.

³⁸ Rist, Hausvatter, 164.

³⁹ Rist, Hausvatter, 165.

Mitteln des Bauernlegens rücksichtslos durchgesetzte Phase im Ausbau der Gutswirtschaft konstatiert hat⁴⁰. Die so entwickelte absolute Gutsherrschaft machte die ihr zugehörigen Bauern zu Untertanen, für die der Gutsherr als Gerichts- und Polizeiherr die Obrigkeit verkörperte, sozusagen als ein „Landesherr im kleinen“⁴¹. Auch von hieraus zeigt sich der zeitsymptomatische Wert der Ristschen Bearbeitung. Denn es ist kein Zufall, daß diese kritischen Bemerkungen in einem Buch zu lesen sind, dessen Adressat in erster Linie der holsteinische Adel war. Gerade diese Schicht hat in dieser Zeit einen Typus des selbstwirtschaftenden Gutsbesitzers hervorgebracht, der nicht nur die personellen und besitzrechtlichen Strukturen einer typischen Gutswirtschaft kompromißlos ausbaute, sondern darüber hinaus auch kaufmännische Interessen pflog, in einer Weise, wie sie in dieser Intensität im Reich einmalig war. Dies ist wichtig zu bemerken, da die Ristsche Vorlage in ihren Schlußpassagen die für die oberitalienischen landwirtschaftlichen Verhältnisse keineswegs ungewöhnlichen Gegenstände des Handels und Geldgeschäfts diskutiert. Offensichtlich hat die Darstellung dieser Interessen in der Vorlage keine geringere Rolle dafür gespielt, diesen Text in den Horizont holsteinischer Adliger rücken zu sollen. Es ist diese Appellstruktur des Textes, die es Rist möglich macht, aus der Realitätsbeschreibung die Aufforderung zur Korrektur des Verhaltens der Herren abzuleiten. Die moralische Dimension des Textes schließt die Interpretation dieses Appells als vorgreifende Veränderung der Ordnung aus.

In der großen Rede des Vaters folgen im weiteren Belehrungen über Bewahrung und Vermehrung von Hab und Gut. Es geht dabei um die Rolle des Geldes für die Aufrechterhaltung der Wirtschaft des Hauses. Der Hausherr stellt die Frage nach dem richtigen Verhältnis von Kosten und Einkünften. Notwendig richtet sich dieses Verhältnis nach der Art der Güter, die im Haus benötigt werden, für die Tasso die Klassifizierung des ‚Künstlichen‘, also das vom Menschen Hergestellte betreffend, und das ‚Natürliche‘, das von der Natur Hervorgebrachte, einführt. Zu den künstlichen Gütern rechnet Tasso das Geld. Mit dieser Dichotomie von Geld und Natur ist ein zentrales Thema nicht nur dieses Textes angesprochen, das sich in der Frage der standesgemäßen Berechtigung des Landgutbesitzers, Kaufmannschaft zu betreiben, verdichtet.

Damit ist ein Problem in den Blick gekommen, das sowohl für den sozial- wie mentalitätsgeschichtlichen Status der alteuropäischen Ökonomik von entscheidender Bedeutung ist. Die in der Literatur so oft diskutierte Frage, wie weit die – was die deutschen Verhältnisse betrifft – in der ‚Hausväterliteratur‘ als autark erscheinenden Haushalte der Gutswirtschaft wirklich ohne Beziehung zum Markt ausgekommen sind, und

⁴⁰ Vgl.: Hermann Kellenbenz, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* (München 1977) 232 ff. Der Wiederaufbau der landwirtschaftlichen Produktion nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges und dem damit verbundenen ungeheuren Bevölkerungsrückgang erfolgte auf zwei Wegen: erstens durch neue Nutzung des wüst gewordenen Bodens (mit Auffüllung des Viehbestands), verbunden mit ersten Ansätzen (im 18. Jahrhundert, vor allem unter den preußischen Königen systematisch verstärkt) zur Urbarmachung von Ackerland, zweitens durch technische Intensivierung der Nutzung und durch den straffen personellen Ausbau der Gutswirtschaft zur besseren Nutzung der Arbeitskräfte.

⁴¹ Kellenbenz, *Wirtschaftsgeschichte*, 237.

zwar über den Zweck der Deckung des Eigenbedarfs hinaus, gehört gleichfalls zu diesem Themenkomplex⁴².

Symptomatisch für den Ristschen Text ist, daß der Wedeler Pfarrer alle diese Fragen engagiert kommentierend aufgreift. Die historische Beunruhigung, die das Stichwort ‚Geld‘ im Umkreis der Nahrungsgewinnung durch Landwirtschaft auszulösen vermag, zeigt die exemplarische Bedeutung des Ristschen ‚Hausvaters‘ für die Beschreibung der Standesethik des Adels. Es geht Rist um einen Sachverhalt, der zutreffend mit der Sombartschen Formel von der „Idee des standesgemäßen Unterhalts“ beschrieben werden kann. Werner Sombart hat die Basis vorkapitalistischer ‚Ausgabewirtschaft‘ darin gesehen, daß „der Bedarf selbst nicht von der Willkür des Individuums bestimmt (wird), sondern im Laufe der Zeit innerhalb der einzelnen sozialen Gruppe eine bestimmte Größe und Art angenommen (hat), die nun als fest gegeben angesehen wird“⁴³.

Ausgehend von der aristotelischen Trennung von Ökonomik und Chrematistik (= Erwerbslehre) wird nach Sombart in der alten Wirtschaftsgesinnung der Gelderwerb über den naturalen Bedarf hinaus als nicht zur wirtschaftlichen Tätigkeit gehörig angesehen. Diese Einsicht bestimmen auch die Maximen des Handelns in der Rede des Vaters im Tasso-Ristschen-Dialog. Hier wird etwas formuliert, was als wiederkehrende Irritation der Menschen prinzipiell die Aussagen der alteuropäischen Ökonomik prägt, wenn die Rede auf die Rolle des Geldes in der Hauswirtschaft kommt. In der Ökonomieliteratur ist dies solange ein ethisches Problem, solange die religiöse Fundierung des Handelns gesichert liegt.

Erst die Auflösung der Lehre vom ‚ganzen Haus‘ im Zuge der Durchsetzung der ‚rationalen Landwirtschaft‘ und die damit verbundenen grundlegenden Änderungen der Landwirtschaftslehre rationalisierten auch diese Frage nach Maßgabe eines nunmehr vom Marktgeschehen bestimmten Ökonomiebegriffs. Die Ablösung des Grundsatzes, Wirtschaft als Bedarfsdeckung zu verstehen, setzt naturgemäß zuerst im Handel ein, geht dann aber auch in die landwirtschaftliche Produktion über und wird zum Kriterium der Ablösung der alten Ökonomik.

Im Tassoschen Diskurs aber wird die Funktion des Geldes noch als Tauschwert behandelt, der nötig ist, um die Bedarfsdeckung des Edelmannes zu sichern. Die Produkte des Landgutes sollen – so mahnt der Vater seinen Nachfolger – dann verkauft werden, „(...) wenn der Verkauf am meisten einbringt, um mit dem Gelde, das er daraus löst, zu Zeiten, da man am billigsten kauft, die Dinge zu beschaffen, die sein Land-

⁴² Die Arbeit von *Irmintraut Richarz*, *Herrschaftliche Haushalte in vorindustrieller Zeit im Weserraum* (Beiträge zur Ökonomie von Haushalt und Verbrauch 6, Berlin 1971), hat gezeigt, daß die Gutswirtschaft immer mit dem Markt verbunden war. Am Beispiel ihrer Fallstudien zeigt sie den Zusammenhang vom Markt und Einkommen herrschaftlicher Haushalte durch Getreideverkäufe. Auch im Nahrungsmittelbereich mußten Zukäufe getätigt werden.

⁴³ *Werner Sombart*, *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. II,2 (München, Leipzig² 1928) 31/32.

besitz ihm nicht liefert und deren ein Edelmann doch notwendig bedarf⁴⁴. Zu dieser Klugheit des Handelns gehört auch, immer etwas von dem erworbenen Geld zurückzulegen, ein Gebot, das der materiellen Vorratswirtschaft der Hausmutter entspricht und als fester Bestandteil der Ökonomietexte durchgängig erscheint⁴⁵.

Tasso unterscheidet zwischen einer ‚natürlichen‘ Fähigkeit des Erwerbens und einer ‚nicht-natürlichen‘. Die erste ist identisch mit den Hervorbringungen der Natur zum Nutzen des Menschen, also vorzüglich mit dem Ackerbau. Diese Art des Erwerbens ziemt dem Herrn des Hauses, auch die daraus abgeleitete Tätigkeit, die gewonnenen Produkte „zum Tausch“ anzubieten, was man „heute gemeinhin Handel“ nennt⁴⁶. Aber diese Tätigkeit unterliegt in Hinsicht auf den Gutsherrn großer Einschränkungen. Güter, die nicht selbst produziert werden, zu kaufen, um sie, wenn am Ort Mangel herrscht, wieder zu verkaufen, ist „ungehörig“. Der Gutsherr soll schlechthin nicht als Kaufmann auftreten, denn – und damit wird die Sombartsche Kategorisierung bestätigt – „bei dem Herrn des Hauses (...) ist das Verlangen nach Reichtum begrenzt“⁴⁷. Das Geschäft des Gelderwerbs oder gar des Wuchers muß dem Gutsherrn fremd bleiben.

Mit dieser Einsicht endet der Tassosche Dialog. Sie deckt sich mit dem Inhalt eines Satzes, der die väterliche Lehre von der Führung des Hauses zusammenfaßt: „Das Wesen eines Hauses ist Ordnung, und ein Haus oder eine Hausgemeinschaft erneuern, heißt nichts anderes, als es wieder in Ordnung bringen.“⁴⁸ Damit ist – in der deutschen Fassung des Tassoschen Textes sehr genau die Botschaft des Originals treffend – jener Leitbegriff ‚Ordnung‘ genannt, der in der alten Ökonomieliteratur in nicht zu zählender Häufigkeit auftritt und der, wie kein anderer Quellenbegriff, den historischen Sinn des ‚Herkommens‘ als Konstante standesspezifischen Denkens des Adels deckt. Wie selbstverständlich kennt auch Rist diesen Begriff der ökonomischen Tradition: „so kann man auch sagen, dass die gestalt eines hauses in der ordnung bestehe.“⁴⁹ ‚Ordnung‘ ist im alten ökonomischen System eine ethische Kategorie: der in der christlichen ‚Hauslehre‘ artikulierte Abbildcharakter des Hauses, dessen Ursprung die göttliche Einsetzung der Vaterschaft ist. Sie dient der Legitimation der Herrschaft in der Welt und stabilisiert so das ordo-Denken ständischer Welt.

Man muß sich diese Dimension des Ordnungsbegriffes bewußt machen, um die von Rist angeklagte Verfehlung im haushälterischen Handeln deutscher Edelleute in ihrer,

⁴⁴ Torquato Tasso, *Dialoghi*, ed. krit., v. Ezio Raimondi (Virenze 1958) II, 1, 333–389. A. F. K. Streckfuss veröffentlichte 1840 eine Teilübersetzung. (*Carl Streckfuss: Torquato Tasso's Leben mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta und dem Dialog: der Familien-Vater*, Berlin 1840) Nunmehr liegt eine vollständige deutsche Übersetzung vor: *Emil Staiger, Torquato Tasso. Die Einkehr* (Frankfurt 1972). Aus dieser Übersetzung wird zit.

⁴⁵ Gotthardt Frühsorge, Die Einheit aller Geschäfte. Tradition und Veränderung des ‚Hausmutter‘-Bildes in der deutschen Ökonomieliteratur des 18. Jahrhunderts, in: *Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung* 3 (Wolfenbüttel 1976).

⁴⁶ Tasso, *Die Einkehr*, 79.

⁴⁷ Tasso, *Die Einkehr*, 81.

⁴⁸ Tasso, *Die Einkehr*, 77. Bei Tasso heißt es: „(...) diremo che la forma d'una casa sia l'ordine e che l'riformare la casa o la famiglia altro non sia che riordinarla“. (Tasso, a.a.O., 378).

⁴⁹ Rist, *Hausvater*, 186.

die Normen ständischer Gesellschaft bedrohenden, Tragweite zu erkennen. Rists Bemerkungen zu jenen, die Frage der Kaufmannschaft des Adels betreffenden Passagen lassen keinen Zweifel an der Intention des Autors: „den ob schon die teutsche edelleute nit zur börse gehen/ in fremde länder schiffen und anderen gemeinen Kaufleuten sich nit gleich stellen; so sind mir doch etliche bekant/ die bisweilen ja so starke handel als die kaufleute in den stäten treiben/ ja die wol solche sachen verkauffen deren sich noch wol ein schlechter kaufman in der statt schämen solte/ welches alles auf dem verfluchten geitze herühret/ der den meisten theil/ jedoch nicht alle/ den man findet auch noch bisweilen einen tapferen/ gottesfürchtigen und freigebigen Edelmann/ zu dieser zeit gar hat eingenommen/ dass mancher viel lieber seinen Gott und seligkeit/ seinen glauben und gewissen/ seine ehre und achtbarkeit/ als ein stüklin gelde solte entbehren oder zu rücke setzen“⁵⁰.

Dieses Verhalten wird als Ergebnis eines gesellschaftlichen Prozesses gesehen: „so gar ist der heutige Adel nur im gelde/ golde und silber zu finden, da doch der alte Adel in stahl und eisen pfleg zu bestehen (...)“⁵¹.

Möglicherweise hat diese Adelskritik auch Topos-Charakter, sicher ist aber, daß der so geäußerte Vorwurf einen realen Bezug hat: die Gefährdung einer Ordnungsvorstellung gerade durch jenen Stand, der ihre Vorbildlichkeit für andere Stände zu verwirklichen die Pflicht hat. Aus diesem für den Pfarrer Rist noch als historische Notwendigkeit erlebten Bedingungsverhältnis von privilegiertem Status und dem gottgewollten Ordnungsmuster guter Hauswirtschaft erklärt sich Rists Titelgebung vom ‚adligen Hausvater‘.

Die Gefahr, einem seelenverderbenden Umgang mit dem Geld anheimzufallen, vergeht in dem Maße, in dem die Erkenntnis von den Wohltaten eines Lebens auf dem Lande wächst. Wohlbedacht greift diese Mahnung Rists auf den Anfang des Buches zurück: auf das ‚Lob des Landlebens‘. ‚Landleben‘ steht hier nicht für einen temporären Fluchtort, sondern als Begriff einer konkret darstellbaren, weil in der Hierarchie der Arbeit am Land erfahrbaren gesellschaftlichen Ordnung. Im historischen Verständnis des Ristschen Textes als Erneuerung seiner Vorlage und deren realitätsbezogener Aktualisierung stehen die Erfahrungsbereiche der ‚Arbeit am Land‘ und der ‚Herrschaft des Vaters‘ in einem gegenseitigen Begründungszusammenhang, der das Wesen des ‚Herkommens‘ in der alten Ökonomik ausmacht.

Das Auseinanderfallen dieses spirituell unterfangenen Begründungszusammenhanges, die Krise des ‚Herkommens‘, läßt sich in der Reihe der *Oeconomica* am deutlichsten im Wandel des Begriffsverständnisses von ‚Ökonomie‘ fassen. Zu den entscheidenden Faktoren dieses Wandels gehört das Auseinandertreten von Natur als Gegenstand der Arbeit und dem Leben im Haus als dem Ort einer tendenziell vom Erwerbsleben getrennten Privatheit der Familie. Dies ist ein langer sozial- und geistesgeschichtlicher Prozeß, den wir auf vielen Ebenen spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgen können. In der Entwicklungsgeschichte der alteuropäischen Ökonomik läßt sich feststellen, daß etwa schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Ty-

⁵⁰ Rist, Hausvatter, 215/16.

⁵¹ Rist, Hausvatter, 215/16.

pus des alten ‚Hausbuchs‘ in seiner Einheit von Sittenlehre und Arbeitslehre langsam aber deutlich erkennbar auseinanderfällt. Das ‚ökonomische Jahrhundert‘ brachte zunehmend eine solche Vermehrung des Wissens auf dem Gebiet der Landwirtschaft hervor, daß dieser Erfahrungsdruck zu einer Ausdifferenzierung der einzelnen Wissensträger aus dem alten ‚Hausbuch‘ heraus stattfinden mußte. Dieser Prozeß in der Ebene der Vermittlung ökonomischen Wissens spiegelt aber letzten Endes nur einen Vorgang, der tiefer liegt, der sich in geistesgeschichtlichen Veränderungen abspielt.

Der Geltungsverfall der christlichen Erbsündenlehre im Verlauf des 18. Jahrhunderts ist auch Ausdruck für den Sinnverlust des Paradies-Topos für die traditionelle Sinngebung der Arbeit.

Immer mehr verschwindet dieser begründende Topos aus den Ökonomiken des 18. Jahrhunderts. Das beginnt schon in der Frühaufklärung mit den vielen Titeln des Julius Bernhard von Rohr zur ökonomischen Aufklärung. Wolf-Hagen Krauth hat im Blick auf Rohr den Wandel des Ökonomieverständnisses im Status seiner Wissenschaftsverfassung so beschrieben: „(...) und es kann einfach abgewartet werden, bis die Abgrenzung des Sozialsystems Oeconomia in der universitären Literatur aufgrund der real längst vorhandenen Interdependenzen in der Erwerbssphäre ihre Plausibilität verliert und dann durch eine neue Semantik auch im universitären Bereich ersetzt wird (...).“⁵²

Der christliche Sinnverlust von Arbeit setzt ein Naturverständnis frei, das in sich selbst den Praxisverlust des traditionellen Hauses funktionalisiert hat. Das bedeutet: ‚Natur‘ wird einerseits im Zuge einer rasanten Verwissenschaftlichung und Spezialisierung der Gegenstände der alten Naturlehre zum bloßen Objekt der Landwirtschaft und andererseits zum Begriff der Reflexion des sich vom Haus emanzipierenden Subjekts. ‚Natur‘ und ‚Land‘ treten auseinander, so wie ‚Haus‘ und ‚Familie‘ auseinanderfallen. Das ‚Haus‘ wird bedeutungsgeschichtlich von der Innenwelt der Familie eingeholt und zur ‚Häuslichkeit‘ stilisiert. Sie wird fortan von den Empfindungen bürgerlicher Subjekte beherrscht, nicht mehr von den Gesetzen väterlicher Herrschaft.

⁵² Krauth, Wirtschaftsstruktur, 48.

Ernst Schubert

Mobilität ohne Chance: Die Ausgrenzung des fahrenden Volkes

Wenige Wochen nach seiner Krönung erließ Friedrich I. von Preußen am 18. März 1701 ein 33 Paragraphen umfassendes Edikt, dessen Kern in den Worten bestand: „Wir verordnen und befehlen hiermit ernstlich und unwiderruflich, daß alle frembde Bettler und Vaganten binnen 4 Wochen à die publicationis ... sich aus unserm Lande wegmachen sollen.“¹ Dieses Vagantenedikt ist typisch. Es hatte in Brandenburg-Preußen Dutzende von Vorläufern und Dutzende von Nachfolgern. Typisch ist es aber auch für den frühneuzeitlichen deutschen Obrigkeitsstaat, ungeachtet aller regionalen und strukturellen Unterschiede der Territorien. Die gleichen Gesetzgebungsprinzipien zeigen die Beispiele, wo sie auch gewählt werden, sei es das geistliche Hochstift Würzburg² oder das weltliche Herzogtum Bayern³, sei es das kleine geistliche Fürstentum Salem am Bodensee⁴ oder das ebenfalls unbedeutende weltliche Herzogtum Sachsen-Lauenburg an der Niederelbe⁵. Es gibt kein anderes Thema der Gesetzgebung, das in allen deutschen Territorien von der Nordseeküste bis zum Alpenrand so *gleichförmig* abgehandelt wird, wie das der Vertreibung fremder Bettler und fahrender Leute. Varianten gibt es lediglich in den Drohgebärden, mit denen die Obrigkeit diese mißliebigen Menschen abzuschrecken trachtet. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden immer härtere Sanktionen dem sogenannten „herrenlosen Gesindel“ angedroht, gemildert erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, ohne daß das Vertreibungsziel aufgegeben wird. Solche Edikte werden jedermann zur Kenntnis gebracht, werden an Straßenecken, Toren, Wachhäusern und „andern publiquen Orten öffentlich affigiret“, von den Kanzeln verlesen und „durch öffentlichen Trommel-

¹ *Otto Christian Mylius*, Anhang des Corpus Constitutionum Marchicarum Fünfftten Theils (Berlin-Halle 1748) 60.

² *Ernst Schubert*, Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts (VeröffGes-FränkG Reihe 9 Bd. 26, Neustadt a.d. Aisch 1983) bes. 339 f.

³ *Carsten Kütber*, Räuber und Gauner in Deutschland. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 20, Göttingen 1976); *Ders.*, Menschen auf der Straße. Vagierende Unterschichten in Bayern, Franken und Schwaben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 36, Göttingen 1983).

⁴ *Claudia Schott*, Armenfürsorge, Bettelwesen und Vagantenbekämpfung in der Reichsabtei Salem. (VeröffAlemannischesInst. Freiburg i. B. 41, Bühl 1978).

⁵ *Brigitte Hempel*, Der Entwurf einer Polizeiordnung für das Herzogtum Sachsen-Lauenburg aus dem Jahre 1591 (Rechtshist. Reihe 11, Frankfurt/Bern/Las Vegas 1980) 238 f.

schlag zu jedermann Wissenschaft gebracht“⁶. Sie gleichen sich nicht nur im Inhalt, sondern seit dem 17. Jahrhundert auch in ihrer dauernden Wiederholung; manches Mal folgen solche Edikte einander jährlich. So verweist zum Beispiel 1717 ein kaiserliches Mandat in der Steiermark gegen „gefährliche Zigeuner, Schäfler, Schergen, Gerichtsdienner, starke Bettler, abgedankte Soldaten“ auf frühere Erlasse der Jahre 1702, 1703, 1712, 1714, 1715, 1716⁷. Zu solchen Mandaten bemerkte 1793 der um die Bekämpfung des schwäbischen Räuberwesens hochverdiente Johann Ulrich Schöll: „Manche Zeitperioden waren daran so fruchtbar, daß beynahe kein Jahr verging, wo nicht eines oder mehrere erschienen.“⁸

Die Mandate gegen das herrenlose Gesindel sind über alle territorialen und regionalen Unterschiede hinweg nicht nur in ihrem Inhalt gleichartig, sondern auch in ihrer Häufigkeit. Immer kürzer werden seit dem 17. Jahrhundert die Intervalle zwischen den Erlassen. Ihre allmähliche Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert weist ebenfalls allenthalben inhaltlich und formal die gleichen Züge auf. Am Beispiel Württembergs sei dargelegt, wie sich die Ausgrenzungs- und Abschreckungsgesetzgebung entwickelt. Die erste Landesordnung von 1495 hatte sich vom Wegerecht bis hin zu Brenn- und Bauholzordnungen mit Themen befaßt, die den allmählichen Übergang von der alten, auf Grundrenten und Gerichtsrechte gestützten Herrschaft zum Territorium mit seinem Bemühen um einen einheitlichen Rechtsverband kennzeichnen⁹. Noch ist der Untertan nicht in den Mittelpunkt der Gesetzgebung gerückt, und von mißliebigen, des Landes zu verweisenden Menschen weiß das Gesetz ebensowenig wie die zweite Landesordnung von 1515¹⁰, obwohl diese, in Reaktion auf den Aufstand des Armen Konrad erlassen, gebietet, „den bösen erdichten reden nit zu glauben“, die „von leichtfertigen erlogen personen ... als da und dort herziehent“ verbreitet würden¹¹. Daß hier die Landfahrer für den schlechten Leumund der Herrschaft bei den Untertanen verantwortlich gemacht werden, führt noch nicht dazu, daß ihnen wie 1526 nach dem Bauernkrieg im Hochstift Salzburg das Land verboten werden soll¹². Erste Ansätze einer Ausgrenzungsgesetzgebung lassen sich in der dritten württembergischen Landesordnung 1521 finden¹³. Da hier erstmals eine Bettelordnung als Territorialgesetz verkündet wird, muß „lychtvertigen leuten, ludern und spilern, brassern“ der Empfang des Almosens untersagt werden. Dieser moralisierende, nur die personale Würdigkeit des Almosenempfängers betonende Ansatz, der noch keine stigmatisierende Kenn-

⁶ *Mylius* (wie Anm. 1), 68.

⁷ *Paul W. Roth*, Raub-, Diebs-, Mörder- und Zigeunergesindel. Steirische Gaunermandate als Quelle der Sozialgeschichte, in: *Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege*. Festschrift für Hermann Kellenbenz, hg. v. *Jürgen Schneider*, Bd. 2 (Stuttgart 1978) 645.

⁸ (*Johann Ulrich Schöll*), Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben nach Akten und andern sichern Quellen von dem Verfasser des Konstanzer Haß (Stuttgart 1793) 339.

⁹ *G. Zeller*, Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze, Bd. 1 (Sammlung der württembergischen Gesetze 12, Tübingen 1841) 5 ff.

¹⁰ Ebd. 17 ff.

¹¹ Ebd. 34.

¹² *Franz V. Spechtler* – *Rudolf Uminsky*, Die Salzburger Landesordnung von 1526 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 305, Göppingen 1981) 102 f.

¹³ *Zeller* (wie Anm. 9), Bd. 1, 36 ff. (Die hier eingeklammerte Bettelordnung: ebd., 69 ff.)

zeichnung sozialer Gruppen vollzieht, wird in der Bettelordnung von 1531 erstmals zum Ausgrenzungsprinzip erweitert: „Landröcken und andern frembden und außländischen bettlern“ soll das Herzogtum verboten sein¹⁴. Nachdem die erste württembergische Polizeiordnung 1549 ein Verbot fremder, insbesondere „welscher“ Hausierer ausgesprochen hatte¹⁵, wird im General-Reskript von 1551 der Zusammenhang von Almosenordnung und Armenversorgung mit der Ausgrenzung bestimmter sozialer Gruppen deutlich¹⁶. Das Land wird den „frembden gartenknechten und betlenden landrecken, so sich aus faulheit auf den Bettel legen“, verboten. Die fünfte Landesordnung von 1552¹⁷ schließlich übernimmt die bisherigen Ansätze; mit der Forderung einer um den Gemeinen Kasten zentrierten geregelten Armenversorgung wird zugleich fremden Bettlern das Betreten des Territoriums ebenso untersagt wie den „ausländischen“ Hausierern, den gartenden Landsknechten, überhaupt den „herrenlosen Knechten“ und nicht zuletzt den Zigeunern. Jetzt hat die obrigkeitliche Gesetzgebung eines ihrer Lieblingsthemen gefunden. Als bald folgen in kurzen Abständen entsprechende, dem Ausgrenzungsgedanken verpflichtete Gesetze¹⁸: 1555 ein Generalreskript gegen das herrenlose Gesindel, 1556 ein erneutes Mandat, das diese Leute als Mordbrenner bezeichnet, 1560 eine Einschärfung des Reskripts von 1555, 1562 eine Bettelordnung, in der die für solche Ordnungen typisch gewordene Vertreibung der fremden Bettler gefordert wird, und 1563 ein Mandat speziell gegen die welschen und savoyardischen Hausierer. Hier kann abgebrochen werden, weil die vielen Folgemandate durchwegs den typischen Prinzipien der Vagantengesetzgebung folgen¹⁹.

Mandate sind obrigkeitliche Drohgebärden. Ihr Ziel wird in den sogenannten Zigeunerstöcken sinnfällig, die im 18. Jahrhundert an den Grenzen aufgestellt werden und mit ihren Abbildungen von Leibesstrafen den analphabetischen Vaganten vom Betreten des Territoriums abhalten sollen. Die Hunderte von Mandaten folgen bestimmten Grundregeln: Sie gebärden sich seit dem 17. Jahrhundert immer strenger in ihren Drohungen, bis im selbsternannten Zeitalter der Humanität der Ton (ohne jede Aufweichung des Ausgrenzungsgedankens) milder wird. Weiterhin haben diese Drohgebärden keine große Variationsmöglichkeit. Typisch z.B. die sog. Poenal-Sanktion des schwäbischen Reichskreises 1720: Sie hatte für alle „ausländischen“, d.h. nicht im Kreisgebiet geborenen Bettler und Vaganten das Verlassen Schwabens innerhalb von vierzehn Tagen bestimmt, Übertreter erhalten beim erstenmal eine „wohlempfindliche Züchtigung“, werden im Wiederholungsfalle mit Ruten ausgestrichen und gebrandmarkt und beim drittenmal, selbst „wenn sie auch gleich keine weitere Unthat begangen ... mit der Todesstrafe angesehen“²⁰. Das Grundmuster der Drohung kennt drei Stufen: Verlassen des Landes bis zu einem bestimmten Termin mit Prügel im

¹⁴ Ebd. 75.

¹⁵ Ebd. 149 ff., bes. 165.

¹⁶ Ebd. 183 ff.

¹⁷ Ebd. 193 ff., bes. 211 f., 222, 236 f.

¹⁸ Ebd. 290 ff. (1555), 294 ff. (1556), 309 (1560), 321 (1562), 325 (1563).

¹⁹ Vgl. nur die ebd. 756 aufgelisteten Daten der von 1621 bis 1839 reichenden einschlägigen Mandate. Die Liste dürfte aller Erfahrung nach noch nicht einmal vollständig sein.

²⁰ Schubert (wie Anm. 2), 288.

Übertretungsfall, Brandmarkung und Staupenschlag beim zweiten Aufgreifen und Galgen bei erneutem Betreten des Territoriums. Die Differenzierungen sind letztlich nur Variationen dieses Grundmusters: Betrugsbettler müssen neben der Brandmarkung noch die Prangerstrafe erleiden, die harmlosen Burschen und Mädchen, die mit eigenen Losbuden die Lande durchziehen und auf jeder Kirchweih zu finden sind, werden beim ersten Aufgreifen „nebst wohlabgemessener Abprügelung“ vierzehn Tage ins Zuchthaus gesteckt usw. Variation der Drohgebärde heißt in diesen Mandaten aber zumeist Verschärfung, weil – so 1710 die oberpfälzische Regierung – die Vaganten alle Körperstrafen, „Tortur, außhauen mit Ruthen und was dergleichen Strafen mehr seynd, weniger dann nichts achten“. Deshalb sollen alle aufgegriffenen Landfahrer „ohne fernerer Proceß an den nechst besten, zu solchem Ende auf den öffentlichen Straßen aufgerichteten Schnell = Galgen“ aufgeknüpft werden²¹. Im gleichen Sinne beschlossen 1714 die vier Vorderen Reichskreise mit behaupteter Geltung für die oberdeutschen Territorien, „daß alle ergriffene Zigeuner und Jauner ohne einige Gnad und Nachsehen, sine strepitu Judicii und ohne einigen weiteren Proceß, blos und allein umb ihres verbotenen Lebenswandels und bezeigten Ungehorsams halber mit dem Schwert ... hingerichtet ... werden“. Die Frauen und Kinder unter 18 Jahren sollen „mit Ruten ausgehauen, gebrandmarkt und des Landes auf ewig verwiesen oder in die Zucht- und Arbeitshäuser auf ewig verbannt werden“²².

Seit die Edikte mit dem 17. Jahrhundert nicht mehr auf die Reichsgesetzgebung als Legitimierungsgrund zurückgreifen, gehen sie davon aus, daß die Vaganten, fremden Bettler und Gauner als herrenloses Gesindel gar kein Recht besäßen, das zu irgendwelcher juristischen Legitimation bei ihrer Verfolgung veranlasse. Landfahrer sind, wie es der Oberrheinische Kreis in seiner Poenal-Sanktion 1726 (§ 2) formuliert, wegen ihrer bloßen Existenz als „ein beständiges corpus delicti zu achten, die, wann sie auch schon keiner andern Missetat überführt werden mögen, nach einem kurtzen summarischen Proceß mit dem Strange hingerichtet“ werden sollen. Aus diesem Denken heraus hatte auch der Fränkische Kreis 1714 bestimmen können, man solle die Jauner „bey verspührendem Widerstand sogleich niederwerffen und todtschiessen“²³. Wer keinen Herren hat, hat keinen Schutz und damit kein Recht: das ist die im Mittelalter noch nicht gezogene Konsequenz aus einer gleichwohl mittelalterlichen Entwicklung zur ständisch geordneten Gesellschaft.

Kehren wir zur territorialstaatlichen Ausgrenzungsgesetzgebung zurück, die – wie das württembergische Beispiel zeigte – nach tastenden, mit der versuchten Neuordnung des Almosenwesens im Zusammenhang stehenden Ansätzen seit etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts Kontinuität gewinnt. Der in diesen Edikten angekündigte Kampf der Obrigkeiten gegen das fahrende Volk ist keine spezifisch deutsche Erscheinung, sondern hat Entsprechungen in Westeuropa. Zwar kannte man den Kampf, den im 14. und 15. Jahrhundert in Paris königliche und städtische Behörden

²¹ Staatsarchiv Nürnberg, Rep 88 S I L 586 Nr. 1.

²² Schubert (wie Anm. 2), 288.

²³ Ebd. 289.

gegen die Landstreicher in aller Härte führten²⁴, in Deutschland, wo es keine vergleichbare Großstadt gab, nicht; aber die frühneuzeitlichen Tendenzen der Gesetzgebung sind durchaus vergleichbar²⁵. Wenn in England 1531 und 1535/36 eine scharfe Trennung zwischen arbeitsfähigen und arbeitsunfähigen Armen getroffen wird, wenn dann 1546 und 1572 Vagabunden und starke Bettler mit einem V (für „vagrant“) gebrandmarkt werden sollten, wenn ihnen nach einem Edikt von 1572 die Todesstrafe angedroht wurde, falls sie zum dritten Mal als Landfahrer aufgegriffen wurden²⁶, so entspricht das ebenso den Verfolgungsprinzipien in Deutschland wie die Act of Settlement (1662)²⁷, die bereits einfache Vagabondage unter Strafe stellt, die mit dem auch in deutschen Mandaten immer wieder geforderten Prinzip, daß die Bettler an ihrem Geburtsort versorgt werden sollten, an der Wirklichkeit vorbei dekretierte: denn es waren gerade die armen Gemeinden mit ungünstiger Sozialstruktur, aus denen die Mehrzahl der Bettler stammte, Gemeinden, die gar nicht in der Lage waren, die ihnen zugemutete Soziallast zu tragen.

Aus dieser ersten Skizze lassen sich die Fragen formulieren, ob erstens in dem Ausgrenzungsprinzip Fortsetzung und Erweiterung des mittelalterlichen Verrufs unehrlicher Leute zu sehen ist, ob es sich zweitens tatsächlich um eine einheitliche soziale Schicht handelt, die immer wieder in den Mandaten als herrenloses Gesindel denunziert wird, ob also der Begriff fahrendes Volk nur ein terminologisches Etikett für eine Vielfalt von Existenzformen ist oder ob er einen sozialen Inhalt hat, ob drittens die obrigkeitlichen Maßnahmen für die verschiedenen Vagantengruppen in gleicher Weise zum Schicksal geworden sind, ob viertens die Ausgrenzungsedikte in ihren Drohungen nur frühneuzeitliche Umkleidungen mittelalterlicher Rechtspraxis sind oder ob sie als neue Maßnahmen Indikatoren für einen Wandel der Staatlichkeit darstellen, ob schließlich fünftens diese Edikte ihr selbstgestecktes Ziel erreichen konnten und wo, falls diese Frage zu verneinen ist, ihre Wirkung zu suchen wäre. Die Antworten auf diese Fragen bilanzierend, ist nach einer Untersuchung der Schlüsselbegriffe der frühneuzeitlichen Ausgrenzungstendenzen auf das Problem einzugehen, in welchem Zusammenhang diese mit den staatlichen Intentionen einer Sozialdisziplinierung stehen; denn Ausgrenzung von Menschen erfolgt nach Maßgabe gesellschaftlicher Wertvorstellungen.

²⁴ Bronislaw Geremek, *Les marginaux parisiens aux 14^e et 15^e siècles* (Paris 1976). – Vereinzelt blieb in England zunächst das Mandat Richards II. von 1388 gegen „sturdy vagabonds“ und „valiant beggars“. Paul Felix Aschrott, *Das englische Armenwesen in seiner historischen Entwicklung und heutigen Gestalt* (StaatSocialwiss.Forsch 5/4, Leipzig 1886) 4.

²⁵ Vgl. für Frankreich die vor allem aufgrund der einschlägigen Mandate und Edikte geschriebene Arbeit von Christian Paultre, *De la répression de la mendicité et du vagabondage en France sous l'ancien régime* (Paris 1906, Neudruck Genf 1975).

²⁶ Aschrott (wie Anm. 24), 5f.

²⁷ Ebd. 14ff. – Zum Vorläufer, dem einflußreichen Armengesetz Elisabeths I. 1601, das – typischerweise – auf eine Kriminalisierung der Vagabondage hinauslief, vgl. ebd. 10ff. und (im größeren Zusammenhang) John F. Pound, *Poverty and Vagrancy in Tudor England* (London 1971).

I

Zu einem Konsens über das Wesen der Unehrllichkeit ist die Forschung nicht gelangt. Fast scheint es, als hätte das Urteil des Christian Thomasius noch Geltung: „Soviele verschiedene Provinzial- und andere Rechte, so viele Meinungen gibt es über die Infamie.“²⁸ Denn den vielfältigen Erscheinungsformen der Unehrllichkeit entspricht die Vielfalt der Erklärungsversuche für ihre Entstehung²⁹. Unvermeidlich war wohl das Bemühen, magisch-sakrale Urgründe ausloten zu wollen³⁰, weiterhin wurde das kanonische³¹ und – erstaunlicherweise – das römische Recht³² dafür bemüht; Spätfolgen frühmittelalterlicher Hörigkeit glaubte man hier ebenso nachweisen zu können³³ wie das Weiterwirken „alttestamentarischer Vorstellungen von der Unreinheit dessen, der Aas anrührt“³⁴. Unumstritten blieb eigentlich nur, daß die Infamie seit dem Mittelalter in ihrem Wesen sich nicht gewandelt habe. Wenn dem so wäre, so würden die obrigkeitlichen Ausgrenzungspostulate der frühen Neuzeit nur die Variante einer schon zuvor angelegten Tendenz sozialer Stigmatisierung bedeuten.

Die Ehrlosigkeit ist – eine alte, aber wenig beherzigte Erkenntnis – als Begriff „ein weiter Sack“³⁵, dessen Inhalt nach der zeitlichen Abfolge, in der er in diesen Begriffsbehälter geriet, beschrieben werden kann. Die erste Stufe der Infamie, die niemals auf eine vollständige Rechtslosigkeit abzielte, aber durch Minderrecht die Betroffenen an den Rand der Gesellschaft drängte, fixierte der Sachsenspiegel: Die Spielleute und die berufsmäßigen Lohnkämpfer, die ihre Haut für andere im gerichtlichen Zweikampf zu Markte trugen, haben keinen Anspruch auf Wergeld; nur Scheinbuße muß leisten, wer

²⁸ Zit. nach *Gertrud Schubart-Fikentscher*, Zur Stellung der Komödianten im 17. und 18. Jahrhundert, in: *SbbSächsAkadWiss* 107 (1963), Heft 6, 44.

²⁹ Dazu das knappe Literaturreferat bei *Rainer G. Schöller*, Der gemeine Hirte (Nürnberg 1973) 171.

³⁰ *Werner Danckert*, Unehrlliche Leute. Die veremten Berufe (Bern/München 1963).

³¹ Dazu: *Georg May*, Die Anfänge der Infamie im kanonischen Recht, in: *ZRG KA* 78 (1961) 77 ff.

³² Vgl. das Referat bei *Wolfgang Jacobeit*, Schafhaltung und Schäfer in Zentraleuropa bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts (*VeröffInstDtVolkskde* 25, Berlin 1961), 197 ff. und 201. Aber selbst der in Analogieschlüssen geübten Barockjurisprudenz war es nicht möglich, die im Römischen Recht genannten „humiliores“, die freien Arbeiter, Freigelassenen, Schauspieler, Schankwirte, Tierwärter und Krämer samt und sonders als Unehrlliche zu stigmatisieren. *Schubart-Fikentscher* (wie Anm. 28), 47 ff.

³³ Vgl. das Referat und die zutreffende Widerlegung bei *Jacobeit*, 198 ff.

³⁴ *Georg Fischer*, Der Einzelgänger. Struktur, Weltbild und Lebensform asozialer Gruppen im Gefüge der alten Volksordnung, in: *Ders.*, Volk und Geschichte (Die Plassenburg 17, Kulmbach) 235 ff., hier: 251. Dagegen zutreffend: *Jacobeit* (wie Anm. 32), bes. 183.

³⁵ *Ferdinand Frensdorff*, Das Zunftrecht, insbesondere Norddeutschlands und die Handwerker-ehre, in: *HansGBll* 34 (1907) 1 ff., hier: 7.

sich an ihnen vergreift³⁶. Geringe Ehre bedeutet geringes Recht. Jedoch ist diese erste Stufe der Unehrllichkeit in der frühen Neuzeit überschritten. Der Beruf des Kämpfers ist ausgestorben, sein Nachfolger, der Fechtmeister, übt sein Amt (meist im Nebenerwerb zu einem Handwerk) unbehelligt in städtischen Fechtschulen aus³⁷. Der Spielmann, vielfach, teilweise sogar zu Bürgerrecht, sesshaft geworden, hat sich mit seinesgleichen seit dem 14. Jahrhundert in Bruderschaften oder zunftähnlichen Organisationen zusammengefunden – eine wirkungsvolle Abwehr der Infamierung. So häufig er auch in den Quellen der frühen Neuzeit, meist als armer Schlucker, erscheint, so wenig wird noch seines früheren existenzgefährdenden Minderrechts gedacht³⁸. Mittelalterliche Stadtrechte, die dieses Minderrecht in milderer Form auch auf andere Fahrende übertragen hatten³⁹, sind in Vergessenheit geraten. Straßlos wird sich niemand mehr an einem Spielmann vergreifen können.

Eine andere im Sachsenspiegel fixierte Erscheinung der minderen Ehre, die der „unechten“ Geburt⁴⁰, hat sich erst im Spätmittelalter teilweise durchgesetzt. Die Goslarer Bergordnung von 1231, die in offener Abhängigkeit vom Rechtsbuch Eikes von Repgow „papensone“ und „unecht sone“ vom Bergrecht ausschloß⁴¹, fand erst seit dem 14. Jahrhundert – wie noch zu zeigen sein wird – Entsprechungen in der zünftischen Gesetzgebung, wobei die Forderung ehelicher Geburt im Laufe der Zeit immer wortreicher erhoben wird⁴². Bei aller Stigmatisierung aber, die Uneheliche und Pfaffenkinder zu ertragen hatten, handelte es sich doch nie um eine generelle Infamierung, um eine allgemeine Ausgrenzung aus der Gesellschaft, sondern nur um einen keineswegs alle Zünfte umfassenden Ausschluß von einzelnen Gewerben.

Eine dritte, noch später verallgemeinernde Form der Unehrllichkeit entsteht aus

³⁶ Ssp I. 38. 1, III. 45.9. Vgl. *Rolf Stratmann*, Die Scheinbußen im mittelalterlichen Recht (RechtshistReihe 5, Frankfurt/Bern/Las Vegas 1978) 33 ff.

³⁷ *Alfred Schaer*, Die altdeutschen Fechter und Spielleute (Straßburg 1901). – Die während des gesamten 14. Jahrhunderts (z. B. in den Aachener Stadtrechnungen) begegnenden „pugilatores kempen“ sind Faustkämpfer. *Johannes Laurent*, Aachener Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert (Aachen 1866) 10.

³⁸ *Ernst Schubert*, Randgruppen in der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts, in: Städtische Randgruppen und Minderheiten, hg. v. *Bernhard Kirchgässner* u. *Fritz Reuter* (Stadt in der Geschichte 13, Sigmaringen 1986), 128 ff., hier: 134 f.

³⁹ Nach dem Lüneburger Stadtrecht erhielt ein „lodder edder gherender man“, wenn er verprügelt worden war, nur soviel Pfennige als Buße, wie er mit drei Würfeln Augen geworfen hatte. Diese Bestimmungen galten bezeichnenderweise nicht für Fahrende im Dienste der Stadt oder im Gefolge des Herzogs. *Wilhelm Reinecke*, Geschichte der Stadt Lüneburg, Bd. 1 (Lüneburg 1933) 335.

⁴⁰ *Stratmann* (wie Anm. 36), 27 ff.

⁴¹ *Johannes Heinrich Gebauer*, Die „Unechten“ und „Unehrllichen“ in der Stadt Hildesheim, in: *AKG* 32 (1944) 118. Vgl. auch *Wilhelm Ebel* (Hg.), Das Goslarer Stadtrecht (Göttingen 1968) 139.

⁴² *Frensdorff* (wie Anm. 35) 18.

Verdacht und Vorurteil. Sie trifft den Müller⁴³, den Schäfer⁴⁴ und vielerorts auch den Leineweber⁴⁵: denjenigen, der aus Säcken voll Korn Beutel voll Mehl mahlt, denjenigen, dessen eigene Schafe nie sterben, wie ein Sprichwort spottet⁴⁶, und denjenigen, der aus einer Menge Garnespinnst nur Tücher aus Linnen gewinnt⁴⁷. All diesen Gewerben wird unterstellt, sie bereicherten sich auf Kosten ihrer Kunden. (Nur in den Städten kannte man Gleichungen für die Gewichtsveränderung beim Mahlen des Korns zu Mehl, kannte man das Mahlgewicht, das aus dem jeweiligen Korngewicht zu gewinnen war.) Sprichwörter verfestigen das Vorurteil über den betrügerischen Müller oder Schäfer: „Müller und Schäfer kommen nach sieben Jahren nicht mehr in den Himmel“⁴⁸; denn – zumindest ein Eingeständnis des kärglichen Ertrags aus der Lohnschäferei – „ein ehrlicher Schäfer kann zu nichts kommen“⁴⁹.

Neben den zeitlichen sind auch die regionalen Unterschiede der Infamierung zu berücksichtigen. Denn ihr Ausgrenzungsprinzip ist (eine alte, aber wenig genutzte Erkenntnis) im Spätmittelalter zunächst im Wirkungsbereich des Sachsenspiegels vertreten und erst später in Süddeutschland übernommen worden⁵⁰. Obwohl der Schwabenspiegel die Positionen Eikes von Repgow rezipiert hatte, wirkten sie doch im Süden sich nicht derart aus wie in jenen Gebieten, wo sich die Ausgrenzung zugleich auch noch mit der Ausschließung der wendischen Bevölkerung von den zünftischen Gewerben verband. Dabei ist es nicht so, daß der Sachsenspiegel unmittelbar wirksam wird; der Ausschluß unehelicher Kinder von vielen Handwerken erfolgte erst relativ spät, von Stadt zu Stadt, von Zunft zu Zunft verschieden im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts. Auch die Ausgrenzung der Wenden, die weder in Handwerken rezipiert noch zu Bürgerrecht aufgenommen werden sollten, wurde zögernd erst in dieser Zeit übernommen. In Lüneburg zum Beispiel, in dessen Einzugsbereich das slawisch besiedelte Wendland liegt, finden sich im 14. Jahrhundert unter den Neubürgern noch 15 Familiennamen Wend bzw. Slawus.⁵¹ Um 1350 hat dann erstmals die vornehme Krä-

⁴³ Bis in die Kinderspiele hinein wirkte schon im Mittelalter die Verdächtigung des Müllers. *Ignaz von Zingerle*, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter (Innsbruck 1873) 58 f. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Westeuropa wird vom Müller schlecht gesprochen. Vgl. für Deutschland nur die entsprechenden Redensarten: *Lutz Röhrich – Gertraud Meinel*, Redensarten aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe, in: *Allemannisches Jb* 15 (1971/72) 182 ff. – Der Müller kann wie der Schäfer zaubern, kann Hexen und Geister beschwören und geheimen Umgang mit dem Teufel pflegen. *Lutz Röhrich*, Einführung in den Themenkreis (Erzählforschung), in: *Arbeit und Volksleben* (Göttingen 1967) 258.

⁴⁴ *Jacobeit* (wie Anm. 32), bes. 173 ff. – Der Verruf der Schäfer erfolgt relativ spät, im wesentlichen – nachdem der früheste Beleg ihrer Unehrllichkeit erst aus dem Jahre 1353 datiert – im 15. Jahrhundert. Offenbar waren besonders die Metzger an der Infamierung der Schäfer, denen mit Vorliebe Schinderarbeit vorgehalten wurde, interessiert. *Jacobeit*, 174 f.

⁴⁵ In Bremen werden die Leineweber schon 1300, in Hildesheim dagegen erst 1398 für unehrlich erklärt. Vgl. unten Anm. 54 bzw. *Gebauer* (wie Anm. 41) 125.

⁴⁶ *Jacobeit*, 185.

⁴⁷ Vgl. *Otto Beneke*, Von unehrlichen Leuten (Hamburg 21889) 91 f.

⁴⁸ *Jacobeit*, 188.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ *Frensdorff* (wie Anm. 35), 37 ff.

⁵¹ *Reinecke* (wie Anm. 39), 66.

merzunft den Ausschluß „unechter leute“ und der Wenden verlangt⁵², aber erst 1409 beschließen die Ratsherren, „dat se nunmehr neynen wendeschen man to borgere nemen willen“⁵³.

Bereits das letztgenannte Beispiel läßt vermuten, daß zunächst die Zünfte, die Gilden, Ämter und Innungen des deutschen Nordens Infamierungen ausgesprochen hatten⁵⁴, daß die städtischen Obrigkeiten, wenn überhaupt⁵⁵, erst später folgten, daß die Unehelichen und Unehelichen zunächst vom Zunftrecht und erst in einem späteren, zweiten Schritt vom Bürgerrecht ausgeschlossen wurden⁵⁶. Das läßt sich am leichtesten aufgrund der Frage nach der Rezeption von Unehelichen ins Handwerk bestätigen. (Nach einer ansprechenden, aber naturgemäß angesichts der Quellenlage unabweisbaren Vermutung hätten sich die Zünfte ursprünglich nur gegen die Aufnahme illegitimer Söhne aus städtischen Oberschichten gewehrt⁵⁷; es wäre dann eine Abgrenzung gegen oben gewesen, was sich dann in der Folgezeit vor allem gegen untere Sozialschichten richtete.) In Osnabrück ist das Bürgerrecht im 13. Jahrhundert weder an die freie noch an die eheliche Geburt gebunden, der Fall, daß ein Unehelicher Bürger werden wolle, ist 1278 ausdrücklich vorgesehen⁵⁸. 1348 werden Unfreie oder ille-

⁵² Ebd., 63.

⁵³ Ebd., 62.

⁵⁴ Vgl. *Jacobit*, 182. – Die frühesten Beispiele: Die Bremer Schuhmacher schließen 1300 die Söhne von Leinwebern und – auffallenderweise – von Trägerinnen aus. 1320 sperren die Braunschweiger Goldschmiede ihre Innung für alle Pfaffen-, Leineweber- und „Bodeles“-Kinder. *Jacobit* (wie Anm. 32), 174. 1350 aber stellte das Braunschweiger Stadtrecht fest, daß „unechte“ Kinder gildefähig seien. *Gebauer* (wie Anm. 41), 120. – Zu den Zunftverrufen der Unehelichkeit vgl. auch *Friedrich Zunkel*, Art. Ehre, in: *Otto Brunner – Werner Conze – Reinhart Koselleck* (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 2 (Stuttgart 1975), bes. 44 ff.; sehr instruktiv ist die Darstellung bei *Wolfgang Jacobit* (wie Anm. 32), bes. 173 ff.; immer noch grundlegend: *Rudolf Wissell*, *Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit*. 2 Bde. (Berlin 1974).

⁵⁵ So stellte schon das Braunschweiger Stadtrecht 1350 fest, daß „unechte“ Kinder, wenn sie sich nur anständig aufführten, gildefähig seien. *Gebauer* (wie Anm. 41), 120. In Hildesheim zum Beispiel hatte der Rat das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch sich bemüht, wenigstens den Bädern die Aufnahme bei den Zünften zu verschaffen. Ebd. 148 ff. Vgl. zur grundsätzlichen Haltung des Rates: ebd. 144.

⁵⁶ Die in Göttingen schon vor 1340 festgelegte Ausschließung „unechter kint“ vom Bürgerrecht (Göttinger Statuten, bearb. von *Goswin von der Ropp* (QuDarstGndSachs 25, Hannover/Leipzig 1907, 18) hatte sich offenbar nicht durchsetzen können, denn die reiche Knochenhauergilde muß 1428 eigens vom Rat die Genehmigung zum Ausschluß illegitimer Kinder einholen (ebd., 150), was bei der Verknüpfung von Zunft- und Bürgerrecht nicht nötig gewesen wäre, wenn die Satzung aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch Gültigkeit gehabt hätte. Bezeichnenderweise fordern 1488 die aufrührerischen Braunschweiger Gildemeister die eheliche und eheliche Geburt bei der Aufnahme ins Bürgerrecht. *Ludwig Hänselmann* (Bearb.), *Das Schichtbuch. Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292–1514* (Braunschweig 1886, Neudruck Hannover 1979), 113.

⁵⁷ *Frensdorff* (wie Anm. 35), 8.

⁵⁸ *Hermann Rothert*, *Geschichte der Stadt Osnabrück im Mittelalter*, Bd. 1 (OsnabrückerMitt 57, Osnabrück 1937, Neudruck ebd. 1966), 107. Vgl. auch *Margret Wensky*, *Die Gilden der Stadt Osnabrück im Mittelalter*, in: *Cord Meckseper* (Hg.), *Stadt im Wandel. Ausstellungskatalog*. Bd. 3 (1985) 371 ff.

gitime Söhne von der Wahl in den Rat ausgeschlossen⁵⁹, aber ihr Recht, Bürger zu werden, bleibt bis in das 15. Jahrhundert hinein unangetastet, als es üblich wird, bei der Einbürgerung Zeugen für freie und ehrliche Geburt aufzubieten⁶⁰. Am Beispiel Osnabrücks läßt sich auch ablesen, wie allmählich, von Zunft zu Zunft fortschreitend, der Ausschließungsgedanke vertreten wurde: 1400 von den Schmieden und Gerbern, 1474 von den Schustern, 1483 von den Goldschmieden und 1484 von den Schilderern⁶¹.

Der Ausgrenzungsgedanke gegen Unehrlliche und Uneheliche war nicht von der Gesellschaft, sondern von der Genossenschaft einer Zunft her abgeleitet worden. Keine allgemeine soziale Stigmatisierung wurde damit vollzogen, sondern nur die Ablehnung durch die jeweilige Handwerksgenossenschaft. In ihrer Summe könnten nun die einzelnen Ausschlüsse auch eine generelle Ausgrenzung bewirkt haben, aber – abgesehen davon, daß die Zunftorganisation keineswegs alle in einer Stadt ansässigen Gewerbe umfaßt – selbst unter der Annahme großer Überlieferungslücken schrumpft der scheinbar imposante Katalog aller spätmittelalterlichen Infamierungen arg zusammen, wenn er auf die Vielzahl von Innungen und Städte übertragen wird.

Die Zünfte haben das Rechtsdenken Eikes von Repgow entscheidend verändert. Beim Sachsenspiegel ist die Unehrllichkeit des Fahrenden, eingeschränkt auf den Spielmann und den Kämpen, etwas grundsätzlich anderes als das Minderrecht des Pfaffenkindes bzw. des unehelichen Kindes. Hier geht es letztlich als Folge des kirchlichen Kampfes um die Durchsetzung von Monogamie und Priesterzölibat nur um den Ausschluß vom Erbrecht am väterlichen Gut. Es sind dann die spätmittelalterlichen Zünfte, vorab die norddeutschen Ämter, Gilden und Innungen, welche die Unehrllichkeit nicht nur ausweiten, auf verschiedene mißachtete Berufe ausdehnen – so erklären schon 1300 die Bremer Schuhmacher die Trägerinnen für unehrllich⁶² –, sondern auch das Minderrecht der Unehelichen mit dem der Unehrllichen zusammenwerfen. Das Ziel war klar: Man wollte den Kreis der Zunftberechtigten möglichst klein halten und schloß deshalb Unehrlliche und Uneheliche gemeinsam aus. Zunächst waren es die wirtschaftlich am besten gestellten Zünfte wie Goldschmiede oder die Kürschner, die damit begannen, „unechte“ Leute von ihrem Handwerk auszuschließen⁶³, aber angesichts des hohen Lehrgeldes, das diese Zünfte verlangten – und die Geschichte der Unehrllichkeit hängt mit der Entstehung des Lehrlingswesens aufs engste zusammen⁶⁴ –, hatten solche Satzungen nur eine vorbeugende (wahrscheinlich

⁵⁹ *Rotbert* Bd. 2 (OsnabrückerMitt 48, Osnabrück 1938, Neudruck ebd. 1966), 34.

⁶⁰ Ebd., 9.

⁶¹ Ebd., 168.

⁶² Vgl. oben Anm. 54.

⁶³ *Gebauer* (wie Anm. 41), 120.

⁶⁴ Keine Illusionen sind über die geregelte Ausbildung des Handwerks im Mittelalter angebracht. Kriminalitätsakten bestätigen, was man auch dem Volksbuch von Till Eulenspiegel ablesen kann: Wandernde Gesellen verstehen sich oft genug auf mehrere Handwerke, können in den verschiedensten Berufszweigen die Meister um Arbeit angehen. Ein Sprichwort mahnt: Wer viele Handwerke kann, versteht sich auf keines recht. Als z. B. Mitte des 15. Jahrhunderts etwa in Basel die Lehrlingsausbildung bereits über die praktische Aneignung von Fertigkeiten durch Handlanger-tätigkeiten geregelt wird, werden auch die Kontrollen über die Herkunft der neuen Lehrlinge

doch gegen illegitime Kinder aus oberen Schichten gerichtete) Funktion. Erst als seit dem 15. Jahrhundert auch ärmere Zünfte folgen⁶⁵, wird den unteren sozialen Schichten eine Aufstiegsmöglichkeit genommen.

Der Unehrliehkeitsverruß, in seinem Ausschliefungscharakter durch die Formel „echt und recht“ als Forderung bei der Aufnahme in die Zunft festgelegt⁶⁶, ist zunächst kein gesellschaftliches, sondern ein isoliertes Problem des zünftischen Handwerks⁶⁷. Auf dem Lande sind die Menschen „auch während der Blütezeit des Unehrliehkeitswesens, dem 16. bis 18. Jahrhundert, keineswegs so stark in diese Anschauungen verstrickt“⁶⁸ wie die „ehrlichen“ Angehörigen ehrbarer Handwerke. Als dann mit dem 16. Jahrhundert die große Zeit der Unehrliehkeitsverruße anhebt, wird zugleich die im Gefolge der Reformation aufkommende neue Sittlichkeit übernommen. Der Begriff „ehrbär“, im Spätmittelalter allein im sozialen und rechtlichen Sinne gebraucht, gewinnt einen moralischen Inhalt, dem sich das Handwerk in dem weit verbreiteten Postulat beugt: „Die Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von Tauben gelesen.“⁶⁹ Die Moral dient vorzugsweise dazu, den Kreis der Auszuschließenden möglichst weit zu ziehen. So lehnte die Hildesheimer Buchbinderzunft 1677 einen Lehrling ab, weil seine Großmutter vorzeitig niedergekommen war⁷⁰.

Auch wenn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu gleicher Zeit der Infamieverruß allgemeiner Bestandteil des Handwerkerrechts und die Ausgrenzung des fahrenden Volkes zum Bestandteil territorialer Mandate werden, so handelt es sich doch um zwei voneinander zu trennende Prozesse. Selbst wer nicht Zunftmitglied, wer als Unehrliehcher nicht Bürger werden konnte, durfte sich doch als „Inwohner“ in einer Stadt niederlassen, während der Vagant aus dem Territorium vertrieben werden sollte. Vor allem: Die gleiche Obrigkeit, die das fahrende Volk mit immer härteren Drohungen auszugrenzen versuchte, hatte den Infamieverruß zumindest zu mildern versucht, die gleichen Reichspolizeiordnungen, die alle Vaganten vertreiben wollten, hatten – ergebnislos – die Unehrliehkeitsbestimmungen aufzuheben getrachtet, hatten mit Ausnahme der Schinder, die als Pferdeschlächter geächtet waren, und der Henker alle Berufe, denen seit dem Spätmittelalter der Makel der Unehrliehkeit angehängt worden war, ehrlich gesprochen, hatten 1530, 1548, 1572 und 1577 verboten, daß weiterhin Kinder von Stadtknechten und Gerichtsdienern, von Türmern, Holz- und Feldhütern, von Totengräbern, Nachtwächtern, Bettelvögten, von Gassenkehrern und Bachfe-

strenger. *Traugott Geering*, *Handel und Industrie der Stadt Basel* (Basel 1886), 61 f. Im gleichen Zeitraum steigt auch der Zunftkauf an, so daß, wie der Baseler Rat 1441 klagt, sich niemand mehr in der Stadt niederlassen wolle; denn der Zunftkauf sollte Fremde abschrecken, sollte die Meistersöhne, für die es die Zünfte billiger machten, bevorzugen. Ebd., 64. Geregeltere Ausbildung, strengere Aufnahmebedingungen bedeuteten zunächst nur Bevorzugung der Söhne und der ihnen in vielen Zunftordnungen gleichgestellten „Tochtermänner“ der Meister.

⁶⁵ *Gebauer* (wie Anm. 41), 126.

⁶⁶ *Frensdorff* (wie Anm. 35), 17 ff.

⁶⁷ *Jacobeit* (wie Anm. 32), 173 ff.

⁶⁸ *Schöller* (wie Anm. 29), 170; *Jacobeit* (wie Anm. 32), 183. – Lediglich die Unehrliehkeit des Schäfers scheint auf dem Lande stärker akzeptiert worden zu sein. *Jacobeit*, 179.

⁶⁹ *Wissell* (wie Anm. 54), Bd. 2, 647.

⁷⁰ *Gebauer* (wie Anm. 41), 136.

gern, von Schäfern und Hirten kein Handwerk erlernen durften⁷¹. Auch wenn die Reichspolizeiordnungen und die ihnen entsprechenden territorialen Gesetze⁷² genauso wirkungslos blieben wie späterhin die gleichgerichteten Reichsabschiede von 1660, 1671 und 1731⁷³, so bilden sie den entscheidenden Beweis, daß die obrigkeitliche Ausgrenzung der frühen Neuzeit keine Konsequenz bzw. Erweiterung der von den Zünften getragenen Unehrllichkeitsvorwürfe darstellt⁷⁴.

II

Die Unehrllichkeitsverrufe der Zünfte hatten Seßhafte getroffen, die obrigkeitlichen Mandate bedrohten Fahrende und mußten damit notwendigerweise in den Alltag einzugreifen versuchen; denn Mobilität charakterisierte bereits die mittelalterliche Welt, Mobilität allein definierte noch keine sozialen Gruppen: Der König reist im Lande herum wie der Kaufmann, wie der Pilger und Wallfahrer. Es gab Menschen, die das Kreuzfahrerlied sangen, „In gotes namen faren wir“, und solche, die es auf ihrer Wanderschaft parodierten: „In Fenus namen faren wir.“⁷⁵ Die „libido currendi“, wie sie sich unter anderem in den spätmittelalterlichen Massenwallfahrten ausdrückte, war – von Geistlichen häufig kritisiert – den Menschen selbstverständlich, die nur in seltenen Fällen durch Wohlstand und Behaglichkeit an einen Ort gebunden waren. Die Landstraße gehört zur Erfahrungswelt dieser Menschen. Hier begegneten sich alle sozialen Schichten, vor allem aber arme Menschen; denn Armut zwang zur Mobilität, zwang etwa den Tagelöhner, als Saisonarbeiter über weite Entfernungen hinweg seine

⁷¹ *Frensdorff* (wie Anm. 35), 5; vgl. auch *Jacobeit* (wie Anm. 32), 175 ff. Einzelne Gewerbe, wie z. B. 1699 die Schweineschneider, ließen sich eigens vom Kaiser die Ehrlichkeit bestätigen. *Bencke* (wie Anm. 47), 20.

⁷² Ein frühes und ein spätes Beispiel: Die sächsischen Kurfürsten erklärten schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Leineweber für ehrlich (*Bencke*, 83), und in Preußen wurde 1783 dekretiert, daß auch Kinder von Schindern zum Handwerk zuzulassen seien. *Johann Georg Krünitz*, Oekonomisch-technologische Encyclopaedie (Berlin 1769 ff.), Bd. 29, 756. Vgl. allgemein: *Jacobeit*, 178 ff., bes. 180 f. und – für Altbayern – *Erich Stableder*, Altbayerische Landjugend im Griff der „Aufklärung“, in: *ZAgrarGAgarSoz* 25 (1977), 170 ff., hier: 173 f.

⁷³ *Frensdorff* (wie Anm. 35), 4 ff.; *Krünitz* (wie vor), 755 f. – Einen kirchlichen Standpunkt, der die Infamierung für unchristlich hält, vertritt *Christian Berber*, *Unerkannte Sünden der Welt* (Dresden 1708); *Ders.*, Fortsetzung der unerkannten Sünden der Welt (Frankfurt 1705); *Ders.*, *Der unerkannten Sünden der Welt Dritter Theil* (Dresden 1712), hier: (1705) 715 ff., 746 ff.

⁷⁴ Bezeichnend, daß es immer wieder Konflikte zwischen Zünfte und Obrigkeit um den Unehrllichkeitsverruß gibt, daß die Zünfte sich sogar weigern, z. B. die Legitimierung Unehelicher anzuerkennen. *Gebauer* (wie Anm. 41), 162 ff. Berühmt ist ein Fall aus dem 17. Jahrhundert, als fürstliche Räte einer Schächflerzunft vorhielten, sie hätten ein vom Fürsten legitimates uneheliches Kind ins Handwerk aufzunehmen, denn nach der Legitimierung könne es ja sogar „zu hohen Dignitäten glangen“. Die Zunft entgegnet: „obwohl ein solches auch ein großer herr werden könne, so solle er doch kein schächfler nit werden.“ *Zunkel* (wie Anm. 54), 46. – Selbst die Gesellen teilten diese Auffassung. So bestimmte 1565 der Verbundbrief mittelhessischer Schneider, daß niemand bei einem nur auf Geheiß der Obrigkeit ins Handwerk aufgenommenen Meister arbeiten dürfe. *Jacobeit* (wie Anm. 32), 176.

⁷⁵ *Hermann v. Sachsenheim*, *Die Mohrin*, ed. *Ernst Martin* (Stuttgart 1878), 105.

Nahrung zu suchen, sei es als „Elsaßläufer“ aus Schwaben und selbst aus Bayern während der Weinlese⁷⁶, sei es als Hopfenzupfer in Spalt, als „Spalter Zupfianus“, wie die wohl durch fahrende Scholaren, die sich hier verdingt haben mögen, gegebene Bezeichnung lautete⁷⁷. Welche Entfernungen Menschen aus armen, von der Natur benachteiligten Gegenden überwinden mußten, um ihr täglich Brot zu erwerben, zeigt das Beispiel fahrender Kaminfeger aus der Lombardei⁷⁸, aus dem Eschental: „Darauss kommend gemeinlich alle Kämifeger, die durchziehen gemeinlich alle lender des gantzen Europae, säubernd die Camin; das gelt so sy mit dieser ruossigen und sorglichen arbeit gewünnend, tragend sy heim, ir weib und kind damit zeerneren.“⁷⁹

Weil das Fahren wie selbstverständlich schon zur mittelalterlichen Welt gehörte, hatte der Sachsenspiegel die gleichen Buß- und Wergeldansprüche, wie sie den ansässigen Pflughaften zustanden, auch denjenigen zugesprochen, „die komen und varen gastes wise und en haben nich ein eigen inme lande“⁸⁰. Darunter verstand Eike von Repgow aber gewiß nicht jenes Vagantenvolk, das allgemein im Mittelalter als „diu gernde diet, diu varnde diet“ und damit gleichbedeutend als „diu arme diet“ bezeichnet wurde. Daß sich hinter solchen Pauschalbezeichnungen keine auch nur annähernd umgrenzbare soziale Klassifikation verbirgt, nimmt in einer so stark von Mobilität geprägten Gesellschaft nicht wunder. Die frühneuzeitlichen Mandate erben diese Unbestimmtheit, behelfen sich zumeist mit Verallgemeinerungen, sprechen von „ohnnützen und schädlichen Gesindlein“⁸¹, von „unnützen leuten“⁸² und vor allem in denunzierender Absicht vom „herrenlosen Gesindel“⁸³. Wo sie aber konkret zu werden versuchen, wird sichtbar, welche vielgestaltige Realität, welche Vielfalt von Lebens- und Existenzformen sich hinter den Begriffen Landstörzer, Vagabunden, fahrendes Volk verbirgt. So nennt 1586 ein Mandat aus dem Siegerland: „Zigeuner, Landstreicher, herrenlose Gardenknechte, Umbgänger mit Geygen, Leyren und anderem Seitenspiel, Spitzbuben, Kundschafter, Außsprecher, zum Müßiggang abgerichtete Landbettler, Störger, Zanbrecher und was dergleichen loß Gesindlein ist ... item Wahrsager, Teufelsfenger, Christallenseher, Segensprecher, die sich vor Ärzte Menschen und Viehe zu helfen außgeben“⁸⁴. Änderthalb Jahrhunderte später kennt eine Nassau-Siegensche Ordnung noch andere Fahrende: „die mit geringen Waaren auf dem Land herum hausierende Porcellaine-, Töpfe-, Olitäten-, Gewürtz- und andere dergleichen Krämer,

⁷⁶ Schubert (wie Anm. 38), 143.

⁷⁷ Radbruch-Gwinner (wie unten Anm. 114), 99.

⁷⁸ Vgl. Agricola (wie unten Anm. 123), zu Nr. 447.

⁷⁹ Aegidius Tschudi, zit. nach Leo Zehnder, Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik (Basel 1976), 28. Nach Stumpf (zit. ebd.) kommen aus diesem Tal ebenfalls viele Maurer und Hausierer, „die auch in Teutsche land ziehend“.

⁸⁰ Ssp. Landrecht III. 45.6.

⁸¹ Zit. nach einem Württembergischen Mandat von 1608. Zeller (wie Anm. 9), 1, 617.

⁸² Zit. nach: Die Evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, hg. von Emil Sebling, Bd. 1: Sachsen und Thüringen. 1. Hälfte (Leipzig 1902), 181.

⁸³ Vgl. unten S. 148.

⁸⁴ Zit. nach Johann Plenge, Westerwälder Hausierer und Landgänger, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland. Bd. 2 (Schriften des Vereins für Socialpolitik 78, Leipzig 1898), 64.

ingeleichen die Pfannenflicker, Korbmacher, Scheeren-Schleifer, nicht weniger die Tuschenspieler, Glückspottkrämer, Riemenstecher, Lumpen- und Schuhlappensammler⁸⁵. Weitere zwei Generationen später, 1801, listet eine Verordnung für das neugebildete Fürstentum Aschaffenburg einen noch umfangreicheren Katalog verdächtiger Fahrender auf: wandernde Betteljuden, Deserteure, angebliche Pilger, Edelleute und abgedankte Offiziere, verabschiedete Lakaïen, falsche Geistliche, „welche für gefangene Christen ihrem Vorgeben nach kollektiren“, falsche Werbungsoffiziere, sodann jene, „welche sich zu Aufwiegelung der Untertanen gebrauchen lassen“, „jene mit allerlei Spiel und Musik den Messen nachziehende Personen“, „Quacksalber und empirische Zahnärzte“, Kollektensammler, Handwerksburschen ohne Beglaubigungen, fremdes Bettelvolk, Hausierer, Kesselflicker, Korbmacher, Wildddiebe, Zigeuner, Bären- und Löwenführer sowie überhaupt alle „auf abgelegenen Orten und Mühlen sich aufhaltende fremde unbekannte Personen“ und alle, die keine Pässe bei sich haben⁸⁶.

Keineswegs ist mit den zitierten Mandaten der Katalog vagierender Existenzen vollständig erfaßt. Immer neue Gruppen fahrender Leute fallen den Geheimen Räten beim Abfassen der Edikte ein⁸⁷, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wurde, eine – heute sozialgeschichtlich interpretierbare – Systematik aufzustellen⁸⁸, ohne daß zwischen größeren und kleineren Erwerbsgruppen innerhalb der Vagantenpopulation unterschieden wird⁸⁹. Die Geheimen Räte kennen die Fahrenden, die sie pauschal inkriminieren, gar nicht genau.

Daß die Mandate und Edikte sich überaus schwer taten, genau die Personengruppen zu bezeichnen, die nicht im Lande geduldet werden sollten, nimmt nicht wunder; denn in der Sammelbezeichnung „fahrendes Volk“ vermischen sich existentielle und berufliche Faktoren, einige unter diesen Begriff zu subsumierende soziale Gruppen

⁸⁵ Zit. ebd. 66 (1739).

⁸⁶ Staatsarchiv Würzburg, MK 19, Mainzer Polizeiakt 153.

⁸⁷ So werden neben den gartenden Knechten in zahlreichen brandenburgischen Mandaten die Teichgräber als „Lediggenger“ inkriminiert. *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 15f., 21, 31, 35f. (1584, 1589, 1595, 1603, 1611, 1612, 1615).

⁸⁸ Lediglich die Kirchweih- und Jahrmarkts-Schausteller werden häufiger als eine eigene Gruppe unter den Fahrenden inkriminiert. Hildesheimer Mandate z.B. richten sich gegen Leute mit Glückstöpfen, den Vorläufern der heutigen Losbuden, und „unnütze Müssiggänger als Bären-Leitern und andern Thier-Zeigern, auch Corden-Tänzern und Gauckel-Spielern“ (Hauptstaatsarchiv Hannover, HildBr 1 Nr. 10196, zum Jahre 1697), gegen „herum vagierende Schauspieler ... öffentliche Marcktschreyer, Marionettenspieler und dergleichen unnütze Vagabunden“ (ebd. Nr. 9878, zum Jahre 1781). Dem entspricht ein Beispiel unter vielen, daß ein preußisches Edikt 1716 das Gesindel angreift, das sich auf Jahrmärkten und Messen einfindet: „Marcktschreyer, Comoe-dianten, Gauckler, Seil-Tänzer, Riemstecher, Glückstöpfen, Taschen-Marionetten- oder Puppen-Spieler etc. und dergleichen loses Gesindel“. *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 78. Konsequenterweise rechnet der Pfarrer Christian Berber zu den „sehr unseligen Leuten ... billig auch die Seil-Tänzer, die Feuerfresser, die Comoedianten, die Bier-Fiedler, die Bären-Führer, und ander müßiges Volck“. *Berber* (wie Anm. 73), 285.

⁸⁹ Bayerische Mandate werfen z.B. seit 1540 die Landsknechte mit allen „anderen ... argkwenigen leuten“ in einen Topf, mit den „Landstoerzern“, den „Kram und Gewuertzträgern“, den Pfannenflickern und Zigeunern. *Reinhard Baumann, Das Söldnerwesen im 16. Jahrhundert im bayerischen und süddeutschen Beispiel*. (MiscBavMonacensia 79, München 1978), 176 mit Anm. 1.

sind relativ klar zu bestimmen, andere sind nur unscharf zu erfassen. Selbst im Mittelalter, als sich die sozialen Verhältnisse noch nicht zur Unüberschaubarkeit ausdifferenziert hatten, war es nicht möglich, alle Menschen, die im Umherziehen ihr Leben fristen mußten, sprachlich zu erfassen. Man wußte von existentieller Not, die zu dieser Lebensweise gezwungen hatte, von armen Leuten, die der Hunger aus ihren Wohnsitzen vertrieben hatte, von entlaufenen Hörigen, von „homines extravagantes et ultra terminos curtium habitantes“, von Menschen also, die sich grundherrschaftlichen Zwängen entzogen⁹⁰, und daneben auch von solchen, die einem Gewerbe im Umherziehen nachgingen, wobei es schon im 12. Jahrhundert nicht mehr möglich war, alle Wandergewerbe aufzuzählen; nur einige Berufe nennt ein Autor, um dann summarisch auf alle anderen Fahrenden zu verweisen: „pictores, medici, jocolatores et quidam alii, qui per diversas regiones discurrere sunt assueti.“⁹¹ In diesem Zitat deutet sich bereits an, daß eine Schwierigkeit der exakten Begriffsdefinition auch darin liegt, daß es ökonomisch beträchtliche Unterschiede unter dem fahrenden Volk gegeben haben muß; denn die „pictores“ (auch der Pfaffe Amis sollte einmal als kunstfertiger Maler auftreten), die ihr Brot nur bei reichen Leuten verdienen konnten, waren sicherlich besser gestellt als die meisten anderen Fahrenden.

Daß sich unter den Fahrenden immer auch einige wohlhabendere Leute befunden haben, sei am Beispiel der Wanderärzte gezeigt. Jenen „chirurgus“, der im Spätmittelalter für zwei Besuche auf einer Burg genausoviel erhielt wie ein Zimmermann für fünf Wochen Arbeit⁹², trennen Welten von dem im Bettlergewand vagierenden Heilkundigen, der durch Zaubermixturen, vielfach durch Galgenamulette, oder durch angebliche Erfahrungsrezepte kaum mehr als ein Almosen gewinnt. Bessergestellte Fahrende sind die Spezialisten unter den Wanderärzten, die Stein- und Bruchschneider, die „hodensnyder“⁹³ und die Augenärzte, die „starenstecher“⁹⁴, unter denen sich häufig Frauen befinden⁹⁵.

In der frühen Neuzeit wußte man durchaus, wie gemischt das Völkchen der Wanderärzte war, die mit ihren Hanswurst, den Pickelhärligen als Anreißern, marktschreierisch durch die Lande zogen; man wußte, daß sich Gauner als Doktoren ausga-

⁹⁰ Siegfried Epperlein, Bauernbedrückung und Bauernwiderstand im hohen Mittelalter. (Forsch-MaLG 6, Berlin 1960), 67 f.

⁹¹ De bestiis et aliis rebus 1.45. J. P. Migne, Patrologia latina 177, (Paris 1878 ff.), col. 46.

⁹² Wilhelm Janssen, Die kurkölnischen Territorialrechnungen des Mittelalters, in: JbWestdtLdG 6 (1980), 97 ff., hier: 112.

⁹³ Karl Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter (Leipzig 1914), 58. Karl August Barack (Hg.), Zimmerische Chronik. 4 Bde. (BiblLitVerStuttgart 91–94, Stuttgart 1859), Bd. 3, 605; Bd. 4, 22.

⁹⁴ Gerd Wunder, Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802. (Forsch-WürttFranken 16, Sigmaringen 1980), 135; Franz Fuhse, Hygiene und Heilkunst in der Stadt Braunschweig während des 16. Jahrhunderts, in: NiederdtZVolkskde 4 (1926), 23 ff., hier: 38.

⁹⁵ So erwähnen z.B. die Hildesheimer Stadtrechnungen 1425 eine „ogenarstetinne“. Richard Doebner (Hg.), Hildesheimische Stadtrechnungen. Bd. 2. Von 1416–1450 (Urkundenbuch der Stadt Hildesheim 6, Hildesheim 1896, Neudruck Aalen 1980), 328.

ben⁹⁶, daß Landstreicher, „Empiricos und nicht examinierte Chirugos wie auch Marktschreyer und Störger“ die Heilkunde ausübten⁹⁷. Renward Cysat beklagt im Zusammenhang mit der sich ausbreitenden Syphilis den „kläglichsten missbruch, das man die frömbden Scharlatanen, Gütterlinschreyer und Triaxkrämer das fromm einfeltig Völcklin betrogen lasst. Und ebenso die unerfahrenen Schärer oder Balbierer und Bader, verloffne Studenten und Bueben, farende Schuoler, Nachrichten, sectische Predicanten“⁹⁸.

Fahrende Leute sind unverzichtbar für die Gesellschaft, ganz davon abgesehen, daß sie Unterhaltsbedürfnisse befriedigen, vom ungarischen Bärenführer angefangen bis zum Pfeifer, der zum Tanz aufspielt, abgesehen auch davon, daß Fahrende die geborenen Nachrichtenübermittler sind⁹⁹, so sind auch im Alltag Dienste und Handreichungen fahrender Leute unerlässlich: Es handelt sich um spezielle Tätigkeiten und Fertigkeiten, die nur im Umherziehen ausgeübt werden können, um ihren Mann zu ernähren. An die wandernden Kesselflicker ist hier ebenso zu denken wie allgemein an die Hausierer. Konkretisieren wir das Problem an einem Beispiel: In einer von Ungeziefer geplagten Welt sind jene Fahrenden willkommen, die sich auf das Vertilgen von Ungeziefer verstehen. Nachdem im Spätmittelalter als Folge von Armut und Elend der Schmutz für die schnelle Ausbreitung der Ratten gesorgt hatte, die erst seit dem Hochmittelalter, aus Asien einwandernd, in Europa heimisch werden, begegnen die Rattenfänger in spätmittelalterlichen Rechnungen¹⁰⁰. So besoldet der Zöllner im niederrheinischen Lobith herumziehende „rattenvenger“ (von denen einer sogar einen Knecht hält) und „muysvenger“, um das im Zollhaus gespeicherte Getreide zu schützen. Weil solche Experten gewissermaßen im Stücklohn bezahlt werden, ist zu erfahren, daß ein Mausfänger 360 große Mäuse und ein Rattenfänger „164 groter ratten“ bei einer Razzia im Zollhaus aufbringen kann¹⁰¹. Solche fahrenden Leute gehören zum

⁹⁶ Vgl. z.B. *Günther Kraft*, Historische Studien zu Schillers „Die Räuber“. Über eine mitteldeutsch-fränkische Gaunerbande des 18. Jahrhunderts (Weimar 1959), 21; *Naßküttel-Liste* (wie Anm. 2), 487; *Roth* (wie Anm. 7), 650. Übertreibend behauptet *Berber* (wie Anm. 73), 283, die Wanderärzte seien „meistentheils Landbetrüger und böse Leute“. Vgl. auch ebd., 1534ff. Die Kampfschrift „Des getreuen Eckarths Medicinischer Maul=Affe oder der Entlarvte Marckt=Schreyer, Franckfurt und Leipzig 1719“, die sich im Untertitel anheischig macht, „vornehmlich der Marcktschreyer und Quacksalber Boßheit und Betrügereien“ zu entlarven, entlarvt zugleich auch, daß die gelehrten Ärzte, die Gegner dieser Marktschreier, keineswegs grundsätzlich andere Tinkturen oder Mittelchen als ihre Feinde verwenden.

⁹⁷ Hier zit. nach einem hessischen Mandat von 1739. *Franz Mettershausen*, Das Hausiergewerbe in Hessen, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes (wie Anm. 84), Bd. 1, 151.

⁹⁸ Zit. nach *Zehnder* (wie Anm. 79), 553. „Triaxkrämer“ = Theriakskrämer. Dazu *Schubert* (wie Anm. 38), 150f. und besonders *Theodor Holste*, Der Theriakskrämer. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Arzneimittelerwerb. (Würzburger MedHistForsch 5, Pattensen b. Hann. 1976).

⁹⁹ Schon in den jüngeren isländischen Sagas haben Höker, die von Hof zu Hof ziehen, diese Funktion. (*Hans Kubn*, Das alte Island (Düsseldorf 1971), 116. Deshalb können späterhin auch Wanderbettler sich ein reichlicheres Almosen als Verbreiter von Neuigkeiten verdienen. *Béla Gunda*, Die Bettler in der Gesellschaft eines Dorfes, in: Festschrift Matthias Zender, hg. v. *Edith Ennen* u. *Günther Wiegmann*, Bd. 2 (Bonn 1972), 625 ff., hier: 631.

¹⁰⁰ *Janssen* (wie Anm. 92), 104.

¹⁰¹ *Wybe Jappe Alberts*, Der Rheinzoll Lobith im späten Mittelalter. (RheinArch 112, Bonn 1981), 77.

Alltag des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Als z. B. 1802 nach dem Schinderhannes gefahndet wurde, griffen die Streifen nur einen harmlosen Maulwurfsfänger, der mit seiner Frau und sechs Kindern durch die Lande zog, in einem Pferdestall auf¹⁰².

Als Rattenbeschwörer erscheinen Bettler¹⁰³, wandernde Mönche¹⁰⁴ und natürlich auch Spieleute. Am populärsten ist von ihnen der Rattenfänger von Hameln geworden¹⁰⁵. Nun hat erst der Graf von Zimmern in seiner Fassung der Hamelner Sage den um seinen Lohn betrogenen Rattenbanner als einen Pfeifer mit zerlumptem Kleid auftreten lassen¹⁰⁶ – aber gerade darin liegt das Aufschlußreiche. Fahrende üben oft mehr als einen Erwerbszweig aus. Vielseitig müssen sie sein, um ihr Brot im Umherziehen verdienen zu können; so erschien es dem Grafen, so erschien es dem Zeitgenossen durchaus selbstverständlich, daß ein Spielmann sich auch auf die Kunst verstand, Ungeziefer zu vertilgen. Der Spielmann ist keine sozial auch nur halbwegs sicher einzuordnende Gestalt. Spielmann ist auch jener gartende Landsknecht, der einen der zahlreichen Troßhunde zu Kunststücken abgerichtet hatte und mit einer Marketerin zur Laute singend von Dorf zu Dorf zog¹⁰⁷, Spielmann ist letztlich auch ein ehemaliger Landsknecht, der Liederdichter Jörg Graf¹⁰⁸. Daß Fahrende sich auf mehrere Gewerbe verstehen mußten, zeigt auch das Beispiel der „welschen“ Kaminfeiger, die oft zugleich Hausierer waren¹⁰⁹. Denn selten nähren Gewerbe der Fahrenden das Jahr über ihren Mann. Es sind vielfach nur temporäre, oft saisonbedingte Tätigkeiten, die Vaganten von Zeit zu Zeit, je nach Gelegenheit übernehmen, um bald eine andere am Rande der Gesellschaft auszuüben. Nur zwei Beispiele, aus Gaunerlisten des 18. Jahrhunderts entnommen, mögen belegen, daß neben dem Betteln durchaus verschiedene Künste ausgeübt werden können, daß es also gar nicht möglich ist, das fahrende Volk streng nach verschiedenen Gewerbetätigkeiten zu klassifizieren: „Es hätte derselbe auch Brunnen gegraben, manchmal aber gebettelt und in den Schenken auf der Zitter gespielt.“¹¹⁰ Oder: „Er trieb sich einige Zeit mit Marionettenspiellern herum, mahlte den Bauern ihre Stuben, war dann wieder einige Zeit Wildschütz (Wilderer), dann zog er wieder bald als Zahnarzt, bald als Uhrmacher herum.“¹¹¹

¹⁰² Edmund Nacken, *Schinderhannes* (Mainz 1968), 77.

¹⁰³ Gunda (wie Anm. 99), 631.

¹⁰⁴ Bezeichnenderweise wird in der französischen Entsprechung der Hamelner Rattenfängersage ein Kapuziner um seinen Lohn geprellt. Willy Krogmann, *Der Rattenfänger von Hameln*. (Germanische Studien 158, Berlin 1934), 81 ff.

¹⁰⁵ Der Ratten- bzw. Ungezieferbanner gehört allgemein zum populären Erzählgut in Europa. Krogmann (wie vor), 78 ff.

¹⁰⁶ Vgl. Hans Dobbertin, *Quellensammlung zur Hamelner Rattenfängersage*. (Schröder-NiederdtVer-Volkskde 3, Göttingen 1970).

¹⁰⁷ Baumann (wie Anm. 89), 172.

¹⁰⁸ Erich Kleinschmidt (Hg.), *Das Windschiff aus Schlaraffenland*. (Bibliotheca Germanica 20, Bern/München 1977), 19.

¹⁰⁹ Deshalb verbieten die württembergischen Landesordnungen 1552 und 1601 „der kemmitteger haussierung“. Zeller (wie Anm. 9) Bd. 1, 212 bzw. 768.

¹¹⁰ Kraft (wie Anm. 96), 20.

¹¹¹ Schubert (wie Anm. 2), 237.

III

Die Diskriminierung fahrender Leute, die der Obrigkeit nicht als Untertanen kontrollierbar erschienen, mußte auf die verschiedenen Gruppen der Fahrenden auch verschieden wirken; denn die Mandate waren nur mit Hilfe der Untertanen durchzuführen. Den Krieg aber, den die Obrigkeit den Vaganten ansagte, wollten die Untertanen nicht führen; sie fürchteten um ihre Scheunen und Höfe, die weitgehend schutzlos der Rache krimineller Vaganten preisgegeben waren, sie sahen aber auch, daß die meisten Landfahrer, die in den Edikten pauschal diskriminiert wurden, arme Schlucker und zumeist harmlos waren, und sie wollten auch nicht mit einer Obrigkeit gemeinsame Sache machen, die ihnen mit Steuerforderungen, mit Gebot und Verbot nur als Bedrucker erschien. Es verwundert nicht, daß die Mandate immer wieder über die Erfolglosigkeit der vorausgegangenen Erlasse Klage führten¹¹². Das heißt aber nicht, daß sie folgenlos blieben; denn sie wurden öffentlich angeschlagen, von Kanzeln verlesen und damit jedermann zur Kenntnis gebracht¹¹³; sie mußten die Einstellung der Menschen zu den verschiedenen Vagantengruppen auf die Probe stellen. Deshalb sei versucht, am Beispiel der Zigeuner und Hausierer darzustellen, wie sich obrigkeitliche Diskriminierung und Duldung durch die Bevölkerung auswirkten, inwieweit die von der Obrigkeit verfügte Ausgrenzung die Einstellung des gemeinen Mannes prägen konnte.

Erstmals 1417 sind Zigeuner in deutschen Landen bezeugt¹¹⁴, sie erhalten 1423 sogar einen Freibrief von König Siegmund. Dem Könige erschien dies fahrende Volk, das damals vor allem in Böhmen beheimatet war, von Nutzen in den Hussitenkrie-

¹¹² Der Pfarrer Ambrosius Pape hatte guten Grund, wenn er die zeitübliche Praxis des 16. Jahrhunderts kritisierte: Mandate gegen das fahrende Volk zu erlassen und sie nicht durchzusetzen sei ebenso widersinnig, wie ohne Spürhunde und Fangnetze auf die Jagd zu gehen (*Ambrosius Pape*, Bettel und Garteteufel, ed. by *Oliver Finley Graves*. The University of Alabama Press 1981, 10). In den folgenden Jahrhunderten änderte sich daran nichts. So kritisierte der Brandenburger Kurfürst im Hinblick auf ein Vagantenedikt: „wir vernehmen aber mit sonderbahren mißfallen, daß solchem nicht nachgelebet.“ *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 52. Im Hochstift Hildesheim merken 1737 die Räte bei der Verkündigung eines Zigeuneredikts an, daß einem vier Jahre zurückliegenden gleichgerichteten Mandat „zum Theil gar schlecht, zum Theil aber gar nicht mehr nachgelebet, ja (daß es) fast nunmehr überall verwindschlaget werde“. Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10201, fol 250. Vgl. ebd. Nr. 10204: Feststellung eines Mandates von 1770, daß die Vaganten einem 1763 erlassenen Edikt zuwider völlig ungehindert ins Land kämen. Zur Wirkungslosigkeit der Edikte vgl. *Schubert* (wie Anm. 2), 283 ff.

¹¹³ Die Verlesung der Zigeuneredikte von den Kanzeln und das Aushängen an öffentlichen Plätzen fordern z. B. Hildesheimer Mandate 1698, 1748 und 1763. Hauptstaatsarchiv Hild Br. Nr. 9896, 10202, 10204. Vgl. ebd. Nr. 10195, fol 89: Bescheinigung, daß in Alfeld das Zigeuneredikt dreimal im Jahr von der Kanzel verlesen worden sei. 1738/39.

¹¹⁴ *Gustav Radbruch – Heinrich Gwinner*, Geschichte des Verbrechens (Stuttgart 1951), 165. – In Basel sollen Zigeuner schon 1414 aufgetreten sein. *Daniel Albert Fechter*, Topographie mit Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte, in: Basel im XIV. Jahrhundert (Basel 1856), 1 ff., hier: 112.

gen¹¹⁵. Nachdem 1418 Zigeuner in Süddeutschland begegnen, sind sie ein Jahr später in der Provence und 1422 in Norditalien bezeugt, 1427 erscheinen sie in Paris, 1438 erreicht ein zweiter Einwanderungsschub Deutschland; nach Spanien gelangen sie 1447 und etwa um die gleiche Zeit auch nach England¹¹⁶. Auf ihren weiteren Zügen erzählen diese Menschen immer die gleiche Herkunftssage: Sie kämen aus „Klein-Ägypten“, ihre Vorfahren seien von dort vertrieben worden, weil sie der Heiligen Familie auf ihrer Flucht Unterkunft gewährt hätten. Diese Geschichte ist geschickt in genauer Kenntnis der Mentalität der Gastvölker gewählt. In einer Welt, in der „frommer Betrug“ fahrender sogenannter Stationierer mit ihren gefälschten Reliquien Erfolg versprach, in einer Welt, in der sogenannte Heiltumsführer das Stroh aus der Krippe von Bethlehem oder die Kohlen, auf denen der hl. Laurentius geröstet worden war, in den Dörfern zur Schau stellten¹¹⁷, in einer Welt, in der sich die biblische Geschichte, in der sich die Legenden der Heiligen noch nicht aus einem nahen Gestern in eine historisierte Vergangenheit verflüchtigt hatten, in einer solchen Welt versprach die Herkunftslegende der Zigeuner almosenspendende Aufmerksamkeit, gab diesem Volk auch in mehreren europäischen Sprachen den Namen: Leute aus Ägypten: Gypsies.

Den fremden Menschen, die wegen Maria und ihrem Kinde ihre Heimat verloren hatten, brachte die Bevölkerung generationenlang Sympathie entgegen, achtete ihre Stammeshäupter als Herzöge oder Grafen. Epitaphien in Kirchen erzählen noch davon: „Panuel, Herzog in Klein-Egypten“ (1445), „Freigraf Johann von Klein-Egypten“ (1498)¹¹⁸. Auf Wallfahrten werden Zigeunerhäuptlinge ehrenvoll mit klingendem Titel genannt: „Junckher Wolfiang von Rotenberg auß klein Egipten“, „Graf Albrecht von Creye, her zu Rotenburgk aus cleyn Egipten“¹¹⁹. Noch 1471 gab Kurfürst Friedrich d. Siegreiche von der Pfalz dem „edel Bartholomäus comes, grave zu klein Egipten“ einen Geleitsbrief¹²⁰. Als Ausdruck der Sympathie und der Akzeptierung der Herkunftslegende stellt der Lübecker Maler Hermann Rode auf einem Passionsgemälde eine Zigeunerin mit ihrem Säugling unter dem Kreuz des bußfertigen Schächers dar¹²¹.

¹¹⁵ Deshalb ist die Existenz eines Freiheitsbriefes Kaiser Sigmunds nicht unwahrscheinlich, obwohl sie mehrfach bezweifelt wurde. *Radbruch-Gwinner* (wie vor), 166; *Hermann Arnold*, Die Zigeuner. Herkunft und Leben der Stämme im deutschen Sprachgebiet (Olten/Freiburg i. B. 1965), 35. Schließlich hatte Sigmund 1417 dem Zigeunerhäuptling „Herzog Michael von Agythum“ (= Ägypten) einen Geleits- und Schutzbrief ausgestellt. *Wilhelm Altmann*, Die Urkunden Kaiser Sigmunds. 1410–1437. 2 Bde. (Regesta Imperii 11, Innsbruck 1896–1900), Nr. 2107. – Echt ist auf jeden Fall der Geleitsbrief Friedrichs III. von 1443. *Arnold*, ebd.

¹¹⁶ *Arnold*, ebd.

¹¹⁷ Vgl. *Schubert* (wie Anm. 38), 148 ff.

¹¹⁸ *Arnold*, 34.

¹¹⁹ *Gerlinde Stahl*, Die Wallfahrt zur Schönen Maria in Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 2 (1968), 35 ff., hier: 113 (1519 bzw. 1513).

¹²⁰ *Hermann Arnold*, Vaganten, Komödianten, Fieranten und Briganten (Stuttgart 1958), 3.

¹²¹ *Radbruch-Gwinner* (wie Anm. 114), 175.

Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts mehren sich die Stimmen gegen die Zigeuner. Die Kleinkriminalität¹²², die sie wie alle Fahrenden üben mußten, um überleben zu können, wurde ihnen deshalb besonders zum Vorwurf gemacht, weil ihnen eine eigentümliche Geschicklichkeit zugeschrieben wurde: Sie „neren sich fast mit stehlen und heymlich partiren“, sie vor allem würden Bauer und Bäuerin betrügen, „hautzen und die hautzin beseffeln“¹²³. Luther bemerkt in einem Tischgespräch: „Stehlen ist keine Kunst, sondern verschlagen, nämlich die Geschicklichkeit: verschwind, daß dich niemand find. So waren die Zigeuner.“¹²⁴ Vor allem aber: Die Zeit, genauer: die gesellschaftlich führenden Schichten und die Obrigkeiten, entwickeln allen Fahrenden gegenüber immer stärkere Vorbehalte, die Humanisten kritisieren immer härter den „frommen Betrug“. Schon 1471 wurde in Luzern verboten, Zigeuner zu beherbergen¹²⁵, aber solche vereinzelt städtischen Gesetze besagten noch nicht viel. Als jedoch der Freiburger Reichstag 1498 alle Zigeuner des Reiches verwies und sie in entscheidender Schlechterstellung gegenüber anderen Vaganten sogar für vogelfrei erklärte¹²⁶, hatte die Reichsgesetzgebung ein Thema gefunden¹²⁷. Der Augsburger Tag des Jahres 1500 wird ebenso wie spätere Reichsordnungen den Zigeunern nur eine Dreimonatsfrist setzen, innerhalb derer sie sich „auß den Landen teutscher Nation thun sollen“¹²⁸. Infolgedessen wird ihnen etwa in Hessen im Jahre 1500 das Land „ganz und gar“ verboten¹²⁹.

¹²² Vgl. dazu *Radbruch-Gwinner* (wie Anm. 114), 166. – Im Gegensatz zu den Betteljuden (vgl. dazu *Schubert*, wie Anm. 2, 174 ff.) bringen die ebenfalls am Existenzminimum lebenden Zigeuner mit Ausnahme der um 1729 agierenden Bande des Großen Galantho (dazu: *Hermann Bettenhäuser*, Räuber- und Gaunerbanden in Hessen. ZVerHess GLdkde 75/76 (1964/65), 275 ff.) keine im größeren Stil agierenden Räuberbanden hervor. (So schon zutreffend *Radbruch-Gwinner*, 169.) Dennoch werden die Mandate nicht müde, die Zigeuner „unter die Zahl der ärgsten und schlimmsten Bettler und Landstreicher“ zu zählen. *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 52. *Roth* (wie Anm. 7), 648 f. berücksichtigt den übertreibenden Stil dieser Mandate nicht. Die Realität wird in Untersuchungsakten sichtbar: z. B. preßt 1721 der Henker durch Anlegen der spanischen Stiefel einem Zigeunerpaar, das den Behörden als außergewöhnlich gefährlich erschien, das Geständnis aller Diebstähle ab: armselige Textilien, einige Strümpfe, ein Kamisol, höchstens mal ein Kleid. Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10197 fol 222' ff.

¹²³ *Jobannes Agricola*, Sybenhundert und fünffzig Teütscher Sprichwörter verneüwert und gebessert (Hagenau 1534, Neudruck Hildesheim – New York 1970), zu Nr. 447.

¹²⁴ Zit. nach *Radbruch-Gwinner* (wie Anm. 114), 92.

¹²⁵ *Arnold* (wie Anm. 115), 36.

¹²⁶ *Heinz Gollwitzer* (Bearb.), Deutsche Reichstagsakten unter Maximilian I. Bd. 6 (Deutsche Reichstagsakten, Mittlere Reihe 6, Göttingen 1979), 737.

¹²⁷ Vgl. den Speyerer Abschied 1544 § 75, den Augsburger Reichstagsschluß 1551 § 82 ((Schmauss-Senckenberg), Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede, 2 Bde. (o. O. 1747, Neudruck Osnabrück 1967), Bd. 1 Tl. 2, 509, bzw. 623) und die Reichspolizeiornungen 1530 Tit 35, 1548 Tit 27, 1577 Tit 28 (ebd., 343 bzw. 602. bzw. 2 Teil 3, 394).

¹²⁸ Ebd., 80.

¹²⁹ *Alfred Höck*, Recht auch für Zigeuner? Ein Kapitel Minderheitenforschung nach hessischen Archivalien, in: Das Recht der kleinen Leute. Festschrift für Karl-Sigismund Kramer, hg. v. *Konrad Köstlin* u. *Kai-Detlev Sievers*, (Berlin 1976), 77 ff., hier: 79.

Was auf dem Reichstag 1498 erstmals behauptet wurde und die Begründung lieferte, dieses fahrende Volk für vogelfrei zu erklären, diskriminierte die Zigeuner auch in den folgenden Zeiten. „Speher“, „khundschafter“ seien sie für die Erbfeinde des christlichen Glaubens, als solche sollten sie 1526 zum Beispiel des Salzburger Landes verwiesen werden¹³⁰, als „kundscheffer und verrehter der Christenheit gegen dem Erbfeinde“ wird ihnen 1590 – ein Beispiel unter vielen – die Mark Brandenburg verboten¹³¹. Um diesen Hauptvorwurf kristallisieren sich andere, und 1712 nennt sie ein Pfarrer rundweg „ein volck ohne Gott, ohne Obrigkeit, ohne Gesetz, ohne Zucht“¹³². Mandate können von einem „gottloß, abergläubisch, diebisch, tückisch, arglistig, geschwind und morderisch gesindlein“ reden¹³³. Allein der Wirklichkeit entspricht es, wenn Edikte behaupten, daß sich auch andere Fahrende zu den Zigeunern zu schlagen pflegten¹³⁴. Tatsächlich bildeten diese den Kristallisationskern einer Vagantenpopulation¹³⁵. Dazu als Illustration nur ein Lebenslauf: Der 1724 im Hochstift Hildesheim aufgegriffene Caspar Lorge, ein vierzigjähriger Lothringer, der mit Porzellan und Gewehren hausiert, ist so klein, daß er selbst aus dem preußischen Militär „ausrangirt“ worden war. Seine Beteuerung, „ein redlicher kerk zu sein“, nimmt ihm niemand ab, denn schließlich war er schon seit zwei Jahren mit einer Zigeunerrotte durch die Lande gezogen. Seine Gefährtin ist eine fünfundzwanzigjährige Frau, deren Mutter eine Zigeunerin, deren Vater ein preußischer Soldat gewesen war¹³⁶.

Die Zigeuner werden als Vaganten verfolgt, werden noch mehr als andere Fahrende verdächtigt, weil sie als eigenes Volk erkannt werden, dem „Verrätere“ unterstellt wird. Eine rassistische Diskriminierung aber liegt den Mandaten fern – es wäre sonst auch allzu verwunderlich, daß man Zigeuner (den zitierten Ausweisungsdekreten zum

¹³⁰ *Spechtler-Uminsky* (wie Anm. 12), 47.

¹³¹ *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 19.

¹³² *Berber* (1712, wie Anm. 73), 950.

¹³³ Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1, Nr. 10195 Bl. 11.

¹³⁴ Vgl. zum Beispiel ebd.: „Christen, so sich zu ihnen, den Zigeunern schlagen“, oder: *Mylius* (wie Anm. 1), 19 (1590), 38 (1663). Allgemein: *Hermann Arnold*, Das Vagantenwesen in der Pfalz während des 18. Jahrhunderts, in: *MittHistVerPfalz* 55 (1957), 117 ff., hier: 122 f.; *Schubert* (wie Anm. 2), 247.

¹³⁵ *Arnold* (wie Anm. 120), 4f. weist auf den engen Zusammenhang von Zigeunern und „Jenischen“, den Zigeunermischlingen, hin und leitet die pfälzischen Zigeuner von der „ausgedehnten Zigeunermischlingspopulation“ ab, die im 18. Jahrhundert entstanden sei.

¹³⁶ Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10201. Vgl. ebd., fol 251 ff.: Eine aus Christen und Zigeunern bestehende Diebs- und Vagantenrotte wird 1739 steckbrieflich gesucht. Ebd., Hild Br. 1 Nr. 10203 fol 5: Mandat gegen eine fünfzig Mann starke Rotte von Zigeunern, Hausierern „und sonstigen losen Gesindel“. 1763. – Ein Beispiel für die ethnische Unterschiede ignorierende Solidarität in dieser Vagantenpopulation: 1739 werden im Hildesheimischen zwei christliche Gauner gesucht, die eine Zigeunerin aus dem Gefängnis zu Grohnde befreit haben. Ebd., Hild Br. 1 Nr. 10201 fol 251 f. Nrn. 5 und 6.

Trotz) ins eigene Militär einzuordnen versucht¹³⁷. Daß noch keine rassistische Einstellung entwickelt wurde, erklärt die naive Frage eines Hildesheimer Untersuchungsbeamten 1724, „wodurch sie (die Zigeuner) sich dan also schwartz machn?“, worauf er zur Antwort erhält: „Sie nehmen Würtzeln und Kräuter, welche sie mit wildn gänse schmaltz vermischtn und die Kinder, so bald sie zur welt kämen, damit schmiern, zuweiln, wo ein Vornehmer vor die kinder bettete, ließen sie dieselbe bey ihrer weißn farb“¹³⁸.

Der Freiburger Reichstagsabschied bildete die Vorlage für die Reichspolizeiordnungen 1500, 1544 und 1577 und die entsprechenden Reichstagsbeschlüsse von 1530 oder 1551¹³⁹. Diese Gesetzgebung war typisch für die Behandlung der Zigeuner in Europa. 1531 wurden sie aus England und 1561 aus Frankreich ausgewiesen. Diese Ausweisungen wurden ebensowenig konsequent durchgeführt wie die Reichsgesetzgebung und die im 16. Jahrhundert noch vergleichsweise milderen obrigkeitlichen Mandate in deutschen Territorien¹⁴⁰. Die drakonischen Strafen standen weitgehend auf dem Papier, die Beziehungen zwischen den Wirtsvölkern und den Zigeunern waren augenscheinlich besser, als es nach den von den Zeitgenossen bald vergessenen Mandaten den Anschein hat¹⁴¹. Trotz aller landesherrlichen Verbote wurden Zigeuner beherbergt, mit ihnen, die als Pferdehändler und Hausierer durch die Lande zogen, wurde Handel getrieben, gesucht waren nach wie vor ihre Wahrsagerkünste¹⁴². So kri-

¹³⁷ Nur weil Zigeuner gar nicht selten zu Kriegsdiensten gepreßt wurden, können aufgegriffene Angehörige dieses Volkes behaupten, ihre Brandmarkungen rührten von Desertionsstrafen (was im Denken der Zeit nicht zum Galgen qualifizierte) und wären nicht wegen krimineller Vergehen ihnen eingebrannt worden. Es mußte z.B. den untersuchenden Beamten im Hildesheimischen glaubhaft erscheinen, wenn 1724 ein dreimal gebrandmarkter Zigeuner seine Male mit verschiedenen Desertionen erklärt: Er wäre zunächst Trommler in schwedischen Diensten gewesen, von den Schweden an die Holländer und von diesen an die Franzosen verkauft worden. Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10197 fol 215 ff. (Schon vor den Hildesheimern müssen auch andere Gerichte die Legende dieses Mannes geglaubt haben, denn spätestens die zweite Brandmarkung qualifizierte zum Galgen.) Ebenso glaubten damals die Hildesheimer Richter, wenn eine Zigeunerin erklärt, ihr Mann hätte in hessischen Kriegsdiensten gestanden, wenn ein Zigeuner behauptet, er stände wie sein Bruder und Stiefvater unter hessischen Fahnen. Ebd., fol 159 bzw. 160' f. Tatsächlich sind Zigeuner mehrfach als Soldaten z.B. an preußische Werbungen verkauft worden. Arnold (wie Anm. 134), 145. Bei jenen Zigeunern, die mit Unter- und Obergewehr bewaffnet durch die Lande ziehen (vgl. etwa: Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10201, 1724), dürfte es sich um desertierte Soldaten handeln.

¹³⁸ Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10197, fol 160.

¹³⁹ Vgl. oben Anm. 127f. Auf diese Gesetzgebung beruft sich unter anderem *Abasver Fritsch*, *Princeps peccans sive tractatus de peccatis principum* (Osterode 1679), 192.

¹⁴⁰ So bereits zutreffend: Arnold (wie Anm. 115), 37.

¹⁴¹ Höck (wie Anm. 129), 82 ff.

¹⁴² Instruktiv dazu eine Hildesheimer Untersuchung 1724, wobei eine Zigeunerin erklärt, „sie müste den leuthen so etwas vorsagen, damit sie nur geld bekäme“, und hätte ihre Künste von ihren Vorfahren erlernt. Ein Zigeuner gesteht, die Frauen seiner Sippe ernährten sich vom Wahrsagen, seine Mutter verkaufe Heilkräuter für das Vieh, „es mögte helffen oder nicht“. Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10197 fol 159' bzw. 161. 1724. Vgl. auch das Sprichwort: „Du gebest eynen bosen Zygeuner, du kannst nicht warsagen.“ *Agricola* (wie Anm. 123), Nr. 447. Vgl. allgemein *Radbruch-Gwinner* (wie Anm. 114), 167 ff.

tisierte Aventin 1554 die Haltung der Menschen zu diesem „verruchten, zauberischen, mörderischen und diebischen Gesindel“: „Noch ist die Welt so blind, will betrogen sein, meint, sie sind heilig, wer ihnen Leids tue, der habe kein Glück.“¹⁴³

Erst als nach dem dreißigjährigen Krieg der absolutistische Obrigkeitsstaat die Vaganten energischer zu bekämpfen versucht, werden die Zigeuner, Inbegriff des fahrenden Volkes, die ersten Opfer¹⁴⁴. (Aber auch bei diesen meist geradezu blutrünstig formulierten Mandaten – nicht mehr das Reich, sondern das Territorium hat in Deutschland jetzt die entsprechende Gesetzgebung in die Hand genommen – ist zu bedenken, daß zwischen Mandat und Wirklichkeit eine große Kluft besteht.) Es beginnt die Zeit der Zigeunerstöcke, die, möglicherweise nach einem pfälzischen Vorbild von 1709¹⁴⁵, an den Grenzen der einzelnen Territorien errichtet werden. Galgen und Auspeitschungsszenen sind auf diesen Zigeunerstöcken gemalt, um die Analphabeten abzuschrecken, um dem vagierenden Gesindel allgemein und den Zigeunern im besonderen das Betreten des Landes bei härtester Körper-, ja sogar Lebensstrafe zu verbieten¹⁴⁶.

Zigeunermandate und Zigeunerstöcke reagieren auf das Anwachsen dieses fahrenden Volkes in Deutschland. Während im 16. Jahrhundert nur wenige Tausend in deutschen Landen gelebt haben dürften¹⁴⁷, wuchs ihre Zahl nicht nur durch das natürliche Bevölkerungswachstum, sondern auch dadurch, daß Deutschland das Zufluchtsland war, seit der französische Absolutismus die Zigeuner ebenso wirkungsvoll wie brutal verfolgte, seinen Polizeiorganen zum Beispiel in Edikten 1678 und 1682 anbefohlen hatte, über diese Menschen „herzufallen mit Feuer und Schwert“¹⁴⁸. Deswegen tragen zahlreiche im 18. Jahrhundert am Oberrhein auftretende Zigeuner französische Namen¹⁴⁹.

Daß die Zigeunermandate nicht so blutrünstig vollzogen wurden, wie sie formuliert worden waren, kritisiert 1713 ein Pfarrer: „Es fehlet zwar an öffentlichen Edictis und Anordnung nicht, dieses Geschmeiß aus dem Lande zu schaffen, es wird aber nicht darüber gehalten.“¹⁵⁰ Dennoch kann dieser Zweig der absolutistischen Gesetzgebung

¹⁴³ Zit. nach *Radbruch-Gwinner*, 166 f.

¹⁴⁴ *Arnold* (wie Anm. 115), 38 ff.

¹⁴⁵ *Arnold* (wie Anm. 120), 98 m. Anm. 9.

¹⁴⁶ Abb. eines solchen Zigeunerstockes bei *Arnold* (wie Anm. 115), Tafel 6 vor S. 47. – Bei der Verzahnung der Grenzen mußten schon in kleineren Verwaltungsbezirken wie dem der Kellerei Amorbach im Mainzer Kurstaat 16 „Zigeunerwarnungsstöcke“ in einem Umkreis von etwa 5 km aufgestellt werden. Staatsarchiv Würzburg, MK 19, Mainzer Polizeiakt V 76.

¹⁴⁷ Wenn *Arnold* (wie Anm. 115), 37 vermutet, „daß in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Krieg insgesamt weniger als tausend Zigeuner gelebt haben“, so ist das viel zu tief gegriffen. *Arnold* erschließt eine solche Zahl aus der vergleichsweise noch geringen Zahl von Mandaten; vergißt dabei aber, daß das 16. Jahrhundert noch längst nicht so ediktsüchtig war wie das 18. (es hätte, wollte man seiner Methode folgen, auch recht wenig gartende Landsknechte gegeben, gegen die im 16. Jahrhundert etwa soviel Mandate wie gegen die Zigeuner erlassen werden), und daß immer noch eine größere Toleranz gegenüber diesem fremden Volk herrschte als in den Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg.

¹⁴⁸ *Arnold* (wie Anm. 115), 42; *Ders.* (wie Anm. 120), 3 f.; *Ders.* (wie Anm. 134), 126.

¹⁴⁹ *Arnold* (wie Anm. 120), 4.

¹⁵⁰ *Berber* (1712, wie Anm. 73), 964.

nicht verharmlost werden. Wie die Edikte gegen das fahrende Volk allgemein, so werden auch die speziellen Zigeuneredikte seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer zahlreicher und brutaler¹⁵¹. In Preußen zum Beispiel wird 1724 angeordnet, daß „die in flagranti ergriffenen Zigeuner und Räuber, sie seyen Manns- oder Weibs-Personen, sonder Anfrage aufgehangen, die sich Widersetzenden aber, oder deren man sich sonst füglich nicht bemächtigen kann, auf der Stelle todt geschossen werden sollen“¹⁵². Hier wird der Zigeuner, gleichgültig ob er sich etwas hatte zuschulden kommen lassen oder nicht, dem auf frischer Tat ertappten Räuber gleichgestellt. Diese Kriminalisierung bereits der Existenz, die zwar schon der Freiburger Reichstag 1498 ausgesprochen hatte, die aber gleichwohl in den Mandaten des 16. Jahrhunderts nur selten übernommen wurde¹⁵³, ist im Absolutismus kein Einzelfall. Zwei Jahre nach dem zitierten preußischen Mandat wird zum Beispiel im Fürstentum Pfalz-Zweibrücken dekretiert, an Zigeunern, sie mögen straffällig geworden sein oder nicht, sei „die Lebensstrafe, wie solches verschiedene Exempel aus der heylig Schrift bestätigen, ohne einig gewissenanstandt“ zu vollziehen¹⁵⁴. Stets schwebten die Zigeuner in Lebensgefahr, wie ihnen nicht zuletzt die Zigeunerstöcke bewußt machen sollten. Bisweilen werden sie von Streifen aufgespürt und regelrecht abgeschossen – nur ein Bruchteil solcher Fälle gelangte in die Akten¹⁵⁵ –, bisweilen wurden sie gegen jedes Recht nach summarischem Gerichtsverfahren kurzerhand aufgehängt¹⁵⁶ – und das

¹⁵¹ Vgl. nur *Arnold* (wie Anm. 134), 118 und 120.

¹⁵² *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 92 f.

¹⁵³ Diese Mandate behandeln die Zigeuner in aller Regel nicht als Vogelfreie, sondern wie andere Vaganten als mißliebige Menschen, die des Landes verwiesen werden sollen. Typisch etwa ein Salzburger Mandat 1569 gegen „die Zigeuner, auch Landsknecht und andere verdächtige Person“. Landesarchiv Salzburg, Hofrat Mattsee 85. Eine Ausnahme bildet das brandenburgische Mandat gegen „die lose leichtfertige Buben, so sich Tattern (Tartaren) oder Zegeuner nennen“. „wo jemand wieder die Zegeuner was furnemen würde, der oder die sollen daran nicht gefreult oder Unrecht gethan haben.“ *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 24. – Noch bis tief in das 17. Jahrhundert hinein dekretieren die Mandate nur das einfache Abschieben der Zigeuner. Vgl. nur die Siebte Württembergische Landesordnung 1621 Tit. 28. *Zeller* (wie Anm. 9), 767 f., die Hessische Reformationsordnung in Kirchen- und Polizeysachen 1656 („Heyden und Zygeuner sind gar nicht zu dulden“), *Höck* (wie Anm. 129), 79 und ein brandenburgisches Mandat von 1695, in dem offenbar wird, daß das gegenseitige Abschieben der Zigeuner ins Nachbarterritorium keinen Sinn hat, denn dieses Mandat befiehlt die Ausweisung, weil die in Braunschweig-Lüneburg und in Mecklenburg nicht mehr geduldeten Zigeuner nunmehr in die Mark strömten. *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 45 ff.

¹⁵⁴ *Arnold* (wie Anm. 134), 129.

¹⁵⁵ Nur weil ein eifriger Nürnberger Amtmann eine Grenzverletzung vermutet und darüber sofort dem Rat berichtet, gelangte die Nachricht von einer blutigen Zigeunerstreife 1718 bei Kalchreuth in die Akten: „Es sind heute diesen Abend 6 bayreuthische Dragoner, der hiesige Wildmeister, der Vogt Derfuß und Vogt Münzmayer zu Brand hierdurch im Wald geritten und haben eine Rotte Zigeuner, die sich ohnweit der langen Brucker Mühl im Wald aufgehalten, aufgesuchet, selbige angetroffen, feuer unter sie gegeben und vier Persohnen geschossen, wovon ein Mann und eine Frau gleich todt geblichen.“ Staatsarchiv Nürnberg, Rep 88, S I L 586 Nr. 40.

¹⁵⁶ Vgl. *Schubert* (wie Anm. 2), 249.

war alles durch die Mandate gedeckt¹⁵⁷. Der Bericht eines Augenzeugen über eine solche brutale Zigeunerstreife im Jahre 1760 klagt verzweifelt: „Es sind Zigeuner, aber es sind doch Menschen.“¹⁵⁸

Trotz aller Zigeunermandate blieb die Bevölkerung von diesen fremden Fahrenden fasziniert, so daß z.B. die Bürger im eidgenössischen Olten vor den Stadttoren, eine Vorahnung der späteren Zigeunerromantik genießend, mit ihnen Gelage feierten. (Aber in der gleichen Stadt wurden die Zigeuner bei Vergehen wesentlich härter bestraft als Christen – ein Beispiel dafür, daß die dauernden Verdächtigungen doch die Stimmungen gegen dieses Volk beeinflussen¹⁵⁹.) Auch wenn jedermann sah, daß diese als Heiden verdächtigten Fahrenden zur Zeit des Gottesdienstes „sonntags hinter den Zäunen und in den Vorstädten hinter den Scheunen liegen“¹⁶⁰, so blieb man doch stets bereit, dem als Wahrsager geschätzten, oft so genannten „Tartaren“ menschlich zu begegnen, man erzählte sich von hilfreichen Zigeunern, die wirksame Zauberrezepte mitteilten¹⁶¹, und ungeachtet aller Edikte konnte ein Zigeuner, der sein Kind taufen ließ, hochgestellte Paten und damit reichlich Patengeschenke erwarten. Das ließ Gleichgültigkeit in konfessionellen Fragen entstehen. Ein im Hildesheimischen 1727 aufgegriffener Zigeuner erklärt, warum er bei einem katholischen Vater selber evangelisch sei: Es sei Sitte in seinem Volk, „daß wo einer am lutherischen Ort getauft würde, wär er lutherisch, wo er aber an Catholischen Orte getauft wäre, würde er catholisch“¹⁶². (Natürlich pflegten manche Fahrenden sogar ein Geschäft damit zu machen, daß sie ihre Kinder mehrfach taufen ließen¹⁶³.) Da allen Mandaten zum Trotz in der Bevölkerung den Zigeunern noch viel Sympathie entgegengebracht wurde, versuchte es die Obrigkeit mit Drohungen. Hohe Strafen sollte zahlen, wer durchziehende Angehörige dieses Volkes nicht anzeigte¹⁶⁴ – eine letztlich folgenlose Drohung.

¹⁵⁷ Aus der für die frühneuzeitliche Staatlichkeit typischen Willkür bei der Strafverfolgung erklärt sich, daß nach *Karl-Sigismund Kramer*, *Volksleben im Fürstentum Ansbach und seinen Nachbargebieten* (Würzburg 1961), 321 die Zigeunerstreifen „meist harmlos“ verlaufen, während *Höck* (wie Anm. 129), 80 ff. für Hessen brutale Verfolgungen notiert.

¹⁵⁸ *Arnold* (wie Anm. 134), 137.

¹⁵⁹ *Beat Mugglin*, *Olten im Ancien Regime. Sozialer Wandel in einer Kleinstadt* (Olten 1982), 92.

¹⁶⁰ *Berber* (1712, wie Anm. 73), 947.

¹⁶¹ *Höck* (wie Anm. 129), 79 f. 1577 konnte ein zum Tode verurteilter Zigeuner sein Leben retten, als er eine Feuersbrunst erfolgreich besprach. *Eberhard von Künßberg*, *Rechtsgeschichte und Volkskunde*. Bearb. von *Pavlos Tzermias* (Köln/Graz 1965), 23. Vgl. auch *Berber* (1712, wie Anm. 73), 947 ff.

¹⁶² Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10197 fol 160'.

¹⁶³ Sächsische Kirchenordnung 1580. *Evangelische Kirchenordnungen* (wie Anm. 82), Bd. 1, 426. Im Gegensatz zu dem vielfach bezeugten Betrug mit den Zigeunertaufen (vgl. *Höck*, wie Anm. 129, 78; *Berber*, 1712, wie Anm. 73, 959 ff.) scheint es keinen Betrug bei den Trauungen von Zigeunern gegeben zu haben. – Übrigens haben auch Christen diesen Betrug geübt. So berichtet Kirchhof, vor kurzem sei zu Witzenhausen „ein abenteuwrer mit dem Schwerdt gericht“, weil er seinen Jungen neunmal hatte taufen lassen, „damit er desto mehr von den gevattern geschenckt bekäme“. *Hans Wilhelm Kirchhof*, *Wendunmuth*. Hg. von *Hermann Osterley*, 4 Bde. (BiblLitVer-Stuttgart 95–99, Stuttgart 1869), Bd. 2, 315.

¹⁶⁴ Vgl. z.B. *Mylius* (wie Anm. 1), 92 (Preußen 1724); Hauptstaatsarchiv Hannover Hild Br. 1 Nr. 10201, fol 250 (Hochstift Hildesheim 1737).

Mit der Obrigkeit machten die Menschen nicht gemeinsame Sache gegen meist harmlose Fahrende. Manche Christen mochten wohl auch, wenn sie den Zigeunern christlich begegneten, gespürt haben, daß im Gegensatz zu den obrigkeitlichen Edikten die Behauptung dieser Fahrenden eine tiefe Wahrheit enthielt: Wo Zigeuner sind, da ist Freiheit im Land¹⁶⁵.

Zum fahrenden Volk gehörten auch die Buckelkrämer, jene „Landgänger“¹⁶⁶, jene wandernden Hausierer, die mit Knappsack und Tragekorb auf dem Rücken durch die Lande zogen und ihre Ware feilboten. Sie hießen nach ihren vollgepackten Körben Reffträger, Schüssel- oder Wannenkrämer, Korbträger oder nach dem Ranzen einfach Knappsack.

Im Mittelalter hatten die Obrigkeiten diese Wanderkrämer mit Wohlwollen gesehen; denn sie gewährleisteten gegen die Ansprüche der Zünfte freien Markt. So hatte 1287 die Würzburger Zunftordnung hausierenden Geflügel- und Eierhändlern den freien Marktzugang garantiert¹⁶⁷, und 1384 gestattete eine hessische Gerichtsordnung, die zugleich alle Innungen aufhob, daß fremde Händler in die Städte kommen könnten¹⁶⁸, und in Ulm wird im 15. Jahrhundert an Markttagen den Wanderhändlern erlaubt, ihre Ware zu verhökern, um Preistreibereien der Zünfte vorzubeugen¹⁶⁹.

Abgesehen vom Hausiererhandel im regionalen Umkreis, an dem sehr viele Frauen wie Altkleider- und Apfelhöckerinnen im spätmittelalterlichen Frankfurt beteiligt sind¹⁷⁰, mußten die Buckelkrämer weite Wege zurücklegen. Aus Italien stammten Pomeranzen- und Zitronenhändler, stammten jene welschen Hausierer, die in gebrochenem Deutsch ihre Waren anpriesen, „kauderten“, Kauderwelsch sprachen¹⁷¹. In Nord- und Mitteldeutschland ist die Bezeichnung „Schotten“, „Schottenfäller“ für Hausierer, die ursprünglich wohl tatsächlich aus Schottland kamen, Indikator für die weiten Entfernungen, die diese Wanderhändler überbrückten¹⁷². (In England sollen die meisten Hausierer neben den Schotten Juden aus Deutschland gewesen sein¹⁷³.)

¹⁶⁵ Schubert (wie Anm. 2), 251.

¹⁶⁶ Bücher (wie Anm. 93), 24. – Die geläufigsten Bezeichnungen für den Hausierer, eine ursprünglich von den Händlerzünften geprägte abwertende Bezeichnung, konnten Familiennamen bilden, wie Buttenkrämer (*Kaspar Linnartz*, *Unsere Familiennamen*. 2 Bde. Bonn/Hannover/Hamburg ³1958, 1, 46), Kiepenkerl (ebd. 115), Klippkrämer (ebd. 118) oder Knappsack (nach mhd knapsack: Zehrbeutel, in dem der Mundvorrat mitgeführt wird; ebd. 120).

¹⁶⁷ Hermann Hoffmann (Hg.), *Würzburger Polizeisätze* (Würzburg 1955), 36.

¹⁶⁸ Mettershausen (wie Anm. 97), 146.

¹⁶⁹ Zu dem Beispiel der immer stärkeren Einschränkungen, denen der Hausierhandel in Ulm seit dem 16. Jahrhundert unterworfen war, vgl. *Eugen Nübling*, *Die Reichsstadt Ulm am Ausgang des Mittelalters*. 2 Bde. (Ulm 1904/07), Bd. 2, 537 ff.

¹⁷⁰ Bücher (wie Anm. 93), 24; vgl. auch *Plenge* (wie Anm. 84), 66.

¹⁷¹ Axel Lindquist, *Deutsches Kultur- und Gesellschaftsleben im Spiegel der Sprache*. Wiesbaden ²1955, 48 f.

¹⁷² Max Kupfer, *Das Fremdenwesen Leipzigs vom Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert*. (Diss. Leipzig 1928), 23. – Der Ausdruck „Schotten“ ist, wenngleich selten, auch in Süddeutschland bekannt. Vgl. das unten Anm. 198 zitierte Nürnberger Gebot und die Salzburger Landesordnung von 1526, *Spechtler-Uminsky* (wie Anm. 12), 260.

¹⁷³ Krünitz (wie Anm. 72), 22 (Berlin ²1789), 476.

Spezielle Produkte fremder Gegenden hielten die Wanderhändler feil, im Ulm des 16. Jahrhunderts zum Beispiel begegnen burgundische Hausierer mit Filzhüten, italienische mit Parmesankäse¹⁷⁴; Tuchhändler aus Savoyen oder Meissen suchten die Basler Märkte auf¹⁷⁵, späterhin gelangten westfälische Tiötten bis nach Polen¹⁷⁶. Bürstenbinde aus Sachsen und Thüringen suchten auf Jahrmärkten ihren Absatz, Böhmen und Pfälzer handelten mit Glaswaren, vielgefragt waren auch die gebrannten Wässerchen, die Annaberger und Schneeberger Hausierer feilhielten¹⁷⁷. Unschwer läßt sich die Liste fortsetzen.

Und die weiten Wege hatten die Buckelkrämer zu Fuß zurückzulegen, als Reffträger mit dem schweren Tragekorb auf dem Rücken, als „Tabuletkrämer“¹⁷⁸ mit dem von Gurten oder Riemen am Hals befestigten Bretterkasten vor dem Bauch. Privilegiert waren die wenigen, die sich ein Gefährt leisten konnten, wie der Krattner mit seiner zweirädrigen Korbkarre, wie der Hürdler, dessen Wagen aus geflochtenen Wänden, aus Hürden oder Horten, bestand¹⁷⁹. Nur wenige der Kiepenkerle werden mehr als knappen Lebensunterhalt verdient haben. Den Wanderkrämer, der feine Seidentücher, Samt- und Taftstoffe verkaufte¹⁸⁰, trennten auch in der Gesellschaft der Fahrenden Welten von dem Kretzenträger, der billige Gewebe verhökerte.

Verhökert wurde alles, woran Bedarf in einer Welt bestand, in der es noch keine Kaufläden als Gemischtwarenhandlungen gab¹⁸¹. Hausierer sind die Vorläufer der späteren Kolonialwarenläden. Insbesondere auf dem Lande waren nur bei den Wanderhändlern die Dinge des täglichen Bedarfs zu erwerben, von Schwämmen zum Beispiel bis hin zur Wagenschmiere, dem Pech. Bei den von Insekten hart geplagten Bauern waren Hausierer mit Mückenpulver oder „Mückenwehren“ ebenso willkommen wie die „Oelführer“, die den Bedarf an Speiseöl deckten, oder die „Wasserbrenner“, die Branntweinhändler. Eisen- und Kurzwaren, ja sogar Nahrungsmittel werden im Hausierhandel vertrieben. So wettet ein Mandat 1663 gegen landfremde Händler, die „Gewürtz, Zucker, Butter, Keeß, Hering, Stockfisch und andere Esculenta, wöllen und leinen Tuch, auch Kupferwerk, Eisen, Stahl, Nagel und waß dergleichen sein mag“, verhökern¹⁸².

¹⁷⁴ Nübling, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland. Bd. 1 (Schriften des Vereins für Socialpolitik 77, Leipzig 1898), 417.

¹⁷⁵ Geering (wie Anm. 64), 497 f.

¹⁷⁶ Josef Veldtrup, Bargunsch oder Humpisch. Die Geheimsprache der westfälischen Tiötten (Münster 1974), 1.

¹⁷⁷ Schubert (wie Anm. 2), 234.

¹⁷⁸ Krünitz (wie Anm. 72), 22 (Berlin 1789), 476.

¹⁷⁹ Linnartz (wie Anm. 166), Bd. 1, 103 bzw. 126.

¹⁸⁰ Karl Koppmann, Ein Krämer-Inventar vom Jahre 1566, in: HansGBll 9 (1899), 193 ff.

¹⁸¹ Schubert (wie Anm. 2), 234 ff. (auch für das Folgende).

¹⁸² Zit. dieser Trierer Verordnung bei Plenge (wie Anm. 84), 66. – Was schon in spätmittelalterlichen Städten verhökert werden konnte, läßt 1488 die Klage der aufständischen Braunschweiger Gildemeister deutlich werden. Hausierer, die Nägel feilhalten, fremde Holzschuhhändler werden als Konkurrenz empfunden, die Schmiede klagen „über die Sonnenkrämer, die Messer und Dolche verkaufen“, die Krämer beschwerten sich „über die Sonnenkrämer, das solche alle Dienstag, Freitag und Sonnabend aus ihren Knappsäcken Nägelein und Pfeffer, Ingwer und Safran feilhielten“. Hänselmann (wie Anm. 56), 114.

Textilien waren ein typisches Hausiergut. Mit Werg und Flachs, mit billigen und kostbaren Stoffen handelten die Savoyarden; die sogenannten „Bortenschotten“ vertrieben seit dem 16. Jahrhundert die Erzeugnisse der erzgebirgischen Textilindustrie¹⁸³; Produkte der westfälischen textilen Heimindustrie wurden seit dem 17. Jahrhundert von den „Tüötten“ (von denen die Familien Hettlage und Brenninckmeyer abstammen) unter die Leute gebracht¹⁸⁴.

Das Sortiment der Wanderhändler verrät den in der frühen Neuzeit wachsenden Zivilisationsstand auf dem Lande. Nicht nur Holz- und Tonwaren, irdenes Geschirr vor allem, werden vertrieben, sondern Messing- und Kupfergeschirr und im 18. Jahrhundert sogar Porzellan¹⁸⁵. Damals machten Hausierer das Land auch mit den neuen Luxusgütern, mit Kaffee, Tee und Tabak bekannt, und kaum ist das Lotto aufgekommen, halten schon Wanderhändler auf den Dörfern die Lose feil¹⁸⁶. Selbst Lesestoff wird durch die Buckelkrämer verkauft – sehr zum Ärger der Buchbinder, die im allgemeinen das Verkaufsprivileg der vielgefragten Kalender besaßen¹⁸⁷.

Hausierer vertrieben also nicht nur Güter des einfachen Bedarfs, immer wieder wurde gegargwöhnt, daß die teuren Gewürze, daß der Schmuck, den sie feilhielten, gefälscht sei¹⁸⁸. Seit dem 16. Jahrhundert sind in Oberdeutschland die welschen Zitronen und Pomeranzenhändler eine vertraute Erscheinung, sehr zum Leidwesen der städtischen Spezereikrämer, die einen erbitterten Konkurrenzkampf gegen sie führen¹⁸⁹ – ergebnislos trotz aller Unterstützung durch die Obrigkeit: Auf den Hausierhandel kann und will niemand in Stadt und Land verzichten.

Seit dem ausgehenden Mittelalter versuchen die Zünfte den Hausierhandel zu bekämpfen, die lokalen Absatzmärkte den eigenen Produkten zu sichern¹⁹⁰. Wie im Falle des Ulmer Leinengewerbes zu erkennen ist, wird dieser Kampf seit dem 16. Jahrhundert um so härter, je geringer die Exportchancen der Ulmer Textilindustrie werden, je mehr sie sich auf die regionalen Märkte zurückziehen muß¹⁹¹. Beispiele für zünftische Verbote des Wanderhandels, im Grunde nur eine Variante des städtischen Vorgehens gegen das Landgewerbe, finden sich seit dem 16. Jahrhundert in Fülle, ob in Basel die Savoyarden oder die meißnischen Tuchhändler als Landstreicher diskrimi-

¹⁸³ Ludwig Bartsch, Die Annaberger Bortenschotten, in: MittVerGAnnaberg 9 (1905), 42 ff.

¹⁸⁴ Veldtrup (wie Anm. 176).

¹⁸⁵ Zu diesen häufig kriminellen Wanderhändlern vgl. unten Anm. 203.

¹⁸⁶ Mettershausen (wie Anm. 97), 154.

¹⁸⁷ Ebd. 153. – Zu den von Hausierern unter das Volk gebrachten Lesestoffen vgl. Schubert (wie Anm. 2), 235.

¹⁸⁸ Vgl. z. B. das Brandenburgische Mandat von 1599, das neben die „Roßteuscher“ die „Tabilitkrämer und Landfährer“ stellt, „welche unter dem Schein Erbarer Kaufmannschaft ... unterschleif mit dem bruchsilber und Golde haben“. Mylius (wie Anm. 1), Sp. 30.

¹⁸⁹ Vgl. nur (für Basel) Geering (wie Anm. 64), 176 f.

¹⁹⁰ Bezeichnenderweise fordern in der Braunschweiger „Schicht“ von 1488 die aufrührerischen Gildemeister neben dem Verbot des Hausierhandelns, daß künftig keine Schotten mehr das Bürgerrecht erwerben dürften. Hänselmann (wie Anm. 56), 113.

¹⁹¹ Nübling (wie Anm. 144), 419.

niert werden¹⁹², ob in Leipzig die ansässigen Händler sich gegen die Konkurrenz der Schotten und der niederländischen Buckelkrämer wehren¹⁹³.

Im 16. Jahrhundert, verstärkt seit dessen zweiter Hälfte, beginnt auch die Obrigkeit den Wanderhandel mit Edikten und Mandaten zu verfolgen¹⁹⁴. In Württemberg wird in einem Mandat 1563 und in der Handelsordnung von 1601 den „Wallonen und annderm verloffnen Gesindt“ das Land verboten¹⁹⁵, daneben wird in der Folgezeit das Hausieren mit speziellen Waren untersagt, so 1607 das mit Sensen, Sicheln und Wetzsteinen, 1616 das mit Weißgerber-Produkten¹⁹⁶. Als 1621 die siebte Landesordnung generell allen „Wahlen und andern außländischen frembden Krämern“ das Betreten des Territoriums untersagt, wird das Muster vorgeschrieben, dem alle späteren Edikte bis ins 19. Jahrhundert hinein folgen¹⁹⁷. Vor allem werden im 17. Jahrhundert in Württemberg wie in anderen deutschen Territorien die Hausierer zum fahrenden Volk, zum „herrenlosen Gesindel“ gezählt und zugleich mit diesem in den einschlägigen Edikten diskriminiert. Solche Diskriminierungen sind neu. Das später übliche Verbot, Buckelkrämer zu beherbergen, findet sich nur selten in spätmittelalterlichen Städten und dann auch nur auf besondere Gruppen der Wanderhändler eingeschränkt, wie etwa in Nürnberg auf die Schotten¹⁹⁸. Der Hausierer gehörte zur spätmittelalterlichen Stadt. Nach dem Willen der Zünfte und der sich in deren Kampf einschaltenden Obrigkeit aber sollten sie im frühneuzeitlichen Territorialstaat keinen Platz haben. Die obrigkeitlichen Mandate, die wie allgemein gegen das fahrende Volk auch gegen die Hausierer ergehen, bringen einen anderen Ton in die von den Zünften und Händlern aus Konkurrenzgründen verbreiteten Verdächtigungen. „Müssiggang“ wird selbst ihnen, die in Sommerhitze und Winterskälte mit schweren Körben die Lande durchziehen, unterstellt, als „herrenloses Gesindel“ werden sie abgestempelt¹⁹⁹, was in der obrigkeitlichen Terminologie die bis zur Kriminalisierung reichende Steigerung des zünftischen Vorwurfs vom „schlechten Gesindel“ ist²⁰⁰; denn immer wieder verdächtigt die Obrigkeit den Buckelkrämer als Bettler und Verbrecher; „Hausierer und dergleichen betriegliches Cremergesindel“²⁰¹ wollten nur Gelegenheiten für

¹⁹² Geering (wie Anm. 64), 497 f.

¹⁹³ Krupfer (wie Anm. 172), 23.

¹⁹⁴ Ein relativ frühes Beispiel bietet das der geplanten Salzburger Landesordnung 1526, das nach dem Bauernaufstand politische Gefahren wittert, die von den landfahrenden Krämern ausgehen könnten, *Spechtler-Uminsky* (wie Anm. 12), 260.

¹⁹⁵ Zeller (wie Anm. 9), 1, 325 (1563); 577 f. (Handelsordnung 1601 Tit. 23). Im gleichen Jahr 1601 erging auch ein spezielles Mandat gegen Savoyarden und Wallonen. Ebd. 585.

¹⁹⁶ Ebd. 688 ff. (1607), 609 f. (1616).

¹⁹⁷ Ebd. 768 (Landesordnung 1621 Tit. 29). Vgl. ebd. Anm.: Zusammenstellung der einschlägigen Folgemandate 1662–1833.

¹⁹⁸ Joseph Baader, *Nürnberger Polizeiordnungen aus dem 13.–15. Jahrhundert* (BiblLitVerStuttgart 63, Stuttgart 1861), 57.

¹⁹⁹ So ist zum Beispiel das preussische „geschärfte“ Hausiereredikt von 1747 zugleich ein Landstreichermandat. *Wilhelm Breithaupt*, *Die Strafe des Staupenschlags* (Diss. Jena 1938), 75.

²⁰⁰ Nübling (wie Anm. 174), 417 f.

²⁰¹ Plenge (wie Anm. 84), 66. – Nicht nur kriminelles Verhalten, sondern auch ehebrecherische Verhältnisse wirft der Obrigkeitsstaat den Hausierern vor. *Gustav Klemens Schmelzeisen*, *Polizeiordnungen und Privatrecht* (Köln 1955), 23.

Raub und Diebstahl ausbaldowern²⁰², ein Argument, das für die Obrigkeit wesentlich schwerer wog als der Schutz des ansässigen Handels und späterhin als der Absatz merkantilistischer Regiebetriebe. Tatsächlich bot der Wanderhandel ideale Tarnungsmöglichkeiten für Gauner²⁰³. Einige Beispiele mögen genügen: In Rostock wurde 1518 eine vielköpfige Diebsbande entdeckt, die als Schottenfäller in den Ostseegebieten bis hinein ins Lüneburgische agiert hatten²⁰⁴. Zahlreiche Mitglieder der Bande des Krummfinger Balthasar baldowerten als Hausierer²⁰⁵, und noch Schinderhannes hat sich dieser Möglichkeit gern bedient²⁰⁶.

Sicherlich gingen die obrigkeitlichen, gingen die generalisierenden Verdächtigungen der Hausierer zu weit. Die Ausgrenzung der Mandate mußte dazu führen, daß die Wanderhändler sich mit den anderen Fahrenden solidarisierten, weil es ihnen nur ausnahmsweise gelingen konnte, ein festes Organisationsnetz ihres Handels zu schaffen bzw. sich in Genossenschaften zu organisieren, wie die Kesselflicker, deren Verbindung zur vagierenden Unterschicht nach Ausweis der Gaunerlisten wesentlich geringer war. Wenn ein Mitglied der Bande des Krummfinger Balthasar geständnisfreudig behauptete, jeder Wanderhändler sei ein Dieb und führe gestohlene Ware im Sortiment²⁰⁷, so erklärt sich diese Übertreibung aus den gemeinsamen Nöten, welche die Hausierer mit anderen kriminalisierten Fahrenden teilten; die von oben gesetzte gemeinsame Verdächtigung als herrenloses Gesindel forderte die Solidarisierung der Betroffenen geradezu heraus²⁰⁸.

Problematisch sind die obrigkeitlichen Mandate gegen den Hausierhandel auch

²⁰² Schubert (wie Anm. 2), 239; vgl. auch Plenge (wie Anm. 84), 63; Roth (wie Anm. 7), 650.

²⁰³ Vgl. Roth (wie Anm. 7), 649 f. – Aufschlußreich ist vor allem die über 400 Namen umfassende Mittersfelder Liste (Description Jeniger in den Landen zu Bayrn, wie auch Obernpfalz und andern benachbahrten Landschaften herum vagierenden Landschädlichen Diebs- und Raubers-Bursch, so durch die bey dem Gericht Mittersfels ... justifizierte Delinquenten ... denuntiert ... Im Monath Julii 1729. Vorhanden: StadtA Nürnberg, Rep A 6, eingeordnet unter dem Datum 1729, Juli; StadtA Rothenburg AA 122/IV Nr. 2). Etwa 6% aller Gauner, bei denen ein Beruf angegeben ist, erweisen sich als zumindest zeitweise Wanderhändler. Auffallend ist, daß viele Frauen dem Hausierhandel nachgingen. Mittersfelder Liste Nrn. 162, 172, 177, 179, 181, 195, 281, 321, 356, 373, 379, 401, 403. Die Gegenstände des Wanderhandels sind die bereits bekannten, womit Gauner einen recht properen Handel treiben können: „seydene Waar als Strümpf, Schlafhauben und Tüchl.“ Ebd. Nr. 365; „führt ein sauber lange Wahr als Strumpffen, Schnupftücher und Flor bey sich.“ Ebd. Nr. 32. Auch unter den Odenwälder Räubern begegnet so mancher Hausierer, wobei die Zahl der Porzellanhändler auffällt. Ludwig Pfister, Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwald. 2 Bde. (Heidelberg 1812), Bd. 1, 175, 187 f., 196, 198. Einer dieser kriminellen Wanderhändler kann sich sogar Pferd und Wagen leisten. Ebd. 175. Auch in Hildesheimer Untersuchungsakten des 18. Jahrhunderts finden sich häufig Glas- und Porzellanhausierer unter den verdächtigten Vagabunden. Vgl. nur den Steckbrief von 1739. Hauptstaatsarchiv Hannover Hild Br. 1 Nr. 10201, fol 251.

²⁰⁴ Karl Koppmann, Die Kriminalgerichtsbarkeit in Rostock im Zeitalter der Reformation, in: HansGBll 16 (1887), 84 ff., hier: 90 ff.

²⁰⁵ Kraft (wie Anm. 96), 19.

²⁰⁶ Nacken (wie Anm. 102), 125 f.

²⁰⁷ Kraft (wie Anm. 96), 19.

²⁰⁸ Schubert (wie Anm. 2), 234 ff.

darin, daß sie einer erklärten Absicht eben dieser Obrigkeit widersprachen, arme Leute zur Arbeit anzuhalten; denn viele, denen die Ausübung eines anderen Berufes versagt war, hatten im Wanderhandel eine Möglichkeit gesehen, ihr Leben zu fristen: abgedankte Soldaten, unehrliche Schinderknechte und vor allem arme Landjuden²⁰⁹.

Allen Verdächtigungen, allen Mandaten zum Trotz hatten weder Zünfte noch Obrigkeit den Hausierhandel unterbinden können, vielfach gelang es noch nicht einmal, den städtischen Markt völlig vor wandernden Händlern abzuschirmen. Für das Land war vollends dieser Handel zur Deckung des täglichen Bedarfs unverzichtbar, der im Gegensatz zu dem erstarrten Zunfthandel Flexibilität in die wirtschaftlichen Verhältnisse brachte.

Trotz aller faktischen Erfolglosigkeit hatten die Mandate eines erreicht: Sie hatten, die Wanderhändler als Müßiggänger verdächtigend, ein latentes Mißtrauen in der Bevölkerung erzeugt. Die Sprache spiegelt diese Einstellung wider. Seit dem 16. Jahrhundert werden die Wanderhändler oft mit abwertenden Bezeichnungen belegt, das abschätzige „Abenteurer“ wird auf sie angewandt²¹⁰ ebenso wie die Ausdrücke „Heckenkrämer“ oder „Sonnenkrämer“²¹¹. Heckenkrämer, um wie beim Heckenwirt den Gegensatz zum Zünftigen, zum Ehrbaren auszudrücken; Sonnenkrämer, um wie bei dem Sonnenschläger oder – ein Beleg aus der Verfassungsgeschichte – beim Sonnenlehen die Ungebundenheit, was durchaus pejorativ gemeint ist, hervorzuheben. Sonnenlehen ist kein Allod, sondern ein „vergessenes Lehen“, ein ursprünglich lehenrühriges Gut, das aber keinem Herrn gemutet wird; der als Betrüger zumeist angesehene Sonnenschläger ist der berufsmäßige Wallfahrer, der stellvertretend für andere die Pilgerfahrt gegen Bezahlung unternimmt, aber von niemandem außer der Sonne kontrolliert werden kann, und der Sonnenkrämer ist der, dessen Verkaufsstelle in keinem Haus liegt, der unter freiem Himmel seine Ware verhökert, und der deswegen von keiner Zunft überprüft wird, durch keine Innungsordnung gebunden ist.

Daß Räuber und Gauner sich unter die Hausierer mischten, hatte allein nicht deren schlechten Ruf bewirkt, sondern die immer wiederholte Verdächtigung in landesherrlichen Mandaten, eine Verdächtigung, die sich bis hin zu den Schildern „Betteln und Hausieren verboten“ halten konnte. So wußte ein alter Wanderkrämer von der Zeit um 1830 zu erzählen, als er im Oldenburger Land zu hausieren begann: „Die Bauern verachteten die Händler und sagten, man ginge aus Lüderlichkeit landstreichen“²¹² – Wirkung also des alten Müßiggang-Vorwurfs. Selbst als der „Verein für Socialpolitik“ Ende des 19. Jahrhunderts seine Fragebogen zur Untersuchung des Hausiergewerbes verschickte, trug er den alten Verdächtigungen Rechnung, indem er die – durch die Untersuchung letztlich verneinte – Frage stellte: „In welchen Fällen besteht begründeter Verdacht, daß der Hausierhandel nur Vorwand für das Betteln ist?“²¹³

²⁰⁹ Ebd. 163.

²¹⁰ Nübling (wie Anm. 174), 416; Bücher (wie Anm. 93), 23.

²¹¹ Heckenkrämer: Plenge (wie Anm. 84), 69; Sonnenkrämer: oben Anm. 182; Hessische Reformationsordnung 1526 und Polizei- und Landesordnung 1622 zit. bei Mettershausen (wie Anm. 97), 146 f. mit Anm. 1.

²¹² Plenge (wie Anm. 84), 113.

²¹³ Untersuchungen zum Hausiergewerbe (wie Anm. 84), 1 (1898), VIII.

IV

In den Polizeiordnungen der spätmittelalterlichen Stadt hatte schon Gerhard Oestreich die ersten Ansätze einer Sozialdisziplinierung gesehen, Ansätze, die der frühneuzeitliche Landesstaat übernahm und unter dem Eindruck einer neuen politischen Philosophie, die von Späthumanismus und Neustoizismus geprägt war, weiterentwickelte²¹⁴. Oestreich bezog damit sein Konzept in die bekannte Entwicklungslinie ein, die von der städtischen, insbesondere reichsstädtischen Verwaltung zur frühneuzeitlichen Territorialverwaltung führt. Diese Entwicklungslinie läßt sich auch in den Armen- und Almosenordnungen wiedererkennen, aber bei aller Nähe, die diese Ordnungen zur Ausgrenzung des fahrenden Volkes haben, ist doch die Frage, ob auch in der Vagantenbekämpfung der Territorialstaat von der spätmittelalterlichen Stadt gelernt hat.

Schon am württembergischen Beispiel war zu sehen, daß die Ausgrenzung des fahrenden Volkes vielfach in Bettelordnungen formuliert worden war, Folge des Prinzips darstellte, den Kreis der Almosenempfänger möglichst klein zu halten. Das scheint bereits städtischen Mandaten des Spätmittelalters zu entsprechen. Nürnberg erlaubte um 1370 dem fremden Bettler nur drei Tage Aufenthalt in der Stadt, um das Almosen zu heischen. Colmar bestimmte 1363 und Eßlingen um 1389, daß nur der betteln dürfe, dem es der Rat erlaube²¹⁵, und in Lüneburg stellte der Rat um 1400 dezidiert fest, daß kein Fahrender, „neen gernde man ... umme kerkmissenpenninge unde offerpenninge“ betteln dürfe²¹⁶. (Auch solche städtischen Gesetze hatten europäische Entsprechungen; so wurden um 1350 in Frankreich und zehn Jahre später auch in England Bettelverbote erlassen.)

Eine weitere Tendenz territorialstaatlicher Mandate scheint ebenfalls in der städtischen Gesetzgebung vorweggenommen, die Tendenz, den Bettler als Arbeitsscheuen zu denunzieren. In Königsberg sollten 1394 alle arbeitsfähigen Bettler und Bettlerinnen acht Tage vor der Ernte Feldarbeit verrichten, wenn sie nicht ausgewiesen werden wollten²¹⁷. Ebenso hatte in Braunschweig im Jahre 1400 der Henker den Auftrag erhalten, zur Erntezeit alle Bettler aus der Stadt auf das Feld zu treiben²¹⁸.

1443 wurde in Wien ein „Sterzermeister“ eingesetzt, der „uber all und ieglich sterczer und petler man und weib iung und alt“ Gewalt haben sollte und zu überprüfen hatte, wer wirklich des Almosens bedürftig wäre. Dabei wurde eine eigentümliche

²¹⁴ Gerhard Oestreich, *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates* (Berlin 1969). Vgl. Stefan Breuer, *Sozialdisziplinierung. Probleme und Problemverlagerungen eines Konzepts bei Max Weber, Gerhard Oestreich und Michel Foucault*, in: Christoph Sachße und Florian Tennstedt (Hgg.), *Soziale Sicherheit und soziale Disziplinierung* (Frankfurt a. M. 1985), 45 ff.

²¹⁵ Erich Maschke, *Die Unterschichten der mittelalterlichen Städte Deutschlands*, in: Ders. – Jürgen Sydow (Hgg.), *Gesellschaftliche Unterschichten in südwestdeutschen Städten* (Stuttgart 1967), 20.

²¹⁶ Reinecke (wie Anm. 39), Bd. 2, 26.

²¹⁷ Maschke (wie Anm. 215), 73.

²¹⁸ Hermann Dürre, *Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter* (Braunschweig 1861, Neudruck Hannover 1974), 309, 579.

Forderung erhoben: Wer um Almosen fleht, muß als Voraussetzung das Paternoster, Ave Maria und das Glaubensbekenntnis beten können²¹⁹. Diese Bestimmung, die sich auch andernorts finden läßt²²⁰, ist in der Realität überaus hart; denn gerade in den unteren Schichten war es mit der Kenntnis der Glaubensinhalte schlecht bestellt; wo hätten die Armen diese denn auch erwerben sollen. Noch Kriminalakten des 16. und 17. Jahrhunderts, einer Zeit, als die Katechese wesentlich stärker ausgestaltet war als im ausgehenden Mittelalter, wissen von erschütternden Beispielen für Unkenntnis im Glauben²²¹. Die Wiener Forderung hatte also wie die ihr entsprechenden Bestimmungen in anderen Städten einen Ausschlußcharakter; die Ausschließung aber wurde, typisch mittelalterlich, nicht über eine generelle Stigmatisierung wie in der frühen Neuzeit durchzusetzen versucht. Auch die Diskriminierung des starken Bettlers ging im Mittelalter nicht so weit, daß man ihn des Landes oder der Stadt verwiesen hätte; man wollte ihn nur während der Erntezeit mit ihrem Arbeitskräftebedarf zur Arbeit zwingen; und was die Abwehr fremder Bettler angeht, so gibt es in dem reich überlieferten städtischen Satzungs- und Statutenrecht gar nicht so viele Beispiele, als daß diese nicht als Ausnahmen anzusehen wären. In Bern etwa bedurfte es erst der Teuerung von 1481, daß im November, zu einem Zeitpunkt, da allenthalben die städtischen Almosenausgaben drastisch wegen der Winterskälte anzusteigen beginnen, die fremden Bettler und alle fahrenden Leute aus der Stadt vertrieben wurden²²². Das ist insofern typisch, als sich Ende des 15. Jahrhunderts in den Städten die gegen fremde Bettler gerichteten Maßnahmen häufiger nachweisen lassen. Aber selbst in Straßburg, wo sich etliche einschlägige Erlasse finden, scheint niemand diese besonders ernst genommen zu haben, denn Geiler von Kaysersberg beklagt die Fahrlässigkeit der Obrigkeit, die „jedermann betteln“ ließe, „wer nur Lust hat zu betteln“²²³. Das nimmt nicht wunder;

²¹⁹ Ernst von Schwind – Alfons Dopsch, *Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter* (Innsbruck 1895, Neudruck Aalen 1968), 257 ff., Nr. 186.

²²⁰ Solche Bedingungen stellt – verschärft noch durch die Pflicht zur Vorlage des Beichtzettels – die Nürnberger Almosenordnung 1478. Im Seelhaus der Kleinstadt Volkach, das zugleich als Pilgerherberge diente, fand 1504 niemand Aufnahme, der nicht das Paternoster, Credo und Ave Maria hersagen konnte. Karl-Sigismund Kramer, *Fränkisches Alltagsleben um 1500* (Würzburg 1985), 94. – Wenn die 1382 dotierte Mendelsche Zwölf-Brüder-Stiftung eine solche Forderung für die Aufnahme eines neuen Bruders stellte, so war das immerhin zu verstehen, denn wie hätten sonst die Brüder für das Seelenheil des Stifters beten können?

²²¹ Eine Kindsmörderin „ist in Glaubenssachen wie eine Heidin gewesen“ (1560); eine andere „war gar ein einfältiges Mensch, konnte gar nicht beten“. Theodor Hampe, *Die Nürnberger Malefizbücher als Quellen der reichsstädtischen Sittengeschichte* (Bamberg 1927), 71. Ein Eintrag zum Jahre 1611 vermerkt über zwei alte Leute, daß sie „mehr nicht als die 6 Hauptstück gekennt und zwar nicht ganz und gar, sondern gestümpelt“. (Ebd. 41). – Fast jedes Protokoll einer Kirchenvisitation im 16. Jahrhundert bietet Beispiele von Unkenntnis im Glauben. So notieren die Köthener Visitatoren erschrocken das Glaubensbekenntnis eines Bauern: „empfangen von Maria, gefangen von dem heiligen Geist, unter der Pontio, gepunziget, pilazet.“ (Pastor) Becker, *Aus Cöthener Kirchenvisitationsakten von 1567*, in: ZK KirchenG 21 (1901), 269 ff., hier: 282.

²²² Hans Morgenthaler, *Teuerungen und Maßnahmen zur Linderung ihrer Not im 15. Jahrhundert*, in: ArchHistVerKantonBern 26 (1922), 1 ff., hier: 26. Vgl. ebd., 46: In der großen Hungersnot von 1491 will die Eidgenossenschaft alle fremden Bettler vertreiben.

²²³ Zit. nach Hampe (wie Anm. 221), 82.

denn die immer noch relativ seltenen städtischen Bettelordnungen wurden lediglich von wenigen niederen städtischen Amtsknechten überwacht. Selbst im großen Nürnberg gab es im 15. Jahrhundert nur vier, seit 1431 fünf Stadtknechte²²⁴. Vor allem waren diese Gebote ohne jede Konsequenz erlassen worden, stehen isoliert in der Geschichte der städtischen Statuten.

Ein von Zeit zu Zeit unternommenes Austreiben fahrender Leute und des Gelichters, wie es in größeren Städten am Ausgang des Mittelalters üblich wurde, nutzte nicht viel. Diese Menschen waren viel zu sehr an Mobilität gewöhnt, sie nahmen eine solche Vertreibung hin wie Wolkenbrüche oder plötzlichen Frosteinfall, kehrten in die Stadt zurück, wenn die Energie des Rates erlahmt war, andere Fragen auf der Tagesordnung standen. Die obrigkeitlichen Maßnahmen werden auch den Nebensinn gehabt haben, den ohne Bürgerrecht in der Stadt ansässigen Tagelöhnern, den Arbeitern und Dienstboten die Gefährdung ihres Status als „Einwohner“ vor Augen zu führen und sie zum Gehorsam ihrer Herrschaft gegenüber zu verpflichten; es war für einen Knecht gefährlich, dem harten Meister vor der Zeit den Dienst aufzusagen und stellungslos in der Stadt herumzulungern.

Mit den wenigen Bütteln, mit zwei oder vier Almosenknechten, die so niedrig bezahlt wurden, daß sie auf Nebenarbeit und Bestechungsgelder angewiesen waren²²⁵, konnte keine wirksame Kontrolle über das Gelichter ausgeübt werden. Aus entsprechenden Erfahrungen heraus wird deshalb im 16. Jahrhundert die Zahl der „Gassenknechte“ erhöht, so daß in Nürnberg 1564 schließlich über 22 amtieren, von der Bevölkerung geschmäht als „des Henkers Hetzruden“²²⁶. In Straßburg besoldet dann seit etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts der Rat die sogenannte Scharwacht, die, zuständig für die Sicherheits- und zugleich die Sittlichkeitspolizei, sogar in Bürgerhäuser eindringen darf, um Unzucht aufzuspüren²²⁷.

Immerhin: wenn Ulm 1498 nur zwei Bettelknechte zur Vertreibung fremder Bettler anstellt²²⁸, wenn zu diesem Zweck in der Messestadt Leipzig erstaunlicherweise erst 1526 zwei Bettelmeister besoldet werden²²⁹, so läßt sich dahinter doch der Wille erkennen, eine dauernde Kontrolle des Gelichters zu erreichen. Seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert werden in den größeren Städten die alsbald von Mittelstädten übernommenen²³⁰ Maßnahmen eingeführt, die etwa mit dem Verbot, fremde Bettler

²²⁴ Hildegard Weiss, *Lebenshaltung und Vermögensbildung des „mittleren“ Bürgertums. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg zwischen 1400–1600* (ZBayerLdG Beiheft 14, München 1980), 95.

²²⁵ Ulf Dirlmeier, *Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters* (Heidelberg 1978), 86: Erst 1523 erhielten die Straßburger Almosenknechte mit 20 fl jährlich eine Besoldung, die einen ganztägigen Dienst erlaubte.

²²⁶ Baumann (wie Anm. 89), 169.

²²⁷ Ebd.

²²⁸ Nübling (wie Anm. 169), Bd. 1, 373.

²²⁹ Kupfer (wie Anm. 172), 88.

²³⁰ Vgl. z. B., daß etwa in Kitzingen die Bürger ermahnt werden, „das sie sich gänzlich enthalten, Pettler und mit ziehende Huren und Puben einzunehmen und zuhause“. Ingrid Bátori – Erdmann Weyrauch, *Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen* (Stuttgart 1982), 106 mit Anm. 33.

zu beherbergen, mit restriktiven Regelungen ihrer Unterbringung und Verköstigung im städtischen Spital²³¹ über das einfache, von den Bettlern wie ein vorübergehender Regenschauer betrachtete Abschieben hinausgehen sollten. Das entspricht einer Zeit, in der Johann von Soest in seiner Schrift „Wy man wol eyn statt regyn sol“ (1495) zu konsequenten Maßnahmen gegen „onendlich folk, Arme und bose lutt“ rät²³².

Die nahegelegte Entwicklungslinie von der städtischen zur territorialstaatlichen Ausgrenzung existiert nicht. Das zeitweilige Vertreiben fremder Bettler ist etwas anderes als die Drohung mit Leibes- und Lebensstrafen, wie sie die territoriale Gesetzgebung ausspricht, um ein lebenslanges Meiden ihres Gebietes zu erreichen.

Als Ausgangs des 15. Jahrhunderts der Begriff „gute Policey“ Eingang in die deutsche Kanzleisprache gefunden hatte²³³, war der Zentralbegriff gewonnen, von dem aus die Obrigkeiten die zunächst nur als Untertanenverband verstandene Gesellschaft zu ordnen versuchte. „Gute Policey“ war kein rein weltlicher Begriff, obwohl er von laikalen Gewalten durchgesetzt werden sollte, sondern enthielt einen religiös verstandenen Inhalt in Normen neu definierter Christenpflichten. Die Edikte, die diesen zunächst nur mit zögernden Schritten betretenen Weg markieren, lassen erkennen, daß die landesherrliche Gesetzgebung nicht einfach reichsstädtischen Vorbildern folgt. Die Reichsgesetzgebung beeinflusst vielmehr seit den Reichstagen der Maximilianszeit die Mandate des frühneuzeitlichen Fürstenstaates. Die gelehrten Räte der verschiedenen Landesherren, die im Hintergrund der Reichstagsverhandlungen die Fäden zogen, waren sich im wesentlichen über die Ziele einer Reformation der Gesellschaft einig. Der gerade in humanistischen Kreisen lebendige Gedanke einer Kirchenreform, der nicht etwa auf Veränderungen institutioneller Strukturen, sondern auf Versittlichung klerikaler Lebensführung abzielte, hatte durchaus seine Entsprechung im Gedanken einer Reformierung der weltlichen Gesellschaft. Dabei allerdings übernahm die Reichsgesetzgebung städtische Vorbilder – am deutlichsten erkennbar an der Kleiderordnung des Freiburger Reichstages 1498²³⁴ – und ordnete sie, das Reich nicht nur als politischen, sondern auch als nationalen Verband verstehend, verbindlich für die Allgemeinheit an. Was auf den Reichstagen der Maximilianszeit angelegt war, durchzieht bis hin zur Reichspolizeiordnung von 1577 das 16. Jahrhundert. Die Aufgabe solcher Ordnungen sieht etwa der Reichsabschied von 1551 in der „Ausrottung vieler unleid-

²³¹ Vgl. etwa Nübling (wie Anm. 169), Bd. 1, 373 f. und 407 f. (Ulmer Bettelordnung 1498 und 1506). In Ulm durfte kein fremder Bettler oder Pilger länger als eine Nacht im Spital beherbergt werden, wie 1491 bestimmt und 1498 bzw. 1506 eingeschärft wird. Nübling, Bd. 1, 374 und 408, Bd. 2, 178.

²³² Heinz-Dieter Heimann, Stadtspiegel und Stadtlob als „Gebrauchsliteratur“ im 15. Jahrhundert, in: Wilfried Ebbrecht und Heinz Schilling (Hgg.), Niederlande und Nordwestdeutschland (Städteforschung A 15, Köln/Wien 1983), 121 ff., hier: 128.

²³³ Josef Segall, Geschichte und Strafrecht der Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577 (Diss. phil. Gießen 1914), 11 ff.; Peter Preuß, Polizeibegriff und Staatszwecklehre. Die Entwicklung des Polizeibegriffs durch die Rechts- und Staatswissenschaft des 18. Jahrhunderts (Göttinger-RechtswissStud 124, Göttingen 1983), 15.

²³⁴ Reichstagsakten (wie Anm. 126), 735 f.

licher sträflicher Laster und ärgerlichen Lebens und entgegen zu Pflanzung und Aufbau guter Sitten, Ehrbarkeit und Tugend“²³⁵.

Vor dem Hintergrund dieser Zielsetzung gewinnen die Maßnahmen gegen Zigeuner und Landfahrer, wie sie die Reichspolizeiordnungen formulieren, ihr eigenes Profil. Die Zentralbegriffe der Ausgrenzung, wie sie hier formuliert und seit der Reformationszeit dann in territorialen Mandaten immer stärker rezipiert werden, lassen erkennen, daß sich mit den Maßnahmen gegen das fahrende Volk Leitvorstellungen einer Gesellschaftsreform verbinden. In Hunderten von territorialstaatlichen Gaunermandaten wird nahezu stereotyp vom „herrenlosen Gesindel“ gesprochen, das – Sammelbegriff für Gelichter und fahrendes Volk – sich allenthalben in Stadt und Land einfände. Ebenso stereotyp wird diesen Menschen als gemeinsames Verbrechen gegen gesellschaftliche Pflichten der „Müßiggang“ vorgeworfen. Nach den Mandaten hat es den Anschein, als wären nur Arbeitsscheue dem Bettel nachgezogen. Erstaunlich selten sprechen die Mandate hingegen von den politischen Gefahren, die von diesen Vaganten drohen könnten. Solche Befürchtungen lassen sich vielmehr zeitlich und sachlich isolieren; sie treten, ohne gesetzgeberische Tradition zu gewinnen, in Unruhegebieten auf, sind stets eine von mehreren Reaktionen auf Unruhen. Weiterhin treten in Zeiten politischer Krisen Besorgnisse über die Gefahren auf, die, wie etwa 1474 zur Zeit der Burgunderkriege in der Eidgenossenschaft befürchtet wird, von „starken Bettlern“ und fremden „Stirnenstößeln“, wandernden Fechtmeistern, ausgehen könnten²³⁶. Aber wie andere Obrigkeiten nahmen auch die Eidgenossen die von den Vaganten angeblich ausgehenden Gefahren nicht so ernst, als daß sie entsprechende Verbote nachdrücklich eingeschärft hätten.

Erst nach dem Schlettstadter Bundschuh war den Obrigkeiten am Oberrhein die Angst so tief in die Glieder gefahren, daß ein genaueres Augenmerk auf die fahrenden Leute gerichtet wird. 1493, unmittelbar nach dem Aufstand, wird zu Schlettstadt als Polizeivorschrift für das gesamte Elsaß vereinbart, daß jede Obrigkeit das herrenlose und arbeitslose Volk aufspüren und des Landes verweisen sollte. Namentlich sollte man auf Landsknechte, Troßbuben und arbeitsfähige Bettler achten²³⁷. Als 1502 mittel- und oberrheinische Stände zu Heidelberg über die Abwehr künftiger Bundschuhbewegungen beraten, findet man gleich als § 1 eines Ratschlags „wie man dem buntschuch künftlich furkomen sol“²³⁸: Leute, die nichts hätten und nichts arbeiten, sollte man austreiben; denn von ihnen gingen die Bundschuhbestrebungen aus: „wann die selben predigen und reden von sollicher pösen sachen“²³⁹. Schon kurz zuvor hatte Schlettstadt Colmar gewarnt, „wie das durch etliche inlendige parsonen das gemein folk, desglichen ouch us welscher nacion mit anhang der reisebumen, so im lande

²³⁵ Zit. nach *Preu* (wie Anm. 233), 17.

²³⁶ *Sammlung der Eidgenössischen Abschiede* (Zürich–Bern–Basel 1839–1869), IV/1a, 154, 264.

²³⁷ *Albert Rosenkranz* (Bearb.), *Der Bundschuh, die Erhebungen des südwestdeutschen Bauernstandes in den Jahren 1493–1517*. 2 Bde. (Heidelberg 1927), Bd. 1, 223. Vgl. ebd. 11: Elsässische Städte beklagen damals die „bösen geschichten auf den stroßen ... darin die laufenden unbeherren (herrenlosen) fußknecht beargwonet werden“.

²³⁸ *Rosenkranz*, Bd. 2, 109 ff.

²³⁹ Ebd. 112.

loufen, etwas boses furnemen tractirt“²⁴⁰. Tatsächlich hatte Joß Fritz, der selbst lange heimatlos herumvagierte war, Fahrende für die Interessen des Bundschuhs eingesetzt. Michael von Dinkelsbühl, der bereits am Aufstand des Armen Konrads teilgenommen hatte, zog als Gaukler und unter dieser Tarnung auch als erfolgreicher Werber für die Interessen der Bauern durch die Lande. Einem Lotter, der als Reimsprecher von Kirchweih zu Kirchweih, von Hochzeit zu Hochzeit zog, war sogar $\frac{1}{4}$ fl. für jede Werbung zum Bundschuh versprochen worden. Vor allem aber suchte Joß Fritz die gartenden Landsknechte zu gewinnen²⁴¹. Dem Bundschuhaufstand von Lehen hatten sich 1513 auch bettelnde Vaganten angeschlossen, deren Beschreibung ein Steckbrief überliefert²⁴². Die Behauptung des Schlettstadter Rates, daß die Hintersassen durch Vaganten, durch „Ausländische“ zu Unruhen angestiftet wurden, war durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sie findet sich dann auch 1526, sachlich wohl nicht unberechtigt, als Reaktion auf die Erfahrungen des Bauernkrieges in der geplanten Salzburger Landesordnung²⁴³. Späterhin aber wird diese Gefahr für gering erachtet. Selbst unter den Salzburger Mandaten gehört es zur Ausnahme, wenn 1556 der Erzbischof seinen Pfleger zu Mattsee, einem traditionellen Durchzugsgebiet von Vaganten, zur genauen Beobachtung jener „unruheig leuth“ anhält, die „sich allerlay aufruerrischen böser reden vernemen lassen ... auch zu unfrid, aufwigung und meuterey genaigt sein“²⁴⁴. Selbst in den Hunderten von Mandaten, die im Fränkischen Reichskreis gegen das herrenlose Gesindel erlassen wurden, wird nur ganz selten einmal der politischen Gefahren gedacht, die von diesen Leuten als Unruhestifter ausgehen könnten. Als 1699 im Bamberger Land Pogrome ausbrachen, wollte sich der Nürnberger Rat dazu „gantz indifferent halten“. Als jedoch das Gerücht einlief, die Plünderungen gingen nicht mehr allein gegen die Juden, sondern auch gegen christliche Bäcker und Müller, wurden die Konsulenten des Rates hellwach. Sie empfahlen unter anderem Aufsicht über die Vaganten, Streifen auf das herrenlose Gesindel, tägliche Berichte der Amtleute, denn es gäbe „unruhiges landvolk“, ja selbst Bürger, die, von Landfahrern angestiftet, „zu allgemeiner Landtunruh und Auffruhr Anlaß geben mögen“²⁴⁵.

Im Gegensatz zu den relativ wenigen zeitlich und sachlich isolierbaren Mandaten, die den Vaganten zum politischen Unruhestifter stempeln, sieht die Masse der Mandate in den Landfahrern nicht eine politische, sondern eine gesellschaftliche Gefahr. Das wird bei der Untersuchung der Schlüsselbegriffe der Ausgrenzung deutlich, wie sie in den Edikten stereotyp wiederholt werden: Der „Müßiggang“ des „herrenlosen Gesindels“.

²⁴⁰ Ebd. 99.

²⁴¹ *Radbruch-Gwinner* (wie Anm. 114), 136 f. (auch für das Folgende).

²⁴² *Friedrich Kluge*, Rotwelsch. I. Rotwelsches Quellenbuch (Straßburg 1901), 81 ff.

²⁴³ An dem Salzburger Bauernaufstand waren geflüchtete Bergknappen und Landsknechte aus fremden Regionen führend beteiligt. *Heinz Dopsch*, Landesgeschichtliche Einführung. Bauernkrieg und Landesordnung, in: *Spechtler-Uminsky* (wie Anm. 12), 47*.

²⁴⁴ Landesarchiv Salzburg, Hofrat Mattsee 85.

²⁴⁵ Staatsarchiv Nürnberg, Rep. 88 S I L 586 Nr. 1 (eingelegt nach den Akten der Nürnberger Bettelordnung von 1710). 1699, 28/18. V.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang“ – zu einem Sprichwort verfestigte sich, was unermüdlich in den Mandaten gegen die angeblich starken Bettler, gegen die fremden Bettler und damit gegen die Landfahrer gerichtet gewesen war²⁴⁶. Im Einklang mit diesen Mandaten behauptet der Pfarrer Ambrosius Pape, „das die meisten Bettler mit dieser schweren Kranckheit des müßiggangs beladen sein ... das alle Ertzney gegen sie vorzunemen bey nahe vorgebens geachtet wird“²⁴⁷. Müßiggang ist nicht nur ein sozial unerwünschtes Verhalten, sondern eine Sünde, ist Entzug von der durch Gott gesetzten Aufgabe, arbeiten zu müssen. Die Obrigkeit erfüllt nur Gottes Willen, wenn sie die Menschen zur Arbeit zwingt, wenn sie vor die Christenpflicht, dem Bettler zu helfen, die Christenpflicht stellt, den Müßiggang zu verhindern²⁴⁸. Deshalb wird hierin auch eine Aufgabe „guter Policy“ gesehen, was zu der Auffassung führen kann, daß Müßiggang ein Verbrechen gegen den Staat sei²⁴⁹. Negiert wurde, daß es gar nicht genügend Arbeit für alle gab. So behauptet Ambrosius Pape in seiner Schrift gegen Bettler und Vaganten, daß „in Steten und Dörffern auch genug zu thun ist, wer nur arbeiten wil“²⁵⁰.

Doch nicht genug mit der Verwerfung des Müßigganges. Der Begriff wird noch weiter negativ aufgeladen: Im Müßiggang wurzelt die Kriminalität, „im Schein angemäßer Armut allerley Brandt, Mordt, Raub, Diebstal und Verrätherey“²⁵¹.

Verdächtigung der Vaganten: Die kurpfälzische Almosenordnung von 1574 bietet eine Zusammenfassung all der Vorwürfe, die unermüdlich in den Mandaten aller deutschen Obrigkeiten variiert werden: Es sind „Landstreicher“, die „nicht arbeiten mögen“. Ihre körperlichen Gebrechen seien vorgetäuscht, sie machen „ein handwerck aus dem bettlen“, es sei viel schlechtes Gesindel unter ihnen, sogar Mörder, Brandstifter und Gauner²⁵². Daß hier aber nicht nur eine Diskriminierung der Fahrenden vorliegt, machen die Polizeiordnungen schon des 16. Jahrhunderts deutlich. Starke Bettler, kriminelle Vaganten stellen zugleich das abschreckende Beispiel für die Folgen des Müßigganges dar, den die Ordnungen auch innerhalb der Gesellschaft bekämpfen wollen. So bedrohen – nur zwei Beispiele – die kursächsische Visitation 1529²⁵³ oder die kurpfälzische Polizeiordnung 1562 in Stadt und Land die „müssiggänger, weinschleuche“ und das „tägliche zechen“²⁵⁴.

Daß im Müßiggang die Wurzel allen kriminellen Übels gesucht wurde, war allein eine moralisierende Zuflucht, um nicht die wahren Wurzeln der Kriminalität sehen zu müssen. Dazu ein Beispiel aus einer der zahlreichen (auch aus Geschäftsgründen

²⁴⁶ Schubert (wie Anm. 2), 201 ff.

²⁴⁷ Pape, ed. Graves (wie Anm. 112), 71.

²⁴⁸ Vgl. nur Berber (1705, wie Anm. 73), 489 ff.

²⁴⁹ Preu (wie Anm. 233), 155 f., 182, 212, 261 und bes. 251 f. – Als Folgen dieser Auffassung konnte noch 1854 Arbeitsscheu als Kriminalvergehen erklärt werden. Ludwig von Jagemann – Wilhelm Brauer, Criminallexikon (Erlangen 1854), 57 f.

²⁵⁰ Pape, ed. Graves (wie Anm. 112), 70.

²⁵¹ Württembergische Kastenordnung 1615. Zeller (wie Anm. 9), 1, 649.

²⁵² Evangelische Kirchenordnungen Bd. 14 (wie Anm. 82), 480.

²⁵³ Ebd., Bd. 1 (wie Anm. 106), 177.

²⁵⁴ Ebd., Bd. 14, 272.

publizierten) „Leichenreden“ bei einer Hinrichtung: „Wohlverdientes Todesurteil nebst einer Moralrede über das Verbrechen des Kaspar Bloch“²⁵⁵. Dieser 1769 in Salzburg hingerichtete junge Mann hatte keine Chance in seinem Leben gehabt: Dem unehelichen Sohn eines abgedankten kaiserlichen Soldaten und „eines vagierenden Soldatenweibs“ war jede Eingliederung in die sesshafte Bevölkerung verwehrt. Ausichten, ein Handwerk zu erlernen, hatte der in bitterer Armut Aufgewachsene nie gehabt. Ein Jahr vor seiner Hinrichtung war er wegen eines kleineren Diebstahls schwer bestraft worden: Mit 20 Karbatschenstreichen und – was damals als noch härtere Strafe galt – mit Zwangsrekrutierung zur kaiserlichen Armee. Zweimal gelang es ihm, dem als eine Art besserem Gefängnis dienenden Militär zu entfliehen. Er bettelte und stahl. Ein strapazen- und entbehrungsreiches Jahr hatte dieser kaum Zwanzigjährige hinter sich, als er hingerichtet wurde. Die Moralrede aber kann diesem Lebenslauf nur ablesen, daß der Müßiggang an allem schuld sei: „Glaubt mir, der Müßiggang ist die Seuche ganzer Länder.“ Zu keinem anderen Schluß kann diese Predigt kommen: „Eltern: stellt das Müßiggehen bey den jungen Kindern ein, und es wird zum Trost der Bürger kein Gericht und Bettler sein.“

Natürlich haben die territorialen Mandate ihr Ziel, den sogenannten Müßiggang zu unterbinden, nicht erreichen können, aber daß sich im Sprichwort die hier formulierten Auffassungen niederschlugen, daß sich die Kriminalisierung des Müßigganges, die bald schon stereotyp wiederholte Behauptung, hier läge die Wurzel allen Übels, in der Bevölkerung verbreitete, zeigt doch, daß mit der Feststellung der faktischen Wirkungslosigkeit dieser Mandate ihre Bedeutung noch nicht abschließend erfaßt wird. Die obrigkeitlichen Mandate können keine Verhaltensweisen der Menschen erzwingen²⁵⁶, sie können aber Mentalitäten prägen. Das erweist auch die Untersuchung des mit dem Müßiggang-Topos verflochtenen Arbeitsbegriffs.

Hinter dem Müßiggang-Vorwurf steht eine neue Auffassung von Arbeit. Sicherlich ist die Reformation nicht allein maßgebend für diesen neuen Arbeitsbegriff geworden, der sich schon im späten Mittelalter angebahnt hat. Aber *vocatio* ist in romanischen Sprachen, wie schon Max Weber erkannte, nicht im lutherischen Sinne zum „Beruf“ geworden²⁵⁷. Daß Luther 1. Kor. 7,20 mit „Beruf“ übersetzte, was eher als „Stand“ zu deuten war, daß er der Meinung war, ein jeder solle, um Gott gehorsam zu sein, bei dem durch des Herrn Fügung ihm auferlegten Dienst, Werk oder Amt bleiben²⁵⁸, zeigt doch, wie sehr er im Banne allgemeiner Überlegungen stand, wie sie etwa elsässische Humanisten in der Verpflichtung des Menschen zur Arbeit formulierten. Lutherisch ist zweifellos die im Arbeitsbegriff enthaltene grundsätzliche Ablehnung mona-

²⁵⁵ Landesarchiv Salzburg, Hofrat Neuhaus 11 1/2.

²⁵⁶ Zu Recht spricht *van Dülmen* (wie Anm. 270), Einl., 12 von „der angeblichen Disziplinierung der einfachen Leute durch die seit dem 16. Jahrhundert zunehmende Unterweisung des Volkes unter kirchliche und staatlich-herrschaftliche Normen und Wertvorstellungen“, und ebenso zu Recht betont er die „relative Autonomie der Volkskultur“, die erst „durch Bürokratisierung und Industrialisierung der Gesellschaft aufgebrochen wurde“. (Ebd. 10). Um diese „relative Autonomie“ aber kreisen die folgenden Erwägungen.

²⁵⁷ *Werner Conze*, Art.: „Beruf“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1 (Stuttgart 1972), 490 ff.

²⁵⁸ *Karl Barth*, *Dogmatik*. 3. Die Lehre von der Schöpfung. T. 4 (Zürich 1951), 690.

²⁵⁹ Zit. bei *Conze* (wie vor).

stischer Lebensform, und, darüber hinausgehend, der selbstbestimmten guten Werke; denn – so Luther – „es ist gott nit umb die Werk zu tun, sondern umb den Gehorsam ... Daher kommts, Dass ein frum Magd, so sie in ihrem Befehl hingeht und nach ihrem Amt den Hof kehret oder Mist austrägt ... stracks zu gen Himmel geht, ... dieweil ein ander, der zu St. Jacob oder zur Kirchen geht, sein Amt und Werk liegen läßt, stracks zur Hellen geht.“²⁵⁹ Lutherisch ist auch das spezifisch protestantische religiöse Pathos, mit dem dieser neue Arbeitsbegriff aufgeladen wurde. Daß aber der Müßiggang-Vorwurf in Edikten und Mandaten sowohl protestantischer als auch katholischer Obrigkeiten stereotyp gegen die „starken Bettler“ erhoben wird, läßt darauf schließen, daß letztlich nicht ein konfessionell eingeschränkter, sondern ein allgemeiner Konsens über die soziale Pflicht des Menschen zur Arbeit zugrunde lag. Die Aufklärung veränderte an diesem Konsens nur, daß sie das Tugendethos an die Stelle der religiösen Pflicht setzte. Einen gängigen Topos zitierte Friedrich II., wenn er behauptete: „le travail est le plus sûr gardien de la vertu.“²⁶⁰ Man wird die jahrhundertlange Wiederholung der um das Müßiggang-Schlagwort kreisenden Mandate nicht außer acht lassen dürfen, und nicht Luther, sondern die Obrigkeit der frühen Neuzeit für die „krampfhaft moderne Überschätzung der Arbeit“ (um mit Karl Barth zu sprechen) verantwortlich machen²⁶¹. Nicht Luther, sondern die immer eingeschränkte Verpflichtung, den Müßiggang zu meiden, ist die Ursache dafür, um weiterhin Karl Barth zu zitieren, „daß man besonders auf der Höhe des 19. Jahrhunderts und noch tief in das unsrige hinein meinen konnte, es gehöre wesensnotwendig zum Menschen ... daß er auch in diesem Sinne einen ‚Beruf‘ habe“²⁶².

Als zweiter Schlüsselbegriff neben dem des Müßigganges erscheint der des „herrenlosen Knechtes“ in den Mandaten. Vergrößert wird hier die in spätmittelalterlichen Gesindeordnungen angelegte Tendenz, Dienstboten zur Arbeit anzuhalten; aber es zeigt sich auch bereits, daß die soziale Erscheinung des abgedankten Soldaten, des gartenden Landsknechts nicht ohne Folgen geblieben ist. Denn in der territorialen Gesetzgebung läßt sich beobachten, daß die Mandate gegen gartende Landsknechte am Anfang der Vagantengesetzgebung stehen. Herrenlose Knechte: das meint in erster Linie Herrschaft als Disziplinierungsmittel und zugleich als sozialpolitische Ordnungsinstanz. Herrschaft aber – und das wird bei der schematischen Anwendung des Begriffes Sozialdisziplinierung leicht übersehen – wird auch auf unterster Stufe durch den Hausvater in der Hausherrschaft ausgeübt. Wie ein Kriegsherr seine Soldaten zu disziplinieren hat, so der Hausherr sein Gesinde. Der herrenlose Knecht – gleichviel ob stellungsloser Söldner oder arbeitsloser Dienstbote – muß diskreditiert werden, weil er sich der gesellschaftlichen Leitvorstellung, wie sie in den fürstlichen Amtsstuben zu Hause ist, entzieht: der (auch durch humanistische Rezeption der antiken Ökonomik beeinflussten) Vorstellung einer patriarchalischen Gesellschaft, einer hierarchischen geordneten Versammlung von Hausvätern, die, von der Hausherrschaft des

²⁶⁰ Zit. nach *Georg Forrer*, Die Freiheitsstrafe im friderizianischen Preußen (Diss. Zürich 1975), 61.

²⁶¹ *Barth* (wie vor), 688.

²⁶² Ebd.

bäuerlichen Hausvaters ausgehend, bei der fürstlichen Herrschaft des Landesvaters endet²⁶³.

Bindungslosigkeit war schon im Mittelalter eine soziale Gefahr: Wer keinen Herren hatte, hatte auch keinen Schutz. Von hier aus konnte sich ein pejorativer Nebensinn von Freiheit entwickeln: der Freimann ist der Henker²⁶⁴, als freies Leben wird der Aufenthalt im Frauenhaus bezeichnet²⁶⁵, die Freiharte begegnen als schräge Vögel²⁶⁶, und der Salto mortale erscheint als „totenfreisprung“. Aber von hier aus führt kein gerader Weg zum Begriff des herrenlosen Knechtes; vielmehr bezeichnete es die Entwicklung neuer gesellschaftlicher Ordnungsideale, wenn aus dem Gesinde das Gesindel wird. Die Frage aber ist nun, welche Mittel die Obrigkeit bei der Durchsetzung ihrer Intentionen gebraucht. Die Frage ist nicht zuletzt deshalb zu stellen, weil die Wahl und die Wirksamkeit der Mittel zugleich zeigen kann, ob mit dem Begriff Sozialdisziplinierung nur weitgehend theoretische Konzepte gelehrter Räte oder eine staatliche Wirklichkeit beschrieben wird.

Von den Prügeln als häufigster Bestrafung der Vaganten abgesehen, werden des weiteren zur Bekämpfung des fahrenden Volkes die schon im Mittelalter entwickelten Abschreckungsstrafen angewandt: Brandmarkung, Landesverweisung, Staupenschlag. Aber nur scheinbar werden alte Formen übernommen. Deshalb durchzieht die Darstellung der Strafmittel, die von der Obrigkeit bei der Vagantenbekämpfung eingesetzt wurden, die leitmotivische Frage, was an Ausgrenzungsmechanismen in der frühen Neuzeit sich im Vergleich zum Mittelalter verändert hat; denn die neue Gesetzgebung fußt nicht auf den alten Maßnahmen gegen „landschädliche Leute“. Diese waren, zu meist namentlich bekannt, jene „Placker“ gewesen, die das Land mit ihren Raubzügen bedrohten; die Ausgrenzung des namenlosen, allein wegen seiner Existenz diskriminierten „Gesindels“ folgte nicht aus der alten Herrschaftspflicht des Schutzes von Land und Leuten, sondern aus der neuen, verrechtlichten Staatsauffassung der obrigkeitlichen Verantwortung für die „gute Policey“.

Daß der frühneuzeitliche Obrigkeitsstaat in der Vagantenbekämpfung die Verfahren der mittelalterlichen Rechtspflege entscheidend zu verändern begann, ist bereits daran zu erkennen, daß im 16. Jahrhundert nur allein das dörfliche Aufgebot, die seit dem Mittelalter zur Reisfolge verpflichteten Bauern, mit dem üblichen „Glockenstreich“ die Verfolgung der Vaganten durchführen sollten, während im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert versucht wird, zusätzlich noch überlokale Streifen zu organisieren, und vor allem reguläres Militär eingesetzt und mit der Aufstellung von Husarentruppen ein Instrument speziell zur Verfolgung des herrenlosen Gesindels geschaf-

²⁶³ Vgl. Franz Wieacker, *Das Sozialmodell der klassischen Privatrechtsgesetzbücher und die Entwicklung der modernen Gesellschaft* (Karlsruhe 1953).

²⁶⁴ Vgl. Else Angstmann, *Der Henker in der Volksmeinung* (Bonn 1928), 18 ff.

²⁶⁵ Die *Chroniken der deutschen Städte*. Mainz. 2 Bde. (Göttingen 1968). Bd. 2, 220. – „Freiwirt“ hieß der Frauenwirt in Nördlingen. Iwan Bloch, *Die Prostitution*. Bd. 1 (Berlin 1912), 765.

²⁶⁶ Ernst Schubert, Gauner, Dirnen und Gelichter in deutschen Städten des Mittelalters, in: Cord Meckseper – Elisabeth Schraut (Hgg.), *Mentalität und Alltag im Spätmittelalter* (Göttingen 1985), 97 ff.

fen wird²⁶⁷. An dieser Veränderung lassen sich graduell auch verschiedene Ausgrenzungsphasen unterscheiden, wie sie sich ebenso in den Edikten selbst widerspiegeln. Die Reichspolizeiordnungen, teilweise auch die Reichslandfrieden boten im 16. Jahrhundert die legitimierende Grundlage für alle Dekrete gegen das herrenlose Gesindel. Nach dem westfälischen Frieden wird sich das entscheidend ändern. Die Berufung auf das Reich wird als überflüssig erachtet. Der Fürstenstaat ist autonom, er erläßt die entsprechenden Mandate aus eigener Verantwortung. Und dabei ist aufschlußreich, daß diese neuen Mandate viel härter gegen das fahrende Volk vorgehen als zuvor gewohnt. Mit schweren Leibesstrafen, ja sogar mit Todesstrafe wird der Vagant bedroht, auch wenn er sich nichts hatte zuschulden kommen lassen oder ihm nichts nachgewiesen werden konnte. Die brutalen Zigeuneredikte werden jetzt auf das fahrende Volk insgesamt ausgedehnt.

Was die Ausgrenzung des fahrenden Volkes angeht, so erweist sich das 16. Jahrhundert als eine Phase des Übergangs, in der sich das Neue bereits abzeichnet. Dieses Neue wird aber erst seit dem Westfälischen Frieden ohne Rücksicht auf die Verpflichtungen des mittelalterlichen Rechtspflegestaates durch den weitgehend souverän gewordenen Obrigkeitsstaat instrumentalisiert.

Das Neue der landesherrlichen Gesetzgebung zeigt sich in Äußerlichkeiten. Die Urfehde, die im Mittelalter ein Verbrecher bei seiner Freilassung schwor, die persönliche Garantie, sich für erlittene Verfolgung und Bestrafung nicht rächen zu wollen, wird nunmehr formal an die massenhaft ausgesprochene Landesverweisung geknüpft – gedruckte Formulare liegen dafür in den Amtsstuben bereit –, aus dem einstmalen persönlichen, aus dem rechtsförmlichen und feierlichen Versprechen ist ein Verwaltungsakt geworden, allein notwendig, um den Vaganten beim erneuten Betreten des Landes als Meineidigen richten zu können. Die Entwicklung des Paßwesens ist ein weiterer Indikator für das Neue an der Gesetzgebung²⁶⁸. Ausweisen muß sich können, wer das Land betreten will, mit Pässen, die nach Jean Paul „halb wie vorausdatierte

²⁶⁷ Schubert (wie Anm. 2), 313 ff.

²⁶⁸ So fordert schon 1603 ein brandenburgisches Mandat „glaubwürdigen Schein, Kundschaft oder Pasport“ (*Mylius*, wie Anm. 1, Sp. 33), eine Legitimationsforderung, die bis zu genau vorgeschriebenen Examinationsfragen an den Grenzen, wie sie ein preußisches Edikt von 1730 vorsieht (ebd., Sp. 97 f.), gesteigert werden kann. Die in allen deutschen Territorien erhobene Forderung nach der Legitimation durch Pässe oder Kundschaften wurden von den Fahrenden dauernd unterlaufen. Abgesehen davon, daß sie in ihrer Gesellschaft immer den „Flebbe Malochner, den Paßfälscher“, kannten (*Schubert*, wie Anm. 2, 314), erschlichen sie sich mühelos echte Pässe unter falschen Namen (ein Beispiel: Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10156, eingelegt vor fol 192. 1758), oder sie hatten gleich mehrere Pässe bei sich (vgl. ebd. Nr. 10201. 1724). Der Erwerb echter Pässe dürfte auch nicht besonders schwierig gewesen sein. Ein 1738 im Hildesheimischen aufgegriffener Zigeuner, ein Glaswarenhändler, führt bei sich einen Paß des preußischen Generalfeldmarschalls Leopold von Anhalt-Dessau (des Alten Dessauers) sowie Pässe der Städte Helmstedt und Hildesheim. Seine Mutter kann Pässe der Stadt Hildesheim, des Fürstentums Blankenburg und des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel vorweisen (ebd. 10200 Bl. 37 f. und 131 ff.).

Steckbriefe klingen²⁶⁹. Wiederum, wie bei dem Unehrllichkeitsverruß, tritt der Zusammenhang von Schriftlichkeit und Menschenkontrolle in Erscheinung.

Die Landesverweisung, mit der auch der harmlose Vagant bedroht wird, wird in der Neuzeit im Gegensatz zum Mittelalter nicht nach Schwere des Verbrechens, sondern nahezu schematisch gegen fast jeden Verbrecher verhängt. Scheinbare Nuancen sind Indikatoren für einen letztlich entscheidenden Wandel in der Bedeutung der Strafe. Die Stadtverweisung wurde selbst in mittelalterlichen Großstädten feierlich von der Kanzel herab verkündigt, genau festgelegt war, wie lange jemand verwiesen wurde, und nur bei schweren Verbrechen wurde die Stadt „auf ewig“ verboten. Die Landesverweisung war im Mittelalter noch im Bewußtsein, daß der Delinquent, nunmehr seiner sozialen Bindungen beraubt, in die Fremde, und das hieß in das Elend geschickt wurde, mit düsterem Zeremoniell vollzogen worden. Sie kam selbst in der großen Reichsstadt nicht allzu häufig vor. Seit dem 17. Jahrhundert aber wird sie eine allgemeine, nahezu automatisch ausgesprochene Strafe, ein Verwaltungsakt, sie trifft den harmlosen Vaganten und den kleinen Bienendieb ebenso wie den Schwerekriminellen. Die Schematisierung von Stadt- und Landesverweisung sollte nicht darüber täuschen, daß sie den ansässigen Armen (im Gegensatz zum abgehärteten Landfahrer) sehr hart traf. So ist eine arme Besenbinderin, die 1692 aus Nürnberg ausgewiesen wurde, tags darauf im tiefen Schnee erfroren aufgefunden worden²⁷⁰.

Immer wieder war in den Mandaten dem Landfahrer die Brandmarkung bei Widergesetzlichkeit zumeist beim zweiten Aufgreifen als Vagabund angedroht worden²⁷¹. Hier wird ein altes, in vielen Kulturkreisen gebräuchliches Verfahren²⁷², das zugleich Strafe und Warnung sein sollte, nicht als Drohung gegen schwerere Vergehen, sondern allein schon gegen die Existenz als Vagant gerichtet. Wer als Fahrender gebrandmarkt war, schwebte hinfort in Lebensgefahr. Denn zentimetertief wird ein solches Mal bei einer Temperatur von etwa 377°, bei der das Eisen nicht mehr rot, sondern schwarz glüht, zwischen den Schulterblättern eingebrannt²⁷³. Schießpulver oder frische Farbe, in die Wunde eingerieben, sollte das Entfernen eines solchen Mals verhindern²⁷⁴. Wer ein solches meist mit einem Durchmesser von 3 cm rundes und mit dem Wappen oder Anfangsbuchstaben der strafenden Herrschaft versehenes Zeichen trug, z. B. ein „B“ für Bayern, ein „N“ für Nürnberg, der war auch bei kleineren Verbrechen schon zum Galgen qualifiziert²⁷⁵. (Es sind Frauen, die mehrfache Brandzeichen tragen können, weil sich jede Obrigkeit scheute, das letzte Urteil zu sprechen.) Erfahrene Gauner schnitten sich ein solches lebensgefährliches Mal, die tiefe Fleischwunde für das geringere Übel haltend, heraus und ließen die Wunde verheilen, so daß die Behörden oft

²⁶⁹ Jean Paul, *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe (Weimar 1927 ff.), Abtlg. I, Bd. 15, 325.

²⁷⁰ Richard van Dülmen, *Theater des Schreckens* (München 1985), 67.

²⁷¹ Yu-voon Chen, *Problem der Strafe der Brandmarkung im Lichte von rechtsvergleichenden Quellen*. (AbhhKriminalistInst. Berlin 4. Folge 5/2, Berlin 1948), 43, vgl. auch Döpler (wie Anm. 281), 909 ff.

²⁷² Chen, 7 f. wie 12 ff.

²⁷³ Schubert (wie Anm. 2), 309.

²⁷⁴ Chen (wie Anm. 271), 45; Breithaupt (wie Anm. 199), 124.

²⁷⁵ Chen (wie Anm. 271), 45; vgl. auch van Dülmen (wie Anm. 270), 70.

unsicher waren, ob eine merkwürdige Stelle an der Stirn nicht doch „der gebrannte Galgen sey“. Chirurgen wurden beigezogen, um Klarheit bringen zu können²⁷⁶.

Prügel, Schematisierung der Urfehde, Landesverweisung, Bedrohung mit Brandmarkung schon bei einfacher Vagabondage – hier entstand faktisch, was früheren Zeiten fremd war. Das Mittelalter kannte nur einen schichtenspezifischen Strafvollzug – der Adelige wird geköpft, nicht gehenkt –, aber kein schichtenspezifisches Strafrecht; und darum handelt es sich letztlich bei den obrigkeitlichen Sanktionen, das steht auch hinter jener Institution, die spezifisch neuzeitlich an einen neuen Arbeitsbegriff gebunden, noch die wirksamste Drohung gegen die Landfahrer bildete: Auch das Zuchthaus wird Teil eines schichtenspezifischen Strafvollzugs.

Nach in England entwickelten Vorstufen, wo 1555 und 1588 die Arbeits- und Armenhäuser zu Bridewell und Bary entstanden, war in Amsterdam 1595 das erste Zucht- bzw. Arbeitshaus auf dem Kontinent gegründet worden. Als Vorbild wurde es sehr früh in den Hansestädten übernommen, setzte sich in Deutschland allgemein aber erst nach dem Dreißigjährigen Krieg durch²⁷⁷, wobei die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts einen Höhepunkt von Zuchthausgründungen brachte²⁷⁸.

Erziehung zur Arbeit war der ursprüngliche Gedanke dieser neuen Anstalten gewesen. Deswegen sind Zuchthäuser und Arbeitshäuser Synonyme; nie glückt die Trennung von Erziehungs- und Strafanstalt. Erziehung zur Arbeit, das hieß ursprünglich im Banne des Müßiggang-Topos Zucht²⁷⁹ – und das war zugleich Strafe; denn „man kan löwen und bären zähmen, warum nicht auch böse buben“²⁸⁰. Böse Buben, das waren aber mit der Kriminalisierung des Müßiggangs vom Zigeuner bis zum starken Bettler alle Vagantengruppen²⁸¹. Allenthalben wurden die Zuchthäuser, ihrem erklärten Stiftungszweck zuwider, infamierende Stätten. Nicht durchhalten ließ sich, was zunächst behauptet worden war: Es seien ehrliche Häuser, in denen Strafen nur zur Korrektur vollzogen würden, Leute, die in Scharfrichters Händen gewesen seien, sollten hier – da Unehrlichkeit anstecke – keine Aufnahme finden²⁸². Wenn aber alsbald die Zuchthausstrafe mit der Brandmarkung verbunden wird²⁸³, so ist der Erziehungs- zu-

²⁷⁶ Schubert (wie Anm. 2), 309.

²⁷⁷ Vgl. Breithaupt (wie Anm. 199), 81 ff. und allgemein zuletzt: Hannes Stekl, „Labore et fame“ – Sozialdisziplinierung in Zucht- und Arbeitshäusern des 17. und 18. Jahrhunderts, in: *Sachße-Tennstedt* (wie Anm. 214), 119 ff.

²⁷⁸ Eberhard Schmidt, *Entwicklung und Vollzug der Freiheitsstrafe in Brandenburg-Preußen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts* (Berlin 1915), 62 ff.

²⁷⁹ Vgl. nur die Äußerung des einflußreichen Juristen Ahasver Fritsch: „eine christliche Obrigkeit ist von Rechts wegen schuldig ... für den Müßiggang Arbeit zu schaffen: Dazu dann Werck-Häuser, Zucht- und Spinn-Häuser anzurichten“. *Princeps peccans* (wie Anm. 139), 189 f.

²⁸⁰ Pistorius, *Sprichwörter ... Centuria septima* (Augsburg 1724), 243.

²⁸¹ Vgl. Jacob Döpler, *Theatrum Poenarum Suppliciorum et Executionum* (Sondershausen 1693), 709 ff. – Noch Jagemann-Brauer (wie Anm. 249), 117 sehen im Zuchthaus das Drohmittel gegen alle Landstreicher und solche Bettler, „die ohne zu vagabundieren das Publicum in bedenklicher Weise belästigen“.

²⁸² Vgl. die Beispiele bei Breithaupt (wie Anm. 199), 82 und 119 sowie bei Hermann Bettenhäuser, *Räuber- und Gaunerbanden in Hessen*, in: *ZVerHessGLdkde* 75/76 (1964/65), 275 ff., hier: 302 f.

²⁸³ Chen (wie Anm. 271), 35, 46, 49.

gunsten des Strafgedankens aufgegeben worden²⁸⁴. Beide Prinzipien wurden im Denken der Zeit nicht als sich gegenseitig ausschließend verstanden; denn: Erziehung zur Arbeit, das ist Zucht. Deswegen wurde in diesen Häusern schwer geprügelt²⁸⁵. Späterhin werden Willkomm und Abschied gebräuchliche Begriffe, um die Prügel zu bezeichnen, die ein Häftling zum Eingewöhnen beim Antritt der Zuchthausstrafe und zum Andenken bei seiner Entlassung erhält²⁸⁶.

In Amsterdam war ein Zuchthaus schon seit 1588 von Richtern gefordert worden, die keine Körperstrafen mehr verhängen wollten, die den christlichen Gedanken ernst nahmen, daß eine Verstümmelung des menschlichen Körpers zugleich eine Kränkung von Gottes Schöpfung darstelle. Dieser Gedanke ist aber nie der vorherrschende bei der Gründung solcher Anstalten geworden; an vielen Orten wurde es sogar üblich, Körperstrafen im Zuchthaus selbst vollziehen zu lassen. Zum entscheidenden Motiv der Gründung von Zucht- und Arbeitshäusern wurde die Bekämpfung von starken Bettlern, von sogenannten Müßiggängern, von Vaganten: „daß gewisse Zucht-, Spinn- und Manufactur-Häuser angerichtet, alles liederliche, ledige und Bettel-Gesinde aufgetrieben, zur Arbeit angehalten, der Müßiggang abgeschaffet, auch die Jugend durchgehends zu Erlernung guter Künste angewiesen werden“²⁸⁷. Eine barocke Dissertation zählt alle Leute auf, die im Zuchthaus kaserniert werden sollen. Erst nachdem des längeren die Müßiggänger, die starken Bettler, die Zigeuner und herrenlosen Knechte abgehandelt wurden, wird eher beiläufig darauf hingewiesen, daß auch Gesetzesbrecher hier bestraft werden sollten²⁸⁸. Ins Zuchthaus wurden ohne rechtsförmliches Verfahren einfach auf dem Verwaltungswege alle aufgegriffenen Vaganten geschafft. Zuchthausgründungen und Armenordnungen stehen folglich in einem engen Zusammenhang²⁸⁹.

Nur in der Theorie waren Zucht- und Arbeitshäuser ein geeignetes Mittel zur Bekämpfung von starken Bettlern und fahrendem Volk. In der Praxis waren diese sehr schlecht dotierten Anstalten²⁹⁰ so überfüllt, daß weder an eine wirkliche Abschreckung noch an eine bessernde Erziehung zu denken war – bezeichnenderweise nannte die Gaunersprache diese Anstalten auch Hochschulen, weil der kleine Vagant die

²⁸⁴ Indirekt wird diese Entwicklung in einem Pro Memoria 1786 deutlich, als Carl Gottlieb Suarez als neue Forderung Werk- und Arbeitshäuser erfolglos vorschlägt, wo „Bettler, Landstreicher und entlassene Zuchtlinge daselbst so lange unterzubringen wären, bis sie Gelegenheit finden, mit ihren vorhin schon besessenen, oder im Werkhause selbst erworbenen Geschicklichkeiten, sich in der Welt durchzuhelfen. Diese Werkhäuser müssten keine eigentlichen Strafanstalten sein.“ *Georg Forrer* (wie Anm. 260), 57.

²⁸⁵ Die Zuchthausordnung von Küstrin mahnt, die Züchtigungen „moderat“ zu vollziehen, damit die Häftlinge nicht untauglich zur Arbeit würden. *Schmidt* (wie Anm. 278), 91.

²⁸⁶ *Schubert* (wie Anm. 2), 303.

²⁸⁷ *Mylius* (wie Anm. 1), Sp. 43.

²⁸⁸ *Samuel Züllich* (Praeside Joh. Georg Simone), *Ergasteria disciplina vulgo. Die Zuchthäuser* (Jena 1670), Cap. 3.

²⁸⁹ Vgl. nur *Eberhard Schmidt*, *Die Kriminalpolitik Preußens unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.* (Berlin 1914), 48. – Instruktiv: „Dieser Stat Armenhaus zum Behten und Arbeyten.“ *Geschichte des Armenhauses zu Bremen 1698–1866 mit weiteren Beiträgen zur bremischen Sozialgeschichte* (Bremen 1979).

²⁹⁰ Vgl. *Schmidt* (wie Anm. 278), 38.

Tricks erfahrener Räuber lernte²⁹¹. Gestreift sei nur, daß die Zuchthäuser mit ihrem brutalen Strafvollzug, mit ihren mangelhaften, menschenunwürdigen Lebensbedingungen einen schreienden Widerspruch zu dem vielverkündeten Humanitätsideal der Aufklärung darstellen. Aus dem Blickwinkel des fahrenden Volkes sind diese Anstalten auch Sinnbilder obrigkeitlicher Willkür; denn es stand im Belieben des Amtmannes, ob er einen aufgegriffenen Vaganten einfach durchprügeln und anschließend laufen ließ, oder ob er ihn ins Zuchthaus steckte²⁹². Es hing oft von der Belegung einer solchen Anstalt ab, ob ein Verbrecher überhaupt inhaftiert werden konnte (meist ohne die Dauer seiner Haftstrafe zu kennen), oder ob er nach schmerzhaftem Staupenschlag des Landes verwiesen wurde. Daß selbst in Brandenburg-Preußen die vergleichsweise vielen Zucht- und Arbeitshäuser ihren Zweck gar nicht erfüllen konnten²⁹³, bezeugt 1786 ein Pro Memoria Carl Gottlieb Suarez: „die Menge von gesunden starken Bettlern und müssigen Landstreichern fällt nicht nur dem Publico äußerst zur Last, sondern es ist auch eine unerschöpfliche Pflanz-Schule von Verbrechen. Niemand getraut sich, der vorhandenen Landes-Polizei-Gesetze ohnerachtet, solche Leute aufzugreifen, weil es an Gelegenheit zu ihrer Unterbringung gänzlich ermangelt.“²⁹⁴

V

Von der Praxis, von der Wirksamkeit der angewandten Zuchtmittel her, mit denen der Obrigkeitsstaat die Vaganten bekämpfen wollte, ist festzustellen: Die Ausgrenzung des fahrenden Volkes läßt sich nicht als Spielart der Sozialdisziplinierung begreifen. Deren Technik, die Hierarchisierung und Klassifizierung, konnte schon deshalb nicht gegen das fahrende Volk zu Anwendung gebracht werden, weil sich die Obrigkeiten mit pauschalen Diskriminierungen vagierenden Lebens begnügten. Sodann zeigte sich aber auch, daß eine wesentliche Grundlage dieser Disziplinierung fehlte: die Macht. In der Vagantenbekämpfung war immer wieder die Ohnmacht der Obrigkeit zu erkennen, die sich auf keine Mithilfe ihrer Untertanen stützen konnte und mit ihren eigenen Instrumenten nicht in der Lage war, Edikte und Mandate durchzusetzen. Indikator staatlicher Ohnmacht ist immer die Willkür. Schon allein die Geschichte des Zuchthauses zeigt, daß die leitenden Ideen, die diese neue Institution prägen sollten, an der Realität zuschanden wurden. Die mit diesen Ideen angestrebte Sozialdisziplinierung konnte nicht aus der dünnen Luft der Amtsstuben in die Welt verpflanzt werden. Die Frage ist aber, ob diese Form der Disziplinierung nicht wenigstens in Bereichen zur Geltung kommen konnte, wo die Obrigkeit unmittelbar präsent war. Das sei

²⁹¹ Schubert (wie Anm. 2), 305; aus diesem Grunde kritisiert bereits 1786 Carl Gottlieb Suarez die fehlende Fürsorge für entlassene Häftlinge, die durch Not gezwungen würden, „zu ihren vorigen unerlaubten Erwerbs-Mitteln zurück zu kehren“. Forrer (wie Anm. 260), 57.

²⁹² Deshalb konnte 1719 ein preußisches Mandat die Straßenbettler wahlweise mit der Landesverweisung oder dem Arbeitshaus bedrohen. Mylius (wie Anm. 1), 81 ff.

²⁹³ Helga Eichler, Zucht- und Arbeitshäuser in den mittleren und östlichen Provinzen Brandenburg-Preußens, in: JbWirtschaftsG 1970/1, 127 ff.

²⁹⁴ Forrer (wie Anm. 260), 61.

an einer sozialen Gruppe überprüft, aus der sich die Vagantenbevölkerung zu einem nicht geringen Maße rekrutierte.

Als Indikatoren der Sozialdisziplinierung gelten Kriegs- und Heeresordnungen der frühen Neuzeit, eine fragwürdige Interpretation; denn diese sind im Zeitalter der Landsknechtsheere allein für bestimmte Zeiten und Zwecke geltend nur eine Variante der Gesindeordnungen. Sie verschärfen letztlich nur die Problematik der larvierten Arbeitslosigkeit, von der seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert immer mehr Menschen bedroht waren. Die nach einem Friedensschluß entlassenen, bettelnd die Lande durchstreifenden Söldner empfinden die Zeitgenossen als „aller Welt blag und bestilentz“²⁹⁵. Die Not des Landes, aber auch die Not des stellungslosen, des gartenden Landsknechtes sei nur mit den Liedern angedeutet, die er trotzig zu singen pflegte: „In hungers not schlag hennen tot und laß kein gans mehr leben“; oder, den Drohbettel nicht als Ausdruck sozialer Entwurzelung, sondern als löblichen Brauch rühmend: „Aier, Käs und ander probant, das nemt frölich on alle schand! Das ist der kriegsleut sitten.“²⁹⁶

Garten und Betteln hing so eng zusammen, daß selbst der ehemalige Landsknecht Kirchhof mahnt, Garten „hat geringen unterscheid und vorthail vom betteln“²⁹⁷. Wie auch andere Zeitgenossen, denen Garten und Betteln Synonyme waren²⁹⁸, ironisiert ein Satiriker 1587 das angebliche Landsknechtsprivileg, wonach niemand mehr arbeiten dürfte, der einmal die Waffe getragen habe, und bezeichnet die Landsknechte als das, was sie nach Kriegsende sind. „Denn bettelleut und landknechtstand/ Die sind einander so nahe verwandt,/ Daß sie nicht dürften me/ Einander die Kinder geben zu ee.“²⁹⁹

Nur was die Anzahl, was die Masse, nicht aber was die soziale Problematik angeht, sind die gartenden Knechte eine Folge der größer werdenden Heere der Landsknechtszeit. Seit dem hohen Mittelalter gehören sozial entwurzelte Reiter und Fußknechte zu den Kriegsfolgen. Typisch etwa als Begleiterscheinung des hundertjährigen Krieges mit seinem Auf und Ab von Kriegskonjunkturen und Friedensphasen sind das Heer des Erzpriesters, die sogenannten Engländer³⁰⁰, gegen die sogar Kaiser Karl IV. einen Kriegszug ins Elsaß unternehmen muß, oder die Armagnaken. Aber auch, um ein weiteres spektakuläres Beispiel zu wählen, die Vitalienbrüder an Nord-

²⁹⁵ Sebastian Fischers Chronik besonders von Ulmischen Sachen, hg. v. *Karl Gustav Veesenmeyer* (Stuttgart 1896), 115. – Zum „Garten“, der Verbindung von (Droh-)Bettel und Kleinkriminalität, das den Landsknecht zu einem „betlerisch orden“ gehören läßt, vgl. *Baumann* (wie Anm. 89), 171 ff.

²⁹⁶ *Baumann* (wie Anm. 89), 184.

²⁹⁷ *Kirchhof* 3 Nr. 55, ed. *Österley* (wie Anm. 165), Bd. 2, 320.

²⁹⁸ Z. B. erzählt *Wickram* von einem Landsknecht, der „garden oder betlen must“. *Georg Wickram*, Das Rollwagenbüchlein. (Ders., Sämtliche Werke, hg. v. *Hans-Gert Roloff*, Bd. 7, Berlin/New York 1973), 49.

²⁹⁹ *Oskar Schade*, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, 3 Bde. (o. O. 1856–58), Bd. 1, 172.

³⁰⁰ Vgl. nur *Joseph Calmette*, Die großen Herzöge von Burgund (München 1963), 36.

und Ostsee rekrutieren sich aus kriegsgewohnten Männern, die in Fehdezeiten gerne von Fürsten in Dienst genommen werden³⁰¹.

Selbst im Mittelalter hatte einfacher Kriegsdienst nicht zum auskömmlichen Lebensunterhalt gereicht; nur solange er im Felde lag, hatte der Soldat zu essen. Das soziale Problem stand auch hinter den immer größer werdenden Landsknechtsheeren. Allein die Hoffnung auf Beute, auf raschen Gewinn und der, gemessen an der üblichen Gesellenentlohnung, relativ gute Sold³⁰² ließen die Landsknechte die Strapazen des Kriegsdienstes ertragen. Ihr immer wieder kritisiertes unflätiges Wesen, ihr heillooses Schwören und Fluchen³⁰³, je selbst das Glücksspiel sollte über eine erbärmliche Lage hinwegtäuschen, die auf den langen Märschen ständiger Begleiter blieb, da Essen und Trinken nur zu überhöhten Preisen beim Marketender zu haben war. Kranke Kriegsknechte werden einfach zwischen Holz und Steinkugeln auf den Troßwagen transportiert³⁰⁴. Seuchen verbreiteten sich wie im Fluge in den Heeren: Der sogenannte „englische Schweiß“, der Ende des 15. Jahrhunderts in englischen Truppen erstmals ausgebrochen war³⁰⁵, die gleichfalls bis heute noch nicht genau erklärbare „ungarische Krankheit“, die bereits 1542 im Türkenkrieg bezeugt ist und zum Beispiel 1566 in den Lagern von Komorn und Raab wütete³⁰⁶, und die häufigen typhösen Lagerfieber, die noch 1788/89 über 30 000 Mann der gegen die Türken ausgesandten Truppen dahintrafen³⁰⁷, zeugen nicht nur vom Elend des Lagerlebens, sondern zugleich auch von der großen sozialen Belastung, die geworbene und stehende Heere für die Bevölkerung bedeuteten; denn diese Seuchen breiteten sich alsbald in Stadt und Land aus.

Die erbärmliche soziale Lage der Söldner erklärt zum großen Teil auch die von den Zeitgenossen immer wieder beklagte Verrohung. Nach Schlachten haben Landsknechte das Fett der Gefallenen „ausgehuwen und daz dan nach Meilland getragen und daz da in die appenteg verkauft“, wobei einer – was wohl Lagergerücht sein dürfte –

³⁰¹ Vgl. Wilfried Ebbrecht, Hansen, Friesen und Vitalienbücher an der Wende zum 15. Jahrhundert, in: Ders. und Heinz Schilling (Hgg.), *Niederlande und Nordwestdeutschland. (Städteforschung A 15, Köln/Wien 1983), 61 ff.*

³⁰² Mit etwa 1 fl. pro Woche erhielt im 15. Jahrhundert ein Söldner fast doppelt soviel wie ein Knecht. Dirlmeier (wie Anm. 225), 86 f. – Vgl. die Tabellen ebd., 70–72 und 73: Ein Schweizer Söldner wurde mit 4,5–5 fl. pro Monat noch besser bezahlt als der Deutsche, der 4 fl. erhielt. Weil der Solddienst zunächst wesentlich attraktiver schien als Lohnarbeit, tauchten mehrfach Befürchtungen wie etwa 1524 in Schwaz auf, daß Landsknechtswerbungen Arbeiter aus den Bergwerken abziehen könnten. Hans-Michael Möller, *Das Regiment der Landsknechte. Untersuchungen zu Verfassung, Recht und Selbstverständnis in deutschen Söldnerheeren des 16. Jahrhunderts.* (FrankfurterHistAbh. 12, Wiesbaden 1976), 16.

³⁰³ Der Redensart „auf gut landsknechtisch fluchen“ entsprach als Maxime: „wer nicht fluchen und martern kann, der dient zu keinem Kriegsmann“. Karl Friedrich Wander, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon.* 5 Bde. (1867–80, Neudruck Aalen 1963), Bd. 1, 1081.

³⁰⁴ Kirchhof, ed. Österley (wie Anm. 165), 2, 318.

³⁰⁵ Gundolf Keil, *Seuchenzüge des Mittelalters*, in: Bernd Hermann (Hg.), *Mensch und Umwelt im Mittelalter* (Stuttgart 1986), 109 ff., hier: 123 f. m. Anm. 36 (Lit.).

³⁰⁶ Gottlieb Schapper-Arndt, *Vorträge und Aufsätze* (Leipzig 1906), 111.

³⁰⁷ Ebd.

sogar 25 Dukaten erlöst haben soll³⁰⁸. Menschenfett konnte man auch als Schmiermittel und Stiefelwichse gebrauchen, wie nach der Schlacht von Marignano 1515 erzählt wird: „Den amman Püntiker von Ure, was ein feist man, huowend (die Landsknechte) uf, salbten mit sinem schmer ire spiess und stifel.“³⁰⁹

Die Not des Solddienstes war aber noch erträglich im Vergleich zu dem, was dem abgedankten Knecht bevorstand. In der Autobiographie des Schwaben Burghard Stikkel nehmen die Schilderungen der Zeiten deprimierender Beschäftigungslosigkeit breiten Raum ein³¹⁰. Mühsames Betteln, Gärten, ist der einzige Ausweg; denn die Kriegsherren versuchten die mit vielen Kosten angeworbenen Söldner nach Friedensschluß auf schnellstem Wege loszuwerden, dankten diese bestenfalls mit einer Soldabfindung von einem Monat möglichst weit von der eigenen Herrschaft entfernt ab³¹¹. Diese schlimmen Gesellen wollte man nicht im eigenen Lande haben, wußte man doch um das in Europa verbreitete Sprichwort: „Der Friede hat stets an den Galgen gebracht, die Schelme, die der Krieg gemacht.“³¹² (Allein dieses Sprichwort zeigt, daß in der Entwicklung des Heerwesens kein Ansatz der Sozialdisziplinierung gesucht werden kann; ganz im Gegenteil wurde zum Beispiel in den Soldverträgen des 16. Jahrhunderts darauf verzichtet, was als „ehrliche Kriegsführung“ in den ältesten Artikelbriefen des deutschen Fußvolks zuvor den Söldnern vorgeschrieben wurde: Niemand darf mutwillig schwören und fluchen, hohe Strafen stehen auf Vergewaltigung und Kirchenschändung.)³¹³

Angesichts der sozialen Not des gartenden Landsknechtes, an dessen Elend jede kriegführende Obrigkeit Mitschuld trug, angesichts auch der Nöte der Landbevölkerung, die unter diesen an Gewalt gewöhnten Vaganten zu leiden hatte, fiel den Räten in den fürstlichen Kanzleien nur eines ein: Ausweisung dieser gefährlichen Leute. Jedoch die kriegsgewohnten Landsknechte waren mit Mandaten nicht zu schrecken³¹⁴. Mächten Obrigkeiten einmal ernsthaft Jagd auf sie, antworteten sie mit Zusammenschlüssen, mit „Rottirungen“ bzw. „Vergadderungen“³¹⁵. Erst mit der Entwicklung der stehenden Heere verfügten die Fürsten über die Möglichkeit, mit solchen militanten Bandenbildungen fertig zu werden. Das ist die erste von nur zwei wesentlichen Veränderungen, die nach den Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges die Bildung stehender Heere in dem Zusammenhang von fahrendem Volk und Kriegsknechten mit sich brachte. Denn auch diese neuen Heere bildeten eine ungeheure Belastung der sozialen Balance, und das nicht nur, weil sie viele Steuergelder verbrauchten. Sie waren

³⁰⁸ Zit. nach Zehnder (wie Anm. 79), 550f.

³⁰⁹ Ebd. 551.

³¹⁰ Möller (wie Anm. 302), 15.

³¹¹ Baumann (wie Anm. 96), 171.

³¹² Wander (wie Anm. 303), Bd. 1, 1206.

³¹³ Wilhelm Beck, Die ältesten Artikelsbriefe für das deutsche Fußvolk. Ihre Vorläufer und Quellen und die Entwicklung bis zum Jahre 1519 (1908), 41 ff.

³¹⁴ Zur Erfolglosigkeit obrigkeitlicher Maßnahmen: Baumann (wie Anm. 96), 174 ff.

³¹⁵ Vgl. ebd., 180f.; Schubert (wie Anm. 38), 154f.

ebenso wie die Landsknechtsheere auch eine Gaunerschule³¹⁶. Die miserabel besoldeten gemeinen Soldaten waren nicht selten im kriminellen Milieu verwurzelt. Desertion wurde zum Alltagsproblem³¹⁷. Deserteure schlugen sich, von der Bevölkerung zumeist mitleidig unterstützt, ebenso bettelnd durchs Land wie die abgedankten Soldaten, für die nach langer Dienstzeit der Fürst keine Verwendung mehr hatte, die ihm genauso zur Last fielen wie die Invaliden, die ohne jede Versorgung einfach abgeschoben wurden³¹⁸. Damit zeichnet sich die zweite wesentliche Veränderung im Zusammenhang von fahrendem Volk und Soldatenelend ab, die von den stehenden Heeren ausging: Der gartende Landsknecht war ein noch jüngerer Mann, dem schon von seiner Vitalität her zumindest soziale Chancen eingeräumt werden konnten. Sein Nachfahre jedoch war – sieht man von jenen Gaunern ab, die sich zu Handgeld anwerben ließen, um alsbald zu desertieren – ein chancenloser armer Schlucker, entweder im Dienst ergraut oder zum Krüppel gemacht oder als gepreßtes Landeskind zum Deserteur geworden; er war aller heimatlichen und sozialen Bindungen beraubt. Der gartende Landsknecht wurde gefürchtet, sein Nachfahre bemitleidet.

In der Entwicklung vom gartenden Landsknecht, dessen Schicksal immer wieder Wanderbettel hieß, zum Soldaten des stehenden Heeres, in dieser Entwicklung vom 15. zum 18. Jahrhundert also scheint der Weg von ungebundener Freiheit zum gedrillten Menschen ein Stück Sozialdisziplinierung und zugleich auch – indirekt – ein Moment der Ausgrenzung des fahrenden Volkes zu sein, aus dem sich das Heerwesen in starkem Maße rekrutierte. Allein schon mit den Begriffen fahrendes Volk und stehendes Heer scheint diese Entwicklung markiert zu sein. Hierin liegt gewiß ein Disziplinierungsmoment, das in den Kriegsordnungen und späterhin in den Exerzierreglements verstärkt wurde. Aber diese Disziplinierung kann nur als ein innermilitärischer Vorgang betrachtet werden, sie reflektiert nicht einmal in Ansätzen eine auf die Gesellschaft bezogene Sozialdisziplinierung.

1764, nach mehr als hundert Jahren, in denen kontinuierlich Vagantenedikte erlassen worden waren, schreibt ein Hildesheimer Rat „underthänig“ an seinen Bischof, „daß diesen so höchstnöthigen landsfürstväterlichen gnädigsten Verordnungen leyder! an wenig Orthen underthänige Folge ... geleistet wird. Daher kömbt es auch, daß man nun keine Nacht leyder mehr sicher ist, denn aller Orthen ist es so voller Vagabunden, abgedanckter Soldaten, das es kimmelt und wimmelt.“³¹⁹ Eine solche Aussage, der zahlreiche gleichlautende zur Seite gestellt werden könnten, läßt es überaus zweifelhaft erscheinen, mit Oestreich das 18. Jahrhundert als Zeit intensivster Sozialdisziplinierung und zugleich als Phase programmatischer „Fundamentaldisziplinierung“ zu begreifen³²⁰. Nichts hatte sich seit dem 16. Jahrhundert geändert, seit Ambrosius Pape

³¹⁶ Die Gaunerlisten sind voll von Deserteuren, zu denen unter anderem als berühmte Räuber der große Galantho, der Zigeuner Antoine le Grave oder der lange Hoyum, der Jude Moses Ingolstadter gehörten. *Bettenhäuser* (wie Anm. 282), 316.

³¹⁷ Schubert (wie Anm. 2), 146 ff.

³¹⁸ Ebd. 143 ff.

³¹⁹ Hauptstaatsarchiv Hannover, Hild Br. 1 Nr. 10203 fol 112.

³²⁰ Oestreich (wie Anm. 214), 194.

über den „Garteteufel“ herzog und die Ohnmacht der Obrigkeit bei seiner Bekämpfung beklagte. Nach wie vor vagierten Zigeuner im Lande herum, trieben Gaukler ihre Possen, flehten fremde Bettler um Almosen, trugen Bänkelsänger unzüchtige Lieder vor, verhökerten wandernde Hausierer ihre Ware.

Dennoch wäre es überspitzt, allein von der Vagantenbekämpfung her das Konzept der Sozialdisziplinierung, das mehr umschließt als Sozialkontrolle, insgesamt in Frage zu stellen.

Gemessen an der vordergründigen Intention der Mandate, gemessen am Ausgrenzungsziel allein, ist diese Gesetzgebung gescheitert – aber: Die Ausgrenzung hat auch eine Binnenwirkung: Wer das landfahrende, das herrenlose Gesindel abschieben will, hat Vorstellungen darüber, wie eine Gesellschaft aussehen soll. Das ist letztlich das Neue. Die mittelalterlichen Edikte sahen den Menschen, die frühneuzeitlichen Nachfolger sehen die Gesellschaft, sie radikalisieren deshalb auch die menschlichen Ordnungen auf Beziehungen zur Hausherrschaft, zum Stand und zur Obrigkeit. Wer sich unter keinen dieser Ordnungsbegriffe fügen kann, wer nicht als Kind, als Diensthofe der Hausherrschaft untersteht, wer keinem ehrbaren Stand angehört, wer in keinem Unterordnungsverhältnis zur Obrigkeit steht, wer also herrenlos ist, der muß aus einer neugedachten Gesellschaft ausgeschlossen werden. Dies ist die eigentliche Sozialdisziplinierung; sie liegt nicht im Abschieben der Vaganten, nicht in den Landesverweisungen oder im Paßzwang, sondern in der Festlegung der gesellschaftlichen Moral, in der Verpflichtung der Menschen auf die Ordnungen von Hausherrschaft, von Stand bzw. Ehrbarkeit, und von Untertänigkeit zur Obrigkeit. Um es mit einem gängigen Bild zu verdeutlichen: die Mandate gegen das herrenlose Gesindel sind nur die Spitze eines Eisberges.

Ausgrenzung: Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert betreiben fast alle deutschen Städte eine restriktive Einbürgerungspolitik. Diese nimmt in der Verknüpfung von Bürgerrecht und Besitz (mit einem nunmehr streng kontrollierten Vermögensnachweis) Tendenzen auf, die sich bereits im Spätmittelalter abgezeichnet hatten. Die konsequent durchgeführte Einbürgerungspolitik hatte zur Folge, daß die Städte in der frühen Neuzeit, als sich bis 1629 die Bevölkerung gegenüber dem beginnenden 15. Jahrhundert verdreifacht hatte, nicht über ihren spätmittelalterlichen Mauerbering hinauswachsen. Damit waren die gravierendsten Probleme der Überbevölkerung weitgehend auf das Land abgeschoben. Hinter der Ausgrenzung des fahrenden Volkes verbirgt sich zum Gutteil auch die Stadt-Land-Problematik. Deshalb ist die territorialstaatliche Ausgrenzungspolitik in den größeren Städten wenigstens partiell wirksam. (Hier erhielten die militärisch bedeutungslos werdenden Stadtmauern auch eine neue Funktion: Die der Abwehr des „herrenlosen Gesindels“.)

Ausgrenzung: Diesem Zusammenhang ordnen sich auch die Heiratsverbote zu. Was in den Gesetzen gegen „Winklehen“, gegen „heimliche Ehen“ als gemeinsame Aktion von weltlicher und kirchlicher Obrigkeit zur Durchsetzung sittlicher Normen erscheint, erweist sich im Rückblick auf die spätmittelalterlichen Verhältnisse als einschneidende Verkürzung von Sozialhoffnungen unterer Schichten. Denn mit der Rezeption des *Decretum Gratiani* seit dem hohen Mittelalter war eine Ehe allein durch den Konsens der beiden Ehepartner gültig, ohne Einspruchsrecht des Vaters, der Ver-

wandtschaft, der „Freundschaft“. Die „heimliche Ehe“ war kirchenrechtlich legitim gewesen. Mit den frühneuzeitlichen Landes- und Kirchenordnungen aber wird die elterliche, und das hieß: die väterliche Gewalt in vollem Umfang wiederhergestellt. Alte und neue Kirche sind sich seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert darin einig, daß eine Ehe junger Menschen nur mit Zustimmung der Eltern gültig sein darf. Mandate erläutern drohend, daß sich kein Diensthofe Hoffnung auf die Heirat mit der Tochter oder dem Sohn des Hauses ohne Einverständnis der Eltern machen solle; den vermögenslosen Knechten wird der Eheschluß, der in Stadt und Land zumeist an einen Vermögensnachweis gebunden ist, erschwert, ja unmöglich gemacht. Die neue Ehegesetzgebung ging zu Lasten sozial schwacher Schichten, zu Lasten von Knechten, Gesellen und Mägden vor allem, denen die wichtigste Möglichkeit sozialen Aufstiegs, die Heirat, denen damit überhaupt die soziale Integration in eine vom Haus geprägte Gesellschaft verwehrt wurde. Damit schließt sich der Kreis zu den territorialen Mandaten, die den „herrenlosen Knecht“, den der nicht unter der Zuchtgewalt einer Hausherrschaft stand, verfolgte.

II. Ständische Gesellschaft in europäischer Perspektive

Arlette Jouanna

Die Legitimierung des Adels und die Erhebung in den Adelsstand in Frankreich (16.–18. Jahrhundert)*

Den Adel zu legitimieren schien im frühneuzeitlichen Frankreich jedem eine unerläßliche Aufgabe, der den Zweiten Stand bedroht sah und sich aufgerufen fühlte, ihn zu verteidigen. In Zeiten starken Widerstands gegen den Adel wie in der zweiten Hälfte des 16. und des 18. Jahrhunderts kommt diese polemische Ausrichtung in zahlreichen Werken zum Ausdruck. Den Adel zu legitimieren ist aber auch von vielen anderen adeligen und nichtadeligen Autoren als notwendig empfunden worden, die sich veranlaßt sahen, über die ihr Leben bestimmenden sozialen Strukturen nachzudenken und Argumente zu finden, die es ihnen erlaubten, das hierarchische System zu rechtfertigen. Der Gegensatz zwischen Adel und Nichtadel war in den Augen der meisten Betrachter die wichtigste Form der Ungleichheit, zu der die Unterschiede des Reichtums, der Macht und des Ansehens hinzukamen; so bedeutete die Rechtfertigung des Adels zugleich, sich über die gesamte soziale Ordnung Rechenschaft abzulegen.

Im Rahmen einer begrenzten Darstellung kann es nicht darum gehen, im einzelnen die zahlreichen theoretischen Traktate, Pamphlete, Mémoires, historischen Abhandlungen, Diskurse und sogar Romane und Gedichte zu nennen, die Rechtfertigungen des Zweiten Standes beinhalten. Auch die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen sie geschrieben wurden, sind hier nicht zu schildern. Trotz des Risikos, eine sehr starke Vereinfachung vorzunehmen, werde ich hier nur die drei großen Legitimationstypen festhalten, um die sich die Argumente ordnen lassen. Diese drei Typen sind keineswegs miteinander unvereinbar; doch ihre isolierte Betrachtung zeigt deutlicher, in welchen sozialen Bedingungen sie entstanden sind und unter welchen besonderen historischen Umständen sie formuliert wurden¹.

* Übersetzt aus dem Französischen von Christiane Schroeder (Bochum).

¹ Eine detailliertere Analyse findet sich in meiner Thèse, *L'idée de race en France au XVI^e siècle et au début du XVII^e* (Lille 1976) 3 Bde., neuaufgelegt in Montpellier, Presses de l'Univ. Paul Valéry 1981, 2 Bde., und in der Thèse von *André Devyver*, *Le sang épuré. Les préjugés de race chez*

Ein erster Argumentationstyp gründet den Adel auf den Willen des Königs: es ist der König, der den Adeligen schafft. Der Adelsstand wird damit als eine politische Schöpfung verstanden, die durch ihren sozialen Nutzen notwendigerweise verursacht wird. Der Souverän definiert frei die Kriterien der Zugehörigkeit zum Adel; er läßt zu und entläßt, wen er will.

Diese Form der Legitimation zielt darauf ab, den Adel zu rechtfertigen und ihn zugleich vom Souverän abhängig zu machen. Sie ist sehr früh von Juristen verwandt worden, die die königliche Autorität stärken wollten. In dieser Absicht griffen sie größtenteils auf eine Formulierung zurück, die die italienischen Rechtsgelehrten Bartolus und Baldus im 14. Jahrhundert gebraucht hatten. Hier sei zum Beispiel die Definition des Adels genannt, die André Tiraqueau, Ratsmitglied des Obersten Gerichtshofs von Paris, in seinen 1549 veröffentlichten und vielfach neu aufgelegten *Commentarii de Nobilitate et Jure Primigenitorum* gegeben hat: „est qualitas illata per principatum tenentem, qua quis ultra honestos plebeios acceptus ostenditur“². Zentral ist der Begriff *illata*: der Adel bezeichnet eine vom König erteilte Qualität; er ist also im wesentlichen keine naturgegebene Sache³. Die hieraus unmittelbar resultierende Konsequenz besteht in der Hervorhebung und Trennung der mit adeligen Qualitäten Ausgestatteten vom Rest des Volkes. Der Adel ist die Antwort auf die Notwendigkeit, die guten Diener des Souveräns in ihrer Person und in der Person ihrer Nachkommen zu belohnen. Der Vorrang des Adels ist also eine gerechte und vernünftige Sache⁴. Er erhält in der Gesellschaft die notwendige Unterscheidung der Ränge aufrecht und fördert den Wettstreit, der jeden dazu treibt, auf die Nobilitierung seines Geschlechts zu hoffen.

Die französische Monarchie hatte ein Interesse daran, die Verbreitung dieser Legitimationsform des Zweiten Standes, die den König zum Herrn des adeligen Standes machte, besonders zu fördern. Die größte Intensität des Bemühens, dieser Position Kredit zu verschaffen, findet sich zur Zeit der großen Adelsüberprüfungen, die zu Beginn der persönlichen Herrschaft Ludwigs XIV. vorgenommen wurden. Dieser umfassende Versuch, den falschen Adeligen den usurpierten Stand zu nehmen und ihre Steuerentziehung zu verfolgen, hätte, wäre er vollkommen gelungen, dazu geführt, daß

les gentilshommes français de l'Ancien Régime (1560–1720), (Brüssel, Ed. der Univ. 1973). Für das 18. Jahrhundert ist das ältere Werk von *Elie Carcassonne*, *Montesquieu et le problème de la Constitution française au XVIII^e siècle* (Paris 1927), immer noch grundlegend.

² *André Tiraqueau*, *Commentarii de Nobilitate et jure Primigeniorum*, Parisiis, ap. Jac. Kerver, 1549; Ed. von 1559, Lugduni, ap. G. Rouillium, in fol., S. 63, Kap. VI, § 1. Diese Definition ist – nach zahlreichen anderen Definitionen – von *G. A. de La Roque* in seinem *Traité de la Noblesse*, 1678 in dieser Übersetzung wiederaufgenommen worden: „la noblesse est une qualité concédée par le Prince à celui qu'il élève au dessus d'honnêtes roturiers“.

³ *Tiraqueau* wiederholt im XX. Kapitel die Argumente, die für die natürliche Überlegenheit des Adels sprechen, aber präsentiert sie in Ausdrücken, die einen gewissen Zweifel bewahren: „ut dicitur“, „praesumantur“, „consentaneum est“. (138, § 21). Im Kapitel IV schreibt er, daß der Adel nicht auf ein natürliches Recht zurückzuführen ist. (64, § 4).

⁴ „Car aussi la raison le veut“ schreibt zum Beispiel *Claude Seyssel* in *La Monarchie de France* (1515 geschrieben), hg. von *Jacques Poujol* (Paris 1961) 155. Claude Seyssel, der Bischof von Marseille war, hatte eine juristische Ausbildung.

alle Adeligen Frankreichs in einem Katalog verzeichnet worden wären. Dieses Verzeichnis hätte es nicht nur erlaubt, die Erhebung in den Adelsstand genauestens zu kontrollieren, sondern es hätte außerdem als nicht diskutierbare Quelle für den Adelsnachweis dienen können.

Bei der Auseinandersetzung mit diesem Problem hat Alexandre de Belleguise, der mit der Untersuchung der Titel in der Provence beauftragt war, die Intention dieser Nachforschungen von 1666 in seinem „*Traité de la noblesse et de son origine suivant les préjugés rendus par les commissaires départis pour la vérification des titres de noblesse*“, der 1669 zum ersten Mal veröffentlicht wurde, zusammengefaßt. Er erinnert daran, „daß es ein Irrtum sei zu glauben, daß die Natur an den Rangunterschieden ursächlich beteiligt sei (...). Die Natur schafft weder den Adeligen noch den Nichtadeligen (...). Wenn wir einen Unterschied zwischen diesen bemerken, ist er vielmehr das Ergebnis der Autorität des Souveräns, eine Belohnung der Tugend“⁵. Indem er als durch den König gegebene Belohnung der Tugend charakterisiert wird, ist der Adel gleichzeitig vollständig gerechtfertigt und abhängig vom Souverän.

Einigen Adeligen bereitete es Schwierigkeiten, diese Abhängigkeit zu akzeptieren. Ohne den Gedanken aufzugeben, daß die legale Sanktionierung durch den König notwendig sei, um aus dem Adel eine öffentliche Würde zu machen, zogen sie es vor, den Akzent auf die natürliche Herkunft des Adels zu legen. Nach diesem zweiten Argumentationstyp ist der Adel auf die Rasse gegründet, d. h. auf die vererbare und biologische Überlegenheit der Geschlechter des Adelsstandes. Die wesentliche Quelle ist also die Natur; der Adel wird als eine naturgegebene Realität aufgefaßt, ist also universell und in jeder Gesellschaft unabhängig von Zeit und Ort selbständig vorhanden.

Betrachten wir einige Beispiele für diese Form der Legitimation. Noël du Fail, ein Landedelmann und Mitglied des Obersten Gerichtshofes von Rennes, schrieb 1579, daß die Adeligen „ich weiß nicht was für eine Ehre haben, die natürlich aus ihrem Vorrang über die anderen Ränge und Stände resultiert, der wiederum auf die Würde des Blutes zurückzuführen ist, wie es die Mediziner selbst geschrieben haben“⁶. Im gleichen Jahr nimmt Louis le Caron, Generalleutnant der Baillage von Clermont im Beauvaisis, ein geschätzter Jurist aus nichtadeliger Familie, der die Nobilitierung anstrebte, an, daß die Vortrefflichkeit der Könige, Prinzen und großen Herren durch „eine natürliche Ursache“ bedingt ist, „die ihnen die Würde verleiht zu regieren und die durch Erbfolge auf die Kinder übergeht. Die Erblichkeit, die dieser Vortrefflich-

⁵ *Alexandre de Belleguise, Traité de la noblesse et de son origine suivant les préjugés rendus par les commissaires départis pour la vérification des titres de noblesse, avec la déclaration de sa Majesté, arrêts et réglemens du Conseil sur le fait de la dite vérification 1669*, Ed. von 1700, 59–60, zitiert nach *J. M. Constant, L'enquête de noblesse de 1667 et les seigneurs de Beauce*, in: *Revue d'Histoire moderne et contemporaine*, Okt., Dez. (1974) 549–550. Über die Adelsnachprüfungen vgl. neben dem Artikel von *J. M. Constant* die Thèse von *Jean Meyer, La noblesse bretonne au XVIII^e siècle* (Paris 1966) 2 Bde.; die Thèse von *F. G. Blanc, L'origine des familles provençales maintenues dans le second ordre sous le règne de Louis XIV*, thèse de droit d'Aix 1871; den Artikel von *Monique Cubells, A propos des usurpations de noblesse en Provence sous l'Ancien Régime*, in: *Provence Historique* 81 (1970).

⁶ *Noël du Fail, Mémoires recueillis et extraits des plus notables et solennels Arrests du Parlement de Bretagne* (Rennes 1579) Vorwort.

keit eignet, wird Adel genannt“⁷. Diese inhärente und erbliche Überlegenheit kann in allen Bereichen festgestellt werden. Auf den Schlachtfeldern erscheint sie als Tapferkeit: nach der Ansicht Pierre de Dampmartins zum Beispiel, der als Generalstaatsanwalt des Bruders Heinrich III. François d’Alençon die Wertvorstellungen der Umgebung des Königsbruders angenommen hatte, „kommt“ der Mut „wie das Geschlecht zu den Edelleuten des Hauses, dessen Väter und Ahnherrn immer das Kriegshandwerk ausgeübt haben“⁸. Der menschliche Vorrang zeigt sich auch in der Redekunst, behauptete der Erste Präsident des Obersten Gerichtshofes der Provence, Guillaume du Vair, der einen alten Adelstitel anstrebte: Seiner Ansicht nach sind die Edelleute die besten Redner, weil – wie er 1594 schrieb – „der Samen der Tapferkeit oder der Schwäche ihrer Väter mit Gewißheit – und daran besteht kein Zweifel – auf die Kinder übergeht und sich bei der Geburt eine Ordnung der Sitten ausbildet, die sich später an ihrem Tun erkennen läßt“⁹. Der Vorrang der Adeligen manifestiert sich bis hin zur Jagd: so behauptet der provenzalische Adlige Charles d’Arcussia in der dritten Auflage (1605) seiner Abhandlung über die Falknerei, daß die Nichtadeligen „in unserer Wissenschaft nur Unwissende sein können, denn sie gelangt in den Kopf eines Mannes aus dem Volke oder niederer Herkunft nur durch die Kraft, die der natürliche Instinkt hat, um Personen zu erblichen Handlungen, die vom Vater auf den Sohn übergehen, anzuleiten“¹⁰.

Diese Zitate, die von Adeligen stammen oder von Nichtadeligen, die den Rang des Adeligen bereits erreicht haben, fallen nicht durch ihre Polemik auf; ihre Meinungen bringen vielmehr – wie der Kontext deutlich zeigt – den Wunsch zum Ausdruck, eine Erklärung der sozialen Ungleichheiten zu geben, die Herz und Geist gleichermaßen befriedigt. Der als gradueller Unterschied der menschlichen Vorzüge und nicht als naturgegebene Differenz¹¹ eingestufte Unterschied zwischen Adel und Nichtadel er-

⁷ *Louis Le Caron*, *Questions diverses et Discours* (Paris 1579) f. 83 v°. Seine Königstreue während der Ligaunruhen brachte Louis Le Caron 1601 Briefe zur Bestätigung des Adels ein, die zweifellos die Reinform der Nobilitierung darstellen.

⁸ *Pierre de Dampmartin*, *De la Connoissance et Merveilles du Monde et de l’Homme* (Paris 1585) f. 110 v°.

⁹ *Guillaume du Vair*, *De l’éloquence François* (1594), hg. und mit einer Einleitung zu dieser Abhandlung und zu Du Vair von R. Radouant (Paris 1908) 151.

¹⁰ *Charles d’Arcussia*, *La Fauconnerie ... Troisième édition – Reveue, corrigée et augmentée de toute la troisieme partie* (Paris 1605) 162 r°.

¹¹ Alle Autoren, die die These der natürlichen Ungleichheit vertreten, nehmen trotzdem an, daß die Menschen gemeinsam dieselbe Natur besitzen, „à scavoir“, schreibt *Louis Le Caron*, „d’estre participans de la raison, ayans le chef eslevé et la parole pour exprimer leurs conceptions; qui sont les marques, qui les rendent differens des autres animaux“ (*Questions diverses*, f. 86 r°). Was sie unterscheidet, ist der Grad der Perfektion oder der Unvollkommenheit, die ihnen die menschliche Natur gibt. Diese Aspekte sind in der Einleitung des *Traité de la noblesse* von *Gilles-André de La Roque* besonders gut zusammengefaßt: „Quoy que tous les hommes soient universellement de mesme espece et de mesme condition dans les principes de la nature, il y a néanmoins parmy eux certains avantages particuliers, qui servent à les distinguer dans la société civile. Cela se voit dans tous les autres estres, qui ont une certaine étendue de propriété et de qualité, dont ceux qui les possèdent avec plus d’avantage, sont estimez plus parfaits que quelques autres qui sont de mesme espece, mais dont les dispositions sont moins nobles. Comme il y a divers degrez de perfection dans un mesme genre, il y a aussi des especes qui sont naturellement

schien als ein universelles Gesetz, das alle natürlichen Wesen regierte: bei den Tieren, aber auch bei den Gestirnen und den Mineralen sind einige edler als andere; jeder weiß, was Hunde oder Pferde von guter Rasse sind, oder besondere Weine¹²; warum sollten die Menschen eine Ausnahme von dieser Regel bilden, die das Herz des ganzen Universums ist? Bei den Autoren, die diesen Typ der Adelslegitimierung verwenden, liegt die Überzeugung vor, daß die soziale Ordnung durch den Willen Gottes und durch den Willen der ihm dienenden Natur der natürlichen Ordnung gleicht und daß die Menschen diese Gleichheit respektieren müssen, indem sie darauf verzichten, eine Hierarchie umzustürzen, die der Spiegel der universellen Harmonie ist¹³.

plus parfaites que les autres. Et si dans la nature, ces divers degrez de perfection sont la noblesse des choses, leur excellence et leur dignité; de mesme il y a dans la Morale et dans la Vie Civile, des différences que les hommes ont établies, pour mettre dans le monde un ordre qui ne sert pas moins à la conserver dans la paix et dans l'union, qu'il en fait d'ailleurs la beauté, par cette agréable diversité de rangs, de conditions, de charges et d'emplois. Mais la différence la plus considérable est la Noblesse, que les Anciens établirent entr'eux, après s'estre acquis les titres de Magnanimes et de Braves par leurs plus belles actions; et afin que cette noblesse fust plus illustre, les plus politiques et les plus prudens jugerent que la succession en devoit estre l'ornement et l'appuy; parce que ce qui est attaché à la personne, périt avec son sujet; et que pour rendre cet honneur accompli, il devoit estre continué dans la postérité des grands hommes."

¹² „Les hommes sont comme les vins“ schreibt der Kanzler *Philippe Hurault de Cheverny* in der Instruction für seinen Sohn, „dont les anciens sentent le goût du terroir, les autres de la bonne vendange; aussi ce sont vertus de Noblesse, avoir bon coeur pour résister, générosité aux actions, vigueur et force en l'exécution, clemence, et bonté pour pardonner, ce qui ne se trouve pas souvent entre gens de bas estat et qualité“ (Instruction à son fils vom Kanzler *de Cheverny* nach seinen Mémoires d'Estat 1669 veröffentlicht, La Haye 1669, Bd. II, 312). Desgleichen für den Adligen aus der Bourgogne, Pierre de Saint Julien de Balleure, „nous trouvons en chacune contrée des haras particuliers, esquels les chevaux sont trop plus généraux, et appréciés que les autres. Entre les chiens il y a des races si recherchées, que ceux qui aiment la chasse s'estiment n'avoir petit contentement, quand ils peuvent en recouvrer. Autant s'en peut-il dire des oiseaux de proie, soit de poing, ou de leurre.“ Saint Julien de Balleure erinnert anschließend an die Pflanzen und Minerale. Der menschliche Adel stellt einen Sonderfall in der Hierarchie des Universums dar.

¹³ *Pierre de la Primaudaye*, „gentilhomme ordinaire“ der „chambre du roi“, der aus dem Amtsadel stammte, resümiert die Analogien, die die Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Teilen der Welt erklären, derart: wir sehen, schreibt er in der Académie Française, die 1577 zum erstenmal veröffentlicht und mehrfach neu aufgelegt wurde, das Universum „estre composé d'éléments dissemblables, terre, eau, air et feu; se maintenir cependant par la participation d'essence, et proportion qu'ils ont ensemble: aussi nous voyons au corps humain, teste mains, pieds, yeux, nez, oreilles; en l'Oeconomique, mary, femme, enfans, seigneurs, serviteurs; au Politique, Magistrats, Nobles, Plebeiens, Artisans; et tous corps mezlez de chault, froid, sec et humide, se conserver par la mesme raison de convenance et proportion qu'ils ont ensemble“. Jede hierarchische Reihe besitzt eine analoge Struktur (Académie Française, Ed. von 1581, Paris, in fol., f. 221, r^oA). Indem man aus dem Adel eine natürliche Realität macht, die allen Teilen des Universums eigen ist, wird der Eindruck erweckt, daß sich der Adel in allen organisierten Gesellschaften findet. *Claude Expilly*, Staatsanwalt der „chambre des comptes“ und der „cour des finances du Dauphin“, ist zum Beispiel der Ansicht, daß „l'établissement universel de toutes monarchies a toujours séparé les personnes selon les qualités, dignitez et charges d'icelles. Ce n'est pas le Dauphiné seul qui en use ainsi, toutes les terres soumises à l'obéissance des Rois et des lois ont cette forme, et vivent de la sorte“ (Plaidoyer, Ed. von 1612, Paris, S. 363).

Andere Argumente, literarische (wie der Bezug auf Horaz), medizinische (gegründet auf die Kraft des „Samens“) und selbst religiöse (Anspielung auf die Schöpfungsgeschichte) haben diese Sichtweise des Adels untermauert¹⁴. Diese Meinung hat, wenn sie auch im Mittelalter nicht unbekannt war, besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Verbreitung gefunden; zwischen 1550 und 1650 ist sie in den meisten Abhandlungen zur Gesellschaft ein Gemeinplatz geworden: Sie entsprach einem Bedürfnis nach Rechtfertigung der sozialen Hierarchie zu einem Zeitpunkt, an dem diese – nach den durch den Hundertjährigen Krieg verursachten Wirren und nach der noch recht starken Mobilität in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts – die Tendenz zeigte, drückend zu werden, und besser durch äußere Merkmale gekennzeichnet werden mußte, ungeachtet einzelner Fälle von brillantem sozialen Aufstieg¹⁵.

Dieser Argumentationstyp kann in verschiedenen Varianten auftreten: je nach Maß der Zustimmung der Autoren zu diesen Theorien, je nach dem Grad ihrer Kohärenz, aber vor allem abhängig von der Art der Adelsqualität, die als erblich betrachtet wird. Meistens geht es um die Eignung zur Tapferkeit, also um den militärischen Dienst. Aber es kann auch um die Urteilskraft gehen und damit um die juristische Eignung. Wenn auch eine Reihe von „avocats de robe“ und von „officiers de robe“ den Rassegedanken kritisiert hat¹⁶, haben andere, im Gegensatz dazu, in der zweiten Hälfte des 16.

¹⁴ Die Autoren, die die Erblichkeit der adeligen Eigenschaften behaupten, beziehen sich auf verschiedene Schriften aus der Antike, insbesondere beziehen sie sich auf diese vier Verszeilen von Horaz, aus dem 4. Buch der Carmina:

„Fortes creantur fortibus; ex bonis
Est in juvenis, est in equis patrum
Virtus, neque imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.“

Auch wird die Kraft des Samens thematisiert, doch dies geschieht in ungenauen Begriffen, die zeigen, wie sehr dieses Phänomen den meisten Autoren ein Geheimnis geblieben ist. Schließlich beziehen sich einige wenige auf die Schöpfungsgeschichte, um den Unterschied zwischen Adel und Nichtadel zu erklären. So ist für Noël du Fail „le neufiesme chapitre de Genèse (...) la source des trois estats et ordres (...) Auquel chapitre le tiers fils de Noë appelé Cham ou Canaam signifiant marchand, trafiquant, pour s'estre moqué et n'avoir recouvert le parties honteuses de son pere, fut d'un jugement venant d'en haut, par iceluy maudit, et que luy et sa posterité, qui sont les roturiers, seroient serviteurs perpetuels de Japhet et Sem, ses deux autres enfans, et de leurs serviteurs.“ Getrennt für immer, hat dieses unwiderrufliche Gebot Gottes „ce beau et permier sang et race ou racine divine, laquelle se reconnoist en un vray Gentil-homme, fust il vestu de toile“ (Les Contes et Discours d'Eutrapel, 1585, hg. von E. Courbet, A. Lemerre (Paris 1894) Bd. II, 127).

¹⁵ Vgl. zur sozialen Mobilität in Frankreich im 16. Jahrhundert die Arbeiten von Bernard Guenée, Tribunaux et Gens de Justice dans le baillage de Senlis à la fin du Moyen Age (vers 1380– vers 1550), (Paris 1963) 425, 429–430, 433, 442; Roger Doucet, Etude sur le gouvernement de François I^{er} dans ses rapports avec le Parlement de Paris (Paris 1921–1926) Bd. 1, 51–53; Henri Drouot, Mayenne et la Bourgogne (1587–1596), (Paris 1937–1939) Bd. 1, 52–53; René Fedou, Les hommes de la loi lyonnais à la fin du Moyen Age. Etude sur les origines de la classe de robe (Lyon 1964) 397f.; L. Viala, Le Parlement de Toulouse et l'administration royale laïque (Albi 1953) Bd. 1, 255; Philippe Contamine, Guerre, Etat et société à la fin du Moyen Age. Etudes sur les armées des rois de France 1337–1494 (Paris, Mouton, La Haye 1972) 427. Zur sozialen Mobilität im 17. Jahrhundert vgl. die Sonderausgabe der Zeitschrift XVII^e siècle, Jan.–März 1979.

¹⁶ So Etienne Pasquier, Jean Duret, Claude Fauchet, Jean Bodin, Charles Loyseau (L'idée de race au XVI^e siècle, 660f.).

und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Begriff der naturgegebenen Ungleichheit bewahrt, um den Vorrang ihrer Geschlechter und ihrer sozialen Gruppe zu rechtfertigen, indem sie argumentierten, daß die geistige Eignung und die moralische Stärke durch das Blut weitergegeben wird: die universitäre Ausbildung bringe nur die inneren Gaben zur Entfaltung¹⁷. Anders ausgedrückt, erschien die Legitimierung des Adels durch den Rassegedanken nicht nur denen günstig, die ihre Tapferkeit rühmen wollten, sondern auch jenen, deren Ansehen in der erworbenen Kompetenz begründet lag. Insofern schien der Bezug auf die natürliche Ordnung die beste Möglichkeit, die soziale Ordnung zu rechtfertigen.

Schließlich kam zu dem zweiten Legitimationstyp noch ein dritter. Er gründet den Adel auf das Recht der Eroberung; der wesentliche Bezugspunkt ist weniger die Natur als die Geschichte. Unter diesem Gesichtspunkt wird der Adel als eine historische Realität betrachtet, die ihre Geburtsstunde in der Eroberung Galliens durch die Franken hat; diese werden als die Vorfahren der ältesten Adelsgeschlechter angesehen, während die besiegten Gallier den Stand der Nichtadeligen gebildet hätten.

Der Gedanke, daß die fränkische Eroberung direkt oder indirekt die soziale Schichtung der französischen Gesellschaft begründet habe, wird oft von zwei Argumenten begleitet, die den sozialen und politischen Hintergedanken verraten: Das eine Element ist die Begeisterung für die *libertas germanica*, die in den Franken verkörperte germanische Freiheit. Den Franken, diesen aus Germanien stammenden Barbaren, diesen unbezähmbaren Kriegern, die von ihrer Unabhängigkeit leidenschaftlich eingenommen sind, werden die friedliebenden und den Römern dienstbaren Gallier gegenübergestellt. Das andere Element ist die Feindschaft gegenüber den Beamten und Kommissaren, die, indem sie blind dem Fortschritt des Absolutismus dienten, die Freiheiten, deren sich das Königreich ursprünglich erfreute, veräußerten.

Die Verbindung dieser beiden Elemente hat im 16. Jahrhundert zunehmend Verbreitung gefunden. Der gegen Ende des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des folgenden Jahrhunderts zu verzeichnende Einfluß der deutschen Geschichtsschreiber, die Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus, der Wunsch, gleichzeitig gegen die Ausdehnung des römischen Rechts und gegen den Einfluß der italienischen Kultur zu reagieren, haben eine Rolle gespielt¹⁸. Eine Reihe französischer Geschichtsschreiber

¹⁷ Einige Autoren fordern, daß den Eigenschaften des Amtsadels gleiche Beachtung gebühre wie denen des Schwertadels. Dies gilt für *François de Rosières*, Archidiakon von Toul, der aus einer Juristenfamilie stammt, *Louis le Caron*, genannt Charondas, Generalleutnant der Baillage von Clermont en Baivais, *Claude Expilly*, Generalstaatsanwalt der „Chambre des Comptes“ und der „Cour des finances“ der Dauphiné, *Louis Ernaud*, „seigneur“ von Chantores. Andere Autoren gehen so weit, den Vorrang der „officiers“ über die „gens de guerre“ zu behaupten: so zum Beispiel *Guillaume de la Perrière*, der die Funktion eines Historiographen der Stadt Toulouse ausgeübt hat, *Pierre de la Primaudaye*, „gentilhomme ordinaire“ der „chambre de Monsieur“ – des Bruders des Königs –, der aus einer Familie von „officiers de finances“ stammte, *Jacques de la Guesle*, Generalstaatsanwalt des Parlement de Paris (ebenda, 503 f.).

¹⁸ Diese Elemente sind von *Jacques Rida*, *L'Image du Germain dans la pensée et la littérature allemande de la redécouverte de Tacite à la fin du XVI^e siècle*, Dissertation, Lille III 1977, 3 Bde., analysiert worden und von *Claude-Gibert Dubois*, *Celtes et Gaulois au XVI^e siècle, le développement littéraire d'un mythe nationaliste* (Paris, Vrin 1973).

haben ihren Teil zu der Konstruktion dieser Theorie beigetragen: Robert Gaguin, Paul Emile, Charles Dumoulin, Etienne Pasquier, Bernard du Haillan, François Hotman und Guy Coquille¹⁹. Im 17. Jahrhundert ist diese Theorie so bekannt, daß sie dem Adel von Orléans zur Abfassung eines Teils seiner Beschwerden diene und den Juristen Charles Loyseau zu einer bedeutenden Widerlegung inspirierte²⁰.

Vor allem der Comte Henri de Boulainvilliers hat zu Beginn des 18. Jahrhunderts dazu beigetragen, den Eroberungsgedanken in seinen Schriften zu verbreiten; dies gilt besonders für seine Schrift *Dissertation sur la Noblesse Française*, die er unzweifelhaft um 1700 geschrieben hat, und die in adeligen Kreisen schon in Manuskriptform bekannt war, bevor sie 1730 und 1732 veröffentlicht wurde. In diesem Werk sind die Gedanken Boulainvilliers viel nuancierter ausgedrückt, als man sie oft beschrieben hat. Seiner Ansicht nach ist die Herkunft des Adels, wenn die Quelle jeden Adels die Eroberung ist, auf Gewalt gegründet und damit „mangelhaft“; aber, so fügt er hinzu, „diese Idee ist schon so lange in Gebrauch, daß sie die Form eines Naturgesetzes angenommen hat.“ Im übrigen „gibt die Vernunft das Gefühl, daß (die Tugend) in den hervorragenden Rassen verbreiteter ist als in anderen“²¹; außerdem zeigt die Erfahrung, daß die Königreiche und Imperien, die es versäumt haben, den Adel zu ehren, bald

¹⁹ *L'idée de race*, 3. Teil, Kapitel III.

²⁰ Der Beschwerdeschrift des Zweiten Standes der Gegend um Orléans zufolge ist der Adel „issue de ces braves françois qui abandonnent le fleuve d'Al, passant le Rhin soubz les enseignes du généreux Mérovée“ und haben „nouvelle loy à la nation gauloise“ gegeben (Cahiers de doléances de la noblesse des gouvernements d'Orléanais, Normandie et Bretagne pour les Etats Généraux de 1614, hg. von Yves Durand, in: *Enquêtes et Documents de l'Univ. de Nantes* 1971, Bd. I., 60). Die Widerlegung der Theorie, der zufolge die soziale Schichtung mit der Rasse begründet wird, ist von Charles Loyseau in seinem *Traité des Offices* und in dem *Traité des Seigneuries* vorgenommen worden. In dem ersten dieser Werke gibt er zu, daß der Sieg der Franken über die Gallier soziale Konsequenzen hatte: Die Ersten „voulurent avoir seuls les charges publiques, le maniement des armes, et la jouissance des fiefs, sans être tenus contribuer aucuns deniers“; „quant au peuple vaincu, il fut réduit en une condition de demi-servitude“. Dennoch ist diese Ungleichheit zwischen Galliern und Franken – nach Loyseau – nicht total und nicht dauerhaft gewesen. Nicht total, weil anzunehmen ist, daß die Franken „ne reduisirent pas tous les anciens nobles du pays à ce misérable estat“, und daß einige von diesen Mittel gefunden haben „de parvenir à leurs franchises“; nicht von Dauer, denn „à succession de temps“, „il fut mal-aysé de discerner chaque nation“. In dem *Traité des Seigneuries* behandelt Charles Loyseau diesen Punkt ausführlicher: er weist die Theorie der Eroberung offen als einen Mythos zur Erklärung des französischen Adels zurück: „combien que, pour en parler librement, la différence des Francs et des Gauloys est de longtemps abolie, dont la remarque seroit maintenant impossible, veu que les Juifs mesme ne reconnoissent plus leurs lignées, nonobstant la peine qu'ils ont tousjours prises pour les discerner (...). Partant c'est un abus de penser que la Noblesse de maintenant soit fondée sur la descente des Francs Allemans: ains c'est la vérité qu'elle provient de trois autres sources, sçavoir est des médiocres seigneuries, des offices ennoblissans continuez en deux races consécutives, et de la possession immémorial.“

²¹ Henri de Boulainvilliers, *Dissertation sur la Noblesse française* servant de préface aux *Mémoires de la maison de Croi et de Boulainvilliers*, hg. von André Devyver, in: *Le sang épuré*, 502 und 505.

untergegangen sind²². Diese Gründe sind die Rechtfertigung für die Ehre, die den ältesten Geschlechtern des Königreiches Frankreich bezeugt wurde, diesen Nachkommen der barbarischen Franken, die Boulainvilliers als „Freunde der Freiheit, tapfer, leichtfertig, untreu, beutegierig, unruhig, ungeduldig“²³ beschrieben hat, und die durch ihre Erstürmung Galliens eine auf der Rasse gegründete Hierarchie etabliert haben. Dieses Konzept wird bei Boulainvilliers von einem starken Pessimismus begleitet: Gallier und Franken haben die Vermischung ihres Blutes mit dem Beginn der Herrschaft der Kapetinger begonnen; die Nobilitierung durch Amt oder Brief hat „unbekannte Familien“ erhoben; schließlich ist „das beste Blut des Königreiches in den Religionskriegen und durch die Bemühungen ambitionierter Minister vernichtet worden“. So daß man sagen kann, schließt Boulainvilliers, „daß die schönen Zeiten des Adels vorbei sind“²⁴.

Die Gedanken Boulainvilliers finden sich in den Werken des Abbé Vertot wieder. Sie haben zum Teil auch Montesquieu inspiriert, der den „gouvernement gotique“, der seine Grundlegung in den germanischen Wäldern erhielt, besonders rühmte. Sie wurden von dem Abbé Dubos, dem Präsidenten Hénault und dem Abbé Mignot de Bussy bestritten²⁵. Diese Ideen fanden starken Widerhall und bildeten den Ausgangspunkt wichtiger Debatten. Nicht erst die Gegner des Adels bemächtigten sich dieser Argumente, um sie gegen den Adel zu kehren: Bekannt ist der berühmte Ausspruch Sieyès', der in seinem Pamphlet „Qu'est-ce que le Tiers-Etat“ die Adeligen auffordert, nach Germanien zurückzukehren; während der Revolution wird der Sansculotte Ducalle die Konventsmitglieder dazu auffordern, die Franzosen umzutaufen und ihnen ihre gallischen Namen wiederzugeben²⁶.

Diese drei großen Legitimationskategorien – durch die Hand des Königs, durch den naturgegebenen Vorrang, durch das Recht der Eroberung – sind zugleich durch unterschiedliche Haltungen gegenüber der sozialen Mobilität gekennzeichnet und besonders gegenüber dem Typ der Mobilität des Aufstiegs, den die Erhebung in den Adelsstand darstellt²⁷.

Alle diejenigen, die auf der Macht des Königs beharren, behaupten, daß nur er allein das Recht habe zu adeln, sei es durch den Adelsbrief oder sei es auf indirekte Art

²² „Les premières monarchies de l'Orient, Mèdes, Babiloniens et Perses estoient fondées sur la dignité de la noblesse dont l'employ estoit de gouverner les peuples inférieurs sous l'autorité du souverain. C'est à cette union des nobles et du prince que l'on doit attribuer la longue durée de ces dominations. Au contraire, les peuples chez qui l'ambition des particuliers n'estant point soumise à un corps supérieur qui lie et unit ensemble les divers membres d'un Etat sous un chef commun à tous, ont esté sujets à des révolutions continuelles.“ Das bewegendste Beispiel ist nach Ansicht Boulainvilliers der Untergang des römischen Imperiums, der auf die Mißachtung des Adels zurückzuführen ist (ebenda, 503 und 505).

²³ Ebenda, 508.

²⁴ Ebenda, 515, 539–540.

²⁵ Zu diesen Autoren vgl. die Analyse von *Elie Carcassonne*, Montesquieu et le problème de la constitution française au XVIII^e siècle.

²⁶ *André Devyver*, *Le sang épuré*, 416.

²⁷ Zur Nobilitierung vgl. *L'anoblissement en France XV^e–XVIII^e siècles. Théories et réalités*, Bordeaux, Centre de Recherches sur les origines de l'Europe moderne (1983).

durch ein adelndes Amt; sie lehnen also heftig jede Art der Nobilitierung durch Zulassung (agrégation) ab, unabhängig davon, ob sie durch den Kauf einer Seigneurie erreicht wurde – übrigens ein Mittel, das in der Ordonnance von Blois 1579 verurteilt wurde – oder durch eine militärische Lebensweise und die Aufgabe jeder nichtadeligen Tätigkeit, oder durch die Heirat mit einer adeligen Frau (letzterer Fall gilt nicht allgemein, denn in einigen Provinzen, wie zum Beispiel in der Champagne, war diese Art, in den Adelsstand zu gelangen, zumindest im 16. Jahrhundert toleriert). Natürlich wurde der vom König Geadelte niemals als einem „gentilhomme“ gleichrangig betrachtet. Die Anzahl der Grade (d.h. der Generationen), die notwendig waren, um die „gentillesse“ (oder sogar die „Rasse“) zu erreichen, wird je nach Autor auf drei oder vier geschätzt. Unter denen, die nur drei fordern, sind Jean Bacquet, Cardin Le Bret, Florentin Thierriat, Charles Loyseau zu nennen; andere, wie François de l'Alouëte und Louis de la Roque, vertreten die Ansicht, daß es vier Generationen bedarf; diese Gruppe initiierte die königlichen Gesetze von 1484 und 1583²⁸. Es bedarf also der Zeit, um die königliche Handlung zu sanktionieren; es bleibt dennoch so, daß der König, der die Ansicht vertritt, daß der Adel durch seine Hand geschaffen wird, jeden, der ihm gefällt, in den Zweiten Stand erheben kann.

Diesenigen, die den Adel durch seine erbliche Überlegenheit rechtfertigen, beharren mehr auf der Rolle der Natur als auf der des Königs. Es ist richtig, daß sie diesem trotzdem eine wichtige Kompetenz zugestehen: nämlich die, die natürlichen Qualitäten feststellen zu können, die geheimnisvollerweise in einem unbekannten Geschlecht auftauchen, und ihm die soziale Würde zu verleihen, die es verdient. Denn die Apologeten der natürlichen Ordnung glauben selten an einen völligen, durch das Erbe vermittelten Determinismus; ihrer Ansicht nach kann es geschehen, daß im Herzen adelige Menschen in nichtadeligen Geschlechtern geboren werden und ihre guten Anlagen in ausdauernden Bemühungen fruchtbar machen. Das Prinzip der Nobilitierung wird von ihnen also anerkannt; es folgt im übrigen gleichzeitig einer biologischen und moralischen Notwendigkeit²⁹. Aber der König erkennt mit der Erhebung in Adelsstand nur die inhärente Eignung an und paßt die soziale Ordnung der natürlichen Ordnung an. Diesen Prozeß beschreibt zum Beispiel François de l'Alouëte, Vogt von Sedan und Autor eines *Traité des Nobles* von 1577: „Daraus folgt auch, daß die Natur niemals müßig ist und daher immer bereit ist, Ergebnisse und Früchte ihrer Arbeit in denen hervorzubringen, die sie gebrauchen, immer wenn sie in diesem Sinne ausgeübt wird, vorwärtsgetrieben im Namen des adeligen Berufes (d.h. für F. de l'Aouëte im

²⁸ François-Paul Blanc, *La preuve de la noblesse de race en Provence à l'époque des Réformations de Louis XIV*, in: *Annales de la Faculté de Droit et de Science Politique d'Aix-Marseille* (1972), 132–136.

²⁹ Biologische Notwendigkeit, denn mangels Erneuerung wird der adelige Stand durch das Fehlen männlicher Erben, das durch Kriege oder Entlassung aus dem Adelsstand (dérogance) verursacht wird, schließlich untergehen; moralische Notwendigkeit, denn jeder muß hoffen können, sozial belohnt zu werden, um einen Anreiz zur Tugendhaftigkeit zu haben; vgl. im einzelnen Claude Expilly, *Plaidoyez*, 379. David Rivault de Fleurance, *Les Etats, esquels il est discours du prince, du noble et du tiers-estat, conformément à nostre temps* (Lyon 1596) 293–294; Pierre de Saint Julien de Balleure, *Meslanges Historiques* (Lyon 1588) 555.

Waffendienst), und wenn sie den Punkt erreicht haben wird, an dem der Adel verdien-
 termaßen gebildet wird, braucht sie keineswegs einen Adligen zu schaffen, der vom
 König als solcher bestätigt und erklärt wird, und trotzdem werden alle ihn im Rang
 des Adligen empfangen“³⁰. Dieselbe Meinung findet sich bei Guillaume d'Oncieu,
 Mitglied des Senats von Savoyen, in seinem Werk über die *Precedence de la Noblesse*
 (1593): „Der König kann nicht fehlgehen, wenn er in Nachahmung der Natur, die die
 Anerkennung der Tüchtigsten als Führer bedeutet, die Gabe der Natur, die ihnen
 durch ihren Adel und ihre Ehre im Unterschied zu anderen zuteil geworden ist, eher
 bestätigt als neu erteilt“³¹. Nach diesen Texten sanktioniert der König nur eine festste-
 hende Tatsache. Es ist eine Art natürlicher Schwangerschaft des Adels, die auf diese
 Weise nahegelegt wird; der Eingriff des Königs am Ende des Vorgangs kann im äu-
 ßersten Fall sogar als überflüssig angesehen werden. Auch gehen einige Autoren so
 weit, dem König das Recht der Nobilitierung abzusprechen. Jean de Saulx-Tavanes
 zum Beispiel schreibt unumwunden: „Die Könige können keine Prinzen und keine
 Adligen schaffen: je mehr Adelsbriefe sie erteilen, um so mehr veräußern sie diesen
 Namen, der durch sein Alter und die Zustimmung des Volkes, die Kontinuität seiner
 Aufgaben und die Wiederholung guter Handlungen der Vorfahren und jener, die
 diese Qualität besitzen, geformt wird“³². Das, was nach diesen Texten den Adel weiht,
 ist seine Bekanntheit, sein öffentliches Ansehen. Viele Autoren erinnern daran, daß
 das Wort „noblesse“ von dem lateinischen Wort „noscibilitas“ (Ruf, Reputation) her-
 geleitet ist³³. Der Aufstieg in den Adelsstand kann aus dieser Sicht akzeptiert werden:
 Die Bekanntheit wird darin gesehen, daß sie die allgemeine Beachtung auf die Ge-
 schlechter lenkt, in denen die Natur die adeligen Tugenden zum Ausdruck gebracht
 hat. Es ist richtig, daß dieser Typ der Nobilitierung im 17. Jahrhundert selten wird, vor
 allem nach der großen Adelsüberprüfung, die Colbert von 1666 bis 1668 anordnete.

Schließlich haben diejenigen, die den Adel mit der fränkischen Eroberung legiti-
 mieren, die Tendenz, die durch Brief oder Amt Geadelten als eine mindere Klasse
 Adelliger zu betrachten, weil sie nicht von den Eroberern abstammten. Henri de Bou-
 lainvillier, der diese Meinung am klarsten ausgedrückt hat, meint in seiner *Dissertation*
sur la Noblesse Française, daß der durch die Erhebung in den Adelsstand bedingte Vor-
 rang nur persönlicher Art sein kann und nur auf die Kinder übergeht, wenn diese „ge-
 nauso tugendhaft und genauso glücklich“ sind wie ihre Väter³⁴. Weil sie diese Regel
 nicht akzeptieren wollten oder konnten, haben die Könige selbst den Eintritt Nicht-

³⁰ *François de l'Alouette*, *Traité des Nobles et des Vertus dont ils sont formés* (Paris 1577) ff. 23 r^o–v^o.

³¹ *Guillaume d'Oncieu*, *La Precedence de la Noblesse*, Lyon 1595, 38.

³² *Jean de Saulx-Tavanes*, *Mémoires de Gaspard de Saulx*, Ed. von Michaud und Poujoulat (Paris 1838) 107, col. 2.

³³ *Josse Clichtove*, *Le livre et traicté de toute vraye noblesse nouvellement translaté de latin en fran-
 çois* (Lyon 1533) f. Aii r^o (*De Vera Nobilitate Opusculum*, Paris 1512, f. 3 r^o); *André Tiraqueau*,
Commentarii, 2; *Louis Ernaud*, *Discours de la Noblesse et des justes moyens d'y parvenir* (Caen
 1584) f. 14 r^o.

³⁴ *Henri de Boulainvilliers*, *Dissertation sur la noblesse françoise*, hg. von A. Devyver, *Le sang
 épuré*, 506.

adeliger in den Zweiten Stand veranlaßt oder zugelassen; diese Politik hat den alten Adel „zunehmend entfremdet und vernichtet, weil er wirkliche Größe nur in der souveränen Macht anerkannte, die die Würden verteilt, und in dem Geld, ohne welches Tugend nicht ausgeübt werden kann, wohingegen sie (die Nichtadeligen – Hg.) das Amt nur durch Kauf verdienen können und ohne Hilfe verurteilt sind, in einer ehrlosen Namenlosigkeit dahinzukriechen“³⁵.

Der Widerhall der Thesen Boulainvilliers' war so beträchtlich, daß sie eine harte Kontroverse heraufbeschworen haben³⁶. Dazu kam, daß die Aufhebung der Käuflichkeit der Adelsbriefe 1715, die den militärischen Adel betreffende Verkündung des Gesetzes von 1750³⁷, die Diskussion über den handeltreibenden Adel, die durch die Publikation des Buches des Abbé Coyer 1756³⁸ ausgelöst wurde, dazu beigetragen haben, in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Debatte über die Natur des Adels und die Rechtfertigung der Nobilitierung wiederzubeleben.

Das Neue an dieser Debatte ist die Kraft, mit der der Gedanke des natürlichen Adels mit der Folge der Minimierung der Rolle des Königs angesichts der Kritik der Philosophen an den adeligen Privilegien wieder aufgenommen wird. Unter den Autoren, die an der kontroversen Diskussion teilgenommen haben, drückt der Vicomte Alès de Corbet diese Tendenz am deutlichsten aus. In seinen *Origines de la Noblesse Française depuis l'établissement de la Monarchie* von 1766 nimmt er – seiner Meinung nach – die These der „natürlichen“ Nobilitierung wieder auf, derzufolge der König durch die Verleihung der adeligen Würde lediglich einen Akt der Sanktionierung vollzieht: „Den Adel zu definieren, heißt, genau kenntlich zu machen, was die Nobilitierung bedeutet. Ihr Wesen liegt in der öffentlichen Meinung, in dem Respekt, der Beachtung und dem Vertrauen, das einige Menschen auf sich ziehen und das sie ihren Kindern auf so natürliche Weise weitergeben, daß, wenn die Nachkommen in der Lage sind, die gleichen Gefühle für sich hervorzurufen, diese Gefühle für die Nachwelt gewohnheitsmäßig und inhärent erscheinen. Schon entsteht unter ihnen ein gewisser Wettstreit, ein gewisser Ehrgeiz, die sie dazu bringen, es ihren Vätern gleichzutun, oder diese sogar zu übertreffen und den Vorrang zu rechtfertigen, den man ihnen zuerkennt, indem sie ihn verdienen; und bei ihren Mitbürgern entsteht die Neigung, sich in wichtigen Angelegenheiten auf sie zu verlassen und ihnen bevorzugt die Autoritätspositionen anzuvertrauen.“ Dieser Text umfaßt geschickt mit dem Begriff „natürlich“ gleichzeitig die inhärenten Qualitäten und den Geist des Wettstreits, der die Mitglie-

³⁵ Ebenda, S. 543.

³⁶ Der heftigste Gegenspieler Boulainvilliers war der *Abbé Du Bos* (*Histoire critique de l'Etablissement de la Monarchie dans les Gaules*, Paris 1735, 3 Bde.)

³⁷ Zu diesen Punkten vgl. *Guy Chaussinand-Nogaret*, *La noblesse au XVIII^e siècle. De la Féodalité aux Lumières* (Paris 1976); *Jean Meyer*, *Noblesse et Pouvoirs dans l'Europe d'Ancien Régime* (Paris 1973) und *La Noblesse française au XVIII^e siècle: aperçu des problèmes*, in: *Acta Polonia Historica*, 36 (1977), 7–45; *François Bluche* und *Pierre Durye*, *L'anoblissement par charges avant 1789*, in: *Les Cahiers Nobles*, Bd. 23 und 24.

³⁸ Der *Chevalier d'Arc* antwortete noch im gleichen Jahr auf das Buch des *Abbé Coyer* mit der Schrift *La Noblesse militaire ou le Patriote François*. Zahlreiche Autoren beteiligten sich an der Kontroverse (vgl. die Bibliographie von *Gaston Saffroy*, *Bibliographie généalogique, héraldique et nobilitaire de la France: des origines à nos jours, imprimés et manuscrits*, Paris 1968–1972).

der eines Geschlechts animiert. Der König handelt, wenn er die Adelsbriefe erteilt, damit einfach nur als „Organ der öffentlichen Meinung“. Außerdem könnte man sich nach der Ansicht Alès de Corbets einen Adel vorstellen, der nicht durch den Willen des Königs herausgehoben wird und der deshalb auch keinen besonderen Rechtsstatus hat: „Der so charakterisierte Adel würde deshalb nicht weniger existieren und wäre trotzdem erblich, auch wenn ihm kein positives Recht zu seiner Unterstützung zu Hilfe käme, auch wenn kein Gesetz ihm nützliche oder ehrenhafte Privilegien zuerkenne. Man hat selbst in republikanischen Verfassungen das Ansehen des Adels im Verhältnis zur Gleichheit, die das Gesetz zu bewahren bemüht war, steigen sehen und das Volk hob sie trotz der Gleichheit auf ein höheres Niveau, auf das es selbst eifersüchtig war“³⁹.

In diesem bemerkenswerten Text wird der Gedanke des natürlichen Adels in seiner ganzen Logik ausgebreitet, die dazu führte, daß das Verschwinden des legalen Status, der den Zweiten Stand protegierte und hervorhob, akzeptiert wurde.

Gerade Thesen dieser Art haben wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die politischen Reflexionen dieser aufgeklärten Minderheit bestimmt, die die zeitgenössische Historiographie den liberalen Adel nannte. Die liberalen Adeligen waren nach und nach von der Tatsache überzeugt, daß die berühmtesten und reichsten unter ihnen nicht mehr auf die rechtlichen Unterschiede, die den Adel als abgetrennten Stand konstituierten, angewiesen waren, um ihre Macht und ihr Ansehen zu sichern. So wurde das vorbereitet, was in den letzten dreißig Jahren des Ancien Régime als neues Phänomen in Erscheinung trat: eine liberale Minderheit des Adels akzeptierte zunehmend, daß sie gleich besteuert werden sollte und vor dem Gesetz gleich sein sollte, was sich in dem Verzicht in der Nacht vom 4. August konkretisierte. Die Bedingungen für die Definition eines neuen Adelsbegriffs wurden dadurch geschaffen, daß dieser sowohl auf dem Reichtum und dem Talent wie auf der Geburt basierte und damit eine Hierarchie kennzeichnete, in der die soziale Überlegenheit tatsächlich bestand und nicht durch Recht festgelegt war. Aus dieser Perspektive hat die Revolution nur die Entwicklung der Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts beschleunigt, in dem sich der Vorrang der großen adeligen Familien erstaunlicherweise selbst unter Herrschaftsformen gehalten hat, die dem Adel keinen Rechtsstatus zugestanden haben⁴⁰.

³⁹ *Origine de la Noblesse François depuis l'établissement de la Monarchie, contre le système de Lettres imprimées à Lyon en 1763, dédiée à la Noblesse de France, par le Vicomte de XXX (Alès de Corbet), (Paris 1766) 318–323.*

⁴⁰ Zu diesen Aspekten vgl. *Louis Bergeron und Guy Chausinand-Nogaret, Grands Notables du Premier Empire: notices de biographie sociale (Paris 1978).*

George Huppert

Soziale Mobilität in der Dauphiné im 16. und 17. Jahrhundert*

Was ein Bauer ist, weiß jeder. Auch Bettler oder Prostituierte zu definieren ist nicht schwierig, und Zimmerleute bilden ebenfalls eine eindeutige Kategorie. Wird aber jemand in den Quellen des Ancien Régime als „bourgeois“ bezeichnet, dann wird es uneindeutig. Je höher wir in der sozialen Hierarchie gehen, desto schwieriger wird es, im Hinblick auf den sozialen Status einer Person sicher zu sein. Wenn einmal die Trennungslinie zwischen jenen, die arbeiten, und jenen, die nicht zu arbeiten brauchen, überschritten ist, dann betritt der Historiker ein Gebiet, in dem es schillert und in dem nur auf ganz wenige Wegweiser Verlaß ist. Hat er die geordnete Welt der Bäcker und Fleischer hinter sich gelassen, dann wird er mit einer verwirrenden Elite von Familien konfrontiert. Viele dieser Familien beanspruchen für sich Adelsprivilegien, angefangen bei der Steuerfreiheit.

Nur ein außergewöhnlich naiver Historiker würde diese Ansprüche unmittelbar für bare Münze nehmen. Die Privilegien der städtischen Eliten waren offenkundig. Jede Stadt im Frankreich des Ancien Régime besaß eine Elite bestimmter Familien, die reich genug waren, um von ihrem Einkommen zu leben, und die mächtig genug waren, sich einer Besteuerung zu entziehen¹. Meist lebten solche Familien in der Stadt-

* Übersetzt aus dem Amerikanischen von Fritz Seeberger (Bochum).

¹ Am genauesten erfaßt man diese Elite nicht über das Alter ihres Anspruchs, sondern durch ihr öffentliches Ansehen. Ein Zensus von 1725, der Grenoble Haus für Haus verzeichnete, liefert wesentlich präzisere Angaben über diese Elite als die Masse an – meist gefälschtem – genealogischem Material in den Archiven. In der Analyse dieses Zensus von *Edmond Esmonin*, die in den Archives Communales von Grenoble (CC 471) aufbewahrt wird, teilt dieser die Bevölkerung der Stadt ein in die Mehrzahl der Familien, die keinerlei Titel führen (58%), in eine mittlere Klasse, die mit dem Achtung gebietenden *sieur* angeredet wurde (21%), und eine Elite von 306 Familien, deren Häupter mit *monsieur* bezeichnet wurden (6%). Diese *messieurs* gehörten rechtlich keineswegs alle dem Adel an. Sie lassen sich auch nicht sauber irgendeiner allgemein anerkannten sozialen Schicht zuordnen. Die Gruppe umfaßt die meisten der wichtigen Beamten des Parlaments und der *chambre des comptes*, aber es ist keine an Beschäftigung oder Beruf orientierte Kategorie. Bezeichnenderweise finden wir lediglich 9 von 78 in der Stadt arbeitenden Advokaten, die als *messieurs* bezeichnet wurden, und lediglich 19 Mitglieder des Klerus von insgesamt 103. Von den zusammen 306 *messieurs* im Jahre 1725 sind 82 weder adlig noch Amtsinhaber, sondern schlicht *habitants sans profession*. S. *Edmond Esmonin*, Un recensement de la population de Grenoble en 1725, in: *Cahiers d'histoire* (1957) 243–278. Eine ähnliche Analyse auf der Grundlage des Zensus von 1708 liefert *Monique Bornarel*, La population de Grenoble, 1680–1764, unveröffentlichte Examensarbeit, zu finden in den Archives départementales de l'Isire (2)694).

mitte, im begehrtesten Bezirk, in der Nähe der Kathedrale, des bischöflichen Palastes, des Rathauses, des Gerichts oder der königlichen Residenz. Diese Familien waren im Besitz eindrucksvoller Ansammlungen von städtischem und ländlichem Grund und Boden. Auf dem Lande waren sie Grundherren. Außerdem besaßen sie kostspielige Ämter: sie waren Richter und Schatzmeister im Parlament und in der *chambre des comptes*.

Im 18. Jahrhundert galten viele dieser Familien als adelig. Bis zu dieser Zeit war es nicht üblich, den Ursprüngen dieser städtischen Eliten allzu intensiv nachzugehen. Historiker, die sich mit dem 18. Jahrhundert beschäftigen, neigen dazu, sich diesem Verhalten anzuschließen. Warum sollten sie, stärker als die Zeitgenossen, darauf aus sein, Emporkömmlinge zu entlarven? Die Antwort lautet: Wenn wir die Augen vor dem Prozeß des Aufstiegs verschließen, kommen wir, wie Jean Meyer in seiner Studie über den bretonischen Adel, zu dem Schluß, daß die Amtsinhaber der Provinzialparlamente „primär Adelige (waren), Adelige, die in den Besitz von Ämtern gelangt waren“. Die *présidents* und *conseillers* der Parlamente und der *chambre des comptes* bildeten die Führung des Provinzialadels, diese „Adeligen, die in den Besitz von Ämtern gelangt waren“, hatten faktisch ein Monopol am Reichtum und an der politischen Macht in ihrer Provinz, da sie sowohl in der Bretagne als auch in der Dauphiné die wichtigsten Lehen innehatten. Deshalb muß sich eine Untersuchung des Adels im 18. Jahrhundert natürlich auf die Magistrate in Rennes oder in Grenoble konzentrieren.

Wir müssen uns ein Bild über den Charakter dieser Elite machen. Wurde sie von Familien aus dem Ur- und Altadel gebildet, wie Jean Meyer betont², oder bestand sie in Wirklichkeit aus den Enkeln von Rechtsanwälten, Notaren und Kaufleuten? Wenn wir diese Frage beantworten können, dann können wir uns vielleicht erfolgreicher der Grundfrage der Gesellschaft des Ancien Régime nähern: Handelt es sich um eine festgefügte Gesellschaft, in der soziale Mobilität etwas Außergewöhnliches war – oder handelte es sich im Gegenteil um eine Gesellschaft, die jeder Familie mit genügend Geld einen leichten Zugang zu höchsten Ehren erlaubte?

Im Fall der Dauphiné brauchen wir nicht lange herumzurätseln³. Hier wie in der Bretagne waren die wichtigsten Lehen zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Besitz von Parlaments-Familien. Zu Recht konnten die *conseillers* und *présidents* von Grenoble den Anspruch erheben, Herren der Dauphiné zu sein. Wenn man genau hinsieht, zeigt sich aber, daß diese Familien fast ausnahmslos erst vor kurzem, meist im 17. Jahr-

² Jean Meyer, *La Noblesse bretonne au 18^e siècle* (Paris 1966). Zitate beziehen sich hier auf die gekürzte Ausgabe unter dem gleichen Titel (Paris 1972). „Das Parlament der Bretagne stellt sich nach außen dar als Spitze des bretonischen Adels.“ „Die bretonischen Parlamentsmitglieder sind zuerst Adlige, ... die Parlamentsämter besetzt haben.“ (256) „Die Welt des bretonischen Parlaments gehört also im wesentlichen nicht dem Dienstadel, ... sondern dem bretonischen Ur- und Altadel an.“ (252)

³ Selbst für die Bretagne ist es schwierig, Jean Meyers Folgerungen mit den Fakten in Übereinstimmung zu bringen. Seinen eigenen Daten zufolge waren 83 der 216 Familien, die er zum Ur- und Altadel zählt, erst im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts geadelt worden. S. Ebd., 252. Meyers Daten müssen mit Vorsicht benutzt werden. Historiker, die weniger Bereitschaft zeigen, die genealogischen Behauptungen des Bretonischen Adels zu akzeptieren, wie etwa James Collins, Professor am Lafayette College, kommen zu abweichenden Ergebnissen.

hundert, adlig geworden waren. Die *conseillers* und *présidents* im *Palais de Justice* von Grenoble kann man daher nicht als Adlige ansehen, die den Beruf eines Richters ergriffen hatten. Vor dem Kauf eines Amtes im Parlament oder in der *chambre des comptes* galt keine dieser Familien als adlig. Es war der Kauf eines Amtes, der zur Erhebung in den Adelsstand führte. Am Anfang ihres Aufstiegs war das Kapital. Das Kapital führte zur Investition in das Amt, und dieses führte wiederum zu noch größerem Reichtum. Eine glänzende Heirat, ein hübsches Schloß – das gab den letzten Schliff. Im Hintergrund stand immer Geld. Selbst der größte Schmeichler unter den Genealogen im Dienste der Grenobler Elite zweifelte daran kaum. Er notierte die Einkünfte der bedeutenden, seit dem 16. Jahrhundert geadelten Familien: Ausnahmslos waren die *présidents* zwischen 100 000 und 500 000 livres wert. Und ohne Ausnahme handelte es sich um Enkel oder Urenkel von Rechtsanwälten, Notaren, Kaufleuten, Steuereinziehern oder Geldverleihern⁴.

Ohne mit der Masse der *conseillers* Zeit zu vergeuden, deren Anmaßungen allzu leicht entlarvt werden können, werfen wir nur auf die *présidents* einen Blick. Die Familie Déageant, eine der reichsten, eroberte Amt und Adel innerhalb einer einzigen Lebensspanne. Guichard Déageant – adlig: Guichard Déageant, *chevalier*, Baron de Viré, wie er 1642 in seinem Testament genannt wurde – war es, der 1619 das Präsidentenamt der *chambre des comptes* kaufte. 1574 war er als Sohn eines Notars in dem Städtchen St. Marcellin geboren worden. 1605 heiratete Guichard die Tochter eines reichen Pariser Bürgers⁵.

Claude Frère, ein enger Gefährte Déageants, war der Sohn eines bekannten Kaufmanns aus Valence. 1571 geboren, wurde er an der Universität von Valence Doktor der Bürgerlichen Rechte, er erwarb eine Anzahl Lehnsgüter, heiratete 1616 die Tochter eines *président* und kaufte sich noch im gleichen Jahr ein Präsidenten-Amt⁶. In enger Verbindung mit den Déageants und den Frères hatte eine Anzahl von Familien ähnlichen sozialen Erfolg. Unter ihnen sind die Calignons hervorzuheben, weil sie, anders als die Pruniers, die Rabots oder die La Colombières, ohne bedeutende Kapitalressourcen begonnen hatten. Soffrey Calignon, 1550 geboren, war der Sohn eines einfachen *procureur* in Grenoble. Er besuchte die städtische Grammatikschule. Begabt wie er war, scheint Soffrey von frühester Jugend an Ehrgeiz entwickelt zu haben. Einer Familienanekdote zufolge weigerte sich der Junge eines Tages, Obst zu pflücken, mit der Begründung, er sei zu Höherem bestimmt: „Je veux être président“, erklärte er.

⁴ Der hier gemeinte Genealoge war Maître Guy Allard, ein Advokat, der mit den Adelsüberprüfungen von 1667/68 beschäftigt war. Später wurde er beschuldigt, seine Dienste verkauft zu haben. Allard ist einer der interessantesten Charaktere Grenobles. Er veröffentlichte einige Bücher und füllte eine unglaubliche Anzahl von Seiten mit seinen Bemerkungen über die vornehmen Familien der Dauphiné. Seine Papiere sind in der Bibliothèque Municipale von Grenoble erhalten. Seine Schätzungen des Reichtums einiger der vornehmen Familien, die im Parlament saßen, finden sich in der B.M.G., R. 80, volume 9, pp. 776 ff., unter dem Titel: „Rôle des ennoblis et de la valeur de leurs biens“.

⁵ Guichard Déageant war sich seiner Triumphe voll bewußt. Er verfaßte eine Autobiographie, die 1668 veröffentlicht wurde. Über Déageant gibt es außerdem eine ausgezeichnete Monographie: H. A. Helly, Guichard Déageant, in: Bulletin de l'Académie Delphinale (1914) 99–292.

⁶ S. E. Maignien, Quelques notes sur le président Claude Frère (Valence 1897).

Irgendwie brachte die Familie die notwendigen Mittel zusammen, um Soffrey nach Paris zu schicken. Dort verbrachte er genügend Zeit am Collège de Navarre, um mit einer Reihe anderer Schüler aus der Dauphiné, die sich in ihrer Rolle als zukünftige Adlige übten, Freundschaft zu schließen. Diese Schulfreundschaften erwiesen sich als nützlich.

Nach der Promotion an der Universität von Valence wurde er *conseiller* und erreichte später, 1590, sein Ziel: Er heiratete eine reiche Frau und wurde *président*.

Calignons steile Karriere bereitete seinem Biographen später Probleme. Dieser mußte nämlich vorgeben, daß eine derart außergewöhnliche Persönlichkeit wie Soffrey de Calignon nicht von niederer Herkunft sein konnte. Da jeder in Grenoble genau wußte, daß der Vater des *président* ein einfacher *procureur* gewesen war, mußte sich der Biograph mit vertrackter Behutsamkeit äußern.

„Es ist gewiß“, schrieb er, „daß seine Familie dem Adel angehörte. Aber durch verschiedentliches Unglück – oder aus anderen Gründen, die ich nicht kenne – verlor die Familie ihren Reichtum.“ Keineswegs, so versichert er seinen Lesern, hätte die Familie ihren Adelsrang verloren, „aber er war schwach und matt geworden, so wie ein Körper schwach wird und kaum noch existiert, wenn er viel Blut verliert“. Schließlich verliert der Biograph die Geduld:

„Ich will nichts verbergen. Dieser Vorrang (dem Adel anzugehören) war nahezu unsichtbar geworden und schien so gut wie verloren. Aber, so wie manche Flüsse, die lange Zeit unterirdisch verlaufen sind, wieder an die Oberfläche kommen und sich zeigen, so auch der Adel dieser Familie, der eine lange Zeit verborgen geblieben war, dann aber schließlich wieder ans Licht kam und in der Person Soffrey de Calignons sozusagen neu geboren wurde.“⁷

Genealogen waren schnell, wenn es um die latenten Qualitäten einer Familie ging, die es über Nacht zu Reichtum und Ehren gebracht hatte. Selbst wenn der Vater oder der Großvater kleinstädtischer Rechtsanwalt mit einem guten Auge für gewinnbringende Geschäfte gewesen war, wurde der neue *monseigneur* im Parlament ipso facto in einen Edelmann transformiert, dessen Herkunft es dann zu verbergen galt.

Verheiratet mit der Witwe eines *président*, Grundherr verschiedener Ländereien, dazu verwandt mit einigen Familien mit baronialen Ansprüchen – träumte unser neuer *président* von einem Leben als edler Ritter? Wurde das Geschäftsgebaren seiner Vorfahren zusammen mit der Erinnerung an sie verbannt?

Um diese Frage zu verfolgen, müssen wir uns eine charakteristische Familie, die Guérins de Tencin, genauer ansehen. Antoine Guérin, seigneur de Tencin, war 1684 *président* des Parlamentes von Grenoble. Er war der Sohn des François Guérin, eines Advokaten, der 1637 die Stelle eines *conseiller* im Parlament gekauft hatte. François war es, der das Schicksal der Guérins auf höchste Höhen gehoben hatte: Er hatte die

⁷ S. Douglas (Hg.), *Vie de Soffrey de Calignon* (Grenoble 1874). Über die Familie der Calignon informiert die Einleitung des Herausgebers. „*Vie de Soffrey de Calignon*“ wurde in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts von Louis Videl verfaßt.

Witwe eines *président* geheiratet. Von da an war es unvermeidlich, daß sich seine Nachfahren in den höchsten Kreisen bewegten. Sie mußten natürlich *président* werden, vererbt vom Vater auf den Sohn, aber auch Kardinäle und Komtessen waren unter ihnen.

Vor 1637 war es für die Guérins mühsamer gewesen, die Stufen der Erfolgsleiter zu erklimmen. Der Großvater von François, der erste Antoine Guérin, erreichte posthum Bekanntheit durch E. Le Roy Laduries „Karneval in Romans“. Er war der Sohn eines Hausierers, der 1520 in Romans eintraf – und prosperierte. Der Sohn des Hausierers studierte Rechtswissenschaften, heiratete die Tochter eines Richters und folgte seinem Schwiegervater in dessen Amt.

Richter in Romans zu sein war schon etwas für den Sohn eines Hausierers, aber die Guérins hatten noch einen langen Weg vor sich, einen Weg, der sie von Romans in die Provinzhauptstadt Grenoble führte. Alle Guérins studierten Jura, kauften Land, verliehen Geld und besaßen Ämter. Ein Jahrhundert nachdem der erste Antoine Guérin seine Macht in Romans begründet hatte, gehörte sein Nachfahre, der *président* Antoine Guérin de Tencin, ohne Frage zu den vornehmsten Kreisen der Dauphiné. Einer der Söhne Antoinettes erbte das Amt des *président*, ein anderer wurde Kardinal. Eine der Töchter heiratete einen Grafen. Die andere Tochter wurde als Madame de Tencin am Hof und in den literarischen Salons von Paris bekannt. Aus der Sicht von Jean Meyer gehörten die Guérins zweifellos zum Ur- und Altadel, obwohl sie von einem Hausierer abstammten und obwohl es noch nicht einmal klar ist, ob sie die Adelsprivilegien vor 1637 in Anspruch nehmen konnten.

Sicherlich erweckte Madame de Tencin ganz den Eindruck, das Leben einer aristokratischen Dame zu führen. Aber dank der zufälligen Entdeckung eines Dokumentes durch einen eifrigen Archivar können wir versichern, daß die Guérins zwei Jahrhunderte nach ihrer Ankunft in Romans weiter Geschäfte nach Art ihrer Vorfahren, der Hausierer und Geldverleiher, betrieben. Nur in viel größerem Stil.

Das fragliche Dokument ist ein 1719 in Paris unterzeichneter Vertrag. Es enthüllt, daß Madame de Tencin, stadtbekannte Liebhaberin und Intellektuelle, in Wirklichkeit professionelle Bankerin war. Mit ihrem Bruder, ihrer Schwester, ihrem Geliebten und verschiedenen *présidents* und *conseillers* als Partnern betrieb Madame de Tencin von ihrem Appartement aus eine Bank. Die Bank hatte Anteile im Wert von 3 356 892 livres. Madame de Tencins eigener Anteil am Gemeinschaftsunternehmen summierte sich auf 700 000 livres. Die täglichen Geschäfte waren einem eigens dazu ernannten Direktor anvertraut worden, dem ein Buchhalter und ein Kassierer zur Seite standen⁸.

Der Vertrag, der Madame de Tencins Bankaktivitäten belegt, erlaubt es uns, in verborgene Bereiche des Lebens solcher Familien wie der Guérins einzudringen. Fast

⁸ S. *Auguste Prudhomme*, Notes pour servir à l'histoire de Mme. de Tencin et de sa famille, in: Bulletin de l'Académie Delphinale (1904) 296–314.

keine dieser Familien beanspruchte vor 1600 adligen Status⁹. Andererseits waren 1668, zum Zeitpunkt der *recherches de noblesse*, alle in der Lage, die Überprüfung zu bestehen. Wenn man sie im Jahre 1700 betrachtet, wird man von ihrem Reichtum, ihrer Macht, ihrem Ansehen überwältigt. Einige Zeit zuvor mögen sie noch nicht zum Altadel gezählt haben, aber nun haben sie es irgendwie geschafft, dazuzugehören. Sie sind jetzt nicht nur *présidents*, sondern mit einiger Wahrscheinlichkeit auch *marquis*¹⁰. Die Erinnerung an ihre hart arbeitenden Vorfahren scheint fast völlig verblaßt. Wenn wir die Geschichte ihrer Familien nicht kennen würden, könnten wir uns leicht vorstellen, eine rigid exklusive Kaste vor uns zu haben, die sich durch ihren Status als Adlige auszeichnet – eine Geburtselite, nicht erreichbar für jene, die nur reich sind.

Aber: Nichts wäre von der Wahrheit weiter entfernt. Nicht nur wir wissen, wie leicht es in der Dauphiné war, in den Adelsstand erhoben zu werden, die Zeitgenossen wußten es auch – und sie beschwerten sich darüber. Aus der Sicht der Nichtadligen der Provinz, die die Steuerlast trugen und täglich mitbekamen, wie reiche Bourgeois in die Welt der Privilegien entkamen, war das Problem der Sozialstruktur nicht, daß der Adel eine geschlossene Kaste bildete, sondern – im Gegenteil – daß dieses Steuerparadies von den Reichen so einfach erreicht werden konnte wie einige karibische Inseln heutzutage. Bürgerliches Kapital mußte sich nur unter die Fittiche eines Adelstitels begeben, um zum großen Teil von der Steuer befreit zu werden. „Ein reicher Kaufmann wird für sich oder seinen Sohn ein Amt kaufen; damit wird er es bekommen, seinen gesamten Grund und Boden von der Steuer zu befreien“, erklärte ein Advokat, der im Auftrag des Dritten Standes handelte. „Seit einigen Jahren schon behaupten die Inhaber königlicher Ämter, daß sie durch ihr Amt geadelt seien. Es gibt keinen *conseiller*, keinen *notaire*, *secrétaire* oder *greffier* in diesem Parlament, der nicht

⁹ Ihr Aufstieg kann teilweise durch das Studium der Urkunden über Adelserhebungen im A. D. Isère verfolgt werden, für das es ein handliches Verzeichnis gibt. Diese Erhebungen in den Adelsstand sind untersucht worden in der ausgezeichneten, unveröffentlichten *mémoire* von *Christiane Masson-Fauchier*, *L'anoblissement en Dauphiné, 1598–1688* (2J164). Oft wurden Personen durch königliches Privileg in den Adelsstand erhoben, die bereits auf Grund ihres Amtes adligen Status beanspruchten. So fragt *Christiane Masson-Fauchier* völlig zu Recht: „Warum Adelserhebung durch königliches Privileg für Personen, die bereits durch ihr Amt geadelt waren?“ (66).

¹⁰ Wie bei Jean Pierre Moret de Bouchenu, Marquis de Valbonnais. Der Begründer des Aufstiegs dieser Familie, Enemond Moret, erlangte 1584 an der Universität von Valence das Doktorat der Bürgerlichen Rechte, praktizierte als Anwalt, kaufte 1604 das Amt eines *conseiller* im Parlament – und obwohl er für sich in Anspruch nahm, bereits adlig zu sein, zahlte er 1606 für ein königliches Privileg zur Erhebung in den Adelsstand. (So schien es, als sei er „*annobli deux fois*“, wie Allard boshaft anmerkte). Mit 50 heiratete Enemond eine Frau aus Bouchenu, was das Familienvermögen deutlich erhöhte. Sein Sohn Pierre kaufte 1677 das Lehnsgut von Valbonnais. Im gleichen Jahr erbte der 25jährige Jean Pierre das Amt seines Vaters als *conseiller*. Jean Pierre hatte seine Studien beendet und die nötigen Verbindungen (zu Prunier, zu Servin) in Paris, in Rom und in Venedig geknüpft. Einige Jahre später erbte er von mütterlicher Seite ein enormes Vermögen und kaufte sich für 120 000 livres das Amt des *premier président* der *chambre des comptes*. Kurz darauf wurde Valbonnais zum Marquisat erhoben.

behauptete, adlig zu sein“, beobachtete der Anwalt ganz richtig¹¹. „Diesen Ameisenhaufen der Steuerbefreiung“ sah man als tödliche Bedrohung der finanziellen Stabilität in der Provinz.

Die Anwälte des Dritten Standes griffen nie direkt den Feudaladel an: Von dieser gefährdeten Spezies hatten ihre Klienten wenig zu befürchten. Die wirkliche Bedrohung kam von den Emporkömmlingen, wie den Guérins, die der Steuer entkamen, als sie reich wurden. Jeder Rat einer Stadt befand sich im Krieg mit solchen Aufsteigern, deren Abschied vom bürgerlichen Status die Last der Steuern auf jene schob, die im Rennen um Privilegien zurückgeblieben waren¹².

Der Adel der Dauphiné bildete keine abgeschlossene Elite. Adel war ein Konstrukt aus Vorstellungen von Juristen¹³ – und das galt insbesondere in dieser Provinz, in der selbst der größte Adlige, der Duc de Lesdiguières, in Wirklichkeit der Sohn eines Notars war.

¹¹ Zit. in *Charles Laurens*, *Le procès des tailles* (Grenoble 1887). Über die Anwälte als Repräsentanten des Dritten Standes und ihre Angriffe auf Emporkömmlinge s. *A. Lacroix*, *Claude Brosse et le procès des tailles*, in: *Bulletin de la société d'archéologie et de statistiques de la Drôme* (1898) 62. Claude Brosse, das Haupt dieser Anwälte, war ganz unverblümt. In seinen *Cayers presentez au Roy* (1606) charakterisiert er die Emporkömmlinge als „Gläubiger, die sich vor der Aufdeckung ihrer exzessiven Wuchereien fürchten“. Die „exzessive Grausamkeit“ dieser Wucherer, so argumentiert er, reduziere die Bauern zu nicht viel mehr als Sklaven, den Opfern dieser Pseudo-Adligen würde es besser gehen, wenn sich Seine Majestät entscheiden könne, sie „zur Besiedlung auf die neuen Iles de Septentrion“ zu schicken.

¹² Die Akten der Prozesse gegen Aufsteiger füllen die kommunalen Archive von Grenoble. Die von der Stadt verklagten Familien bilden eine Kollektion der bedeutendsten Amtsinhaber der Dauphiné: die Armand, Basset, Benoit, Calignon, Faure, Frère, Béatrix-Robert, Le Blanc, Dalphas, Garagnol, Lyonne, Ponnat, Pourroy, Roux, Vulson (A. C., C. C. 422–429).

¹³ Ein typisches Beispiel findet sich in *Nicolas Chorier*, *Estat politique de la province de Dauphiné* (Grenoble 1671) 4 Bde. Wie Allard war auch Chorier von Berufs wegen in die Adelsüberprüfungen von 1667/68 eingeschaltet. In seiner Dissertation über die Bedeutung des Adels geht er zurück bis ins keltische Frankreich, als „die Schriftkundigen und Gelehrten den ersten Rang einnahmen“, wohingegen „die Ritter, die keinen anderen Beruf als den Kampf hatten, den zweiten Rang einnahmen. So hatten die Wissenschaften den Vorrang vor den Waffen, und wer am gelehrtesten war, besaß auch den größten Adel. Diese Politik befand sich in Übereinstimmung mit der Natur.“ Gelegentlich voll Phantasie, konnte Chorier doch auch die Realität sehen. König Ludwig XI., darauf weist er hin, „macht alle diejenigen zu Adligen, die ihm Vergnügen bereitet haben oder die ihm zahlen“ (III, 3 und 11).

Keith Wrightson

Zwei Wege zur Erfassung der englischen Sozialstruktur des 16. und 17. Jahrhunderts*

Die Frage nach der Beschaffenheit der Sozialstruktur ist für die englische Sozialgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts eines der am meisten behandelten Probleme. Das Problem gehört aber auch zu denjenigen, die noch am wenigsten geklärt sind. Daß die englische Gesellschaft in dieser Zeit stark geschichtet war, wird allgemein anerkannt. Veränderungen in der sozialen Verteilung von Grund und Boden, Reichtum, Ansehen und Macht gehören weiterhin zu den am intensivsten diskutierten Themen der Geschichtswissenschaft. Die Debatte über die Sozialstruktur bleibt jedoch oft seltsam oberflächlich und bruchstückhaft. Eine knappe Darstellung der traditionellen sozialen Gliederung bleibt eine Pflichtübung für die Lehrbuchautoren. Nur wenige kommen darüber hinaus. Wohl gibt es Untersuchungen, darunter ausgezeichnete¹, einzelner sozialer Gruppen, aber keine einzige Arbeit, die sich den Problemen widmet, die die Frage nach der Sozialstruktur insgesamt aufwirft. Die neuere Sozialgeschichte hat sich mehr denn je damit befaßt, schichtspezifische Analysen zu liefern. Charakter und Bedeutung der gesamtgesellschaftlichen Struktur werden jedoch wenig diskutiert und bleiben überraschend undeutlich.

Wie dem auch sei, man entkommt dem Problem nicht. Wie Peter Laslett in seinem einflußreichen (und umstrittenen) Deutungsversuch der englischen Geschichte des 17. Jahrhunderts als Einklassengesellschaft² bemerkte, ist für jegliche zufriedenstellende Diskussion der Schicksale von einzelnen Personen und von Gruppen, für jegliche sinnvolle Annäherung an die Entwicklung der Gesellschaft insgesamt die Klärung des Charakters der Sozialstruktur eine wesentliche Voraussetzung. Ich will in diesem Beitrag versuchen, die Diskussion zu zentrieren, indem ich zwei Wege der Annäherung an das Problem der Sozialstruktur untersuche. Einige Historiker haben sich im wesentlichen darauf konzentriert, *zeitgenössische Sehweisen* der Sozialstruktur zu erläutern, hauptsächlich, indem sie zeitgenössische Beschreibungen der Sozialordnung diskutieren. Andere beschreiten einen Weg, den man sozialstrukturell nennen kann: Sie

* Übersetzt aus dem Englischen von Fritz Seeberger (Bochum).

¹ S. z. B. *Lawrence Stone*, *The Crisis of the Aristocracy, 1558–1641* (Oxford 1965); *Gordon E. Mingay*, *The Gentry. The Rise and Fall of a Ruling Class* (London 1976); *Mildred Campbell*, *The English Yeoman Under Elizabeth and the Early Stuarts* (New Haven 1942); *Alan Everitt*, *Farm Labourers*, in: *J. Thirsk* (Hg.), *The Agrarian History of England and Wales IV, 1500–1640* (Cambridge 1967).

² *Peter Laslett*, *The World we have lost* (London 1965) Kap. 2.

versuchen, die relative Größe der sozialen Gruppen, so wie die Zeitgenossen sie unterschieden haben, zu bestimmen, die soziale Verteilung von Grund und Boden, Einkommen, Ansehen oder Macht zu erhellen und die Breite sozialer Unterschiede in zahllosen Aspekten von Verhalten und Erfahrung aufzudecken. Diese beiden Wege schließen sich gegenseitig natürlich nicht aus, sind aber auch nicht erschöpfend. Eine wirklich angemessene Behandlung der Sozialstruktur würde eine Berücksichtigung beider Wege erfordern – und zusätzlich eine Diskussion der charakteristischen Beziehungsmuster zwischen Individuen und Gruppen mit unterschiedlichen Positionen in der sozialen Hierarchie. Die beiden genannten Wege bieten jedoch einen Anfang, eine vorläufige, beschreibende Analyse der englischen Gesellschaft. Wenn wir sie nacheinander verfolgen, werden wir ein schärferes Bild des gegenwärtigen Forschungsstandes entwickeln, herausragende Probleme erkennen und mögliche Ansätze zukünftiger Untersuchungen und Interpretationen aufspüren.

1. Die Diskussion zeitgenössischer Auffassungen von Gesellschaft

In ihren ausgefeiltesten Konzeptionen der Natur des Universums haben Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts eine „Great chain of Being“ entworfen, die von den Engeln bis zu den Elementen selbst hinabreichte, in der alles Erschaffene seinen ihm zugewiesenen Platz einnahm, und in dem die Aufrechterhaltung der gottgegebenen Ordnung wesentlich war für das harmonische Funktionieren des Ganzen. Nach der offiziellen „Homily on Obedience“ (1547), die regelmäßig in den Pfarrkirchen verlesen wurde, „hat Gott der Allmächtige alle Dinge im Himmel und auf Erden geschaffen und eingerichtet in höchst gelungener und vollkommener Ordnung. Im Himmel hat er unterschiedliche Ränge und Stufen von Erzengeln und Engeln errichtet. Auf Erden hat er Könige bestimmt und Prinzen, samt den anderen Herrschenden unter ihnen, alles in guter und erforderlicher Ordnung ... Jedem Stand der Menschen sind gemäß seiner Berufung, seiner Würde und seines Amtes Pflichten und Aufgaben zugeteilt. Manche haben einen hohen Rang, manche einen niedrigen; manche sind Könige und Prinzen, manche Untergebene und Untertanen, Priester und Laien, Herren und Diener, Väter und Kinder, Ehemänner und Ehefrauen, reich und arm ... Wo nicht die rechte Ordnung herrscht, da regiert Mißwirtschaft, Fleischeslust, Frevel, Sünde und babylonische Verwirrung.“³

Die traditionelle Theorie sah also die menschliche Gesellschaft, wie die Natur, als eine Zusammensetzung von funktional miteinander verknüpften, aber ungleichen Teilen – die wechselweise als „degrees“, „orders“ oder „estates“ bezeichnet wurden. Für Sir Thomas Elyot, der während der Herrschaft Heinrichs VIII. schrieb, war die Gesellschaft ein „aus unterschiedlichen estates und degrees der Menschen zusammen-

³ Wieder abgedruckt in *Geoffrey R. Elton* (Hg.), *The Tudor Constitution. Documents and Commentary* (Cambridge 1962) 15 f.

gefügt oder geschaffener ... Körper". Für Robert Burton war sie 1621 bestimmt durch „eine Ungleichheit von states, orders und degrees“⁴. Aber was genau waren die „degrees“, „orders“ und „estates“, die von den Zeitgenossen gesehen wurden, und wie waren sie definiert? Bei der Beantwortung dieser Frage können wir uns einer großen Anzahl von Beschreibungen der englischen Gesellschaft zuwenden, die weniger ausgefeilt sind und gleichzeitig Besonderheiten berücksichtigen. Das reicht von den sozialen Kategorien, wie sie in der Luxus-Gesetzgebung des 16. Jahrhunderts zur Regelung von Bekleidungsfragen unterschieden wurden, über die Berichte von Autoren wie William Harrison, Sir Thomas Smith, Sir Thomas Wilson und Edward Chamberlayne bis zu den Bemühungen der frühen Sozialstatistik des späten 17. Jahrhunderts, insbesondere Gregory Kings⁵. Diese Beschreibungen der Gesellschaft unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Zwecke und durch unterschiedliche Berücksichtigung jeweiliger Details. Jede hat ihre Eigentümlichkeiten. Es ist jedoch erkennbar, daß sie die gleiche Gesellschaft beschreiben, und ihre kleineren Abweichungen voneinander verleihen dem Gesamtbild, das sich ergibt, eher mehr als weniger Glaubwürdigkeit.

Zunächst: die gebildeten Zeitgenossen beschrieben die Gesellschaft nicht mit Hilfe der drei funktionalen „Stände“ mittelalterlicher Sozialtheorie, sondern als *eine einzige* Hierarchie von Status- und Berufsgruppen. Sicherlich blieben einige Elemente des älteren Schemas erhalten. Selbst nach der Reformation wurde der Klerus gelegentlich neben den weltlichen Ständen gesondert behandelt. Die Bezeichnungen „orders“ und „estates“ wurden häufig benutzt. Dennoch wiederholten die Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts in ihren eigenen Beschreibungen der Gesellschaft gewöhnlich nicht die traditionelle Dreiteilung⁶. Sie beschrieben eine einzige Hierarchie von „degrees“,

⁴ Zitiert bei Perez Zagorin, *The Court and the Country. The Beginnings of the English Revolution* (London 1969) 23 f.

⁵ Für nützliche allgemeine Überblicke über diese Quellen s. N. B. Harte, *State Control of Dress and Social Change in Pre-Industrial England*, in: Donald C. Coleman/A. H. John (Hg.), *Trade, Government and Economy in Pre-Industrial England. Essays presented to F. J. Fisher* (London 1976); David Cressy, *Describing the Social Order of Elizabethan and Stuart England*, in: *Literature and History* 3 (1976).

⁶ Lateinische und französische Beispiele der „Ständeliteratur“ waren in England spätestens seit dem 12. Jahrhundert bekannt. Englischsprachige Beispiele für dieses Genre gibt es seit dem 14. Jahrhundert. Bis zum 15. Jahrhundert waren die „estates“ und „degrees“, die solche Arbeiten auflisteten, jedoch beträchtlich ausgearbeitet worden, als das Genre sich einer veränderten sozialen Wirklichkeit anpaßte. Als Caxton im späten 15. Jahrhundert von den drei Ständen schrieb, von „clergye, chevalrye and labourers“, von „clerkes, knyghtes and labourers“, da war seine schlichte Dreiteilung bereits deutlich konservativ und anachronistisch (wahrscheinlich durch ein Modell aus dem 13. Jahrhundert beeinflusst). Die meisten Autoren verzichteten auf die drei „estates“ oder „orders“ zugunsten einer größeren Anzahl von „estates“ oder „degrees“, die eine einzige Folge bildeten. Im 16. Jahrhundert wurde dies allgemein gebräuchlich. Aber obwohl die ursprünglich drei Stände in eine komplexere Einteilung eingeflossen waren, blieb das Wesentliche der Philosophie einer „ständischen Welt“ lange sehr lebendig: die Betonung gottgegebener Pflichten und funktionaler Abhängigkeiten. Für eine Diskussion der Entwicklung der moralisierenden Ständeliteratur in England (obgleich weniger aufmerksam gegenüber diesen Veränderungen als möglich) s. Robert Mohl, *The Three Estates in Medieval and Renaissance Literature* (New York 1933) Kap. 4–5.

und wenn sie von „orders“ oder „estates“ sprachen, dann benutzten sie diese Begriffe als Synonyme für „degrees“. In seiner berühmten *Description of England* (veröffentlicht 1577) sprach William Harrison von den „degrees of people“ in England und versicherte, daß „wir in England unser Volk gewöhnlich in vier Kategorien (sorts) einteilen“: „Gentlemen“ (eine Kategorie, welche den Hochadel, knights, esquires und „diejenigen, die einfach gentlemen genannt werden“, umfaßte); die „citizens und burghesses“ der Städte; die „yeomen“ des platten Landes; und schließlich diejenigen, die er „the fourth sort of people“ nannte, die „weder Stimme noch Macht im Staate haben, sondern regiert werden müssen und nicht andere regieren sollen“ (eine Kategorie, die „husbandmen“, Handwerker, Tagelöhner und Diener umfaßte)⁷. Zwei Generationen später unterschied Robert Reyce in seiner Beschreibung der Grafschaft Suffolk sieben „degrees and callings“, nämlich noblemen, knights, gentlemen, yeomen, townspeople, husbandmen und „die Armen“⁸. Zusammengenommen liefern solche Beschreibungen das, was wir als „klassische Hierarchie“ sozialer Beschreibung im frühneuzeitlichen England bezeichnen können: Der Adel: knights, esquires und „bloße“ gentlemen; die Berufsstände; Stadtbürger; yeomen; husbandmen; Handwerker; Häusler und Tagelöhner; Diener.

Die Herkunft dieser klassischen Hierarchie sozialer Ränge (offensichtlich handelte es sich um eine Vereinfachung einer komplexeren Wirklichkeit, auf die man sich geeinigt hatte) ist ungewiß. Möglicherweise war die Festschreibung von Titular-Kategorien dem Statute of Additions von 1413 zu verdanken, wonach erstmals Beklagte in einem Prozeß ihren „Estate or Degree or Mystery“ anzugeben hatten. Vielleicht hat sie sich weiter ausgebreitet durch die öffentliche Bekanntmachung von Luxus-Bestimmungen. Die traditionelle hierarchische Zusammenstellung von Status- und Berufsgruppen kann auch beeinflußt worden sein durch Vorstellungen über die himmlische Hierarchie und die „chain of being“, durch klassische Modelle, oder dadurch, daß die verschiedenen Stufen innerhalb jeder der drei mittelalterlichen „Stände“ schlicht zu einer einzigen Rangfolge zusammengestellt wurden (wie in den Ritualen des höfischen Lebens oder in öffentlichen Aufzügen)⁹.

Wo auch immer die Herkunft der klassischen Hierarchie liegt, sicher ist, daß sie nie genau definiert oder als Ganze gesetzlich verankert wurde, und diese Tatsache ist wichtig genug, um als zweites Merkmal zeitgenössischer Gesellschaftsbeschreibung

⁷ Frederick J. Furnivall (Hg.), Harrison's *Description of England* (New Shakespeare Society, 6th series, No. 1, London 1877) 105 ff.

⁸ Zit. in Zagorin, *The Court and the Country*, 24.

⁹ I Hen. V c. 5 (1413); Rodney H. Hilton, *Bond Men Made Free. Mediaeval Peasant Movements and the English Rising of 1381* (London 1973) 178 f.; F. R. H. Du Boulay, *An Age of Ambition. English Society in the Late Middle Ages* (London 1970) 70; Harte, *State Control of Dress*, 136; E. M. W. Tillyard, *The Elizabethan World Picture* (London 1943), bes. Kap. 2 & 4. Für die Beziehung zwischen städtischen Zeremonien und sozialer Hierarchie s. C. Phythian-Adams, *Ceremony and the citizen. The communal year at Coventry 1450–1550*, in: Peter Clark/Paul Slack (Hg.), *Crisis and Order in English Towns 1500–1700* (London 1972) und Mervyn James, *Ritual, Drama and the Social Body in the Late Medieval English Town*, in: *Past and Present* 98 (1983). Für eine Diskussion älterer Arbeiten, die sich mit Fragen von Rangfolgen beschäftigen, s. Mohl, *The Three Estates*, 129 ff.

betont zu werden. Natürlich gab es für einige soziale Gruppen allgemein anerkannte Kriterien der Zugehörigkeit. Der Hochadel der dukes, earls, marquises, viscounts und barons hob sich ab durch den Besitz vererbbarer Titel, eine begünstigte Rechtsposition und den privilegierten Parlamentarierstatus als Mitglieder des Oberhauses. Knights wurden für den Königsdienst ernannt. Andere Adelsränge waren für die königlichen heralds, die regelmäßig die Provinzen besuchten, formal definiert. Trotzdem hatten die Zeitgenossen große Schwierigkeiten, unterhalb der Ebene der knights eindeutige Kriterien für einen sozialen Status anzugeben. Das herausragendste Beispiel solch einer Verwirrung sind die Definitionen von „gentility“. William Harrison meinte zum Beispiel, unter „gentlemen“ könnte man zusammenfassend diejenigen verstehen, „die durch ihre Abstammung und ihr Blut oder zumindest durch ihre Tugenden geadelt und bekannt sind“. Das ist schon mehrdeutig genug, aber Harrison sah sich genötigt hinzuzufügen, daß „gentle status“ sowohl erworben als auch ererbt werden könne, und in der abschließenden Analyse gestand er „gentility“ jedem Mann zu, der „ohne körperliche Arbeit leben und sich Lebensführung, Aufwand und Haltung eines gentleman leisten kann“¹⁰. Abgesehen von solchen Schwierigkeiten (und sie tauchten bei dem weniger dringlichen Fall einer Definition von „yeoman“ erneut auf) gab es eine Menge Unsicherheiten, was die zutreffende hierarchische Einordnung bestimmter Berufs- und Sozialgruppen betraf, vor allem bei den Mitgliedern jener Gruppen, die Lawrence Stone als „halb-unabhängige Berufsgruppen“ bezeichnet hat: den niederen Klerus, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte und Amtsinhaber¹¹. Waren führende Kaufleute und Akademiker gentlemen oder nicht? Sollten sie, was den Status betraf, an die landbesitzende Gentry angeglichen werden oder getrennt einen eigenen, etwas niedrigeren Rang einnehmen? Die zeitgenössischen Autoren waren sich darüber nicht klar, und es gab keine eindeutige Übereinkunft.

Wenn wir diesen Schwierigkeiten weiter nachspüren, stoßen wir auf ein drittes Merkmal dieser Darstellungen der Sozialordnung: die ungeheure Komplexität der Kriterien sozialer Einschätzung und Bewertung. Formal wurde die Sozialstruktur als eine Stushierarchie präsentiert. Aber diejenigen, die sie zu beschreiben versuchten, mußten erkennen, daß „rank“ und „degree“ keine unabhängigen Variablen waren. Definitionsschwierigkeiten stellten sich ein, weil sie sich aus mehreren Merkmalen zusammensetzten. Eine Vielfalt von Kriterien war in unterschiedlichem Ausmaß beteiligt. Dazu gehörten Geburt, ererbter oder verliehener Titel, Reichtum und die Art dieses Reichtums (zum Beispiel Grund und Boden, Handel, akademische Ausbildung oder Lohnarbeit), Beruf, Lebensstil, rechtlicher Status, rechtlicher Charakter des Landbesitzes, die Besetzung von Machtpositionen in der Dorfgemeinde oder auf nationaler Ebene. Das Luxus-Gesetz von 1533 zum Beispiel kannte Kategorien, die auf dem beruhten, was als „komplizierte, ineinander verschachtelte Beziehung“ von Geburt, Titel, Höhe des Einkommens, Beruf, Landbesitz und Lohnarbeit bezeichnet worden ist¹².

¹⁰ Zum Problem, wie ein gentleman zu definieren sei, s. *R. Kelson*, *The Doctrine of the English Gentleman in the sixteenth century* (Urbana 1929) Kap. 2.

¹¹ *Lawrence Stone*, *Social Mobility in England, 1500–1700*, in: *Past and Present* 33 (1966) 18 ff.

¹² *Harte*, *State Control of Dress*, 136. Für eine vollständigere Diskussion der Kriterien sozialer Rangfolge s. *Keith Wrightson*, *English Society 1580–1680* (London 1982) Kap. 1.

Viele Zeitgenossen sehnten sich nach einer einfachen und unveränderlichen sozialen Ordnung, aber das Sozialsystem, das sie zu beschreiben versuchten, beruhte nicht auf eindeutigen, wohldefinierten, formalen Positionen. Es war kein wasserdicht abgeschottetes Kastensystem, nicht durch Vorstellungen religiöser Reinheit und Unreinheit abgesichert. Es war kein gesetzlich verankertes Standessystem. Die herkömmliche soziale Hierarchie der Zeit war weniger selbst eine Institution als vielmehr ein Nebenprodukt anderer sozialer Institutionen.

Dieser Mangel an Rigidität und klaren Definitionen wird weitgehend bestätigt durch ein viertes Merkmal zeitgenössischer Sozialbeschreibung: die offene, wenn auch gelegentlich neidvolle Anerkennung der Tatsache, daß individuelle soziale Mobilität in der englischen Gesellschaft alltägliche Realität war. Ein Status konnte erreicht und er konnte verloren werden. Sir Thomas Wilson sprach mit Verachtung über die Söhne von yeomen, die eine Ausbildung bekamen und auf der Stelle in Samt und Seide herumliefen, das Gehabe von Landadeligen annahmen und auf der Anrede „Mr.“ bestanden, dem Kennzeichen eines gentleman, wohingegen ihre Väter noch mit Haus- und Vornamen allein ausgekommen waren¹³.

In einer berühmten Passage bemerkte Sir Thomas Smith: „Was den gentleman betrifft, so ist er in England billig zu haben.“¹⁴ Es kam darauf an, sich den erforderlichen Lebensstil leisten zu können und von den adligen Nachbarn anerkannt zu werden. Und wenn ein höherer sozialer Status gewonnen werden konnte, so konnte er ebenso wieder verloren werden. William Cecil, Lord Burghley, riet seinem Sohn: „Der gentleman, der einen acre Land verkauft, verliert an Kredit, denn gentleman zu sein heißt, überlieferte Reichtümer zu besitzen. Und wenn das Fundament zu sinken beginnt, dann muß unweigerlich auch das Bauwerk fallen.“¹⁵

Ähnlich glaubte William Harrison, daß der „gewisse Vorrang und die größere Wertschätzung“, die einen Mann mit dem Status eines yeoman in seinem Dorf kennzeichneten, von der Möglichkeit abhing, „wohlhabend zu leben, einen ansehnlichen Haushalt zu unterhalten und sich für die Erlangung von Reichtümern abzurackern“¹⁶.

Mit mehr oder weniger großer Klarheit sagen die zeitgenössischen Sozialanalytiker, daß es sich um eine stark geschichtete und höchst statusbewußte Gesellschaft handelte, daß aber die „degrees“, die in der sozialen Hierarchie üblicherweise unterschieden wurden, zum größten Teil keinem festgelegten, inneren Aufbau folgten und keine unabhängige, institutionalisierte Realität bildeten. Der relative Status ergab sich jeweils aus dem Zusammenspiel zahlreicher Variablen, und in diesem komplexen Prozeß konnte man einzelnen einen gewissen „Punktstand“ zurechnen, in einem Prozeß größtenteils informeller sozialer Einschätzung, der eine Vielfalt von Kriterien beinhaltete. Zweifellos gab es mit „Vermögen“ eine einzelne, grundlegende Determinante für den Rang. Ohne Vermögen konnte kein Aspirant auf einen höheren Status darauf hoffen, seine Ansprüche durchzusetzen und zu halten. Aber man würde die Realität

¹³ Joan Thirsk/John P. Cooper (Hg.), *Seventeenth-century Economic Documents* (Oxford 1972) 752.

¹⁴ Zit. in *Kelso*, *Doctrine of the English Gentleman*, 26.

¹⁵ *Ebd.*, 28.

¹⁶ *Furnivall* (Hg.), *Harrison's Description of England*, 133.

jener Tage karikieren, wenn man behauptete, daß andere Kriterien, einige offenbar archaischer Natur, nur beiläufige Bedeutung gehabt hätten. Vermögen gehörte notwendigerweise zu einem Status, aber es genügte nicht immer. Das System sozialer Einschätzung beinhaltete, wie die Ansichten und Meinungen des Volkes auch, sowohl eine geistige Anpassung an die sozio-ökonomische Realität als auch „Bruchstücke vieler unterschiedlicher Denksysteme“¹⁷.

Die Untersuchung zeitgenössischer Gesellschaftsbeschreibungen kann also viel darüber zeigen, wie bestimmte Gebildete der Zeit ihre eigene Gesellschaft wahrnahmen. Sie dient dazu, die Komplexität und gelegentliche Uneindeutigkeit dieser Wahrnehmung zu unterstreichen. Sie ist ein bekannter und wertvoller Weg, sich der Sozialordnung zu nähern. Aber sie hat ihre Schwierigkeiten und ihre Grenzen.

Erstens gibt es das allgemeine Problem, inwieweit man im wesentlichen literarischen Quellen ohne einen unabhängigen Nachweis ihrer Richtigkeit vertrauen kann, wenn es um die Wiedergabe sozialer Realität geht. Zweitens gibt es eine Reihe von speziellen Fragestellungen, die unbeantwortet bleiben, wenn wir uns auf Quellen dieser Art beschränken.

Das naheliegendste Problem ist, daß zeitgenössische Beschreibungen der sozialen Hierarchie nur selten Angaben über den relativen Anteil der Bevölkerung enthalten, der einer bestimmten Kategorie zugeordnet wird. Das aktuelle Profil der Schichtung bleibt im Dunkeln, und das schließt nicht nur den Vergleich mit anderen Gesellschaften aus, sondern auch die Aufdeckung signifikanter regionaler und lokaler Unterschiede innerhalb Englands¹⁸.

Auch hier liefern diese Quellen im wesentlichen Blicke von oben. Bei den bekanntesten Beispielen des 16. und 17. Jahrhunderts sind die Autoren hauptsächlich damit beschäftigt, die „political nation“ zu beschreiben. Lang und breit beschäftigen sie sich mit dem Hochadel und der gentry. Bei sozialen Bestimmungen unterhalb der Ebene der yeomanry auf dem Land und der Vollbürger in den Städten tendieren sie dazu, diese zu minimieren oder sie nur am Rande zu behandeln. Wenn wir soziale Ungleichheit unter der Masse der Bevölkerung für den Großteil dieser Zeit erforschen wollen, dann müssen wir über die Zeugnisse hinausgehen, die die Mehrzahl der zeitgenössischen Sozialbeschreibungen liefern¹⁹.

¹⁷ Die zitierte Passage bei *Keith Thomas*, *Religion and the Decline of Magic. Studies in popular beliefs in sixteenth and seventeenth century England* (London 1971) 185.

¹⁸ Natürlich schlossen einige zeitgenössische Beschreibungen Schätzungen der Größe bestimmter sozialer Gruppen ein. Das herausragendste Beispiel ist Gregory Kings oft wiedergegebenes „Scheme of the Income and Expense of the Several Families of England Calculated for the Year 1688“, s. *Thirsk/Cooper*, *Seventeenth-Century Economic Documents*, 780f. Aber selbst wenn sie als zuverlässig genommen werden können, liefern solche Zahlen auf nationaler Ebene lediglich Schätzwerte. Für neuere Diskussionen der fraglichen Zuverlässigkeit der Schätzwerte Gregory Kings s. *Geoffrey S. Holmes*, *Gregory King and the Social Structure of Pre-Industrial England*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 5th series, 27 (1977) und *Peter H. Lindert/Jeffrey G. Williamson*, *Revising England's Social Tables, 1688–1812*, in: *Explorations in Economic History* 19 (1982).

¹⁹ Sehr gut zeigt dies *Cressy*, *Describing the social order*, 31.

Ebenso ernst muß man die Schwierigkeit nehmen, daß diese Wiedergaben der Gesellschaft nicht als völlig vertrauenswürdige Führer zur Art und Weise zeitgenössischer Wahrnehmungen der Sozialordnung betrachtet werden können. Sie sagen uns nichts darüber, wie Angehörige der mittleren und unteren „degrees“ ihre soziale Welt wahrgenommen haben – und es ist möglich, daß deren Wahrnehmungen sich stark von denen gebildeter Gesellschaftskommentatoren unterschieden.

Außerdem erhalten wir aus diesen Beschreibungen ein zum größten Teil statisches, stilisiertes Bild der englischen Gesellschaft. Daraus ergibt sich der Eindruck von Beständigkeit und relativer Stabilität, der in die Irre führen kann. Es sollte nicht vergessen werden, daß die Beschreibungen der abgestuften Hierarchie durch gebildete Zeitgenossen in Werken, die zur Veröffentlichung oder zur Verbreitung bestimmt waren, zum größten Teil eine *formale* Übung sozialer Klassifikation war. In weniger formalen Augenblicken wurden viel einfachere Begriffe verwandt. Die *informelle* Sprache sozialer Klassifikation, die man aus Quellen wie Briefen, Aussagen vor Gericht, Petitionen und der Pamphlet-Literatur entnehmen kann, unterschied zum Beispiel nur zwischen „gentleman“, „der mittleren Schicht des Volkes“ und der „unteren“ oder „armen Schicht“. Im Zusammenhang mit sozialen Auseinandersetzungen war man auch mit noch größeren Kategorien schnell genug bei der Hand – die „Menge“, der „Mob“, die „Bauernlumpen“, der „Pöbel“.

All dies deutet auf die weitverbreitete Existenz von einfacheren, größeren Auffassungen über die grundlegenden Gruppierungen in der Sozialordnung des frühneuzeitlichen Englands hin. In einer neueren Studie über Unruhen in den östlichen Fenlands während der dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts wird an zeitgenössischer Terminologie zitiert: „rich men“; „great men“; „a man of quality“; „sufficient men“; „the better sort“; „able persons of good estate“; „the meaner sort“; „the ruder sort“; „poor labouring men“; „the common sort“²⁰. Dies sind nur einige der benutzten grundsätzlichen Klassifikationen, und sie enthüllen uns eine Welt sozialer Bedeutungen, die von den meisten formalen Beschreibungen dieser Zeit nicht berührt wird. Die Historiker, die sich mit dem frühneuzeitlichen England beschäftigen, wissen sehr wohl, daß es solch eine alternative Sprache sozialer Beschreibung gibt, und doch werden die Folgerungen daraus nur unbefriedigend erfaßt. Generationen von Studenten sind vertraut gemacht worden mit der klassischen Hierarchie sozialer Analyse. Die informelle Sprache aber, die so häufig und kraftvoll vom Volk benutzt wurde, wartet noch immer auf eine wissenschaftliche Untersuchung. Bis diese Arbeit erledigt ist, kann nicht wirklich zu Recht behauptet werden, wir hätten bereits ein völlig ausreichendes Verständnis davon, wie die Menschen des 16. und 17. Jahrhunderts ihre Gesellschaft erfaßten und wie sich diese Auffassungen im Laufe der Zeit möglicherweise veränderten. Wir können nur sagen, daß es außer der anerkannten, überkommenen Art der Beschreibung sozialer Ordnung auch Alternativen gab. Darüber hinaus können wir zu Recht vermuten, daß die größeren Auffassungen, wie sie in dem, was man als Sprache der „sorts“ be-

²⁰ Die zitierten Beispiele stammen aus *Keith Lindley*, *Fenland Riots and the English Revolution* (London 1982).

zeichnen könnte, verkörpert sind, im Alltag von größerer praktischer Bedeutung waren. Tatsächlich nahm ihre Verwendung zu. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war diese alternative Redeweise so dominant geworden, daß sie das Sprechen von „degrees“ ersetzte. Der naturalisierte Schweizer Guy Miège, der eine der populärsten Darstellungen der englischen Gesellschaft schrieb, verkörpert diesen Übergang. Zu Anfang schrieb er noch von „orders and degrees“, aber nachdem er die nobility and die gentry behandelt hat, verwendet er die Begriffe „middle sort“, „common sort“, „inferior sort“ und „meaner sort“²¹.

Aus all diesen Gründen sollten die englischen Historiker ausgesprochen vorsichtig sein, bevor sie formale Darstellungen der sozialen Hierarchie für bare Münze nehmen oder ihnen vorrangige Bedeutung bei der Erklärung des Charakters der Sozialordnung im 16. und 17. Jahrhundert beimessen. Wenn wir das Risiko vermeiden wollen, den Beschränkungen verhaftet zu bleiben, die durch parteiliche und nachweislich irreführende Bilder dieser Gesellschaft vorgegeben sind, dann müssen diese Quellen durch unabhängige Belege überprüft und ergänzt werden. Solche unabhängigen Belege sind insbesondere auf dem von mir so genannten sozialstrukturellen Weg der Annäherung an die Analyse der Gesellschaftsordnung zusammengetragen worden.

2. Der sozialstrukturelle Ansatz

In den letzten Jahren haben viele Historiker des frühneuzeitlichen Englands quantitative und vergleichende Analysen bestimmter Aspekte der sozialen Schichtung versucht. In ihren Tabellen haben sie gewöhnlich die traditionellen „Stände“ unterschieden, die wir aus der klassischen Hierarchie zeitgenössischer Gesellschaftsbeschreibungen kennen. Durch diese Untersuchungen sind unsere Kenntnisse über die Fakten sozialer Schichtung in dieser Zeit enorm erweitert worden. In einem kurzen Überblick wie diesem hätte es wenig Zweck, die Einzelergebnisse solcher Studien aufzuzählen, die weit über die Literatur verstreut sind und komplexe Probleme der Quellenauswertung und der Methodologie aufwerfen. Es wird jedoch von Nutzen sein, einige der Wege hervorzuheben, über die sie das in den literarischen Quellen präsentierte Gesellschaftsbild bestätigen, klären oder erweitern.

Zunächst: die sozialstrukturellen Untersuchungen haben gezeigt, daß die traditionelle Gliederung nach Status und Berufsgruppe ohne jeden Zweifel tatsächliche – und in der Tat auch statistisch nachweisbare – Unterschiede einschloß in der Verteilung von Grund und Boden, von Einkommen, Unterschiede im Zugang zu Positionen von Macht und Autorität – genau die Unterscheidungsmerkmale, die auch von zeitgenössischen Gesellschaftsanalysten am häufigsten betont wurden. Die überragende Stellung des Hochadels und der gentry als eine über Reichtum, Ansehen und Macht verfügende Elite sowie die interne Differenzierung der gentry (in knights, esquires und

²¹ Wieder abgedruckt in *Daniel A. Baugh* (Hg.), *Aristocratic Government and Society in Eighteenth-Century England. The Foundations of Stability* (New York 1975) 42, 45, 47, 48.

„bloße“ gentlemen) sind überreich bestätigt worden²². Auch die besondere Stellung der yeomanry ist bestätigt worden²³. In Dorfgesellschaften verstehen wir jetzt die Unterscheidung zwischen yeomen und husbandmen, zwischen husbandmen und cottagers, zwischen cottagers und landlosen Arbeitern besser. Dies sind Unterscheidungen, die sich in den Verzeichnissen des Landbesitzes, in den Besitzinventaren und in der Verteilung von Gemeindeämtern nur zu deutlich niederschlagen²⁴. Für die städtische Gesellschaft haben Untersuchungen der sozialen Ursprünge führender Kaufleute, Händler und Akademiker uns geholfen, die Unklarheiten zu erklären und zu beseitigen, die zeitgenössische Autoren in bezug auf die genaue soziale Stellung dieser Gruppen hatten, vor allem, indem die Enge der Verbindung zwischen städtischen und ländlichen führenden Personen aufgezeigt wurde²⁵. Obgleich der Charakter der Schichtung in der städtischen Gesellschaft in mancher Hinsicht undeutlicher bleibt als in der ländlichen, hat es einige erfolgreiche Bemühungen nicht nur zur Rekonstruktion der Verteilung von Reichtum gegeben, sondern auch zur Bestimmung des relativen Ranges bestimmter Gewerbe und Berufe in der Stadt. Wir verzeichnen eine wachsende Aufmerksamkeit für die Unterschiede an Reichtum, an Ansehen und be-

²² Die besten allgemeinen Arbeiten zum Hochadel und zur gentry sind *Stone*, *Crisis of the Aristocracy* und *Mingay*, *The Gentry*. Eine ausgezeichnete neuere Zusammenfassung der anhaltenden Debatte über Strukturveränderungen des Landbesitzes bei *C. G. A. Clay*, *Economic Expansion and Social Change: England 1500–1700*, 2 Bde. (Cambridge 1984), Bd. 1, Kap. 5. Aus den vielen Studien über landbesitzende Eliten einzelner Grafschaften sind die wertvollsten *J. T. Cliffe*, *The Yorkshire Gentry from the Reformation to the Civil War* (London 1969) und *B. G. Blackwood*, *The Lancashire Gentry and the Great Rebellion* (Chetham Society, 3rd series, Bd. 25 1978). Eine Diskussion methodologischer Probleme bei der Beschäftigung mit der landgesessenen gentry bei *John S. Morrill*, *The Northern Gentry and the Great Rebellion*, in: *Northern History* 15 (1979).

²³ Die beste Darstellung der yeomen bleibt *Campbell*, *The English Yeoman*.

²⁴ Für die Untersuchung einzelner Gemeinden, in denen diese Bestimmungen herausgearbeitet werden, s. zum Beispiel *William George Hoskins*, *The Midland Peasant. The Economic and Social History of a Leicestershire Village* (London 1957), bes. Kap. 6 und 7; *Margaret Spufford*, *Contrasting Communities. English Villagers in the Sixteenth and Seventeenth Centuries* (Cambridge 1974), vor allem Teil 1; *David G. Hey*, *An English Rural Community. Myddle under the Tudors and Stuarts* (Leicester 1974), bes. Kap. 3–5. Umfassender angelegte Untersuchungen der Unterschiede in Reichtum und Lebensstandard zwischen diesen Gruppen bei *David Cressy*, *Literacy and the Social Order. Reading and Writing in Tudor and Stuart England* (Cambridge 1980) 137–139; *A. Everitt*, *Farm Labourers*; *Peter Bowden*, *Agricultural Prices, Farm Profits and Rents*, in: *Thirsk* (Hg.), *Agrarian History*, bes. Teil C; *Maurice W. Barley*, *Rural Housing in England*, in: *Thirsk* (Hg.), *Agrarian History*, bes. Teile E–G; s. auch *Wrightson*, *English Society*, 31–36.

²⁵ *Clark/Slack*, *English Towns in Transition*, 120 f.; *R. Grassby*, *Social Mobility and Business Enterprise in Seventeenth-Century England*, in: *Donald Pennington/Keith Thomas* (Hg.), *Puritans and Revolutionaries. Essays in Seventeenth-Century History Presented to Christopher Hill* (Oxford 1978); *Wilfrid R. Prest*, *The Inns of Court under Elizabeth I and the Early Stuarts 1590–1640* (London 1972) 26–31; *Brian P. Levack*, *The Civil Lawyers in England 1603–1641* (Oxford 1973) 10 f.; *Peter Clark*, *The civic leaders of Gloucester 1580–1800*, in: *Peter Clark* (Hg.), *The Transformation of English Provincial Towns 1600–1800* (London 1984).

züglich der Teilnahme am *cursus honorum* des bürgerlichen Lebens, die es zwischen Handelsunternehmen und Handwerksbetrieben gab, zwischen unabhängigen Meistern und gegen Lohn arbeitenden „Gesellen“, freemen und den immer noch wenig erforschten Rängen der Tagelöhner und der städtischen Armen²⁶.

In all diesen Bereichen haben sozialstrukturelle Untersuchungen unser Verständnis des Schichtungsprofils der Gesellschaft im 16. und 17. Jahrhundert verbessert. Neuere Untersuchungen gehen noch über die ursprüngliche Konzentration auf Reichtum, Ansehen und Amtsträgerschaft hinaus, um weitere Dimensionen sozialer Differenzierung zu erforschen. Immer wieder ist die traditionelle soziale Hierarchie mit signifikanten und gelegentlich unerwarteten Kombinationen von Status- und Berufsgruppen wiedergegeben worden: mit solch einem demographischen Merkmal wie dem des Heiratsalters²⁷; mit der Struktur des Haushaltes und der geographischen Mobilität²⁸; mit dem Verhalten und den Einstellungen der Familie²⁹; mit den Bildungschancen

²⁶ *Clark/Slack*, *English Towns in Transition*, Kap. 8–9; *John Patten*, *English Towns 1500–1700* (Folkstone and Hamden, Conn., 1978) Kap. 4 & 6; *William George Hoskins*, *Provincial England. Essays in Social and Economic History* (London 1965) Kap. 4; *Julian Cornwall*, *English Country Towns in the Fifteen Twenties*, in: *Economic History Review*, 2nd series, 15 (1962) 61 ff.; *Alan D. Dyer*, *The City of Worcester in the Sixteenth Century* (Leicester 1973) Kap. 14; *C. Phythian-Adams*, *Desolation of a City. Coventry and the Urban Crisis of the Late Middle Ages* (Cambridge 1979) Kap. 10; *David M. Palliser*, *Tudor York* (Oxford 1979) Kap. 4–6; *T. S. Willian*, *Elizabethan Manchester* (Chetham Society, 3rd series, 27, 1980), Kap. 6; *Vivian Brodsky Elliott*, *Mobility and Marriage in Pre-Industrial England* (Unveröffentlichte Ph. D., University of Cambridge 1978) Teil 1; *S. Rappaport*, *Social Structure and Mobility in Sixteenth Century London. Part 1*, in: *London Journal* 9 (1983); *J. P. Boulton*, *The Social and Economic Structure of Early Seventeenth-Century Southwark* (Unveröffentlichte Ph. D., University of Cambridge 1983); *D. V. Glass*, *Socio-economic status and occupations in the City of London at the end of the seventeenth century*, in: *Peter Clark* (Hg.), *The Early Modern Town. A Reader* (London 1976).

²⁷ *R. B. Outhwaite*, *Age at marriage in England from the late seventeenth to the nineteenth century*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 5th series, 23, 1973; *Vivian Brodsky Elliott*, *Single Women in the London Marriage Market: Age, Status and Mobility 1598–1619*, in: *R. B. Outhwaite* (Hg.), *Marriage and Society. Studies in the Social History of Marriage* (London 1981). Ein Versuch, demographische Unterschiede zwischen landbesitzenden und landlosen Familien festzustellen, bei *Victor Skipp*, *Crisis and Development. An ecological case study of the Forest of Arden 1570–1674* (Cambridge 1978) Kap. 4.

²⁸ *Peter Laslett*, *Mean household size in England since the sixteenth century*, in: *Peter Laslett/Richard Wall* (Hg.), *Household and family in past time* (Cambridge 1972) 154; *N. Goose*, *Household size and structure in early-Stuart Cambridge*, in: *Social History* 5 (1980); *Hey*, *An English Rural Community*, 117, 141 f., 170, 173–76; *Keith Wrightson/David Levine*, *Poverty and Piety in an English Village: Terling 1525–1700* (New York/San Francisco/London 1979) 81 f.; *Peter Clark*, *Migration in England During the Late Seventeenth and Early Eighteenth Centuries*, in: *Past and Present* 83 (1979).

²⁹ Auf soziale Unterschiede im Familienleben wird wiederholt hingewiesen bei *Lawrence Stone*, *The Family, Sex and Marriage in England 1500–1800* (London 1977); *Wrightson*, *English Society*, Kap. 3 & 4; *R. A. Houlbrooke*, *The English Family 1450–1700* (London/New York 1984).

und dem Grad der Alphabetisierung³⁰; mit den Formen von Kriminalisierung³¹; mit den Einstellungen, den Sitten und Bräuchen sowie der Teilhabe an religiösen und politischen Bewegungen³².

Derartige Arbeiten haben deutlich den bestimmenden Einfluß aufgezeigt, den die relative soziale Position auf den Lebenslauf und die Chancen der Individuen ausübte. Mehr noch: Sie haben aufgedeckt, daß es regionale und lokale Abweichungen gab, sowohl was die Schichtungsstruktur angeht als auch hinsichtlich der Komplexität der Unterscheidungen zwischen sozialen Gruppen. Diese Abweichungen können auf eine plausible Art und Weise mit unterschiedlichen Wirtschafts- und Beschäftigungsstruk-

³⁰ David Cressy, Educational Opportunity in Tudor and Stuart England, in: *History of Education Quarterly* 16 (1976); ders., Literacy and the Social Order, bes. Kap. 6; s. auch *Spufford, Contrasting Communities*, Teil 2; *Wrightson/Levine, Poverty and Piety*, 146–152; R. A. Houston, The Development of Literacy: Northern England 1640–1750, in: *Economic History Review* 35 (1982).

³¹ Vorreiter einer Untersuchung der Verknüpfungen zwischen sozialem Status, Kriminalität, Verfolgung und Bestrafung war Joel Samaha, *Law and Order in Historical Perspective. The Case of Elizabethan Essex* (New York/London 1974). Seit der Veröffentlichung von James S. Cockburn, *Early-Modern Assize Records as Historical Evidence*, in: *Journal of the Society of Archivists* 5 (1975), sind Kriminalitätsforscher wesentlich vorsichtiger dabei geworden, den angegebenen Status angeklagter Personen zu übernehmen. Dennoch sind soziale Unterschiede bezüglich Verfolgung und Bestrafung in einer Reihe lokal begrenzter Untersuchungen nachgewiesen worden, und sie werden im allgemeinen durch breiter angelegte Kriminalitätsstudien bestätigt. S. z. B. James S. Cockburn, *The Nature and Incidence of Crime in England 1559–1625. A Preliminary Survey*, in: ders., *Crime in England 1550–1800* (London 1977) 61–64; M. J. Ingram, *Communities and Courts. Law and Disorder in Early Seventeenth-Century Wiltshire*, in: ebd., 129–34; *Wrightson/Levine, Poverty and Piety*, Kap. 5; J. A. Sharpe, *Crime in Early Modern England 1550–1750* (London/New York 1984).

³² Der Bereich „kultureller Unterschiede“ tritt deutlich hervor in Arbeiten wie Christopher Hill, *Society and Puritanism in Pre-revolutionary England* (London 1964); Thomas, *Religion and the Decline of Magic*; ders., *Man and the Natural World. Changing Attitudes in England 1500–1800* (London 1983); Keith Wrightson, *Alehouses, Order and Reformation in Rural England 1590–1660*, in: Eileen Yeo/Stephen Yeo (Hg.), *Popular Culture and Class Conflict 1590–1914. Explorations in the History of Labour and Leisure* (Brighton 1981); ders., *Two concepts of order: justices, constables and jurymen in seventeenth century England*, in: John Brewer/John Styles (Hg.), *An Ungovernable People. The English and their law in the seventeenth and eighteenth centuries* (London 1980). Untersuchungen in diesen Bereichen können selten quantifizierend betrieben werden, obwohl es einige Versuche gibt, soziale Unterschiede in bezug auf die Neigung zu religiöser Nonkonformität zu quantifizieren. S. zum Beispiel *Spufford, Contrasting Communities*, 298–306; J. J. Hurwicz, *Dissent and Catholicism in English Society. A Study of Warwickshire 1660–1720*, in: *Journal of British Studies* 16 (1976); *Wrightson/Levine, Poverty and Piety*, 124–33, 154–72 und Kap. 7; Richard T. Vann, *The Social Development of English Quakerism 1655–1755* (Cambridge, Mass., 1969) Kap. 2; B. Reay, *The Social Origins of Early Quakerism*, in: *Journal of Interdisciplinary History* 11 (1980); Brian S. Capp, *The Fifth Monarchy Men. A Study in Seventeenth-Century English Millenarianism* (London 1972) Kap. 4; J. F. McGregor/B. Reay (Hg.), *Radical Religion in the English Revolution* (Oxford 1984) 18 f., 29, 35–39, 143 f., 173. Eine Diskussion politischer Teilhabe unterhalb der Ebene der gentry und der städtischen Eliten bei Derek Hirst, *The Representative of the People? Voters and Voting in England under the Early Stuarts* (Cambridge 1975); Brian Manning, *The English People and the English Revolution 1640–49* (London 1976); David Underdown, *The Problem of the Popular Allegiance in the English Civil War*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, 5th series, 31 (1981).

turen verknüpft werden, mit dem Einfluß eines bestimmten lokalen Herkommens (etwa der Erbfolge) und mit unterschiedlicher Einbindung in Prozesse ökonomischen, sozialen und kulturellen Wandels. Es gab keine statische, „traditionale“ Sozialordnung, sondern eine dynamische Gesellschaft, in der sich im Laufe der Zeit sowohl das Schichtungsprofil als auch die Erfahrung einzelner Gruppen veränderten. Aus der Untersuchung solcher Veränderungen wissen wir um Langzeit-Entwicklungen, die die Zeitgenossen nur undeutlich spürten: Verschiebungen der sozialen Verteilung von Grund und Boden sowie des Reichtums; zahlenmäßige Zunahme der gentry sowie der akademischen und der handeltreibenden „Mittelschicht“; der Niedergang der wenig Land besitzenden „husbandmen“ auf dem flachen Land; die Ausdehnung industrieller Beschäftigung; der massive Zuwachs der „labouring poor“; die relative Festschreibung oder Verminderung von Lebensstandards; das Auftauchen neuer Unterscheidungen in der Erziehung, in den Einstellungen und im Verhalten³³.

Wir haben allen Grund, den Autoren der sozialstrukturellen Studien wegen dieser Erkenntnisse dankbar zu sein. Die Leistungen der neueren englischen Sozialgeschichte bei der Rekonstruktion der Strukturen und Triebkräfte jener Welt, die Peter Laslett 1965 als „The world we have lost“ bezeichnete, beruhen zum großen Teil auf „sozial-spezifischen“ Analysen. Aus genau diesem Grund sollten wir uns aber auch daran erinnern, daß auch diese Arbeiten ihre Grenzen haben. Selbst wenn eine quantifizierende Analyse möglich ist, liefert die begeisterte Produktion sauberer tabellarischer Hierarchien auf der Basis einer Vielzahl von Schichtungskriterien bestenfalls unvollständige Hinweise auf die zentralen Realitäten der Sozialordnung. Derartige analytische Konstruktionen darf man nicht zu wörtlich nehmen, weil sie sonst die Aufmerksamkeit von manchen Komplexitäten und Uneindeutigkeiten ablenken.

Bei den Oberbegriffen scheint es klar genug zu sein, daß die traditionellen Kategorien der „degrees“ und „callings“ deutliche Hinweise auf den relativen Wohlstand, den sozialen Rang und die Chancen der jeweiligen Individuen geben. Es muß aber betont werden, daß solche sauberen Einteilungen scheitern oder sich zumindest an ihren Rändern auflösen, wenn man sie im Detail untersucht. Soziale Zuordnungen auf der Grundlage dieser Kategorien zeigen immer wieder zweierlei: Einerseits gibt es deutlich erkennbare Unterschiede, was den Durchschnitt betrifft. Andererseits gibt es auch sehr beträchtliche Überschneidungen zwischen benachbarten Sozialkategorien³⁴. Das allein sollte genügen, uns daran zu erinnern, daß die „degrees“ und „callings“, wie sie die Zeitgenossen unterschieden und auflisteten, bei weitem keine exakt definierten, wohlunterscheidbaren oder homogenen sozialen Gruppen bildeten³⁵. Das Aufstellen

³³ Ausführlicher und mit weiteren Nachweisen *Wrightson*, English Society, bes. Kap. 2 und 5–7.

³⁴ Für Überschneidungen in der Verteilung von Reichtum s. z. B. *M. Brigg*, The Forest of Pendle in the seventeenth century, in: Transactions of the Historic Society of Lancashire and Cheshire 115 (1962); *P. Tyler*, The status of the Elizabethan parochial clergy, in: *G. J. Cuming* (Hg.), Studies in Church History IV: The Province of York (Leiden 1967) 96 f.; *Spufford*, Contrasting Communities, 36–41. Solche Überschneidungen sind zum Beispiel ebenso deutlich in der sozialen Verteilung des Analphabetentums oder der Neigung zu religiösem Nonkonformismus zu finden.

³⁵ Dies wird sehr entschieden vertreten bei *G. A. Kerby*, Inequality in a Pre-Industrial Society (Unveröffentlichte Ph.D., University of Cambridge 1983) Kap. 9.

von Tabellen vermag den falschen Eindruck einer Eindeutigkeit sozialer Einteilung zu erwecken. Das aber verbirgt nur den komplexen Charakter des Prozesses sozialer Einschätzung.

Zweitens wird die Verwendung traditioneller Einteilungen praktisch sinnlos, wenn wir uns mit der Einordnung bestimmter Berufsgruppen mit unklarem Status in den zeitgenössischen Gesellschaftsbeschreibungen beschäftigen. Kaufleute und Händler, Rechtsanwälte, der Klerus, ländliche und städtische Handwerker können aus einem einfachen Grund nicht ohne weiteres in die Standard-Hierarchie eingeordnet werden: Es handelt sich nicht um einheitliche oder homogene Gruppen. Eine soziale Schichtung, die als einziges Kriterium „Handwerk und Handel“ verwendet, verbirgt wahrscheinlich mehr, als sie enthüllt. Zweifellos gab es in bestimmten Städten eine klare Rangfolge innerhalb von Handel und Handwerk. Auch auf dem Land waren Händler und Handwerker deutlich geschichtet. Einige waren nach Lebensführung und Stellung mit wohlhabenden yeomen vergleichbar. Andere gehörten mehr zu den Landarbeitern. Viele lebten von zwei oder mehr Beschäftigungen, was solche Unterscheidungen bedeutungslos werden läßt³⁶.

Drittens: Nimmt man Schichtungsstudien zu wörtlich, kann die Aufmerksamkeit für die dauernde individuelle soziale Mobilität nachlassen. Wie wir gesehen haben, waren die Zeitgenossen bereit, die Tatsache solcher Möglichkeiten anzuerkennen. Einzelfallstudien bestätigen dies. Wir besitzen zahllose Übersichten über gentry-Familien in bestimmten Grafschaften und deren großes oder geringes Alter. Während wir aber mehr und mehr über soziale Schichtung im frühneuzeitlichen England wissen, wissen wir immer noch zu wenig über die Möglichkeiten relativer sozialer Mobilität und ihre mögliche Bedeutung für eine Abschwächung der Abgrenzung zwischen bestimmten, traditionell getrennten Gruppen oder für die Verhärtung der Grenzen zwischen anderen³⁷.

³⁶ Für die Städte s. o. Anm. 25. Für das Land s. zum Beispiel *Hoskins*, *Midland Peasant*, 166 f.; *Wrightson/Levine*, *Poverty and Piety*, 22 f.; *Brigg*, *The Forest of Pendle*, 88–90; *David Hey*, *The Rural Metalworkers of the Sheffield Region. A Study of Rural Industry before the Industrial Revolution* (Occasional Papers of the Department of Local History, 2nd series No. 5, Leicester 1972) 19–31, 34; *G. D. Ramsay*, *The Wiltshire Woollen Industry in the Sixteenth and Seventeenth Centuries* (London ²1965) Kap. 2 & 3; *Joan Thirsk*, *Industries in the countryside*, in: *Frederick J. Fisher* (Hg.), *Essays in the Economic and Social History of Tudor and Stuart England* (Cambridge 1961); *Marie Rowlands*, *Masters and Men in the West Midland metalware trades before the industrial revolution* (Manchester 1975) Kap. 1–3, 6.

³⁷ Eine allgemeine Diskussion der Probleme sozialer Mobilität bei *Stone*, *Social Mobility in England*; *Alan Everitt*, *Social Mobility in Early Modern England*, in: *Past and Present* 33 (1966); *Peter Laslett*, *The World We Have Lost further explored* (London 1984) 238 ff. Versuche, das tatsächliche Ausmaß sozialer Mobilität zu bestimmen, gibt es viel zu wenige, hauptsächlich weil es Schwierigkeiten bereitet, ein Sample von Individuen über einen gewissen Zeitraum zu verfolgen. S. zum Beispiel *Cliffe*, *The Yorkshire Gentry*, 16; *Blackwood*, *The Lancashire Gentry*, 18 ff. und Appendix I; *Brodsky Elliott*, *Mobility and Marriage*, Teil III, Kap. 3; *Wrightson/Levine*, *Poverty and Piety*, 106–108; *Lawrence Stone/J. C. F. Stone*, *An Open Elite? England 1540–1820* (Oxford 1984). Aspekte sozialer Mobilität in Verbindung mit bestimmten Lebensphasen werden betont bei *Hoskins*, *Midland Peasant*, 147; *Brigg*, *The Forest of Pendle*, 74 f.; *Hey*, *An English Rural Community*, 170 ff; *Paul Slack*, *Social problems and social policies*, in: *The Traditional Com-*

Schließlich gibt es das Problem, daß die Bedeutung traditioneller Statusbezeichnungen sich von Ort zu Ort oder über einen bestimmten Zeitraum ändern konnte. Wenn wir *gentleman* oder *yeoman* aus einer bestimmten Zeit und Gegend und *gentleman* oder *yeoman* aus einer anderen Zeit und Gegend gegenüberstellen, vergleichen wir möglicherweise nicht Gleiches mit Gleichem. Im Nordosten Englands zum Beispiel wurde der Begriff *yeoman* während der gesamten Frühen Neuzeit unterschiedslos zur Bezeichnung kleiner Landbesitzer benutzt. Er trug nicht die im Süden geläufige Bedeutung eines höheren sozialen Status. Obwohl die Veränderungen der Status-Bezeichnungen noch nicht hinreichend erforscht sind, ist es allgemein bekannt, daß der Begriff *gentleman* um 1700 viel großzügiger benutzt wurde als im 16. Jahrhundert, wohingegen andere Begriffe, wie *yeoman* oder *husbandman*, überflüssig wurden³⁸.

Kurz: Neuere Versuche, die traditionelle Hierarchie mit der sozialen Schichtung von Reichtum, mit der Qualifizierung als Amtsinhaber, mit dem Grad der Alphabetisierung usw. zu verknüpfen, haben zweifellos den realen Gehalt einiger feinsinniger Differenzierungen der Zeitgenossen nachgewiesen. Aber wenn wir die wertvollen Nachweise solcher Untersuchungen betrachten, müssen wir unsere Aufmerksamkeit auch mehr als üblich den Minderheiten zuwenden, den Ausnahmen, den Fällen, die nicht passen, den Kategorien, die sich überschneiden oder die sich bei näherer Untersuchung auflösen, die ihre Bedeutung von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit wechseln oder die durch die Möglichkeit sozialer Mobilität verwischt werden konnten. Die vertrauten Titel und die Reihenfolge, in die sie herkömmlicherweise gestellt wurden, waren bis zu einem gewissen Punkt brauchbar. Sicherlich werden die englischen Historiker sie weiterhin benutzen. Aber sie sollten vorsichtig gehandhabt werden, vorzugsweise innerhalb eines bekannten lokalen Rahmens, in dem Quellen so miteinander verknüpft werden können, daß sie sich gegenseitig aufhellen und anderenfalls verborgene Bedeutungen zutage treten. Und wir müssen uns dauernd bewußt sein, daß diese Kategorien äußerst ungenau definiert waren, daß sie an den Rändern verschwammen und daß die Trennlinien durchlässig waren.

Dies führt zu einem letzten Punkt hinsichtlich der Schichtungsstudien. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es mindestens zwei Arten gab, die Sozialordnung des frühneuzeitlichen Englands zu erfassen: nämlich in der kleinschrittig gegliederten Hierarchie formaler Konventionen und in Begriffen mit größeren Unterscheidungen zwischen zwei oder drei großen Gruppen. Einer der wertvollsten indirekten Beiträge der sozialstrukturellen Untersuchungen liegt darin, daß sie diese Doppel- oder Mehr-

community Under Stress, Open University Course A322, English Urban History 1500–1780, Book III (Milton Keynes 1977) 84. S. auch bezüglich Armut und Lebensphasen den neueren Beitrag von *W. Newman Brown* und *T. C. Wales* zu *R. M. Smith* (Hg.), *Land, Kinship and Lifecycle* (Cambridge 1984).

³⁸ *Cressy*, *Literacy and the social order*, 125; *A. Everitt*, *Change in the Provinces. The Seventeenth Century* (Occasional Papers of the Department of Local History, 2nd series, No. 1, Leicester 1970) 43 ff.; *P. Styles*, *The social structure of Kineton Hundred in the Reign of Charles II*, in: *Essays in honour of Philip B. Chatwin*. Transactions and Proceedings of the Birmingham Archaeological Society 78 (1962) 102 f.; *Geoffrey Holmes*, *Augustan England. Professions, State and Society 1680–1730* (London 1982) 9, 11; *William A. Speck*, *Stability and Strife. England 1714–1760* (London 1977) 37, 40 f., 47 f.

facherfassung klarer gemacht haben. Zwar haben sie gezeigt, daß die traditionelle Hierarchie in vielen Lebensbereichen reproduziert wurde, sie haben aber auch gezeigt, 1), daß man die Brüche, die im Schichtungsprofil aufgezeigt werden können, nicht einfach wieder in die traditionellen „degrees“ einbetten kann, und 2), daß diese Brüche sich in ihrer sozialen Bedeutung und Reichweite unterschieden.

Daraus folgt, daß man von bestimmten Status- und Berufsgruppen sagen kann, sie bildeten einen „cluster“ oder „Gruppierungen“, in denen die soziale Distanz zwischen den Mitgliedern zwar vorhanden, aber nicht so tief und einschneidend war wie diejenige, die sie von anderen sozialen Gruppen trennte. So reichten die führenden städtischen Kaufleute und die höheren akademischen Ränge an die landbesitzende gentry heran, was ihre Geburt, die Bildung, das Einkommen, die Lebensführung und die Teilhabe an der Macht betraf. Ein anderes Beispiel: Kleinbäuerliche husbandmen auf dem Dorf mögen in ihrem Lebensstandard, ihren Sitten, ihrem Analphabetentum und der Struktur ihrer Haushalte dem Kötter und dem Landarbeiter näher gestanden haben als ihrem wohlhabenderen yeoman-Nachbarn, der Amtsträger war, sich Diener hielt und häufig lesen konnte. Yeomen wiederum hatten viel gemein mit der niederen gentry und der städtischen „Mittelschicht“.

Solche Verwandtschaften oder Gruppierungen werden durch die allmählich anwachsenden Kenntnisse sozialer Differenzierungen und der Möglichkeit sozialer Mobilität sehr nahe gelegt. Neuerdings sind sie in überzeugender Art und Weise durch Vivian Brodsky Elliott bestätigt worden. In einer bemerkenswert originellen Arbeit hat sie gezeigt, daß es möglich ist, die relative Distanz zwischen Status- und Berufsgruppen zu bestimmen, indem man die von Individuen und Familien getroffene Auswahl von Ehepartnern und die Lehrstellen der Söhne systematisch untersucht. Ihre Ergebnisse führen *nicht* zu einer gleichmäßig abgestuften Hierarchie, sondern zu einer Anzahl von Gruppierungen aus Status- und Berufsgruppen, deren jeweilige Nähe sich festmachen läßt an der Bereitschaft, untereinander zu heiraten, und an der Übereinstimmung bei der Art, ihre Söhne in städtischen Unternehmungen unterzubringen³⁹.

Aus all dem läßt sich entnehmen, daß es innerhalb der vielfältigen Hierarchie formaler Gesellschaftsbeschreibung etwas gab, was man vielleicht als soziales und kulturelles Milieu bezeichnen könnte. Vielleicht versuchten die Zeitgenossen, derartige Fügungen von sozialen Gruppen zu erfassen, wenn sie Bezeichnungen wie „gentlemen“, „the quality“, „the best inhabitants“, „the middling sort“, „the better sort“, „the meaner sort“, „the inferior sort“ und viele andere informelle, ungenaue, aber gesellschaftlich zutreffende Einschätzungen benutzten. Hier zeigte sich eine Alternative bei der Betrachtung gesellschaftlicher Strukturen, die mit den feineren Unterscheidungen der vollständigen sozialen Hierarchie keineswegs unvereinbar war. Sie berief sich aber weniger auf statische, formalisierte Unterscheidungen, als vielmehr auf grundlegende Einteilungen, wie sie in der Dynamik der alltäglichen sozialen Beziehungen deutlich wurden. Mehr noch: Wenn diese Alternative die vorherrschende Form der Wahrnehmung wurde, wie ich vorgeschlagen habe, dann hing ihre zunehmende Bedeutung möglicherweise mit den sozialen Veränderungen des späten 16. und des 17. Jahrhunderts

³⁹ Brodsky Elliott, *Mobility and Marriage*, Teil I, Kap. 2–4.

derts zusammen: mit der Zunahme der niederen gentry; dem Auftauchen der städtischen „pseudo gentry“; der mannigfaltiger werdenden, erfolgreichen „Mittelschicht“ in Stadt und Land; dem allmählichen Verschwinden des ackerbaureibenden husbandman; dem Anwachsen der labouring poor; mit den komplexen Prozessen ökonomischen, politischen und kulturellen Wandels, die eine stärker integrierte Gesellschaft auf nationaler Ebene und eine stärker aufgefächerte und gegliederte lokale Gesellschaft zur Folge hatten⁴⁰.

Ergebnisse

Zusammengenommen liefern die beiden Möglichkeiten, die Sozialstruktur Englands im 16. und 17. Jahrhundert zu rekonstruieren, ein einigermaßen deutliches Bild. Es war eine im höchsten Maß gegliederte Gesellschaft, aber die Konstellationen der Ungleichheit waren alles andere als einheitlich, rigid oder unveränderlich. Die Kriterien sozialer Einschätzung waren komplex und ungenau bestimmt, gleichwohl war Reichtum ein entscheidender Faktor. Individuelle soziale Mobilität gab es dauernd, und sie wurde offen vermerkt. Es gab beträchtliche Veränderungen sowohl der relativen Größe bestimmter sozialer Gruppen als auch des Charakters und des Ausmaßes ihrer Unterschiede. In der Alltagssprache und im täglichen Umgang wurde das traditionelle Bild der sozialen Hierarchie in eine einfachere, weniger formale Klassifikation aufgelöst, in der der soziale Abstand auf der Grundlage unterschiedlichster Kriterien zu einer Reihung von Gruppierungen führte, die jeweils unterscheidbare soziale und kulturelle Milieus darstellten. Es gab mindestens zwei Möglichkeiten, die Sozialstruktur zu verstehen. Beide gaben gleichermaßen gültige, aber alternative Auffassungen einer komplexen Wirklichkeit wieder, und die eine verdrängte allmählich die andere. Das Reden von „degrees“ wurde ein Anachronismus, wurde zur Vokabel eines sozialen Konservatismus. Das Reden von „sorts“ traf die soziale Realität immer besser, weil es einer sich entwickelnden Strukturveränderung in der englischen Gesellschaft besser Ausdruck verleihen konnte. Der Charakter des Übergangs in der sozialen Wirklichkeit und in deren Wahrnehmung wird vielleicht in einer Antwort Gregory Kings verkörpert, die er 1697 einem Kritiker der in seiner berühmten Sozialstatistik enthaltenen Berechnungen gab. Innerhalb eines einzigen Abschnittes, in dem King seine Methodologie erläuterte, bezog er sich zunächst auf die „several degrees“ des englischen Volkes; dann auf: „the better sort“, „the middle sort“ und „the poorest sort“; und schließlich entschied er sich, die Bevölkerung in „classes“ einzuteilen⁴¹. Hier handelt es sich um eines der frühesten Beispiele einer neuen Art der Gesellschaftsbeschreibung, um die Verwendung des Begriffes „class“, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts an Bedeutung gewann und die heute noch verbreitet ist.

⁴⁰ Diese Entwicklungen werden umfassend diskutiert bei *Wrightson*, English Society, Kap. 5–7.

⁴¹ *Thirsk/Cooper*, Seventeenth-Century Economic Documents, 795. Für das allmähliche Auftauchen des „class“-Begriffes seit dem 18. Jahrhundert s. *Asa Briggs*, The Language of „Class“ in Early Nineteenth-century England, in: *Asa Briggs/John Saville* (Hg.), Essays in Labour History. In memory of *G. D. H. Cole* (London 1960).

Hans R. Guggisberg

Zur sozialen Stellung und Funktion des Adels im frühneuzeitlichen Spanien

Das Thema, dem dieser Beitrag gewidmet sein soll, ist sehr vielschichtig und kann keinesfalls mit dem Anspruch auf Vollständigkeit diskutiert werden. Nur einige ausgewählte Aspekte können zur Sprache kommen. Im ersten Teil soll anhand von vier bekannten zeitgenössischen Aussagen gezeigt werden, daß sich die Auffassungen über die gesellschaftliche Stellung des Adels, über sein Ansehen und über seine Attraktivität im frühneuzeitlichen Spanien, d. h. vom frühen 16. bis zum späten 18. Jahrhundert, nicht wesentlich veränderten. Der zweite Teil wird einige allgemeine Feststellungen über den spanischen – d. h. vor allem über den kastilischen – Adel im 16. und 17. Jahrhundert enthalten, und im dritten Teil werde ich mich einem einzelnen Dokument aus dem frühen 17. Jahrhundert zuwenden, das eine recht originelle Vorstellung von der Möglichkeit und Wünschbarkeit verstärkter sozialer Mobilität in der frühneuzeitlichen Gesellschaft Spaniens zum Ausdruck bringt.

I

Zu Beginn des Jahres 1512 reiste der künftige Florentiner Geschichtsschreiber Francesco Guicciardini im Auftrag seiner Republik als Gesandter an den Hof Ferdinands des Katholischen. Etwas über zwanzig Monate verbrachte er in Spanien. Als er in die Heimat zurückkehrte, brachte er den offiziellen Gesandtschaftsbericht mit sich, die *Relazione di Spagna*¹. In dieser Schrift steht über das, was wir heute als die soziale Mentalität der Spanier bezeichnen würden, u. a. folgendes zu lesen:

„Sie werden für scharfsinnig und schlau gehalten, aber nichtsdestoweniger ragen sie in keiner Kunst, in keinem Handwerk und auch in keiner Wissenschaft hervor. Fast alle Künstler, die am Hofe des Königs wirken, sind Franzosen oder andere Ausländer. Die Spanier widmen sich aber auch nicht dem Handel, sondern sie betrachten diese Tätigkeit sogar als unwürdig. Dafür tragen sie alle in ihren Köpfen den Traum vom adeligen Leben mit sich herum [= „anno nel capo uno fummo de fidalgo“]. Sie neigen dazu, für geringe Bezahlung Kriegsdienst zu leisten, in Dürftigkeit und unter tausend Entbehrungen einem Granden zu dienen oder sogar (dies war jedenfalls vor der Regie-

¹ Roberto Ridolfi, *Vita di Francesco Guicciardini* (Rom 1960) 37, 43 ff., 71 f.

rungszeit des jetzigen Königs so) als Straßenräuber zu leben. Alles dies ziehen sie dem Handel und der handwerklichen Arbeit vor.“²

Soweit der von einer gewissen Hochnäsigkeit und Blasiertheit nicht ganz freie italienische Diplomat. Ganz ähnliche Urteile findet man aber auch bei spanischen Autoren aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Als Beispiel sei eine Aussage des Alejo Venegas aus Toledo zitiert. In seiner 1537 erstmals veröffentlichten Schrift *Agonía del tránsito de la muerte* charakterisiert dieser humanistisch gebildete Gelehrte die vier nationalen Hauptsünden der Spanier. An erster und vierter Stelle erscheinen die Eitelkeit und die Verachtung des Wissens. Für unser Thema wichtiger als diese Laster sind die an zweiter und dritter Stelle kritisierten Eigenschaften:

„Die zweite Sünde: Spanien ist das einzige Land, in welchem die Handarbeit als Makel betrachtet wird. ... Die dritte Sünde: Die übertriebene Verehrung der Ahnen. Dieses Laster ist zwar allen Völkern eigen, aber nur in Spanien glaubt man ehrlos zu sein, wenn man keine [adeligen] Vorfahren hat. ... Da kann der Apostel Paulus lange beteuern, Gott betrachte alle Menschen als gleichwertig.“³

Bei unserem dritten Gewährsmann handelt es sich wiederum um einen Ausländer: Antoine de Brunel war ein protestantischer Landedelmann aus dem Dauphiné, der in den Niederlanden studiert hatte und im Jahre 1655 als Begleiter des niederländischen Aristokraten Frans van Aerssen eine der frühesten bekannten Bildungsreisen durch Spanien unternahm. In seiner Reisebeschreibung *Voyage d'Espagne curieux, historique et politique*, die 1665 erstmals in Paris und später noch dreimal in den Niederlanden veröffentlicht wurde, beschreibt Brunel an verschiedenen Stellen das gesellschaftliche Gefüge Spaniens um die Mitte des 17. Jahrhunderts, die Position und Funktion des Adels, das Streben Nichtadeliger nach adeligem Status sowie die allgemeine Geringschätzung kommerzieller und handwerklicher Tätigkeit. Der folgende Abschnitt sei hier stellvertretend für andere zitiert:

„Die spanischen Granden erscheinen nur aus der Ferne groß. Mir kommen sie recht klein vor, und ich glaube, daß ihre einzige Auszeichnung darin besteht, daß sie in Gegenwart des Königs den Hut aufbehalten und sich setzen dürfen. Im übrigen gibt es in keinem Land so viel [äußerliche] Gleichheit wie hier. Wenn ein Schuster seine Leisten weggeschoben und seine Ahle niedergelegt hat, schnallt er sich alsbald Dolch und Degen um und lüftet kaum mehr den Hut vor demjenigen, für den er kurz zuvor in seiner Werkstatt gearbeitet hat. Man kann auch zu den einfachsten und geringsten Angehörigen des Volkes nicht sprechen, ohne ihnen alle Ehrentitel zu geben. Unter sich nennen sie sich nämlich stets ‚Señores Caballeros‘. Wenn man einem Bettler ein Almosen verweigert, muß dies mit dem formellen Kompliment ‚Verzeihung, Euer Gnaden, ich habe kein Geld bei mir‘ geschehen.“⁴

² Francesco Guicciardini, *Opere*, a cura di Vittorio de Caprariis (Mailand, Neapel 1961) 30.

³ Alejo Venegas, *Agonía del tránsito de la muerte*, in: *Escritores místicos Españoles*, t. I (= Nueva Biblioteca de Autores Españoles, t. 16) 173–175. Zit. M. Tuñón de Lara (ed.), *Historia de España*, t. XI: *Textos y Documentos* (Barcelona 1984) 556 ff. Vgl. Marcel Bataillon, *Erasmus y España* (México, Madrid, Buenos Aires 1979) 565 ff.

⁴ Antoine de Brunel, *Voyage d'Espagne* (1655), in: *Revue hispanique* 30 (1914) 119–375, bes. 144.

Der vierte Illustrationstext stammt aus dem späten 18. Jahrhundert, aus der Regierungszeit Karls III., des bedeutendsten und erfolgreichsten unter den frühen Bourbonen. Im königlichen Edikt vom 18. März 1783 finden sich folgende Sätze:

„Ich erkläre, daß nicht nur der Beruf des Gerbers, sondern auch die Tätigkeit des Schmieds, des Schneiders, des Schuhmachers, des Zimmermanns und andere Handwerke dieser Art ehrbar und ehrenhaft sind; daß ihre Ausübung weder die Familie noch die Person dessen, der sie ausübt, entwürdigt; daß sie nicht die Ausschließung von öffentlichen Ämtern in den Gemeinden des Staates nach sich zieht; daß die Handwerker als Bürger anerkannt werden sollen und daß den Handwerkern und der Handarbeit durch den Genuß und die Vorrechte des Adelsstandes keinerlei Nachteile erwachsen dürfen. ... In diesem Sinne lautet auch mein Ratschlag, daß, wenn in einer Familie Vater, Sohn und Enkel durch drei Generationen hindurch eine Handelsunternehmung oder eine Manufaktur mit beträchtlichem Erfolg und zum Nutzen des Staates betrieben haben, ... die Erhebung in den Adelsstand nicht auszuschließen sei.“⁵

Zusammenfassend können wir feststellen, daß alle vier zitierten Texte, obwohl sie zeitlich recht weit auseinanderliegen, Zeugnisse für das über drei Jahrhunderte sich erstreckende Vorherrschen einer allgemeinen „*manía aristocrática*“ enthalten. Komplementär hierzu bezeugen sie direkt oder indirekt das Vorhandensein einer allgemeinen Verachtung manueller und kommerzieller Arbeit, d. h. der allgemein verbreiteten Ansicht vom „*deshonor del trabajo*“. Hätten wir die Zitate verlängert, so wäre klar geworden, daß alle Autoren (Karl III. eingeschlossen) der Überzeugung waren, daß die mit der Adelsmanie zusammenhängende Verachtung von Handel und Handarbeit ein Hauptgrund für das Fehlen einer dauerhaften wirtschaftlichen Prosperität der spanischen Monarchie sei. Mit anderen Worten: Hinter allen zitierten Texten steht die Auffassung, daß Spanien aufgrund seiner natürlichen Ressourcen und seiner kolonialen Einkünfte eigentlich eines der reichsten Länder Europas sein müßte und daß dies hauptsächlich deshalb nicht der Fall sei, weil die meisten Spanier nicht gewillt seien, produktive Arbeit zu leisten, sondern ihr Leben damit zubrachten, vom ersehnten Aufstieg in den Adelsstand zu träumen.

Darlegungen dieser Auffassung liegen aus der Zeit vom frühen 16. bis zum späten 18. Jahrhundert in riesiger Zahl vor. Sie finden sich in vielen Reiseberichten ausländischer Besucher Spaniens, aber auch in den Werken vieler spanischer Autoren, im politischen, wirtschaftspolitischen und sozialreformerischen Schrifttum und natürlich in der Literatur. Die nationale Selbstkritik der Spanier äußert sich in der frühen Neuzeit auf überaus mannigfaltige Weise. Überall und immer, wo sie sich mit der Frage befaßt, warum Spanien nie wirklich reich geworden sei, werden die Adelsmanie und die Verachtung der produktiven Arbeit ins Feld geführt.

Der moderne Betrachter der spanischen Geschichte wird ohne weiteres zugeben, daß zwischen den beiden mentalitätsgeschichtlichen Phänomenen und den spezifischen Problemen der spanischen Wirtschaftsentwicklung in der frühen Neuzeit in der Tat ein offensichtlicher Zusammenhang bestanden hat. Er stellt u. a. fest, daß sich in

⁵ Novísima Recopilación de Leyes (Madrid 1805), libro VIII, título 23. Vgl. *William J. Callahan*, Honor, Commerce and Industry in Eighteenth-Century Spain (Boston, Mass. 1972).

Spanien kein wirklich produktiver städtischer Mittelstand entwickelt hat, daß die iberische Monarchie auch in den Zeiten größter machtpolitischer Ausdehnung wirtschaftlich stets von anderen europäischen Mächten abhängig blieb, daß ihre Industrialisierung mit Verspätung einsetzte und daß der koloniale Reichtum meist durch das Land hindurchfloß, ohne ihm eine generelle und dauerhafte Prosperität zu bescheren. Wer diese Sachverhalte studiert, wird indessen rasch erkennen, daß sie durch die genannten mentalitätsgeschichtlichen Erscheinungen nicht ausschließlich bestimmt wurden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die konstante Verwicklung Spaniens in die europäischen Machtkämpfe auf die Verzögerung des wirtschaftlichen Aufstiegs ebenfalls einen großen Einfluß ausübte und daß die intransigent rassistische Minderheitenpolitik, die mit der Vertreibung der Juden, Mauren und Morisken das Land um entscheidende Teile seines produktiven Potentials gebracht hatte, sich ebenso verheerend auswirkte wie die jedenfalls bis zum Ende des 17. Jahrhunderts immer wieder ausbrechenden regionalistischen Konflikte⁶. Die Tatsachen der Adelsmanie und der Arbeitsverachtung werden durch diese Einsichten aber nicht als bedeutungslos deklariert. Angesichts der zahlreichen Quellenzeugnisse fragt man sich, warum denn eigentlich die Zugehörigkeit zum Adelsstand für so erstrebenswert gehalten wurde und wie sich der soziale Aufstieg dort, wo er gelang, bewerkstelligen ließ. Dies führt zu einigen allgemeinen Überlegungen über die gesellschaftliche Position und Funktion des Adels im frühneuzeitlichen Spanien. Wir beschränken uns dabei im wesentlichen auf das 16. und 17. Jahrhundert.

II

Adeliger Status bedeutete in Spanien ebenso wie in anderen Ländern vor allem die Exemption von Steuerleistungen gegenüber der Krone. Adelige entrichteten keine direkten Steuern und wehrten sich stets energisch gegen jede derartige Zumutung. Sie dienten dem König ursprünglich vor allem in militärischen Funktionen, mit der Zeit aber auch als Beamte und Mitglieder der zahlreichen Ratsgremien. Ihr Einkommen bestand einerseits aus den Erträgen ihres Grundbesitzes, andererseits aus den Salären und sonstigen Zuwendungen („mercedes“), die sie von ihrem königlichen Dienstherrn erhielten.

⁶ Vgl. *Fernand Braudel*, *La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II*, seconde édition revue et augmentée, Bd. 2 (Paris 1966) 68 ff. (La trahison de la bourgeoisie); *John Lynch*, *Spain under the Habsburgs*, Bd. 1 (Oxford 1981) 115 f. Vgl. *Richard Konetzke*, Die spanischen Verhaltensweisen zum Handel als Voraussetzungen für das Vordringen der ausländischen Kaufleute in Spanien, in: *Hermann Kellenbenz* (Hg.), *Fremde Kaufleute auf der Iberischen Halbinsel* (Köln, Wien 1970) 4–14; *José Antonio Maravall*, *Trabajo y exclusión: El trabajador manual en el sistema social español de la primera modernidad*, in: *Les problèmes de l'exclusion en Espagne (XVIe–XVIIe siècles)*. Etudes réunies et présentées par Augustin Redondo (Paris 1983) 135–159.

Zu den Privilegien des Adels gehörten neben den fiskalischen auch solche rechtlicher Art. Ein Adeliger, der straffällig geworden war, konnte nur durch die königlichen „audiencias“ (Gerichtshöfe) oder durch spezielle „alcaldes de Corte“ (königliche Richter) abgeurteilt werden. Alle Urteile unterstanden der Bestätigung durch den Rat von Kastilien. Adelige durften nicht gefoltert und nicht auf die Galeeren verschickt werden; sie waren auch von der Schuldhaft dispensiert. In zivilrechtlichen Verfahren durften weder ihre Häuser noch ihre Waffen und Pferde konfisziert werden⁷.

Adeliger Status hieß schließlich auch adelige Herkunft und Abstammung, vor allem aber nachweisbares Fehlen jeder Verwandtschaftsbeziehung zu Juden und Mauren. Die Ideologie der „limpieza de sangre“ spielte im Selbstverständnis des Adels seit dem frühen 16. Jahrhundert eine durchaus entscheidende Rolle.

Die verschiedenen sozialen Distinktionen waren im Begriff der „honra“ zusammengefaßt. Zum adeligen Leben gehörte es, die „honra“ überall zu beweisen und zu verteidigen. In diesem bewußten und in manchen Äußerlichkeiten sichtbaren Streben hob sich der Adelige vom nichtadeligen Untertan des Königs in Stadt und Land ab, vom „pechero“, der die „pechos“, d. h. die direkten Steuern, zu bezahlen hatte.

Wie in anderen Ländern war der Adelsstand auch in Spanien hierarchisch gegliedert. Diese Gliederung war allerdings komplizierter als anderswo, und der heutige Betrachter muß sich stets der Tatsache bewußt sein, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Rangstufen sowie die Gruppenbezeichnungen nicht immer eindeutig zu definieren sind.

Auf der untersten Sprosse der Stufenleiter standen die „hidalgos“, d. h. die niederen Adligen, die ihren Status ererbt oder selbst erworben hatten. Besonders groß war ihre Zahl im nördlichen Kastilien und in den kantabrischen Provinzen. Manche lebten von kargem Grundbesitz, viele waren zur Verrichtung untergeordneter Arbeit im Dienste höherer Adelige gezwungen oder lebten vom Bettel. Der besitzlose „hidalgo“, der trotz seiner Armut ein unerschütterliches Standesbewußtsein an den Tag legt, wird in manchen berühmten Werken der zeitgenössischen spanischen Literatur ironisiert. Man denkt an den armen Edelmann im anonymen Roman *Lazarillo de Tormes*, aber natürlich auch an *Don Quijote*. Über den „hidalgos“ standen die „caballeros“. Diese lebten meist in den Städten und bestritten ihren Lebensunterhalt aus kleineren bis mittleren Grundbesitzungen. Viele „caballeros“ bekleideten städtische Ratsstellen und bemühten sich um den Erwerb herrschaftlicher Jurisdiktionsrechte. Wenn ihnen dies gelang, wurden sie zu „señores de vasallos“. Eine besondere Gruppe bildeten die „caballeros de hábito“, die den Militärorden angehörten. Sie genossen allgemein großes Ansehen und gelangten vielfach zu beträchtlichem Reichtum. Auf der nächsthöheren Stufe folgten die „títulos“ bzw. „titulados“. Sie bildeten die Mehrheit des hohen Adels und verfügten in der Regel über ausgedehnten Grundbesitz sowie über grundherrliche Jurisdiktionsrechte. Über ihnen standen nur noch die „Grandes de España“ als exklusivste Spitzengruppe. Innerhalb des gesamten Adelsstandes wurde fortwährend nach Aufstieg gestrebt und um königliche Gunst gekämpft. So entstand eine inneraristokra-

⁷ J. H. Elliott, *Imperial Spain, 1469–1716* (London 1963) 104.

tische Sozialmobilität, die im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts an Intensität stetig zunahm⁸.

Als Karl V. im Jahre 1520 die „grandeza“ gesetzlich festlegte, bestand sie aus zwanzig Familien, darunter die Herzöge von Medinaceli, Albuquerque, Medina Sidonia, Alba, Frías und Béjar. Diese ersten Granden verfügten über große Machtfülle: Sie besaßen besondere jurisdiktionelle und diplomatische Privilegien. Unter den ersten habsburgischen Herrschern wurden sie hauptsächlich mit militärischen und diplomatischen Aufgaben betraut. Sowohl Karl V. als auch Philipp II. trachteten stets und mit gewissem Erfolg danach, die Granden von der Politik fernzuhalten und sie nicht zur Konkurrenz der Krone werden zu lassen. Damit wurde eine von den Katholischen Monarchen begründete Tradition forgesetzt. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts stieg die Zahl der Granden- und „títulos“-Familien von 20 bzw. 35 auf insgesamt 99 an. Unter Philipp III. näherte sich der Hochadel dem Hofe immer mehr an und verschaffte sich nach und nach die einflußreichsten Positionen in den Räten sowie die einträglichsten Vizekönigtümer. Philipp IV. förderte diesen Prozeß weiter, und unter Karl II. hatte der Hochadel den Höhepunkt seines politischen Einflusses erreicht. Auch zahlenmäßig wurde er im 17. Jahrhundert beträchtlich erweitert. Am Ende der Regierungszeit Philipps II. hatte es 18 Herzöge, 38 Markgrafen („marquésés“) und 43 Grafen gegeben. Philipp III., der 23 Jahre lang herrschte, kreierte 20 Markgrafen und 25 Grafen. Philipp IV. behielt in einer fast doppelt so langen Regierungszeit ungefähr die gleiche Proportion bei, indem er 57 Markgrafen und 25 Grafen ernannte. Unter dem weitgehend regierungsunfähigen Karl II. entstanden allerdings dann etwa gleichviel neue Hochadels-Titel wie in den gesamten vorangegangenen zwei Jahrhunderten, nämlich 5 Vizegrafen („vizcondes“), 78 Grafen und 209 Markgrafen⁹.

Viele Angehörige des Hochadels hatten unter den Katholischen Monarchen von der Landverteilung profitiert, die nach der Niederwerfung des Königreichs Granada vorgenommen worden war. Der gesamte spanische Adel zog bleibenden Nutzen aus den im Jahre 1505 erlassenen Gesetzen der Cortes von Toro. Diese bestätigten und erweiterten die Rechte der Einrichtung sogenannter „mayorazgos“, d. h. der Schaffung von Majoraten oder Familienfideikommissen. Damit erreichten die Grundbesitzer, daß ihnen ihre Domänen niemals – und auch nicht von der Krone – weggenommen werden konnten, daß sie für alle Zukunft ungeteilt blieben und daß sie innerhalb der Familie stets von einem Erben auf den nächsten übergingen. Die Gesetze von Toro gestatteten es im übrigen auch Nichtadeligen, Grundbesitz auf der „mayorazgo“-Basis zu erwerben. Ohne von der Krone daran gehindert zu werden, vermochten zahlreiche Hochadelige ihre Ländereien durch geschickte Heiratspolitik noch weiter auszudehnen. So ergab es sich jedenfalls in Kastilien, daß 2 bis 3 Prozent der Bevölkerung 97 Prozent des Bodens besaßen und daß über die Hälfte dieses Besitzes von einigen weni-

⁸ Antonio Domínguez Ortiz, *Las clases privilegiadas en el Antiguo Régimen* (Madrid 1979) 49 ff. Vgl. hierzu auch das ältere Werk desselben Autors, aus dem das hier und im folgenden Zitierte als verkürzte und erneuerte Revision hervorgegangen ist: *La sociedad española en el siglo XVII*, 2 Bände (Madrid 1963, 1970).

⁹ Ebenda 71.

gen Familien kontrolliert wurde¹⁰. Diese Situation hat sich namentlich in der Extremadura und in Andalusien bis zum heutigen Tag nur wenig verändert. Die grundherrlichen Jurisdiktionsrechte, die sog. „señorios“, wurden bekanntlich erst im Jahre 1811 durch die Cortes von Cádiz generell und endgültig abgeschafft.

Den Katholischen Monarchen und den ersten beiden Habsburger-Herrschern war in ihrer Auseinandersetzung mit dem Adel das gelungen, was H. Kamen als „the taming of the Spanish aristocracy“ genannt hat. Die politische Macht des Adels wurde eingeschränkt; der Preis hierfür bestand in der königlichen Anerkennung der Steuerfreiheit, der grundherrlichen Jurisdiktionsrechte und des Landbesitzes. Das Ergebnis war eine weitgehende Anerkennung der Krongewalt durch den Adel¹¹. Nach der Zeit der Comuneros-Unruhen gab es in Spanien – im Gegensatz etwa zu Frankreich – keine Adelsrevolten mehr. Man muß bei dieser Feststellung aber auch berücksichtigen, daß die zentralistischen Bestrebungen der spanischen Habsburger stets viel weniger erfolgreich waren als diejenigen der französischen Könige des 16. und 17. Jahrhunderts.

Die allgemeine wirtschaftliche Depression des 17. Jahrhunderts verstärkte die Tendenz des spanischen Adels, sich um höfische, aber auch um kommunale Ämter zu bewerben.

Die Inflation traf vor allem die Empfänger festgesetzter Saläre, aber auch die Einkünfte aus dem Grundbesitz gingen mit der Zeit zurück. Der Adel von Aragón und Valencia erlitt besonders schwere Rückschläge durch die 1609 einsetzende Vertreibung der Morisken. Diese Maßnahme bedeutete den plötzlichen Verlust der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte. Nach 1620 wurden die Einkünfte der gesamten spanischen Aristokratie durch die königliche Finanzverwaltung einer immer schärferen Kontrolle unterzogen. Philipp IV. forderte immer mehr finanzielle und militärische Unterstützung von seinen „grandes“ und „títulos“. Seine Ansprüche erhöhten sich unablässig und provozierten von 1638 an offene Opposition. Olivares schreckte denn auch nicht davor zurück, auf beitragsunwillige Höflinge harten Druck auszuüben. Dies führte zu schweren Zerwürfissen und schließlich – neben anderen Gründen – auch zum Sturz des ebenso ideenreichen wie ungeduldigen „valido“. Sein Nachfolger Luis de Haro hatte große Mühe, die dem Hofe entfremdeten Hochadeligen wieder mit dem König zu versöhnen¹². Die chaotische Regierungszeit Karls II. schuf ihnen neue Gelegenheiten zu Sanierung und Bereicherung. Wenn die Angehörigen der alten Hochadelsgeschlechter die zahlreichen Kreationen neuer Titel und die damit verbundene Besserstellung der Aufsteiger auch mißbilligten, so zeigten sie sich mit diesen zusammen doch einig in der Ablehnung jedes Besteuerungsversuchs durch die Krone und in der

¹⁰ Elliott (wie Anm. 7) 102.

¹¹ Henry Kamen, *Spain 1469–1714: A Society of Conflict* (London 1983) 243. Diese „Zähmung“ ging allerdings in Kastilien wesentlich weiter als in Aragón, wo die Adelsprivilegien durch die alten Sondergesetze („fueros“) gegenüber der Krone wirksam geschützt waren. Vgl. Lynch (wie Anm. 6), Bd. 1 112f.

¹² Lynch (wie Anm. 6), Bd. 2 146. Über die Konflikte zwischen Olivares und den Granden vgl. nunmehr J. H. Elliott, *The Count-Duke of Olivares: The Statesman in an Age of Decline* (New Haven, London 1986) 311 ff., 478 ff., 598, 610.

äußersten Zurückhaltung gegenüber königlichen Bitten um freiwillige „donativos“. Gleichzeitig wurde aber wie früher schon mit nie erlahmendem Eifer um die königlichen „mercedes“ gekämpft¹³. Wenn man sich die Frage stellt, warum die spanische Monarchie unter dem letzten habsburgischen Herrscher nicht auseinandergefallen sei, gehört zu den möglichen Antworten gewiß auch der Hinweis auf die Tatsache, daß die Beibehaltung der allgemeinen Unordnung durchaus im Interesse vieler Hochadeliger lag, die aus dieser Situation bedeutende materielle Vorteile zogen, ohne in irgendeiner Weise kontrolliert werden zu können.

Man kann also nicht sagen, daß der spanische Hochadel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Phase des Niedergangs durchgemacht habe. Sein politischer Einfluß war entschieden stärker als früher, sein Reichtum nach den Erschütterungen der ersten Jahrhunderthälfte – abgesehen von wenigen Ausnahmen – wiederhergestellt. Die Machtpositionen konnten bis in die ersten Jahre des bourbonischen Königtums gehalten werden. Der Erbfolgekrieg allerdings zerstörte sie und öffnete einer neuen Elite den Weg nach oben¹⁴.

Wir haben bereits erwähnt, daß die soziale Mobilität innerhalb der spanischen Aristokratie im Laufe des 17. Jahrhunderts stetig zunahm. Interessanter als die Frage nach den Motiven, die hinter der Aufblähung des Hochadels standen, erscheint jedoch diejenige nach der Art und Weise, wie ein Nichtadeliger überhaupt in den Adelsstand aufsteigen konnte. Diese Frage führt uns zu den „hidalgos“ zurück.

A. Domínguez Ortiz hat mit Nachdruck auf folgenden Sachverhalt hingewiesen: „Man spricht eine halbe Wahrheit aus, wenn man die spanische Gesellschaft des ‚ancien régime‘ als immobilistisch bezeichnet. Sie war dies zwar theoretisch, aber praktisch gab es drei Voraussetzungen, die den sozialen Aufstieg ermöglichten: Die Gunst des Herrschers, die eigene Fähigkeit und vor allem der materielle Reichtum.“¹⁵ Dieser Grundsatz gilt für den Aufstieg von einer aristokratischen Rangstufe zur nächsthöheren, aber er gilt – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – auch für den Eintritt in die „hidalguía“. Auf dreierlei Art war eine „carta de privilegio“ zu erhalten: 1. als Gunst- oder Dankesbezeugung des Königs für geleistete Dienste militärischer oder anderer Art, 2. aufgrund eines Beweises adeliger Herkunft, der von der königlichen Kanzlei in Valladolid oder Granada akzeptiert sein mußte, 3. gegen Bezahlung.

Uns interessiert hier vor allem die dritte Art, d.h. der Adelskauf. Der britische Historiker I. A. A. Thompson hat dieses Problem für Kastilien grundlegend erforscht¹⁶.

¹³ Ebenda 254. Zur Tradition der „donativos“ und anderer Mittel, den Adel zu finanziellen Leistungen heranzuziehen, vgl. *Antonio Domínguez Ortiz*, *Política fiscal y cambio social en la España del siglo XVII* (Madrid 1984) 99 ff., 112 ff.

¹⁴ *Kamen* (wie Anm. 11) 246. Eine systematische Darstellung der Situation der Aristokratie unter Karl II. gibt derselbe Autor in seinem Buch *Spain in the Later Seventeenth Century 1665–1700* (London 1980) 226–259.

¹⁵ *Antonio Domínguez Ortiz*, *El Antiguo Régimen: Los Reyes Católicos y los Austrias*, *Historia de España* Alfaguara, Bd. 3 (Madrid 1981) 108.

¹⁶ *I. A. A. Thompson*, *The Purchase of Nobility in Castile, 1552–1700*, in: *Journal of European Economic History* 8 (1979) 313–360.

Er hat gezeigt, daß „hidalgo“-Titel immer dann von der Krone zum Kauf freigegeben wurden, wenn sich diese in ganz besonderen Finanznöten befand und die Erhebung neuer Steuern aus bestimmten politischen Gründen nicht ratsam oder unmöglich war. Dies war vor allem in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts und dann wieder in der ministeriellen Amtszeit des Conde Duque de Olivares der Fall. Trotz der weitverbreiteten Adelsmanie gab es aber immer starke Widerstände gegen den Adelskauf. Sie wurden vor allem von den Cortes, von städtischen Korporationen, aber auch von etablierten Adeligen artikuliert. Sowohl Karl V. als auch Philipp II. lehnten den Adelskauf im Prinzip ab und gestatteten ihn nur zögernd unter dem Druck der Finanzverwaltung. Zu den Hauptargumenten gegen den Adelskauf gehörten nicht nur die Hinweise auf die Gefährdung des Ansehens des Adels, sondern vor allem fiskalische Überlegungen: Je mehr „hidalgos“ kreiert wurden, desto weniger solvente „pecheros“ blieben übrig, und diese wurden zwangsläufig immer stärker belastet. Der Verkauf eines Adelsbriefs brachte der Staatskasse zwar wohl einen punktuellen Gewinn ein, aber jedesmal ging ein Steuerzahler verloren. Der Adelskauf wurde indessen – und dies ist vielleicht das wichtigste Forschungsergebnis Thompsons – im habsburgischen Spanien nie zu einem massenhaft auftretenden Phänomen. Insgesamt wurden von 1552 bis 1700, wie Thompson errechnet hat, weniger als 300 „hidalgo“-Titel verkauft. Die Käufer waren meist wohlhabende Kaufleute, Nutznießer aus dem Amerikahandel, nichtadelige „mayorazgo“-Besitzer oder „letrados“, d. h. juristisch ausgebildete königliche Beamte, für die der Adelsstatus eine essentielle Karrierevoraussetzung bedeutete. Thompson hat schließlich darauf hingewiesen, daß die spanischen „hidalgo“-Titel sehr viel teurer waren als etwa die englischen „gentry“-Titel unter den ersten beiden Stuart-Königen, die in 40 Jahren immerhin mehr als 3000 Verkäufe tätigen ließen¹⁷. Die Forschungen Thompsons führen zu der grundlegenden Einsicht, daß der Adelskauf im habsburgischen Spanien keine entscheidende Komponente der sozialen Mobilität war, daß er das gesellschaftliche Gefüge nicht erschütterte und daß sein quantitatives Ausmaß geringer war als in England und Frankreich¹⁸. Zwei Dinge sind allerdings im Auge zu behalten, wenn das Bild nicht schief werden soll: 1. Unter den habsburgischen Herrschern gab es nach wie vor zahlreiche Adelsverleihungen ohne Bezahlung. Geleistete Dienste und nachgewiesene adelige Herkunft blieben auch im 16. und 17. Jahrhundert die Hauptvoraussetzung für die Ausstellung von „cartas de privilegio“. 2. Innerhalb der Aristokratie war der Aufstieg in die höheren Ränge dagegen fast durchwegs und oft ausschließlich von finanziellen Leistungen abhängig. Und so stimmt es durchaus, wenn Domínguez Ortiz sagt, die wichtigste Voraussetzung für den sozialen Aufstieg sei fast immer das Geld gewesen. Auch der Zeitgenosse Lope de Vega konnte mit Recht spotten:

¹⁷ Ebenda 356.

¹⁸ Ebenda 357. Kritik an Thompsons Ergebnissen äußert *James S. Amelang*, in: *Journal of European Economic History* 11 (1982) 219–226. Vgl. auch: *Ignacio Atienza Hernández*, *Aristocracia, poder y riqueza en la España moderna: La Casa de Osuña, siglos XV–XIX* (Madrid 1987) 17.

„No dudes que el dinero es todo en todo.

Es príncipe, es hidalgo, es caballero.

Es alta sangre, es descendiente godo.“¹⁹

Zum quantitativen Anteil des Adels an der Gesamtbevölkerung Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert sind generelle und sichere Aussagen kaum möglich. Die modernen spanischen Bevölkerungshistoriker legen hier große Vorsicht an den Tag. A. Domínguez Ortiz, gewiß einer der besten Kenner des Problems, hat mehrfach betont, daß der Anteil der Adeligen an der Bevölkerung in den verschiedenen Regionen der Monarchie sehr unterschiedlich gewesen sei. Als allgemeinen Grundwert nimmt er aufgrund des Census von 1591 einen Adelsanteil von 10 Prozent an, wobei er gleich einschränkend feststellt, daß dieser Anteil in Aragón wesentlich geringer gewesen sei als in Kastilien²⁰. Auch im Hinblick auf Kastilien erweist sich der 10-Prozent-Anteil als ein „künstlicher Durchschnittswert“ zwischen den kantabrischen Regionen und dem Duero-Becken mit einem Adelsanteil von bis zu 50 Prozent und dem Rest des Landes, wo die Adeligen viel weniger zahlreich waren. Die aristokratische Minderheit Zentral- und Südkastiliens war ferner sehr unregelmäßig auf das Land verteilt. Oft wohnten praktisch alle Adeligen einer Provinz in der Hauptstadt und in drei bis vier kleineren Städten, obwohl sie von ländlichem Grundbesitz lebten. Traditionsgemäss beanspruchten sie die Hälfte der städtischen Ratssitze („la mitad de oficios“), auch wenn sie sie nicht immer besetzten²¹. Die Präferenz des Wohnens im Stadthaus und der Teilnahme am städtischen politischen Leben unterscheidet den spanischen, und zwar besonders den zentral- und südspanischen Adel der frühen Neuzeit generell von den Aristokratien anderer europäischer Nationen.

Eine besondere Situation herrschte in den baskischen Provinzen vor. Diese gehörten in administrativer Hinsicht zur Krone Kastiliens, hatten sich aber eine weitgehende politische und soziale Eigenständigkeit bewahrt. Ein hervorstechendes Merkmal dieser Eigenständigkeit war der Anspruch auf die „hidalguía universal“. In den Provinzen Vizcaya und Guipúzgoa bezeichneten sich alle dort geborenen Einwohner als „hidalgos“, während in der an Altkastilien angrenzenden Provinz Álava auch zahlreiche „pecheros“ lebten. Der Anspruch auf die „hidalguía universal“ gründete sich einerseits auf die Überzeugung von der altchristlichen Herkunft, d. h. auf die Ideologie der „limpieza de sangre“, andererseits aber auch auf die von den kastilischen Königen seit alters her anerkannten regionalen Sonderrechte („fueros“). Die Ursprünge des Anspruchs auf die „hidalguía universal“ liegen im Dunkeln. Man weiß, daß er in den baskischen Provinzen seit dem hohen Mittelalter erhoben wurde. Man weiß auch, daß ähnliche Ansprüche und Traditionen in anderen Ländern Europas, so z. B. in Polen, bestanden. Wechselseitige Einflüsse sind allerdings nicht bekannt²². Praktisch bedeutete „hidalguía universal“ die Existenz einer Gesellschaft ohne ständische Differenzierung, die sich vor allem dadurch auszeichnete, daß ihre Angehörigen der Krone keine

¹⁹ Domínguez Ortiz (wie Anm. 8) 49.

²⁰ Domínguez Ortiz (wie Anm. 15) 110.

²¹ Domínguez Ortiz (wie Anm. 8) 27 f.

²² Vgl. Witold H. Zaniewicz, La noblesse „populaire“ en Espagne et en Pologne (Un aspect ignoré de l'histoire des mentalités sociales) (Lyon 1967).

direkten Steuern entrichteten. Die Basken verteidigten ihre Exklusivität aber nicht nur nach oben, sondern auch nach unten: Den Neuchristen jüdischer oder maurischer Abstammung sowie den Zigeunern war auch die temporäre Niederlassung in ihren Provinzen grundsätzlich verboten; altchristliche Einwanderer aus anderen Teilen Spaniens, die keine adelige Herkunft nachzuweisen vermochten, konnten im Baskenland nur als rechtlose „Hintersassen“ leben.

Die Situation der Basken erscheint noch aus einem anderen Grund einzigartig: Trotz ihres Anspruchs auf „*hidalguía universal*“ verachteten sie die Arbeit nicht. Die große Mehrheit von ihnen konnte es sich gar nicht leisten, ein aristokratisches Leben zu führen. In eklatantem Gegensatz zu den Adeligen der übrigen Gebiete Spaniens bestellten die baskischen „*hidalgos*“ ihre Felder eigenhändig, sie arbeiteten in Bergwerken und Schiffswerften und lehnten auch die „*oficios viles y mecánicos*“ nicht ab. Viele betätigten sich als Handwerker und Kaufleute oder traten in den Dienst des Königs. Außerhalb ihrer Heimat allerdings verschmähten sie untergeordnete Positionen. So galt es als unehrenhaft, als Lakai oder Kutscher eines nichtbaskischen Arbeitgebers tätig zu sein. Mit Vorliebe übernahmen die Basken im übrigen Spanien Stellen als Sekretäre und Verwaltungsbeamte²³.

Der Anspruch auf „*hidalguía universal*“ überdauerte das „*ancien régime*“ bei weitem. In ländlichen Teilen der baskischen Provinzen lassen sich Spuren davon auch heute noch feststellen²⁴.

III

Der Adel hat der gesamten spanischen Gesellschaft der frühen Neuzeit seine Lebensideale nicht nur als nachahmenswert vor Augen gehalten, sondern weitgehend auch aufgeprägt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Lebensideale im spanischen Geistesleben einen außerordentlich starken Widerhall fanden. Auseinandersetzungen mit ihnen lassen sich auf Schritt und Tritt verfolgen. Nicht nur zeitgenössische Theologen, Philosophen, Juristen und Historiker befassen sich in ihren Schriften mit der sozialen Position und den spezifischen Aufgaben der Aristokratie; der gleiche Themenkomplex kommt auch in den Werken der Dichter immer wieder zur Sprache. Daneben gibt es eine sehr umfangreiche Adelsliteratur im eigentlichen Sinne, d. h. eine Vielzahl von Büchern, in denen der Adel das zentrale Thema bildet. Hierzu gehören moralphilosophische Traktate, genealogische und historiographische Werke, aber auch eigentliche Erziehungsschriften. Neben überschwenglicher Idealisierung aristokratischer Lebensweise und vorbehaltloser Lobpreisung aristokratischer Tugenden ist

²³ Domínguez Ortiz (wie Anm. 8) 167 ff.; ders. (wie Anm. 15) 111. Vgl. außerdem Richard Konezke, Zur Geschichte des spanischen *Hidalgos*, in: Spanische Forschungen der Görres-Gesellschaft, 1. Reihe, Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, Band XIX (Münster 1962) 147–160, bes. 157 f.

²⁴ „*Hidalguía universal*“ bestand in Ansätzen auch in Navarra. Auch in dieser Provinz gibt es heute noch abgelegene Dörfer, in welchen die Erinnerung an diese Tradition noch lebt. Vgl. Carmen Ochoa-Lácar, El pueblo de los 100 nobles, in: El País Semanal, 2.9.1984, 12–17.

in manchen Werken dieser Literatur mitunter auch scharfe Kritik am Adel zu vernehmen. Diese kann sehr weit gehen und im Tadel gewisser Mißstände wie Amtsmißbrauch, Ignoranz, Ausbeutung, Lasterhaftigkeit und allgemeiner Korruption gelegentlich äußerst giftig werden²⁵. Aus vielen möglichen Beispielen sei nur eines herausgegriffen, nämlich eine Äußerung des Jesuiten Juan Cortés Osorio, der in einer 1684 veröffentlichten Schrift erklärt, es sei ein Wunder, daß die spanischen Adligen nicht von der ganzen Welt verachtet würden, da sie doch zum größten Teil nicht nur unnütze und unfähige Menschen seien, sondern vielmehr „... verheerend für den Staat, wie unfruchtbare Bäume, die auf der Erde nicht nur Platz beanspruchen, sondern dazu noch den Boden unfruchtbar machen“²⁶.

Daß sich auch die politisch-ökonomischen Reformschriftsteller des frühen 17. Jahrhunderts, die sogenannten „Arbitristas“, in ihren Empfehlungen für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage Spaniens mit dem Adel beschäftigt haben, ist nicht verwunderlich. Sie preisen vielfach die Würde der Landwirtschaft, fordern die Unterstützung der Bauern durch den Staat und vertreten die Meinung, die adeligen Grundbesitzer sollten auf ihren Ländereien bleiben – nicht um selber Hand anzulegen, sondern um die Arbeit ihrer Pächter und Knechte nutzbringend zu beaufsichtigen. Immer wieder wenden sich die „Arbitristas“ gegen Spekulation und Luxus als Hauptlaster der Aristokraten, und sie schlagen auch verschiedene Möglichkeiten der direkten Besteuerung des Adels vor.

Nirgends aber in der spanischen Adelskritik des 17. Jahrhunderts findet man m.W. radikale und prinzipielle Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen. Die Autoren verstehen es stets, ihre kritischen Bemerkungen in einer Fülle lobender und idealisierender Ausführungen zu verpacken. Oft sind die betreffenden Bücher einem Granden oder dem König selbst gewidmet. Die „Arbitristas“ erweisen sich in ihrer Adelskritik bei näherem Zusehen als grundsätzlich konservativ. Es geht ihnen nicht um gesellschaftliche Veränderung, sondern um Korrektur von Mißständen innerhalb der bestehenden Strukturen. Das sieht man etwa dort, wo sie für die ständische Absonderung des Adels, gegen den Verkauf von „mayorazgos“ an Nichtadelige und ganz allgemein gegen die Verstärkung der sozialen Mobilität plädieren. Ihr Ideal ist eine statische agrarische Ordnung, ihr Ziel die Herstellung bzw. die Restauration dieser Ordnung. Als typischer Vertreter dieser Zielsetzung ragt Martín González de Cellerigo hervor, einer der bekanntesten „Arbitristas“ seiner Zeit²⁷.

²⁵ Eine kurze Übersicht über die Adelsliteratur des 17. Jahrhunderts gibt *Domínguez Ortiz* (wie Anm. 8) 185 ff.

²⁶ *Constancia de la Fe y Aliento de la Nobleza Española* (Madrid 1684) 99: „La otra maravilla es, que no los desprecie y abomine todo el mundo, viéndolos por la mayor parte no solamente inútiles y inhábiles sino dañosos a la Republica, como arboles infructíferos, que no solo ocupan la tierra, sino que la esterilizan.“

²⁷ *Martín González de Cellerigo*, Memorial de la política necesaria, y útil restauración a la Republica de España (Valladolid 1600); zum Schrifttum der „Arbitristas“ vgl. u.a.: *Michael D. Gordon*, The Arbitristas: An Historiographical and Bibliographical Survey, in: Newsletter of the Society for Spanish and Portuguese Historical Studies 2 (1974) 7–23; *Demetrio Iparraguirre*, Historiografía del pensamiento económico español, in: Anales de Economía 25/26 (1975) 5–38; *Manuel Martín Rodríguez*, Pensamiento económico español sobre la población (Madrid 1984); *Thomas K.*

Wesentlich origineller, wenn auch wohl etwas einseitiger, erscheint die Reflexion über die soziale Mobilität bei einem viel weniger bekannten, ja bis heute fast unbekannt gebliebenen Autor, dem ich mich zum Schluß noch kurz zuwenden möchte.

Es handelt sich um den Benediktinermönch Fray Benito de Peñalosa y Mondragón, der im Jahre 1629 in Pamplona ein Buch unter folgendem Titel veröffentlichte: *Libro de las cinco excelencias del Español que despueblan a España para su mayor potencia y dilatación*²⁸.

Über das Leben Peñalosas ist nicht allzuviel bekannt. Als sein Buch gedruckt wurde, gehörte er dem Konvent von Santa Maria la Real in Nájera (Rioja) an. Nach theologischen Studien in Sevilla hatte er zunächst im Kloster Montserrat gelebt und dann mehr als ein Jahrzehnt als Missionar in Nueva Granada (im heutigen Kolumbien) verbracht. Nach seiner Rückkehr wurde er Beichtvater der Infantin Maria, der Gemahlin des künftigen Kaisers Ferdinand III. Er zog nach Prag, wo er Abt des erneuerten Benediktinerklosters Emmaus wurde, und gründete auch in Wien eine Niederlassung der Benediktiner-Kongregation von Montserrat. 1640 wurde er auf eine theologische Professur an der Wiener Universität berufen, starb aber wahrscheinlich noch vor der Jahrhundertmitte in der kaiserlichen Hauptstadt²⁹.

In der modernen Literatur zur Geschichte Spaniens wird Peñalosa sehr selten erwähnt. Wenn es geschieht, erscheint er vor allem als Fürsprecher der notleidenden kastilischen Bauern, aber doch als ein im ganzen wenig bedeutender und den althergebrachten spanischen Wertkategorien verpflichteter Autor³⁰. Die Originalität seines so-

Niehaus, Population Problems and Land Use in the Writings of the Spanish Arbitristas. Unveröff. Dissertation, Univ. of Texas at Austin (1976); *Carmelo Viñas y Mey*, El problema de la tierra en la España de los siglos XVI y XVII (Madrid 1941); *J. H. Elliott*, Self-Perception and Decline in Early Seventeenth-Century Spain, in: Past and Present 74 (1977) 41–61. Die Ideen der „Arbitristas“ zur ständischen Ordnung und zur Hebung der Landwirtschaft werden in der Basler Lizentiatsarbeit von *Christian Windler* behandelt: Studien zu sozialgeschichtlichen Aspekten des Krisenbewußtseins in Kastilien (1615–1630), Ms. Basel (1984).

²⁸ Ich bin Herrn Christian Windler zu Dank dafür verpflichtet, daß er mich auf Peñalosa und seine Schrift aufmerksam gemacht hat.

²⁹ *Magnoaldus Ziegelbauer*, Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti, pars secunda. Augustae Vind. et Herbipoli ..., (1754) 98; *J. M. Besse*, La congrégation espagnole de St. Benoît de Valladolid, in: Revue bénédictine 19 (1902) 255–267, bes. 258; *Ph. Schmitz*, Histoire de l'Ordre de Saint-Benoît, Bd. 4/2 (Maredsous 1948) 158; *F. Gall u. H. Paulhart* (Hgg.), Die Matrikel der Universität Wien, Bd. 4 (Wien/Köln/Graz 1974) 177, 282; Art. Montserrat in: Catholicisme hier, aujourd'hui, demain: Encyclopédie publiée sous la direction du Centre interdisciplinaire des Facultés catholiques de Lille, par *G. Matbon, G.-H. Baudry, P. Guilluy*, Bd. 9 (Paris 1982) 686 f. Für ergänzende Auskünfte zur quellenmäßige schlecht belegten Biographie Peñalosas danke ich Herrn Dr. Thomas Fröschl, Institut für Geschichte der Universität Wien.

³⁰ *J. Vicens Vives* (ed.), Historia social y económica de España y América, Bd. 3 (Barcelona 1982) 265 f.; *Kamen* (wie Anm. 11) 250. Kurze ideengeschichtliche Würdigungen sind zu finden bei *Albert A. Sicroff*, Les controverses des statuts de „pureté de sang“ en Espagne du XVe au XVIIe siècle (Paris 1960) 291–296, und bei *Jaime Carrera Pujal*, Historia de la economía española, Bd. 1 (Barcelona 1943) 591–596. *Miguel Herrero García*, Ideas de los Españoles del siglo XVII (Madrid 1966) [erstmalig 1927] 21 f., 38, 44 ff., bezeichnet Peñalosa vor allem als einen Autor, der die Größe Spaniens als Ergebnis der göttlichen Vorsehung preist. *Martín Rodríguez* (wie Anm. 27) 102 f. sieht ihn als ausschließlich konservativen Denker, während *Niehaus* (wie Anm. 27) 426 ihm praktisch jede Bedeutung abspricht.

zialreformerischen Denkens ist bisher kaum erkannt oder jedenfalls nicht gebührend hervorgehoben worden.

Die fünf Vorzüge („*excelencias*“) der Spanier sind nach seiner Meinung Frömmigkeit, Bildung, Tapferkeit, Adel und Freigebigkeit. Beim ersten Durchblättern erscheint Peñalosas Buch (es ist dem König Philipp IV. gewidmet) tatsächlich als Lobsschrift auf die Größe Spaniens, und die Abhängigkeit von anderen Werken dieser Art wird mehrfach evident³¹. Näheres Studium zeigt aber, daß er dauernd hin und her schwankt zwischen dem Preis seiner Nation und den Reflexionen über ihren materiellen Niedergang. Diesen sieht er hauptsächlich in der Entvölkerung. Der negativste Aspekt seines Bildes besteht im Elend der Bauern und in deren sozialer und wirtschaftlicher Unterdrückung. Besonders hebt er hervor, daß die Bauern an den „*excelencias*“ keinen Anteil haben: Sie werden verachtet und verspottet; keine Ehre kommt ihnen zu³².

Die Schilderung der fünf „*excelencias*“ führt in jedem Fall zur Einsicht, daß allzu viele Spanier ihr Land verlassen müssen, wenn sie die ihnen eigenen Vorzüge verwirklichen wollen. Um dies zu verhindern, empfiehlt Peñalosa eine generelle Förderung der Landwirtschaft, und von diesem Gedanken her entwickelt er im Anhang seiner Schrift unter dem Titel „*Tratado segundo de las excelencias de los Españoles, aplicadas a los labradores*“ sein Programm sozialer Reformen. Hier berührt das, was er zu sagen hat, auch unser Thema³³.

Peñalosa begnügt sich nicht damit, die Arbeit der Bauern als wichtig zu bezeichnen und die Unterstützung der armen Landbewohner im Rahmen des bestehenden gesellschaftlichen Systems zu fordern. Er fordert eine tatsächliche Besserstellung der Bauernschaft (die mehrheitlich aus Pächtern und besitzlosen Landarbeitern besteht) und erklärt zunächst generell, die Bauern hätten Anrecht auf jede Ehre und auf jeden höheren gesellschaftlichen Rang, genau wie alle anderen Untertanen des Königs³⁴. Entsprechend den fünf „*excelencias*“ sollten den Bauern folgende Aufstiegsmöglichkeiten offenstehen: 1. Sie sollten „*familiares*“ und „*ministros*“ der Inquisition werden können³⁵. 2. Ämter, die den „*letrados*“ reserviert sind, sollten auch den Bauern offenstehen, so diejenigen der örtlichen Bürgermeister („*alcaldes*“) und königlichen Statthalter („*corregidores*“, „*gobernadores*“). Ihren Söhnen sollte außerdem der Aufstieg in der klerikalen Ämterhierarchie geöffnet werden³⁶. In ihren Heimatorten sollten die Bauern der Miliz, d. h. der „*Guarda de Castilla*“, angehören und als Soldaten ihre Tapferkeit beweisen können³⁷. Die Bauern sollten – und hier folgt nun die aufsehenerregendste Forderung – in den Adel aufsteigen können, und zwar dann, wenn sie eine landwirtschaftliche Tätigkeit über fünf Generationen nachzuweisen vermögen. In diesem Fall wäre ihnen die „*limpieza de sangre*“ zu bestätigen. Wenn früher Kriegsdienst

³¹ Windler (wie Anm. 27) 80 f.

³² Libro de las cinco excelencias, fol. 169 r/v. Zum Bevölkerungsrückgang im 17. Jahrhundert vgl. Jordi Nadal, *La Población española*, edición corregida y aumentada (Barcelona 1984) 35 ff.

³³ Libro de las cinco excelencias, fol. 163 rff.

³⁴ Ebenda, fol. 163 v, 173 r.

³⁵ Ebenda, fol. 173 r/v.

³⁶ Ebenda, fol. 174 r.

³⁷ Ebenda, fol. 174 v/175 r.

zum Aufstieg in den Adel geführt habe, so sei dies nunmehr auch für bäuerliche Arbeit zu ermöglichen, denn die Nation „... braucht mehr Bauern als Soldaten“³⁸. Um den Bauern diesen sozialen Aufstieg zu ermöglichen, fordert Peñalosa eine staatlich gelenkte Landreform und günstige Kreditmöglichkeiten. Er schlägt die Errichtung von „erarios“, d. h. staatlichen Spar- und Leihkassen vor, die den Bauern den Landerwerb erleichtern sollen³⁹. Damit trifft er sich nicht nur mit den Ideen gewisser „Arbitristas“, sondern auch mit den Vorschlägen, die Olivares selbst 1623 den Cortes von Kastilien unterbreitete⁴⁰. Die Einsicht in die Schädlichkeit der Landkonzentration war zwar zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Spanien nicht neu, aber mit seinem Projekt einer staatlichen Umverteilung des Grundbesitzes steht Peñalosa doch vereinzelt da. In gewissem Sinne erscheint er als geistiger Vorläufer mancher spanischer Staatsdenker und Politiker des späten 18. Jahrhunderts, so z. B. des Gaspar Melchor de Jovellanos, der um 1795 in seiner berühmten *Informe en el expediente de la ley agraria* ähnliche Ideen entwickelte.

Man könnte Peñalosa y Mondragón wohl als einen „Kleinmeister“ der „Arbitristas“-Literatur bezeichnen. Was ihn von den bekannten „Arbitristas“ aber unterscheidet, ist die Tatsache, daß er nicht bloß Schutzmaßnahmen für die bedrohte Landwirtschaft, sondern tiefgreifende Reformen der bestehenden Sozialstruktur fordert. Wenn die „Arbitristas“ der sozialen Abschließung das Wort reden, will Peñalosa den Adel nach unten offenhalten⁴¹. Um die Aufwertung und Besserstellung der Bauernschaft zu erreichen, kann er sich aber typischerweise gar nichts anderes vorstellen, als ihnen den Aufstieg in die „hidalguía“ zu ermöglichen.

Man kann die Originalität des Benediktiners aus Nájera als ungewöhnlich bezeichnen, aber man erkennt doch auch ihre Grenzen. Zunächst einmal geht es ihm nur um die Bauern. Von einer Neubewertung der ebenfalls unter dem Odium des „deshonor del trabajo“ stehenden Handwerker und Kaufleute spricht er nicht. Die Unterscheidung von hohen und niedrigen Beschäftigungen stellt er nicht grundsätzlich in Frage, sondern er erhebt die Landwirtschaft unter Beibehaltung des hierarchischen Grundgedankens zu einer ehrenvollen Tätigkeit⁴². Aufstieg in den Adel nur aufgrund von Kriegsdienst führt seiner Meinung nach zu ständischer Erstarrung und zur Überbewertung des Soldatenberufs. Aufstieg in den Adel aufgrund von materiellem Reich-

³⁸ Ebenda, foll. 175 rff.; fol. 175 v: „... ay mas necesidad de labradores que de soldados.“

³⁹ Ebenda, fol. 177 r.

⁴⁰ Windler (wie Anm. 27) 72 ff. Vgl. J. H. Elliott, J. F. de la Peña (eds.), *Memoriales y Cartas del Conde Duque de Olivares*, Bd. 1 (Madrid 1978) 19 ff.

⁴¹ Windler (wie Anm. 27) 84 ff. Hier wird auch auf die Tatsache eingegangen, daß Peñalosa mit seiner Idee der Öffnung des Adels abhängig ist von einer anonymen und bisher unveröffentlichten Reformschrift *Discurso sobre la nobleza y algunos apuntamientos de abusos*, que en el examen della se han introducido, y como se podrian remediar ... (1628). Ein Ms. dieses Traktats befindet sich in der Real Academia de la Historia Madrid. Aus welcher intellektuellen und persönlichen Umgebung das Werk kommt, bleibt vorläufig noch ungeklärt.

⁴² Sie wird als „arte“ oder „ciencia“ bezeichnet, *Libro de las cinco excelencias*, fol. 173 v. Hier führt Peñalosa die Gedanken und Forderungen gewisser „Arbitristas“ wie Jerónimo de Ceballos und Lope de Deza weiter, vgl. Windler (wie Anm. 27) 49–50.

tum, d.h. Adelskauf, lehnt er entschieden ab⁴³. Frühkapitalistischen Wirtschaftsreformen verschließt er sich: Sein Ideal bleibt eine ständisch gegliederte agrarische Gesellschaft mit verstärkten Möglichkeiten der sozialen Mobilität für ihre in der Landwirtschaft tätigen Mitglieder.

Was Peñalosa grundsätzlich kritisiert, ist die Starrheit des ständischen Systems. Überall, wo er hievon spricht, kommt seine „moderne“ Haltung zum Ausdruck. Veränderungen in der Sozialstruktur sind für ihn nicht von vorneherein gefährlich und schlecht. Wenn die „Arbitristas“ von „revolución“ sprechen, meinen sie eine Störung des ständischen Gleichgewichts. Bei Peñalosa erhält der Begriff eine positive Bedeutung, etwa wenn er sagt, „... daß die Zeit mit ihren Revolutionen und Bewegungen in allen Dingen Veränderungen bringt und daß Gott alles befiehlt und anordnet“⁴⁴. Sehr deutlich erkennt Peñalosa die Gefahren, die dem ständischen System innewohnen: Erstarrung, Machtmißbrauch und Unterdrückung können immer entstehen und sind immer wieder entstanden. In einem besonders gewagten Satz erklärt er: „Diejenigen, die durch die Natur gleich geschaffen sind, sind durch Arglist und Tyrannei in Freie und Sklaven, Aristokraten und Plebejer geschieden worden.“⁴⁵

Ich will hier abbrechen. Viele Probleme müßten bei einer weiterführenden Interpretation des Buches von Peñalosa y Mondragón noch erörtert werden, und man darf ihn gewiß nicht „moderner“ machen, als er war. Daß er aber zum Thema unserer Betrachtungen etwas zu sagen hatte, auch wenn es ihm mehr um die Bauern als um den Adel ging, scheint doch kaum bezweifelbar zu sein. Er gehört zu den in der Geschichte des frühneuzeitlichen Spaniens sehr zahlreichen Sozialkritikern, die ihrer Zeit weit voraus waren und gerade deshalb kaum zur Kenntnis genommen und nicht verstanden wurden. Immerhin blieb er vom Los vieler seiner in die Zukunft blickenden Zeitgenossen verschont, die wegen originellen Ideen Verfolgungen erleiden mußten. Doch auch hier darf man nicht simplifizieren: Peñalosa hatte das Glück, die zweite Hälfte seines Lebens im Ausland zu verbringen.

⁴³ Libro de las cinco excelencias, fol. 98 vff., ebenfalls fol. 87 r/v.

⁴⁴ Ebenda, fol. 74 r: „... que el tiempo con sus continuas rebolesiones y movimientos, haze mudança en todas las cosas, y permitelo, y ordenalo Dios assi.“

⁴⁵ Ebenda, fol. 73 r/v. Der zitierte Satz ist der letzte in einer Passage, die hier ganz wiedergegeben sei: „Todos somos unos, y tenemos una mesma descendencia, y calidad de sangre, sin que aya diferencia del Rey al mas pobre labrador. En los principios del mundo y primera edad, todas las cosas fueron comunes, sin que huviesse diferencia en los linages, estados, ni hazienda; pero con el discurso del tiempo creciendo la malicia, y convirtiendo la sinceridad y paz, en discordias y bandos, haziendose caudillos los mas valientes y tyranos, quien pudo mas ocupar, hizo suyo lo que antes era de todos. Y los que la naturaleza crió yguales, la malicia y tirania los diferenciò en libres, siervos, nobles y plebeyos.“ Vgl. hierzu auch *Miguel Herrero García*, *Ideología española del siglo XVII: La nobleza I*, in: *Revista de Filología Española* 14 (1927) 33–58, bes. 45.

III. Entwicklungstendenzen im Reich: Soziale Realität und ikonographische Tradition

Rudolf Endres

Adel und Patriziat in Oberdeutschland

Adel und Patriziat, letzterer ein Begriff aus der Rezeption des römischen Rechts und aus dem Humanismus¹, sind gekennzeichnet durch altes Herkommen, durch ständische Abgeschlossenheit, eigenen Heiratskreis und soziale Inzucht sowie durch obrigkeitliche Herrschaft und adelige Lebensformen und Lebensnormen². Das Verhältnis der beiden Stände zueinander war bestimmt von der Frage der Ebenbürtigkeit und Gleichrangigkeit, die im Laufe des Spätmittelalters und der Frühneuzeit zeitweilig heftig umstritten war. Als besonders restriktive Perioden mit besonderen Abwehrmechanismen erweisen sich dabei die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts sowie das Ende des 17. und das beginnende 18. Jahrhundert, während das 16. Jahrhundert durch die Entstehung und Organisation der Kantone und der 3 Kreise der Reichsritterschaft geprägt ist³, aber auch durch die ständische Verfestigung des Patriziats in den großen

¹ Der Begriff „Patrizier“ wird bereits von Christoph Scheurl 1516 verwendet. Christoph Scheurls Epistel über die Verfassung der Reichsstadt Nürnberg 1516, in: *Die Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg* 5 (Leipzig 1874) 786. Siehe auch: *Die Ehrbaren und das Patriciat von Nürnberg*, in: *Die Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg* 1 (Göttingen 1862) 214–221.

² Hermann Mitgau, Patriziat, in: *Hellmuth Rößler – Günter Franz*, Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte (München 1958), 898 f.

³ Siehe *Volker Press*, Kaiser Karl V., König Ferdinand und die Entstehung der Reichsritterschaft (Institut für Europäische Geschichte Mainz, Vorträge, 60, Wiesbaden 1976); *Robert Fellner*, Die fränkische Ritterschaft von 1495 bis 1524 (*Historische Studien* 50, Berlin 1905); *Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein*, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, 2, (Freiburg–Tübingen o.J.); *Hanns Hubert Hofmann*, Der Adel in Franken, in: *Deutscher Adel 1430–1555. Büdinger Vorträge* (Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit 1, Darmstadt 1965) 95–126; *Rudolf Endres*, Die Reichsritterschaft, in: *Max Spindler* (Hg.), *Handbuch der bayerischen Geschichte* III/1 (München 1971) 381–391 (Literatur).

Reichsstädten⁴. Zu dieser Zeit war die Ritterschaft auch noch aufnahmebereit für patrizische Rittergutsbesitzer, die sich ohne größere Schwierigkeiten bei der freien Ritterschaft immatrikulieren konnten⁵.

Allerdings wurde in Oberdeutschland eigentlich nur das Patriziat in den Städten Straßburg, Augsburg, Ulm und Nürnberg vom Adel als gleichwertig anerkannt, wie auch das Patriziat dieser 4 bedeutenden Reichsstädte sich selbst als gleichrangig ansah⁶. So erklärten die Augsburger Geschlechter 1383 ausdrücklich, daß zur Trinkstube auf dem Rathaus nur Mitglieder des Adels sowie der alten Geschlechter der Städte Straßburg, Nürnberg und Ulm zugelassen werden sollen⁷. Und bei den Neuaufnahmen ins Patriziat oder der sog. „Geschlechtervermehrung“ in Augsburg 1538 wurden neben den alten Mitgliedern der Augsburger „Mehrere der Gesellschaft“ und neben Adeligen wiederum nur die Patrizier aus Straßburg, Nürnberg und Ulm als mögliche neue Mitglieder genannt⁸.

⁴ Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein, Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten (Tübingen 1856, Neudruck Aalen 1970); Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Reichsstädte. Patrizisches Leben von Bern bis Lübeck (München 1965); Hanns Hubert Hofmann, Nobiles Norimbergenses. Betrachtungen zur Struktur der reichsstädtischen Oberschicht, in: ZBLG 28 (1965) 114–150 und nochmals abgedruckt in: Vorträge und Forschungen XI (1965) 53–92; im folgenden zitiert: Hofmann, Nobiles Norimbergenses.

⁵ So ging der Nürnberger Ratsherr Nicolaus Muffel, der Begründer der sog. Ermreuther Linie der Familie und Sohn des 1469 als Verräter hingerichteten Ratsherrn Nicolaus Muffel, aus der Reichsstadt, und seine Nachkommen wurden Mitglieder der fränkischen Reichsritterschaft des Kantons Gebirg. So wurde Stephan Muffel 1539 zum fränkischen Rittertag nach Schweinfurt eingeladen, und seine Söhne Georg, Martin und Hans nahmen am Rittertag in Würzburg 1551 teil sowie Hans Jorg Muffel an dem Rittertag zu Würzburg 1562. Vgl. Gerhard Hirschmann, Die Familie Muffel im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte des Nürnberger Patriziats, seiner Entstehung und seines Besitzes, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg (= künftig MVGN) 41 (1950) 257–392; Gerhard Pfeiffer, Studien zur Geschichte der fränkischen Reichsritterschaft, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung (= künftig JffL) 22 (1962) 173–280, bes. 199–208; Ders., Nürnberger Patriziat und fränkische Reichsritterschaft, in: Norica. Beiträge zur Nürnberger Geschichte. Hg. von der Stadtbibliothek Nürnberg (Nürnberg 1961) 35–55; im folgenden zitiert: Pfeiffer, Patriziat.

⁶ Eine gewisse Gleichrangigkeit beanspruchte auch noch das Patriziat der Reichsstadt Frankfurt, doch nahm es, im Vergleich zu den genannten 4 großen Reichsstädten in Oberdeutschland, eine Sonderstellung ein. Heinz F. Friederichs, Sippe und Amt in der Reichsstadt Frankfurt; Erwin Riedenauer, Kaiser und Patriziat. Struktur und Funktion des reichsstädtischen Patriziats im Blickpunkt kaiserlicher Adelspolitik von Karl V. bis Karl VI., in: ZBLG 30 (1967) 551–563.

⁷ „So faßten die Geschlechter auch den Entschluß, mit ihrer Gesellschaft ein gleiches zu thun, und machten wirklich die Verordnung: daß bey ihren Tänzen, Stechen, Zechen und Kurzweil, niemand sollte gelitten werden, er sey dann von Adel, oder von den alten Geschlechtern der Städte Straßburg, Nürnberg und Ulm, oder ein erbarer Mann hiesiger Burgerschaft, der den Geschlechtern nahe verwandt seye.“ Paul von Stetten, Geschichte der adelichen Geschlechter in der freyen Reichs-Stadt Augsburg (Augsburg 1762) 42 f.

⁸ Ebda, 154 f.

In den kleineren Reichsstädten, wie Hall⁹, Rothenburg¹⁰, Schweinfurt¹¹, Ravensburg¹², Nördlingen¹³ oder Memmingen¹⁴, bildete sich zwar auch eine exklusive Honoratiorenschicht heraus, deren Mitglieder meist „Geschlechter“ oder „Herren“ genannt wurden, die jedoch nicht oder nur in wenigen Ausnahmen die wirtschaftliche Kraft und den sozialen Rang der Patrizier der 4 großen Städte erreichten. Sie standen zwar im Konnubium mit dem Patriziat der großen Reichsstädte und besaßen ebenfalls ihre ständischen Trinkstuben, doch kam es in ihren Familien auch zu Heiraten mit der zünftischen Mittelschicht, wie beispielsweise Gerd Wunder für Hall gezeigt hat¹⁵; vor allem aber mußten sie das Stadtrecht mit den Zünften teilen, meist nach sogenannten Zunftkämpfen¹⁶. Die wenigen reichen Familien, wie die Humpiß von Ravensburg oder die Sirg von Sirgenstein, zogen sich im 16. Jh. aus der Stadt zurück und wechselten zum Landadel über¹⁷. Desgleichen zogen die Schad von Biberach aus der Stadt und ließen sich beim Landadel immatrikulieren, wie auch die Vöhlin von Memmingen¹⁸. Zurück blieben in den kleineren Reichsstädten die „Herren-Geschlechter“, die jedoch nach dem 30jährigen Krieg weitgehend von den gelehrten Juristenfamilien an Macht und Ansehen überholt wurden¹⁹.

Das Patriziat in den großen Reichsstädten und zum Teil auch in den kleineren war überwiegend ministerialer Herkunft. Meist waren es reichsministeriale Familien, die im Zuge der staufischen Städtepolitik oder nach dem Zusammenbruch der staufischen Reichslandkonzeption in die Reichsstädte zogen und dort die führenden Posi-

⁹ Gerd Wunder, Der Adel der Reichsstadt Hall im späten Mittelalter, in: Deutsches Patriziat 1430–1740. Büdinger Vorträge (Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit 3, Limburg 1968) 277–298; im folgenden zitiert: Deutsches Patriziat.

¹⁰ Fritz Schnelbögl, Die fränkischen Reichsstädte, in: ZBLG 31 (1968) 433 f.

¹¹ Michael Mahr, Bildungs- und Sozialstruktur der Reichsstadt Schweinfurt (Mainfränkische Studien 20, Würzburg 1978) 115–158.

¹² Alfons Dreher, Geschichte der Reichsstadt Ravensburg und ihrer Landschaft von den Anfängen bis zur Mediatisierung 1802 (Weissenhorn 1972) 532 ff.

¹³ Kunstdenkmäler von Schwaben und Neuburg II: Stadt Nördlingen (München 1940). Mit einer historischen Einleitung von Gustav Wulz.

¹⁴ Albrecht Rieber, Das Patriziat von Ulm, Augsburg, Ravensburg, Memmingen, Biberach, in: Deutsches Patriziat, 299–351.

¹⁵ Gerd Wunder, Der Adel der Reichsstadt Hall im späten Mittelalter, in: Deutsches Patriziat, 277 ff.

¹⁶ Erich Maschke, Verfassung und soziale Kräfte in der deutschen Stadt des späten Mittelalters, in: VSWG 46 (1959) 289–349 und 433–476; Rudolf Endres, Zünfte und Unterschichten als Elemente der Instabilität in den Städten, in: Revolte und Revolution in Europa (HZ Beiheft 4, München 1975) 151–171.

¹⁷ Albrecht Rieber, Das Patriziat von Ulm, Augsburg, Ravensburg, Memmingen, Biberach, in: Deutsches Patriziat, 299–351.

¹⁸ Christine Rieber, Dr. Hans Schad (1469–1543). Vom Patriziat zum Landadel (Biberacher Studien 2, 1975) bes. 341 ff.; Ascan Westermann, Die Vöhlin zu Memmingen, in: Archiv für Stamm- und Wappenkunde 9 (1923).

¹⁹ Rudolf Endres, Sozial- und Bildungsstrukturen fränkischer Reichsstädte im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Literatur in der Stadt (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 343, Göppingen 1982) 37–73, bes. 49 f.

tionen übernahmen²⁰. Dies galt beispielsweise für das Nürnberger Alt-Patriziat, wie die aus der Reichsministerialität stammenden Familien Muffel²¹, Weigel, Kammersteiner, Kühndorfer und Pfinzing²², Holzschuher und Haller, die im 13. und 14. Jahrhundert aber auch schon ausgedehnte Landbesitzungen hatten²³ und im 15. Jahrhundert die Töchter der reichen Hammerherren in der Oberpfalz heirateten, ohne daß dies Konsequenzen ständischer Art im Patriziat oder beim versippten Landadel hatte²⁴. Denn aufgrund der gemeinsamen Herkunft gab es zunächst keine Probleme zwischen Stadt- und Landadel, und beide Gruppen standen in regen Heiratsverbindungen. So verband sich etwa auch der Adel in Hall mit den Geier von Giebelstadt, mit den Egloffstein oder den Neipperg²⁵.

Dann aber gingen die Wege auseinander, wobei die Städtekriege am Ende des 14. Jahrhunderts eine gewisse Zäsur darstellten. Zudem geriet der Landadel mehr und mehr in eine wirtschaftliche Krise, und mit Recht spricht man von der „Adelskrise des Spätmittelalters“²⁶. Der Stadtadel aber wandte sich im 14. und 15. Jh. dem Fernhandel und dem Finanzgeschäft zu und gelangte in der Regel zu großem Reichtum²⁷. Dies gilt für die Stromer²⁸, Holzschuher oder Schürstab in Nürnberg genauso wie für die Mitglieder der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft Humpiß, Wolfegger, Mötteli und die Muntprat von Konstanz²⁹ oder für die Langenmantel, StolzHIRSCH, Rehlinger und Paumgartner in Augsburg³⁰ oder die Vöhl in Memmingen. Die Patrizier waren nun zu den verhaßten „reichen Pfeffersäcken“ geworden, die sich standesgemäße Häuser in den Städten leisten konnten, in denen sogar der Kaiser verkehrte³¹.

²⁰ Karl Bosl, Die Reichsministerialität der Salier und Staufer (Stuttgart 1950/51); Hofmann, Nobiles Norimbergenses, 64–66; Julie Meyer, Die Entstehung des Patriziats in Nürnberg, in: MVGN 27 (1928) 1–96, bes. 34–37 und 88–92; Gerhard Hirschmann, Das Nürnberger Patriziat, in: Deutsches Patriziat, 257–276, bes. 258–260, im folgenden zitiert Hirschmann, Nürnberger Patriziat.

²¹ Gerhard Hirschmann, Die Familie Muffel im Mittelalter, in: MVGN 41 (1950) 257–392. Hier wird auch die Herkunft weiterer Patrizierfamilien behandelt.

²² Gerd Wunder, Pfinzing die Alten, in: MVGN 49 (1959).

²³ Heinz Dannenbauer, Die Entstehung des Territoriums der Reichsstadt Nürnberg (Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte 7, Stuttgart 1928) 122–128.

²⁴ Rudolf Endres, Nürnberg und Amberg, in: Festschrift Wolfgang von Stromer (Trier 1987) 659 ff.

²⁵ Gerd Wunder, Der Adel der Reichsstadt Hall, in: Deutsches Patriziat, 277 ff.

²⁶ Roger Sablonier, Zur wirtschaftlichen Situation des Adels im Spätmittelalter, in: Adelige Sachkultur des Spätmittelalters (Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs 5, Wien 1982) 9–34; Rudolf Endres, Adelige Lebensformen in Franken zur Zeit des Bauernkrieges (Würzburg 1974).

²⁷ Julie Meyer, in: MVGN 27 (1928) 64–81.

²⁸ Wolfgang von Stromer, Die Handelsgesellschaft Gruber-Podmer-Stromer (Nürnberger Forschungen 7, Nürnberg 1963).

²⁹ Aloys Schulte, Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft (Stuttgart 1923); Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Reichsstädte (München 1965) 94–105.

³⁰ Wolfgang Karg, Die Paumgartner von Nürnberg und Augsburg. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts (Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen 1, München–Leipzig 1919).

³¹ So wohnte König Maximilian bei seinem Besuch in Nürnberg 1489 bei Christoph Scheurl. Emil Reicke, Geschichte der Reichsstadt Nürnberg (Nürnberg 1896, Reprint 1983) 461 f. In

Der Landadel reagierte auf die wirtschaftlichen Erfolge des Stadtadels, aber auch gegenüber der wachsenden Zahl von Neuadeligen³² mit der sozialen Abschließung in den vielen Turnier- oder Rittergesellschaften, die nach ihren Zeichen benannt wurden, wie vom Einhorn, Stern, Wolf, Fürspange usw.³³. Diese Ritterbünde stärkten das korporative Selbstgefühl „derer vom Adel“, indem sie die Teilnahme an den Rennhöfen vom Nachweis bereits turnierender Ahnen abhängig machten, was sich eindeutig gegen den Stadtadel richtete³⁴. Denn noch 1416 veranstalteten die bayerischen Herzöge in Augsburg ein Turnier, an dem auch die Patriziersöhne aus Augsburg, Ulm, Nürnberg und Regensburg gleichberechtigt teilnehmen durften³⁵. Doch als 1478 der fränkische Adel, voran die stift-bambergische Ritterschaft, eine Turnierordnung erließ³⁶, die bei den nachfolgenden Turnieren in Würzburg, Heidelberg, Stuttgart, Ingolstadt, Heilbronn, Ansbach und wiederum Bamberg übernommen und noch weiter ausgebaut wurde, da wurde festgelegt, daß nur noch die alten ritterschaftlichen Familien aus Franken, Schwaben, Bayern und vom Rhein eingeladen werden sollten und selbstverständlich auch der hohe Adel³⁷. Nicht mehr geladen und nicht mehr zum Turnier zugelassen wurde das Patriziat. Die Turnierordnung für Würzburg von 1479 schloß ausdrücklich alle aus, „die von Adl Kauffmanschaft treiben als ander kauffleuth, die nit von dem Adl seindt“³⁸, und in der Heidelberger Turnierordnung von 1481 heißt es dann sogar: „Es soll auch keiner der in den Städten gebürgert ist, zum Thurnier zugelassen“ werden³⁹. Die Heilbronner Ordnung von 1485 legte dann endgültig fest: „Wer aus freien Stücken in einer Stadt sitzt und daselbst Steuer und Wache leistet“, darf nicht zum Turnier zugelassen werden⁴⁰.

Augsburg wohnte Maximilian gerne im Hause des Hans Paumgartner, seines großen Finanziers, und im Hause Lang. *Wolfgang Karg*, Die Paumgartner; *Albrecht Rieber*, in: Deutsches Patriziat, 299–351.

³² *Alexander von Reitzenstein*, Rittertum und Ritterschaft (Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 32, Nürnberg 1972) 78 f.; *Rudolf Endres*, Der Niederadel in Tirol und Süddeutschland zur Zeit des Bauernkrieges, in: Die Bauernkriege und Michael Gaismair (Veröffentlichungen des Tiroler Landesarchivs 2, Innsbruck 1982) 58 f.

³³ *Alexander von Reitzenstein*, Rittertum und Ritterschaft, 88 f.

³⁴ Diese Bestimmung brachte selbst Familien mit klangvollem Namen in Verlegenheit. So wurden auf dem Würzburger Turnier von 1479 insgesamt 31 adelige Bewerber abgewiesen, darunter u. a. die Seckendorff, Stauffenberg, Gebattel, Groß von Trockau und Reitzenstein, die alle recht zu Schwert und Schild geboren waren, aber sich beim Nachweis turnierender Ahnen schwer taten. *Ludwig A. Frhr. von Gumpenberg*, Nachrichten über die Turniere zu Würzburg und Bamberg in den Jahren 1479 und 1486, in: Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 19 (1867) 164 ff.

³⁵ *Burkhard Zink*, Augsburger Stadtchronik (Die Chroniken der deutschen Städte 5, Leipzig 1866) 74.

³⁶ *Heinrich Gradl*, Bamberger Turnier-Ordnung von 1478, in: 45. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (1883) 87–97.

³⁷ *Rudolf Endres*, Adelige Lebensformen in Franken im Spätmittelalter, in: Adelige Sachkultur des Spätmittelalters (Veröffentlichungen des Instituts für Mittelalterliche Realienkunde Österreichs 5, Wien 1982) 92 f.; *Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein*, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft 2 (Freiburg und Tübingen o. J.) 103–114.

³⁸ *Ludwig A. Frhr. von Gumpenberg*, Nachrichten über die Turniere, 174.

³⁹ *Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein*, Reichsritterschaft, 108.

⁴⁰ Ebda., 110.

Die soziale Trennung zwischen Stadt- und Landadel war damit eindeutig vollzogen, und das Patriziat wurde nicht mehr als ebenbürtig angesehen; Bürgerrecht und Adelsqualität waren künftig nicht mehr vereinbar, mit einer späteren Ausnahme – Nürnberg.

Konsequenterweise hätte diese Trennung sich auch auf das Konnubium auswirken müssen. Tatsächlich gehen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Heiraten zwischen Stadt- und Landadel auch spürbar zurück, doch völlig unterbunden wurden sie nicht, da die Ritterschaft nur ungern auf das Heiratsgut der reichen Patriziertöchter verzichten wollte. So stellte die fränkische Ritterschaft auf einem Tag in Bamberg 1485 fest, daß man es einem alten Adels- und Turniergeschlecht nicht verargen dürfe, wenn es „die frumme und unverleumte Tochter eines von den Geschlechtern und Erbarñ der Städte heirate, doch so, daß sie ihm unter 4000 fl nicht zubringe“⁴¹. Mit einer hohen Mitgift war also der ständische Mangel auszugleichen.

Weiterhin wurde in Bamberg festgelegt, daß bei einem Adeligen, dessen Vorfahren erst in den letzten 5 Jahrzehnten zu Turnieren zugelassen worden waren, dessen altadelige Herkunft selbst nicht ganz unzweifelhaft war, eine Heirat mit einer Patriziertochter nur dann nicht standeswidrig sei, wenn sie „ein merklich Gut, etwa 10000 fl“, als Mitgift in die Ehe einbringt⁴².

Etwa gleichzeitig mit der sozialen Abkapselung des Ritteradels in den Turnierrgesellschaften erfolgte die exklusive Reservierung der Domherrenstellen für den Adel. Von Stift zu Stift verschieden wurde der Ahnennachweis eingeführt, und mit einem Breve Papst Alexanders VI. aus dem Jahre 1500 wurden die Dompfründen endgültig ausschließlich dem Adel vorbehalten⁴³. Damit blieb die Kirche als „Hospital des Adels“ erhalten⁴⁴. Betroffen von der Ausschließung war auch das Patriziat, das zuvor mehrfach in Domherrenstellen einrücken konnte⁴⁵. Doch schon 1474 wurden ausdrücklich die Augsburger Geschlechter vom Augsburger Domstift ausgeschlossen⁴⁶.

Das Patriziat selbst in Nürnberg, Augsburg, Ulm und Straßburg besaß also jetzt weder die Stifts- noch die Turnierfähigkeit, wohl aber die volle aktive und passive Lebensfähigkeit. Dies ist umfangreich und unzweifelhaft belegt und braucht nicht weiter

⁴¹ Ebda., 107.

⁴² Rudolf Endres, *Adelige Lebensformen in Franken im Spätmittelalter*, 94.

⁴³ Hellmuth Rößler, *Ergebnisse und Ergänzungen*, in: *Deutscher Adel 1555–1740. Büdinger Vorträge* (Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit II, Darmstadt 1965) 184f.

⁴⁴ Rudolf Endres, *Die wirtschaftlichen Grundlagen des niederen Adels in der frühen Neuzeit*, in: *JffL* 36 (1976) 215–238, bes. 234ff. Der Westfälische Friede von 1648 garantierte schließlich sogar dem Adel sein ausschließliches Recht auf die Domherrenstellen gegenüber den Patriziern und den Doctores. Vgl. Hans Erich Feine, *Die Besetzung der Reichsbistümer vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisation 1648–1803* (Amsterdam 1964).

⁴⁵ Julie Meyer, in: *MVG* 27 (1928) 47. Vereinzelt finden sich Nürnberger Patrizier auch im Ritterorden. So ist Konrad Kammermeister Mitglied des Deutschherrenordens, 1328 ein Vorchtel und um 1400 ein Holzschuher. 1368 ist Albrecht Holzschuher Ritter des Johanniterordens und 1386 Lorenz Schürstab.

⁴⁶ Albrecht Rieber, in: *Deutsches Patriziat*, 299ff. Die einzige Ausnahme war der spätere Kardinal Mathäus Lang, der mit Hilfe König Maximilians 1499 ins Domkapitel kam.

ausgeführt zu werden⁴⁷. Als Ersatz aber für die verlorene Turnierfähigkeit führten die Nürnberger Patriziersöhne auf dem Marktplatz sog. „Gesellenstechen“ durch⁴⁸, das letzte im Jahre 1561, an denen gelegentlich auch Adelige teilnahmen, doch nur als Gäste der Patrizier, wodurch keineswegs die Gleichrangigkeit mit den ritterlichen Rennhöfen hergestellt wurde⁴⁹.

Als Ersatz für den Verlust der Stiftsfähigkeit errichteten die Nürnberger Patrizier eigene Ständesklöster, wie etwa St. Klara, die exklusiv den stadtabeligen Familien vorbehalten waren, und weiterhin sicherten sie sich die wichtigen Propststellen in der Reichsstadt, die nur mit Patriziersöhnen besetzt werden durften⁵⁰. Auch ließ man sich in zunehmendem Maße von Kaiser die Adelsqualität bestätigen, sei es durch kaiserliche Adels- und Wappenbriefe oder, meist damit verbunden, durch die Wappenbesserung in der Form eines zweiten Schildes oder einer besonderen Helmzier⁵¹.

Um 1500 war aber nicht nur die ständische Trennung zwischen Stadt- und Landadel vollzogen, sondern zu dieser Zeit schloß sich auch das Patriziat nach unten hin ab, insbesondere gegenüber der Schicht der „Ehrbaren“. In Nürnberg schafften im Verlauf des 15. Jahrhunderts noch 22 Familien aus der Ehrbarkeit den Aufstieg ins Patriziat und damit die Wählbarkeit zum Inneren Rat sowie das Konnubium mit den alten Familien. Es war dies aber auch eine notwendige Folge der hohen Verluste im Altpatriziat. Denn zwischen 1332 und 1521 waren fast die Hälfte der alten Geschlechter ausgestorben oder weggezogen, und dafür wurden neue Familien aufgenommen, und zwar durchwegs Unternehmer und Großkaufleute, die über ein beträchtliches Wirtschaftspotential verfügten. So fanden Aufnahme ins Patriziat: Tucher 1340, Tetzl 1343, Geuder 1353, Derrer und Schürstab 1355, Volckamer 1362, Pömer 1395, Paumgartner 1396, Zollner 1402, Kreß 1418, Rieter, Rummel und Imhof 1437, Löffelholz

⁴⁷ So wurden die Haller 1337 mit Markt und Schloß Gräfenberg belehnt, 1391 die Geuder mit der Herrschaft Heroldsberg, 1431 die Haller und Muffel mit Eschenau und zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Rummel mit Lonnerstadt. *Heinz Dannenbauer*, Die Entstehung des Territoriums der Reichsstadt Nürnberg (Stuttgart 1928) 122–128; *Julie Meyer*, in: MVGN 27 (1928) 37–46 (mit zahlreichen weiteren Belegen für Belehnungen); *Gerhard Pfeiffer*, Die Offenhäuser der Reichsstadt Nürnberg, in: JffL 14 (1954) 153–179; *Rudolf Endres*, Zur Burgenverfassung in Franken, in: Die Burgen im deutschen Sprachraum (Vorträge und Forschungen 19, Sigmaringen 1976) II, 293–330, bes. 226 ff.

⁴⁸ Das Nürnberger Gesellenstechen von 1446, in: Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg 4 (Leipzig 1872) 389–394. Dieses Gesellenstechen wurde von den Patriziersöhnen anlässlich der Hochzeit des Patriziers Wilhelm Löffelholz mit Kunigunde Paumgartner veranstaltet und wurde vom fränkischen Adel als Herausforderung angesehen, weshalb das Gesellenstechen als Ursache für den drei Jahre später ausgebrochenen Markgrafenkrieg genannt wurde. *Rudolf Endres*, Adelige Lebensformen in Franken im Spätmittelalter, 93.

⁴⁹ *Georg Wolfgang Karl Lochner*, Markgraf Friedrich's von Brandenburg Besuch der Stadt Nürnberg im Jahre 1496, in: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit NF 15 (1868) 34–38 und 74–81.

⁵⁰ *Julie Meyer*, in: MVGN 27 (1928) 46–49.

⁵¹ *Erwin Riedenauer*, Kaiserliche Ständeserhebungen für reichsstädtische Bürger 1519–1740. Ein statistischer Vorbericht zum Thema „Kaiser und Patriziat“, in: Deutsches Patriziat, 27–98; *Ders.*, Kaiser und Patriziat, in: ZBLG 30 (1967) 526–653.

1440 und Harsdorf 1450, um nur einige Familien zu nennen⁵². In der Regel errangen sie zunächst nur persönlich einen Ratssitz, bis dann die Familie insgesamt ratsfähig wurde. Aus den Reichen, den Divites, wurden so nach einer Übergangsphase die politisch Mächtigen, die Potentes, die das Ratsgremium bildeten und besetzten.

Nur eine Familie aus dem Handwerk, die Fütterer, schafften in vier Generationen über Verlag und Finanzgeschäft 1504 die Aufnahme in den Rat⁵³, während die Welser als eines der vornehmsten und reichsten Augsburger Patriziergeschlechter selbstverständlich sofort in Nürnberg einen Ratssitz einnehmen konnten⁵⁴. Überhaupt war der Aufstieg von Familien aus der Stadt selbst wesentlich seltener als die allmähliche Ko-optation von Geschlechtern, die aus oberdeutschen Städten zuzogen. So wurden erfolgreiche Familien, wie die Landauer, Seiler oder Gartner, nicht aufgenommen, die aber in anderen Reichsstädten sofort Zugang zum Rat fanden⁵⁶.

Mit dem Erlaß des Tanzstatuts von 1521⁵⁷ aber wurde der Kreis der ratsfähigen Familien festgeschrieben, zu diesem Zeitpunkt 42, und das Nürnberger Patriziat schloß sich seitdem kastenartig ab. Das Geblütsprinzip der „genießenden Familien“ bestimmte fortan die Nürnberger Gesellschaft und Geschichte. Zum Tanz auf dem Rathaus sollten künftig nur noch eingeladen werden, die „vor anderen den Vorgang haben und geehrt werden, daß sie und ihre Nachkommen dieser alten wohlhergebrachten Ehren sich gebrauchen mögen“. Es waren dies Mitglieder der zwanzig „alten“ und der als ebenbürtig angesehenen sieben „neuen“ Geschlechter, zu denen noch fünfzehn Familien kamen, die zwischen 1440 und 1504 „zugelassen“ worden waren. Diese 42 Familien waren allein ratsfähig, und alle anderen Bürger, selbst die ‚Ehrbaren‘, blieben vom Ratsregiment ausgeschlossen. Nur die Schlüsselfelder wurden 1536 noch ko-optiert und die Ölhafen 1546 und die Scheurl 1580 nur als „gerichtsfähig“ anerkannt, obwohl beide Familien schon früher in anderen Städten dem Patriziat angehört hatten und zudem kaiserliche Wappen- und Adelsbriefe besaßen⁵⁸. Damit konnten beide Familien in Nürnberg Ämter besetzen, die sonst nur Ratsfähigen vorbehalten waren, doch konnten sie nicht in den Rat selbst gewählt werden. Erst im 18. Jahrhundert mußten zunächst sechs und dann nochmals drei Familien ko-optiert werden, da infolge

⁵² Hofmann, *Nobiles Norimbergenses*, 72; Hirschmann, *Nürnberger Patriziat*, 261; Wilhelm Frbr. von Imhoff, *Genealogisches Handbuch der rats- und gerichtsfähigen Familien der Reichsstadt Nürnberg* (Nürnberg 1900).

⁵³ Hofmann, *Nobiles Norimbergenses*, 74.

⁵⁴ Ludwig Frbr. von Welser, *Die Welser* (Nürnberg 1907).

⁵⁵ Nur wenige erfolgreiche Unternehmer wurden persönlich zum Rat zugelassen: Hirschvogel 1453, Maichsner 1453, Prünsterer 1455, Rehlinger 1468, Topler 1475, Wolff 1499. Wilhelm Frbr. von Imhoff, *Genealogisches Handbuch*.

⁵⁶ Joachim Ahlborn, *Die Familie Landauer. Vom Maler zum Montanherm* (Nürnberger Forschungen 11, Nürnberg 1969).

⁵⁷ Ausführlich Theodor Aign, *Die Ketzler. Ein Nürnberger Handelsherren- und Jerusalempilgergeschlecht* (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken 12, Neustadt/Aisch 1961) 100–118; Rudolf Endres, *Sozialstruktur Nürnbergs*, in: *Nürnberg, Geschichte einer europäischen Stadt*, hg. von Gerhard Pfeiffer, (München 1971) 194–198.

⁵⁸ Hofmann, *Nobiles Norimbergenses*, 78; Erwin Riedenauer, *Kaiserliche Standeserhebungen*, in: *Deutsches Patriziat*, 54.

Aussterbens mehrerer Geschlechter alle Ämter und Stellen nicht mehr von den restlichen Familien besetzt werden konnten⁵⁹. Diese aristokratische Clique von maximal 42 Familien, die „Nobiles Norimbergenses“ sicherten sich allein das Stadtreghiment, besetzten exklusiv den Stadtrat und die Ämter und nahmen die Obrigkeit in der Stadt und auf dem ausgedehnten Landgebiet praktisch uneingeschränkt wahr⁶⁰.

In den Kleiderordnungen hoben sich die patrizischen Familien als 1. Stand deutlich heraus⁶¹, und auf der Herrentrinkstube verkehrten sie mit ihresgleichen und mit denen vom Adel. Allerdings gestattete die Trinkstubenordnung auch den Ehrbaren oder Genannten vom Größeren Rat den Zutritt. So umschreibt die Trinstubenordnung von 1561/62 den Kreis der „ehrbaren Personen“, die dort zum „Zechen“ und zur „Kurzweil“ sich treffen durften, nämlich: die Angehörigen der „ehrbaren Geschlechter“ und die mit ihnen verwandtschaftlich und geschäftlich in Verbindung Stehenden, adelige Reisige und Hauptleute der Stadtmiliz sowie alle „ehrbaren Kaufleute, ihre Verwandten und Geschäftsfreunde und ehrbare fremde Kaufleute“, die in Geschäften sich in Nürnberg aufhielten⁶². Auch das Konnubium zwischen Patriziern und Ehrbaren war erlaubt⁶³, was später aber von der Reichsritterschaft als standeswidrig angesehen wurde⁶⁴. Als feudale Qualifikation des Patriziats nannte der Nürnberger Rat 1729 dem Kaiser: „die Requisita eines actualis Patricius seien altadeliger Stamm, ansehnliche Güter, collectable fundi, fromme Stiftungen, namhafte Vorschickungen und standesgemäße Heiraten sowie die Qualifikation auf Universitäten, durch Reisen an Höfen und in Kriegsdiensten, zumalen aber Verdienste um das Vaterland und das gemeine nürnbergische Wesen“⁶⁵.

In Augsburg bildeten die Nobiles seit 1383 eine geschlossene Gesellschaft, die 51 Familien umfaßte. Bis zum Jahre 1537 hatte sich deren Zahl auf 8 reduziert, weshalb beschlossen wurde, 38 Familien neu ins Patriziat aufzunehmen, von denen die meisten seit Generationen zu den „Mehrern der Gesellschaft“ gehörten. Mit dieser einmaligen Standeserhöhung, vorgenommen ohne Mitwirkung des Kaisers, gelangten u. a.

⁵⁹ 1729 wurden die Familien Gugel, Oelhafen, Peßler, Scheurl, Thill und Waldstromer ratsfähig und 1788 die Familien Peller, Praun und Woelckern. Nur gerichtsfähig wurden die Viatis (1731), Petz (1731), von Endter (1768), Furtenbach, Murr, Oertel und Winkler von Mohrenfels. Siehe Hofmann, *Nobiles Norimbergenses*, 84.

⁶⁰ Hanns Hubert Hofmann, *Nürnberg-Fürth* (Historischer Atlas von Bayern, Franken 4, München 1954).

⁶¹ Julia Lehner, *Die Mode im alten Nürnberg. Modische Entwicklung und sozialer Wandel in Nürnberg*, aufgezeigt an den Nürnberger Kleiderordnungen (Nürnberger Werkstücke 36, Nürnberg 1984) 21–26.

⁶² Gerhard Pfeiffer, *400 Jahre Handelsvorstand Nürnberg 1560–1960* (Nürnberg 1960) 21–23.

⁶³ Rudolf Endres, *Zur Einwohnerzahl und Bevölkerungsstruktur Nürnbergs im 15. und 16. Jahrhundert*, in: MVGN 57 (1970) 242–272.

⁶⁴ Pfeiffer, *Patriziat*, 40.

⁶⁵ Zitat bei Ingomar Bog, *Reichsverfassung und reichsstädtische Gesellschaft. Sozialgeschichtliche Forschungen über reichsständische Residenten in den Freien Städten, insbesondere in Nürnberg*, in: JffL 18 (1958) 334.

die Peutinger, Meuting, Arzt, Vittel, Rem, Imhoff, von Stetten, Lauginger und Fugger ins Augsburger Patriziat⁶⁶.

Sie hatten sich bereits mehrheitlich, wie auch das Ulmer und Nürnberger Patriziat, inzwischen vom aktiven Handel zurückgezogen und auf dem Lande ausgedehnte Grundherrschaften mit Hintersassen erworben. So besaßen 39 Nürnberger Patrizier die „Eigenherrschaft“ über fast 3000 bäuerliche Hintersassen⁶⁷. Auf ihren Landgütern errichteten sich die Patrizier moderne Schlösser oder Sitze, auf denen sie adelig-feudalen Lebensstil pflegten. Von dem Humanisten Willibald Pirckheimer ist eine plastische Schilderung seines Lebens auf seinem Schloßchen Neunhof überliefert⁶⁸. Zu feudalen Schloßbesitzern wurden auch die Humpiß in Ratzenried, die Vöhl in Illertissen oder die Schad in Warthausen⁶⁹.

Wie sie patrizische Lebenshaltung jetzt verstanden, ließ der Ulmer Bürgermeister Sebastian Besserer in einem Brief wissen: „daß man je und allentwegen von anderen gemeinen Bürgern abgesondert gelebet habe; in einigen Zünften nie gewesen; auch von anderen Kauf- und Handwerksleuten eines rühmlichen Herkommen geehrte und geachtet sei; daß auch die von Adel, so draußen auf dem Land gesessen, mit ihren Söhnen und Töchtern und sie wiederum mit Landadligen sich verheiratet; ihre Vorfahren und sie selbst adelige Schlösser, Dörfer und Güter, eigens oder lehenweise mit hohen und niederen Gerichten inneghabt und besessen; sich mehrenteils unadeliger Nahrung enthalten hätten; in adeligen ritterlichen Feldzügen dem Reich zur Wohlfahrt gedient“⁷⁰. Aber trotz des Erwerbs von Landsitzen und der darauf fast demonstrativ praktizierten adeligen Lebensformen wurde den patrizischen Eigenherren in der Regel vom Ritteradel die Ebenbürtigkeit abgesprochen, außer sie waren schon länger im Besitz eines Rittergutes. So hatten die Nürnberger Muffel um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Gut *Ermreuth* erworben und ihr Bürgerrecht aufgegeben, weshalb sie 1539 zum Rittertag nach Schweinfurt eingeladen wurden⁷¹. Andererseits ließen sich 1552 in Ulm 17 alte patrizische Familien ausdrücklich vom Kaiser ihre alte Adelsqualität bestätigen⁷², doch blieb dies ohne ständische Folgen, wie auch die Adelsbestätigungen und Wappenbesserungen durch Karl V. für 11 Nürnberger Geschlechter⁷³.

⁶⁶ *Paul von Stetten*, Geschichte der adelichen Geschlechter in der freyen Reichs-Stadt Augsburg (Augsburg 1762) 153 ff.; *Erwin Riedenauer*, Kaiser und Patriziat, in: ZBLG 30 (1967) 533 Anm. 21; *Albrecht Rieber*, in: Deutsches Patriziat, 299 ff.

⁶⁷ *Gerhard Hirschmann*, Nürnberger Patriziat, 264.

⁶⁸ *Ludwig Frhr. von Welser*, Neunhof. Kulturgeschichtliche Blätter aus dem Archive eines patrizischen Herrensitzes im Gebiete der Reichsstadt Nürnberg (Bamberg 1928) 148–154.

⁶⁹ *Albrecht Rieber*, Von der Burg zum Schloß, in: Deutscher Adel 1430–1555, 24–38; *Christine Rieber*, Dr. Hans Schad (1469–543). Vom Patriziat zum Landadel. (Biberacher Studien 2, Biberach 1975) 275–278.

⁷⁰ Zitiert bei *Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein*, Reichsstädte. Patrizisches Leben von Bern bis Lübeck (München 1965) 32.

⁷¹ *Pfeiffer*, Patriziat, 35.

⁷² *Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein*, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft, 549.

⁷³ *Erwin Riedenauer*, Kaiser und Patriziat, in: ZBLG 30 (1967) 588.

Die meisten Ulmer patrizischen Familien zogen aus der Ablehnung durch den Ritteradel die Konsequenzen, indem sie ihr Bürgerrecht in der Reichsstadt aufgaben, auf ihre Landsitze zogen und dort dann von der Ritterschaft immatrikuliert und rezipiert wurden, wie die Besserer, Umgelter, Vöhlín oder Roth von Schreckenstein⁷⁴. Sie entschieden sich in der Alternative: entweder Patriziat oder Ritterschaft mehrheitlich für die Ritterschaft. Schon 1516 hatte Jos Humpiß geschrieben: „Edel zu sein und in den Städten bürgerlich zu sitzen, ist in Schwaben unter dem Adel nicht Brauch.“⁷⁵ Den zurückgebliebenen patrizischen Familien wurde von Karl V. nach dem Schmalkaldischen Krieg das Ratsregiment und die Vorherrschaft in der Stadt übertragen, und zwar in insgesamt 25 oberdeutschen Reichsstädten, darunter auch in Ulm und Augsburg⁷⁶.

Allerdings waren die Aufgabe des Bürgerrechts und das Überwechseln in die Reichsritterschaft nicht immer problemlos. So wurden die Geuder aus Nürnberg zwar 1613 vom Kanton Gebürg angenommen, doch der Rat der Reichsstadt verlangte die Nachsteuer sowie weiterhin das Öffnungsrecht über Heroldsberg und vor allem die Steuer von allen Hintersassen der Geuder im Nürnberger Landgebiet. Der Rat wehrte sich dagegen, daß mit dem Austritt der Geuder aus dem Bürgerverband auch deren Bauern in Heroldsberg und Neunhof in die reichsritterschaftliche Korporation überwechselten. Im Verlauf des 30jährigen Krieges konnten sich die Geuder gegenüber der Reichsstadt sogar durchsetzen, als Philipp Geuder zeitweise Direktor der Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein war⁷⁷. Doch 1662 wechselte Hans Philipp Geuder wieder in die Reichsstadt über, wurde dort Bürger und führte seine Hintersassen wieder der Reichsstadt zu, wogegen die Reichsritterschaft nur protestieren konnte⁷⁸.

Durch das Abwandern vieler patrizischer Familien oder durch deren Ausscheiden aus dem risikoreichen Geschäftsleben – in Ulm wurde von den Patriziern sogar ein Eid verlangt, daß sie keinen Handel mehr treiben⁷⁹ – erwuchs nach der Reformation in den großen Reichsstädten eine neue, erfolgreiche Schicht von Großkaufleuten, Bankiers und Montanherren, die jedoch nicht in das Patriziat aufgenommen wurden, selbst wenn sie das kaiserliche Adelsdiplom erworben hatten. So waren unter den 61 Nürnberger Großkaufleuten, auf deren Initiative 1560 der Handelsvorstand und die Börse gegründet wurden, nur noch 7 Patrizier, alle anderen waren Ehrbare oder Bürgerliche⁸⁰. Sie waren und blieben vom Stadtre Regiment ausgeschlossen, selbst so überaus

⁷⁴ Karl Heinrich Roth von Schreckenstein, *Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten* (Tübingen 1856, Neudruck Aalen 1970) 543.

⁷⁵ Alois Schulte, *Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft I* (Stuttgart 1923) 215. Zum Übertritt der Humpiß in den Landadel vgl. A. Dreher, *Geschichte der Reichsstadt Ravensburg und ihrer Landschaft von den Anfängen bis zur Mediatisierung 1802* (Weißenhorn 1972) 532 ff.

⁷⁶ Albrecht Rieber, in: *Deutsches Patriziat*, 299 ff.

⁷⁷ Pfeiffer, *Patriziat*, 35–37.

⁷⁸ Ebda, 38 f.

⁷⁹ Albrecht Rieber, in: *Deutsches Patriziat*, 299 ff.

⁸⁰ Rudolf Endres, *Die selbständig handelnde Kaufmannschaft*, in: *Im Zeichen der Waage. 425 Jahre Nürnberger Handelsvorstand* (Nürnberg 1985) 35–45.

erfolgreiche Geschäftsleute wie Bartolomae Viatis und Martin Peller, die zwar als die reichsten Männer der Stadt zu Marktvorstehern emporstiegen, auf die reichsstädtische Wirtschaftspolitik jedoch keinen Einfluß nehmen konnten⁸¹. Denn die Nobiles Norimbergenses wahrten strikt ihre ständische Exklusivität und die alleinige Stadtherrschaft.

In dem paritätischen Augsburg dagegen fanden im Laufe des 30jährigen Krieges mehrere Veränderungen des Patriziats statt, und zwar aus konfessionspolitischen Gründen. So bestimmte Kaiser Ferdinand II. 1628, daß 13 neue Familien zu Geschlechtern angenommen werden sollten, um durch sie das katholische Element im Rat zu stärken⁸². Dafür ließ Gustav Adolf 1632 seinerseits 18 Familien aufrücken, um den protestantischen Anteil im Patriziat und im Stadregiment zu vergrößern⁸³. Konsequenterweise mußten diese 18 protestantischen Familien nach der Rückeroberung durch den Kaiser 1635 ihre neue Standesqualität wieder ablegen. Doch nach dem Frieden von 1648 wurden erneut 4 Familien im Patriziat aufgenommen, um die Parität zu sichern und aufrechtzuerhalten⁸⁴.

Der 30jährige Krieg hatte aber nicht nur in den Städten zu einem tiefgreifenden Austausch der Eliten geführt. Auf dem Lande wechselten viele Rittergüter, die mehr oder weniger zerstört waren und von ihren adeligen Besitzern nicht aufgebaut werden konnten, in den Besitz von Kriegsgewinnlern oder Offizieren, von Beamten, reichen Bürgern oder Neonobilitierten, die sich nun ein standesgemäßes Gut zulegten⁸⁵. Die Mobilität und Fluktuation in den Ritterkantonen war nach dem Großen Krieg außerordentlich hoch⁸⁶. Deshalb mußten sich die Kantone und bald sogar alle 3 Ritterkreise mit der grundsätzlichen Frage beschäftigen, wie sie diese vielen neuen Rittergutsbesitzer, deren Güter beim Kanton immatrikuliert waren, behandeln sollten, und zwar sowohl gesellschaftlich wie auch verfassungs- oder stimmrechtlich auf den Rittertagen. Bezüglich des Verhältnisses zum Patriziat hatte der ritterschaftliche Vertreter Johann Konrad Kreydemann schon 1644 festgestellt: „Es seind Geschlechter in den Reichsstädten, sonderlich Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, welche auch für edel und hoch gehalten und sonderbar vor andern plebeis gefreiet, aber sie erkennen des

⁸¹ Rudolf Endres, Die Rolle der Kaufmannschaft im Nürnberger Verfassungsstreit am Ende des Alten Reiches, in: JffL 45 (1985) 125–167, bes. 125–132.

⁸² Paul von Stetten, Geschichte der adelichen Geschlechter in der freyen Reichs-Stadt Augsburg (Augsburg 1762) 267–282. Die neuen patrizischen Familien waren: Schellenberger, May, Wanner, Wagner, Sittichhausen, Keller, Schiller, Fesenmayr, Zech, Mayr, Holzapfel, Bechler, Matthioli.

⁸³ Paul von Stetten, 286–305. Zu den evangelischen oder Schwedischen Geschlechtern zählten: Paller, Buroner, Oestreicher, Pimmel, Hopfer, Hainhofer, Hoser, Bechler, Thenn, Furtenbach, Steininger, Honold, Stenglin, Scheler sowie Weiß, Sulzer, Zobel und Ammann.

⁸⁴ Die vier letztgenannten Schwedischen Geschlechter rückten nach dem Westfälischen Frieden endgültig ins Patriziat. Paul von Stetten, 306–321.

⁸⁵ Die Folgen des 30jährigen Krieges in Franken, in: Wirtschaftsentwicklung und Umweltbeeinflussung (14.–20. Jahrhundert) (Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 20, Wiesbaden 1982) 125–145, bes. 138 ff.

⁸⁶ Erwin Riedenauer, Kontinuität und Fluktuation in der fränkischen Reichsritterschaft. Eine Grundlegung zum Problem der Adelsstruktur in Franken, in: Gesellschaft und Herrschaft. Festgabe für Karl Bosl zum 60. Geburtstag (München 1969) 87–152.

Reichs Stadtrat und seind für freie Reichs vom Adel nicht zu halten ... Wann auch dergleichen Geschlechter etwa freie adelige Rittergüter und Gefäll erkaufen und an sich bringen, so verbleiben sie mit der Kontribution und oneribus, so den Gütern und Gefällen anhangen, der Ritterschaft verhafft und beigetan; aber im übrigen werden sie für freie Reichs vom Adel nicht erkennenet, werden nicht auf die Ritter- und Vierteltage erfordert noch ihnen die Freiheit der Ritterschaft gestattet.“⁸⁷

Der Streit um die Gleichrangigkeit von alten und neuen Rittergutsbesitzern eskalierte zunächst in dem Streit um die Titulatur oder Anrede. Denn 1654 verließ der Kaiser in einem Privileg allen Mitgliedern der 3 Ritterkreise das Recht auf die Titulatur „Edel“ und „Wohlgeboren“⁸⁸, was nun auch vom Patriziat angestrebt wurde. Den Nürnberger Kreß von Kressenstein, die seit 1631 im Besitz des Rittergutes Dürrenmungenau waren, das beim Kanton Altmühl immatrikuliert war, wurde der Titel „Wohledelgeboren“ jedoch verweigert. Der Nürnberger Rat beschloß daraufhin den Kompromißvorschlag, daß er der fränkischen Ritterschaft sowohl als Korporation wie den Einzelmitgliedern das Prädikat „Wohlgeboren und Wohledelgeboren“ zugestehen wolle, wenn die Ritterschaft ihrerseits die Nürnberger Patrizier mit „Wohlgeboren“ titulieren würden⁸⁹. Doch auch das wurde vom standesbewußten Adel abgelehnt, der den Städtern nur den Titel „Ehram“ zugestehen wollte und der jetzt sogar eine Heirat mit einer Tochter aus der reichen ehrbaren Kaufmannsfamilie Viatis als „Mißheirat“ bezeichnete. Johann Sigmund von Heßberg schrieb: „Die Herren Peller sind ehrliche und rechtschaffene Leute..., allein im Heuraten müssen Standespersonen nicht nur darauf oder das Geld, sondern anforderst auf den Stand sehen.“⁹⁰

In der Verweigerung der Rezeption der patrizischen Rittergutsbesitzer als volle, stimmberechtigte Mitglieder des Kantons und in ihrer Zuordnung als bloße „Propriisten“ wie einfache bürgerliche Gutsbesitzer auch⁹¹ sowie in der Ablehnung des gleichen Prädikats aber sahen die Nürnberger Patrizier die Verweigerung ihrer Ebenbürtigkeit durch den Ritteradel, und sie wandten sich deshalb an den Kaiser. In 2 Privilegien von 1696⁹² und 1697⁹³ wurde den Nürnberger patrizischen Familien ihr alter Adel bestätigt und ihnen zugleich das Kooptationsrecht von gerichtsfähigen Familien zugestanden, also das Recht, eine andere Familie, „die durch Ritteradel, Tugend und Verdienste gegen den Staat ausgezeichnet ist“, ins Patriziat aufzunehmen, allerdings ohne Sitz und Stimme im Rat. In dem 2. Diplom bestätigte der Kaiser nochmals das „uralt adelige und ritterliche Herkommen“ der ratsfähigen Familien. Sie hätten lange „ehe sie sich in die Stadt begeben, in einem adeligen und rittermäßigen Stand“ gelebt,

⁸⁷ Gedruckt in: *Friedrich Carl von Moser*, Kleine Schriften XI (Frankfurt 1764) 223 f.

⁸⁸ *Johann Stephan Burgermeister*, Codex diplomaticus equestris I (Ulm 1721) 306 ff.

⁸⁹ *Pfeiffer*, Patriziat, 42.

⁹⁰ Zitat ebda, 40.

⁹¹ Über die verschiedenen Formen der Mitgliedschaft im ritterschaftlichen Kanton vgl. *Rudolf Endres*, Die Reichsritterschaft, in: *Handbuch der bayerischen Geschichte* III/1 (München 1971) 384 f.

⁹² Staatsarchiv Nürnberg, Kaiserprivilegien 870.

⁹³ Abgedruckt in: *von Wölckern*, *Historia Norimbergensis Diplomata* (Nürnberg 1738) 1072 f., Nr. 471. Vgl. auch *Pfeiffer*, Patriziat, 41 f.

wären zu Turnieren zugelassen gewesen, zu Ritttern geschlagen und in adelige Stifte und Ritterorden aufgenommen worden. Sie enthielten sich zudem aller Handelsschaft und anderer bürgerlicher Gewerbe, hätten dafür Kriegs- und Zivildienste übernommen, und vor allem wäre ihnen die Regierung einer volkreichen Stadt anvertraut. Zugleich wurde dem Rat korporativ das Prädikat „Edel“ zugestanden, was jedoch eine deutliche Rangminderung gegenüber der Reichsritterschaft bedeutete. 1721 erreichten die Nürnberger Patrizier zumindest einen gewissen Ausgleich, indem die 3 obersten Ratsherren wie die Ritterhauptleute auch kraft Amt zu Wirklichen Geheimen Räten des Kaisers ernannt wurden und nun die gleiche Titulatur beanspruchen konnten⁹⁴.

Innerhalb der reichsstädtischen Sozialordnung boten die beiden Privilegien von 1696 und 1697 dem Patriziat die Möglichkeit, sich endgültig gegenüber den ständischen Forderungen der Akademiker und der reichen Kaufleute im Marktvorstand durchzusetzen. Denn den promovierten Gelehrten, Ratskonsulenten, Syndici und Secretarii war es im 15. und 16. Jahrhundert gelungen, ihre Gleichstellung mit dem niederen Adel zu erreichen. Aus diesem Grunde durfte ein promoviertes Mitglied des Patriziats auch nicht in den Rat einrücken⁹⁵. Nach dem 30jährigen Krieg aber wollten die Patrizier die Akademiker in den Kleiderordnungen in den 2. Stand herabdrücken, wogegen diese beim Kaiser protestierten und beim Reichshofrat prozessierten, schließlich aber, trotz eines Gutachtens der Tübinger Juristenfakultät, unterlagen. Die Nürnberger Doktoren mußten sich mit dem 2. Stand zufrieden geben, zu dem auch die großen Kaufleute zählten⁹⁶. Diese schlossen sich als Antwort auf die beiden kaiserlichen Privilegien im Handelsvorstand aus Marktvorstehern und Marktdjunkten immer enger zusammen und standen bald offen in Opposition zur Wirtschaftspolitik des patrizischen Rates. Nach mehreren vergeblichen Beschwerden erhoben die Großkaufleute 1730 offiziell Klage in Wien gegen die Mißwirtschaft des Rates. Der Kaufmannsprozeß zog sich bis 1754 hin und ging im Kern für die Kaufmannschaft verloren. Die Opposition der Kaufmannschaft und ihre Forderung nach gleichberechtigter Teilhabe am Ratsregiment aber blieb bis zum Ende der reichsstädtischen Freiheit bestehen⁹⁷.

Gegenüber der Reichsritterschaft und den anderen Reichsständen mußten die in den beiden kaiserlichen Privilegien gewährten Ansprüche auf Ebenbürtigkeit und die Titulatur „edel“ erst noch durchgesetzt werden, wobei die laufenden Präzedenz- und Rangstreitigkeiten auf Reichsebene und in den Reichsorganen zwischen der Reichsritterschaft und den Reichsstädten die allgemeine Durchsetzung erschwerten.

Nach der Bestätigung der adeligen Qualität durch den Kaiser sah sich die fränkische Ritterschaft gezwungen, das Verhältnis zum Nürnberger Patriziat grundsätzlich zu regeln. So wurde 1698 auf dem Sechsortetag zu Schweinfurt der Beschluß gefaßt, daß

⁹⁴ von Wölckern, ebda.

⁹⁵ Julia Lechner, *Die Mode im alten Nürnberg*, 26 f.

⁹⁶ Hans Liermann, *Geistiges und gelehrtes Leben im Zeitalter des Barock und der Aufklärung*, in: *Nürnberg, Geschichte einer europäischen Stadt* (München 1971) 334; *Erwin Riedenauer*, *Kaiser und Patriziat*, in: *ZBLG* 30 (1967) 601 f.

⁹⁷ Rudolf Endres, *Die Rolle der Kaufmannschaft im Nürnberger Verfassungskstreit am Ende des Alten Reiches*, in: *JffL* 45 (1985) 125–167.

ratsfähige Patrizier nur dann gleichberechtigt immatrikuliert und voll rezipiert werden sollten, wenn sie acht ritter- und turniermäßige Ahnen vorweisen konnten. Denn durch „Mißheiraten“ hätten viele Patrizierfamilien die erforderlichen ritter- und turniermäßigen Vorfahren verloren. Mit den „Mißheiraten“ aber war eindeutig das Konubium der Patrizier mit den ehrbaren Familien in Nürnberg gemeint. Weiterhin wurde beschlossen, daß die „Neugeadelten, so in Banco oder sunsten Handel und Kaufmannschaft und andere Gewerbe der alten Turnierordnung und des alten teutschen Adels löblichem Herkommen zuwider treiben“, nicht zu den Rittertagen eingeladen und nur als Propriisten behandelt werden sollten⁹⁸. Grundsätzlich wurde also nun für die alten patrizischen Familien Nürnbergs die Ebenbürtigkeit nicht mehr angezweifelt, aber jeder einzelne Aufnahmeantrag wurde eigens überprüft, und wer Mißheiraten in seiner Ahnenreihe vorzuweisen oder gegen das Prinzip der Derogance verstoßen hatte, blieb von der Korporation ausgeschlossen und wurde nur als Rittergutsbesitzer ohne Standesqualität „geachtet und gehalten“. Sofort zugelassen mit Sitz und Stimme wurden Neuadelige, die es zu Kaiserlichen Geheimen Räten oder Reichshofräten gebracht hatten oder beim Militär mindestens zum Generalwachtmeister. Tatsächlich konnten mehrere Nürnberger Familien, wie die Geuder, Kreß, Welscher, Tucher, Rieter, Imhoff, Winkler und Holzschuher, in den folgenden Jahrzehnten ihre Immatrikulation und Rezeption bei der Reichsritterschaft erreichen, ohne dabei ihr Nürnberger Bürgerrecht aufgeben zu müssen. Doch gilt nur für das Nürnberger Patriziat, daß der Ratssitz in der Reichsstadt und die Mitgliedschaft bei der Reichsritterschaft in einer Person vereinigt werden konnte⁹⁹. Allerdings erhob sich immer wieder der Streit um die Ebenbürtigkeit und das Prädikat „Vetter, Oheim und Schwager“. So beschloß der Kanton Altmühl auf dem ritterschaftlichen Konvent 1753, „daß die altadeligen Familien, so sich an diesem oder jenem Ort in nexu civico befinden, ratione des Rangs den Neonobilitatis gleichgehalten werden und solchen allen kein votum passivum gestattet sein solle“. Die von diesem Beschluß, der die Aberkennung der Ebenbürtigkeit bedeutete, betroffenen Familien Geuder, Haller und Kreß erhoben Einspruch. Nach langen Diskussionen und zahlreichen Gutachten kam schließlich ein Kompromiß zustande: Wollte ein Patrizier aber ein Amt beim Kanton übernehmen, dann sollte er sein Bürgerrecht aufgeben, was Christoph Karl Kreß auch tat, als er 1785 zum Ritterhauptmann im Kanton Altmühl gewählt wurde¹⁰⁰.

Allerdings erfolgte die Aufnahme in die Ritterschaft auch nach bestandener Adels- und Ahnenprobe nicht problemlos. Denn es erhob sich erneut die Streitfrage nach der künftigen Steuerhoheit über die patrizischen Hintersassen. Während die Nürnberger an dem Personalprinzip der Staatlichkeit festhielten, das seit 1545 bzw. 1559 als Grundgesetz in Franken galt¹⁰¹, konnte der Ritterschaftskanton nun doch das Territo-

⁹⁸ Pfeiffer, Patriziat, 43; Karl Heinrich Frhr. Roth von Schreckenstein, Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome II (Freiburg und Tübingen o.J.) 559 ff. Der Sechsortetag in Schweinfurt ist fälschlich auf 1695 datiert.

⁹⁹ Pfeiffer, Patriziat, 47 ff.; Hirschmann, Nürnberger Patriziat, 269.

¹⁰⁰ Pfeiffer, Patriziat, 49 f.

¹⁰¹ Gerbard Pfeiffer, Studien zur Geschichte der fränkischen Reichsritterschaft, in: JffL 22 (1962) 175–179; Rudolf Endres, Die „Staatlichkeit“ in Franken, in: Handbuch der bayerischen Geschichte III/1, 349 ff.

rialprinzip durchsetzen. Selbst der Nürnberger Konsulent Dr. Hochmann mußte 1717 in einem Gutachten feststellen, daß das Steuerrecht der Reichsstadt an die Person geknüpft sei, während die ritterschaftlichen Steuern an das Gut gebunden seien. Trete also ein Bürger zur Ritterschaft über, dann fallen die Steuern an den Kanton, der sich unzweifelhaft auf dem Weg zu einem „reichsritterschaftlichen Territorio“ befand¹⁰². Seit 1747/48 mußten die Geuder, Welter und Tucher auf Anordnung des Reichshofrates für ihre Hintersassen die Rittersteuern bezahlen, was auch geschah¹⁰³.

Nach längerer Diskussion wurde auf dem Rittertag zu Heilbronn 1750 beschlossen, daß künftig Neuaufnahmen von der Zustimmung aller 3 Ritterkreise abhängig sein sollten. Zugleich wurden auch die Aufnahmebedingungen festgelegt, nämlich: „daß keiner von seinen Vorältern bis in den 4. Grad inclusive von geringer profession und verächtlicher Condition“ gewesen sei; außerdem mußte der Aspirant „adeliges Herkommen“ oder die Erhebung in den Reichsadel durch den Kaiser vorweisen können. Weiterhin wurde bezüglich der Aufnahmegebühren zwischen stiftsmäßigem Adel und Neuadeligen unterschieden. So mußte ein Neuadeliger dem Kanton 2000 fl bezahlen, dem Ritterhauptmann 400 fl und für Bibliothek und Kanzlei 50 fl, während der Altadelige nur 300 fl für die Ritterschaftskasse und 300 fl für den Hauptmann aufzubringen hatte. Vor allem aber erhielt ein Antragsteller aus altem Adel zugleich mit dem Erwerb eines Gutes Sitz und Stimme und volles aktives und passives Wahlrecht im Kanton, während ein Neonobilitierter erst dann diese Rechte beanspruchen konnte, wenn er ein Rittergut im Wert von wenigstens 6000 fl erworben hatte und wenn er acht, seit 1762 vier adelige Ahnen vom Vater und von der Mutter vorweisen konnte; d. h., erst nach 3 Generationen wurde die neuadelige Familie vollberechtigtes Mitglied der Reichsritterschaft, wurde ihnen die Anrede „Vetter, Oheim und Schwager“ zuteil¹⁰⁴.

Diese restriktiven Aufnahme-Bestimmungen richteten sich nicht nur gegen das Patriziat, sondern vor allem gegen die vielen neuen Rittergutsbesitzer insgesamt, die seit dem 30jährigen Krieg den in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckenden Ritteradel auskauften, insbesondere in den Kantonen Neckar-Schwarzwald, Steigerwald, Odenwald und Baunach¹⁰⁵. So wurden allein im Kanton Neckar-Schwarzwald zwischen 1640 und 1700 38 neuadelige Familien rezipiert¹⁰⁶.

¹⁰² Pfeiffer, Patriziat, 44 f.

¹⁰³ Ebda, 47 ff.

¹⁰⁴ Roth von Schreckenstein, Reichsritterschaft, 462 ff.; Dieter Hellstern, Der Ritterkanton Neckar-Schwarzwald 1560–1805, Untersuchungen über die Korporationsverfassung, die Funktionen des Ritterkantons und die Mitgliedsfamilien (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen 5, Tübingen 1971) 193–199; Wolfgang von Stetten, Die Rechtsstellung der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, ihre Mediatisierung und ihre Stellung in den neuen Landen. Dargestellt am fränkischen Kanton Odenwald (Forschungen aus Württembergisch Franken 8, Schwäbisch Hall 1973) 84–88.

¹⁰⁵ Hartmann Frhr. von Mauchenheim, gen. Bechtoldsheim, Des Heiligen Römischen Reichs unmittelbar-freie Ritterschaft zu Franken – Ort Steigerwald im 17. und 18. Jahrhundert (Würzburg 1972) 83 ff.; Rudolf Endres, Die Folgen des 30jährigen Krieges in Franken, in: Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 20 (Wiesbaden 1982) 138 ff.

¹⁰⁶ Dieter Hellstern, Der Ritterkanton Neckar-Schwarzwald, 197.

Als besonders standesbewußt erwies sich der schwäbische Kanton Hegau, der mehrfach bei Aufnahmeanträgen Einspruch erhob, wie etwa bei den Nürnberger Holzschuheren oder den Furtenbach¹⁰⁷. 1769 beantragte der Leutnant Jobst Wilhelm von Furtenbach aus Nürnberg nach dem Erwerb der Rittergüter Schnodsenbach, Burgambach und Zeisenbronn die Aufnahme in den Kanton Steigerwald. Der Kanton befürwortete die Immatrikulation, nachdem Furtenbach ein Adelsdiplom aus dem Jahre 1548 und auch die 8-Ahnen-Probe vorgelegt hatte. Der Ritterort Hegau aber legte sein Veto wegen ungewisser Adelsqualität der nachgewiesenen Familien ein¹⁰⁸. Die Nürnberger Patrizier, voran die Holzschuher, hatten schon vorher die Historiker Johann Christoph Gatterer und Johann Gottfried Biedermann mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung ihrer Genealogien beauftragt, um den geforderten makellosen Adelsnachweis erbringen zu können¹⁰⁹. Tatsächlich wurden daraufhin die Holzschuher für Vestenbergsgreuth 1772 bei der Ritterschaft rezipiert. Dagegen wurde die Augsburger Linie der Imhoff zunächst 1733/34 vom Kanton Hegau abgelehnt, obwohl sie bereits 1688 das Augsburger Bürgerrecht aufgegeben hatten und seitdem nur noch als Landadelige lebten; doch mußten noch einige „Mißheiraten“ ausgeräumt werden¹¹⁰.

Die fränkische Ritterschaft handhabte dagegen die Rezeptionsbedingungen laxer, denn hier stand der Erhalt der steuerpflichtigen Güter im Vordergrund, und das Einstandsrecht konnte nicht wahrgenommen werden. So wurden am Ende des 18. Jahrhunderts sogar mehrere Rittergutsbesitzer aus der Nürnberger Ehrbarkeit, wie die Eichler von Auritz¹¹¹ oder die Exulantenfamilie Buirette von Oehlefeld, von der Ritterschaft aufgenommen. Dabei wies die Ahnentafel der aus Valenciennes stammenden Buirette Namen auf, deren Adelsqualität alles andere als zweifelsfrei war. Und doch wurde der reiche Unternehmer und Bankier Gustav Adolf Buirette von Oehlefeld 1793 sogar als „altadelig“ rezipiert¹¹².

1786 stellte der berühmte Nürnberger Jurist Lazarus Karl von Wölckern einen Rezeptionsantrag als Personalist, da er kein ritterschaftliches Gut besaß. Er konnte aber ein Adelsdiplom vom Jahre 1738 vorweisen, und außerdem war er als Reichshofrat bei der Ritterschaft sehr willkommen. Zwei Jahre später erhielt er sein Aufnahmediplom,

¹⁰⁷ Als die Holzschuher für das Rittergut Vestenbergsgreuth im Kanton Steigerwald 1768 den Antrag auf Rezeption stellten, erhob der Kanton Hegau Einspruch wegen Holzschuher „bürgerlichem Nexus und städtischen offici“ Einspruch. Unter Umgehung des Einspruchs wurden die Holzschuher 4 Jahre später rezipiert. *Hartmut Frbr. von Mauchenheim gen. Bechtoldsheim*, Des Heiligen Römischen Reichs unmittelbar-freie Ritterschaft, 414 ff.; Pfeiffer, Patriziat, 52 f.

¹⁰⁸ *Hartmut Frbr. von Mauchenheim*, 414; Pfeiffer, Patriziat, 53; *Wilfried Danner*, Die Reichsritterschaft im Ritterkantonsbezirk Hegau in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert (Hegau 27/28, 1970/71) 71 ff.

¹⁰⁹ *Johann Christoph Gatterer*, *Historia genealogica dominorum Holzschuherorum* (Nürnberg 1755); *Ders.*, *Summarische Deduction* (Nürnberg 1764); *Johann Gottfried Biedermann*, *Hochadeliges Nürnbergisches Patriziat* (Nürnberg 1747).

¹¹⁰ Pfeiffer, Patriziat, 53.

¹¹¹ *Hofmann*, *Nobiles Norimbergenses*, 87 f.

¹¹² Pfeiffer, Patriziat, 54.

nachdem er sich verpflichtet hatte, seine Stammtafel nachzureichen. Er legte diese wenig später vor, doch eine Überprüfung fand nicht statt¹¹³.

Der reiche Nürnberger Bankier und Marktvorsteher Johann Heinrich von Müller, ein neu in den Adelsstand Erhobener, kaufte sich im Kanton Rhön-Werra ein und wurde bald darauf gegen den Widerstand der Schwaben rezipiert; aber erst seinem Sohn, der mit den von Tann sich verschwägte, wurde die Anrede „Vetter, Oheim und Schwager“ zuteil¹¹⁴.

Einigen reichen Nürnberger Kaufleuten und Bankiers, wie den Sichert von Sichertshofen oder denen von Scheidlin, gelang im 18. Jahrhundert nach dem Erwerb eines Rittergutes auch sogleich die Aufnahme in den Ritterstand, allerdings nur bei der Voigtländischen Ritterschaft, die jedoch nicht mehr im vollen Maße reichsfrei war. Denn als reine Gütergemeinschaft von rund 100 Rittergütern im Fürstentum Kulmbach-Bayreuth nahm die Voigtländische Ritterschaft eine Zwischenstellung zwischen reinem landsässigen Adel und der reichsfreien Ritterschaft ein¹¹⁵.

Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit mit der freien Reichsritterschaft hatten die rats- und gerichtsfähigen Familien in Nürnberg ohne Zweifel in kaiserlichen und fürstlichen Verwaltungsdiensten und vor allem beim Militärdienst erreicht, wo sie im Offizierskorps des Fränkischen Kreises und im kaiserlichen Heer bis in die höchsten Chargen aufstiegen¹¹⁶. Ob der Fürstendienst aber mit der Adelsqualität vereinbar sei, diese Frage wurde im 18. Jahrhundert im besonders standesbewußten Kanton Hegau heftigst diskutiert, letztlich jedoch nicht mehr entschieden¹¹⁷.

Die Ebenbürtigkeit des alten Nürnberger Patriziats wurde auch vom Königreich Bayern anerkannt. Denn von den 25 beim Übergang an Bayern bestehenden patrizischen Geschlechtern wurden die alten Familien in der bayerischen Adelsmatrikel bei der Freiherrenklasse aufgenommen, während die erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts kooptierten neun Familien mit der Klasse der einfachen Adeligen zufrieden sein mußten¹¹⁸.

¹¹³ Ebda.

¹¹⁴ Pfeiffer, Patriziat, 50.

¹¹⁵ Rudolf Endres, Die Voigtländische Ritterschaft, in: Handbuch der bayerischen Geschichte III/1, 389–391.

¹¹⁶ Bernhard Sicken, Das Wehrwesen des fränkischen Reichskreises. Aufbau und Struktur (1681 bis 1714). (Nürnberg 1967), 339–352.

¹¹⁷ Zum hohen Selbstbewußtsein und Selbstverständnis des Kantons Hegau vgl. Wilfried Danner, Die Reichsritterschaft im Ritterkantonsbezirk Hegau in der zweiten Hälfte des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Hegau 15/16 (1970/71) 71–92.

¹¹⁸ Gerbard Hirschmann, Das Nürnberger Patriziat im Königreich Bayern 1806–1918 (Nürnberger Forschungen 16, Nürnberg 1971) 24–32.

Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges

I

Bis in den Ersten Weltkrieg war der Dreißigjährige Krieg das große Trauma der deutschen Geschichte; erst die Schrecken der Jahre 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 sowie die Greueltaten des nationalsozialistischen Regimes haben diese Erinnerung schwinden lassen¹. Ohne Zweifel war der Große Krieg ein tiefer Einschnitt, brachte er Verderben, Tod und Zerstörung. Gleichwohl ist das Urteil nicht mehr so pauschal geblieben wie noch vor wenigen Jahren. Die Unterschiede der Entwicklung in Stadt und Land sind sehr deutlich geworden, dazu starke regionale Differenzen; die großen Durchzugsgebiete waren sicher mehr betroffen als abgelegene Zonen. Es gab aber auch erhebliche Migrationsbewegungen über kleinere und größere Distanzen.

Das Problem ist also mittlerweile stark differenziert worden²; dennoch bedarf seine sozialgeschichtliche Erforschung noch vielfacher Vertiefungen. An dieser Stelle können nur einige Beobachtungen zusammengetragen und wenige Schlußfolgerungen gezogen werden; sie konzentrieren sich im wesentlichen auf die Kerngebiete des Rei-

¹ Die vorliegenden Überlegungen fußen auf den Vorarbeiten zu einem geplanten Buch über die deutsche Geschichte des 17. Jahrhunderts – daher werden in relativ hohem Maße eigene Studien herangezogen. Zum Dreißigjährigen Krieg: *Siegfried Heinrich Steinberg*, Der Dreißigjährige Krieg und der Kampf um die Vorherrschaft in Europa, 1600–1660 (Göttingen 1967); *Josef V. Polišenský*, Der Krieg und die Gesellschaft in Europa 1618–1648 (Prag 1971); *ders.*, The Thirty Years War (London 1971); *Gerhard Schormann*, Der Dreißigjährige Krieg (Göttingen 1985); *Geoffrey Parker*, The Thirty Years' War (London 1984). Für unsere Fragestellung bedeutend: *Giüntber Franz*, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte (Stuttgart 1978) (Lit. !). Ferner: *Robert Reinhold Ergang*, The Myth of the alldestructive fury of the Thirty Years' War (Pocono Pines, Pa. 1961); *Herbert Langer*, Kulturgeschichte des Dreißigjährigen Krieges (Leipzig 1978). Regionale Studie: *Wolfgang v. Hippel*, Bevölkerung und Wirtschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Das Beispiel Württemberg, in: Zeitschrift für Hist. Forschung 5 (1978) 413–448.

² Zur Geschichte der Nachkriegszeit allgemein: *Bernhard Erdmannsdorfer*, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 1648–1740, Bd. I (Berlin 1892); *Rudolf Vierhaus*, Staaten und Stände. Vom Westfälischen bis zum Hubertusburger Frieden 1648 bis 1763, Berlin 1984; *Henry Kamen*, European Society 1500–1700 (London 1984).

ches – das Problem der Krise des 17. Jahrhunderts³ soll hier nicht im einzelnen behandelt werden, wiewohl es immer wieder anklingt.

Insgesamt erwies sich der Krieg als ein sehr dynamischer Faktor, als Katalysator für manche Bewegungen, als Bremse für andere; Tod und Zerstörung haben gleichermaßen aufgehalten und beschleunigt. Wir wissen heute, daß die lange Prosperitätsphase des 16. Jahrhunderts, die freilich immer wieder durch temporäre Krisen unterbrochen worden war, schon zu dessen Ende abflaute. Die Jahre vor dem Großen Krieg waren somit nicht nur eine politisch kritische Zeitspanne. Konjunktur und Aufschwung, die seit der Zeit des Schwarzen Todes immer wieder Mitteleuropa begünstigt hatten, erlitten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine deutliche Abflachung⁴. Die zunächst mit dem Aufschwung eng verknüpfte demographische Expansion erwies sich nun zunehmend als belastend und konflikterregend⁵. Der Adel geriet durch die fortgesetzten Zwänge zur Erbteilung in eine schwierige Lage, das Bürgertum stieß gleichzeitig auf die Grenzen seiner Mobilität – insgesamt wird heute immer deutlicher, daß in ganz Europa die 1590er Jahre eine Phase einsetzender Krisenerscheinungen waren⁶. Der große Umschwung zeichnete sich ab.

Das Problem der Überbevölkerung blieb – es erlitt durch das Einströmen von evangelischen Emigranten aus Westeuropa in manchen Städten eine erhebliche Verschär-

³ Die Literatur ist fast unerschöpflich: *Trevor Aston* (Hrsg.), *Crisis in Europe 1560–1660* (London 1965); *Theodore K. Rabb*, *The Struggle for Stability in Early Modern Europe* (New York 1975); *Geoffrey Parker u. Lesley M. Smith* (Hrsg.), *The General Crisis of the Seventeenth Century* (London 1978); *Miroslaw Hroch, Josef Petrán*, *Das 17. Jahrhundert – Krise der Feudalgesellschaft?* (Hamburg 1981); *Helmut Koenigsberger*, *Die Krise des 17. Jahrhunderts*, in: *Zeitschr. f. Hist. Forschung* 9 (1982) 143–165; *Hartmut Lehmann*, *Das Zeitalter des Absolutismus* (Stuttgart 1980) 105–117.

⁴ *Theodor Mayer*, *Die deutsche Volkswirtschaft vor dem Dreißigjährigen Kriege*, in: *Mitt. des österr. Instituts für Geschichtsf.* 41 (1926) 216–230; *Friedrich Lütge*, *Die wirtschaftliche Lage Deutschlands vor Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs*, in: *ders.*, *Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gesammelte Abhandlungen* (Stuttgart 1963) 339 ff. Allgemein: *Carlo M. Cipolla/Knut Borchardt*, *Europäische Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 2 (Stuttgart, New York 1979); *Wilhelm Abel*, *Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter* (Hamburg 1978); *ders.*, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis* (Hamburg/Berlin 1974); *Peter Kriedte*, *Spätfudalismus und Handelskapital. Grundlinien der europäischen Wirtschaftsgeschichte vom 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts* (Göttingen 1980); *Fritz Blau*, *Die Epoche des Merkantilismus, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (Wiesbaden 1973); *Hermann Aubin/Wolfgang Zorn* (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 1: *Von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* (Stuttgart 1971); *Friedrich Lütge*, *Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (Berlin, Heidelberg, New York 1966); *Hans Mottek*, *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zur Zeit der Französischen Revolution* (Berlin 1968); *Hermann Kellenbenz*, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts* (München 1977); *Friedrich-Wilhelm Henning*, *Das vorindustrielle Deutschland, 800–1800* (Paderborn 1976).

⁵ *Artur E. Imhof*, *Einführung in die historische Demographie* (München 1977); *Erich Keyser*, *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands* (Leipzig 1941); *Carlo M. Cipolla/Knut Borchardt*, *Bevölkerungsgeschichte Europas, Mittelalter bis Neuzeit* (München 1971); *Karlheinz Blaschke*, *Bevölkerungsgeschichte von Sachsen bis zur industriellen Revolution* (Weimar 1967).

⁶ *Peter Clark* (Hg.), *The European Crisis of the 1590s* (London 1985).

fung⁷. Konjunkturelle Entwicklungen und demographischer Druck verbanden sich zu deutlich sichtbaren Krisenerscheinungen in Deutschland und Europa – und weckten die Ängste der Bevölkerung. Die Geldentwertung beschleunigte sich – für unseren Geschmack allerdings nur in bescheidener Weise; es kam jedoch zu deutlichen Spekulationen auf die „Inflation“, vor allem bei Güterkäufen. Bevölkerungswachstum, aber auch die steigenden Bedürfnisse der Staaten förderten die Geld- und Kreditgeschäfte, zugleich aber auch die Tendenzen zur Münzverschlechterung, die mit der Kipper-und-Wipper-Zeit in Deutschland auf eine geradezu dramatische Weise in die Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges hineinragte⁸. All das verstärkte die Unsicherheit – die Konjunktur erhielt durch den heraufziehenden Krieg noch einmal Auftrieb, aber die Symptome einer ausgreifenden Krise waren unverkennbar.

Der Krieg und seine Folgen haben indessen den Gang der Dinge in eine neue Richtung gewiesen; sie haben die Entwicklung der deutschen Gesellschaft aufs neue bestimmt. Dabei zeichnen sich sechs hauptsächliche Tendenzen ab.

1. Die demographische Expansion wurde gebrochen – die Zahl der Menschen ging ganz erheblich zurück. Diese Entwicklung verschob sogar die Stellung Deutschlands im europäischen Rahmen – es fiel etwa im Vergleich zu Frankreich deutlich zurück.

Bevölkerung Europas (Schätzwerte, in Millionen)

	um 1500	um 1600	um 1700
Spanien und Portugal	9,3	11,3	10,0
Italien	10,5	13,3	13,3
Frankreich (einschließlich Lothringen und Savoyen)	16,4	16,4	18,5
Benelux-Länder	1,9	2,9	3,4
Britische Inseln	4,4	6,8	9,3
Skandinavische Länder	1,5	2,4	2,8
Deutschland	12,0	15,0	15,0
Schweiz	0,8	1,0	1,2
Donauländer	5,5	7,0	8,8
Polen	3,5	5,0	6,0
Rußland	9,0	15,5	17,5
Balkanländer	7,0	8,0?	8,0?
Europa insgesamt	81,8	104,7	115,3

Nach: Roger Mols, S.J., in: Cipolla/Borchardt, Europäische Wirtschaftsgeschichte 2, 1979, S. 20.

Damit wurde der wirtschaftliche Abschwung verstärkt.

2. In die gleiche Richtung ging die Zerstörung von Ressourcen, Produktionsmitteln und Wirtschaftskraft. Die Wüstungsvorgänge des Krieges hingen insgesamt mit den

⁷ Heinz Schilling, Niederländische Exilanten im 16. Jahrhundert. Ihre Stellung im Sozialgefüge und im religiösen Leben deutscher und englischer Städte (Gütersloh 1972).

⁸ Fritz Redlich, Die deutsche Inflation des frühen 17. Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur. Die Kipper und Wipper (Köln/Wien 1972).

untereinander eng verschlungenen wirtschaftlichen und demographischen Einbrüchen zusammen. Die Abgänge von Orten und Anbauflächen, die oft erst in der Zeit der Expansion entstanden waren, sind bekannt. Aber auch in vielen Städten blieben lange Zeit Häuser ruiniert liegen; die wirtschaftliche Produktion ging stark zurück. Die Bevölkerungsverluste ließen die Nachfragekurve absinken – die Folge war, daß sich der überhöhte Geldumlauf und die Inflation in Geldmangel und Deflation verwandelten⁹.

3. Damit verband sich eine ganz erhebliche Vermögensverschiebung. Für die Gläubiger der Kurpfalz etwa war schon seit deren Niederlage von 1620/22 der Zinsendienst zusammengebrochen; er wurde vom siegreichen bayerischen Kriegsgegner vollends eingestellt. Dies bedeutete für die bürgerlichen Gläubiger einen schweren Einschnitt, der wahrscheinlich auch bewußt unter konfessionellen Zielsetzungen einkalkuliert worden war – die vertriebene protestantische Oberschicht der Pfalz war oft auch der Gläubiger ihres Landesfürsten. Aber um 1630 brach dann weitgehend der gesamte Zinsendienst zusammen, hörten die Einkünfte der staatlichen und ständischen Kassen auf, begab sich die Kriegsfinanzierung auf neue Bahnen. Es entstand eine Gruppe der neuen Reichen, der „Kriegsgewinnler“, aber der Einkommensverlust war doch sehr breit. Bei der engen Verbindung des Kreditwesens mit der Grundrente wirkte sich dies wiederum auf die Bodenpreise aus¹⁰.

4. Hinzu kam eine deutliche Verlegung der Schwerpunkte. Es gab ausgesprochene Zufluchtgebiete, die sogar vom Krieg profitierten. Straßburg etwa war für den Oberrhein ein äußerst wichtiges Refugium, das sich im Kräftespiel unzerstört halten konnte – desgleichen die Schweiz, auch die Republik der Vereinigten Niederlande, beide jeweils an der Peripherie des Reiches. Aber auch Städte wie Hamburg oder Bremen profitierten, während vielfach die alten Zentren zurücksanken, belastet durch die Unsicherheiten des Krieges. Dies verband sich mit einem säkularen Trend – der immer wirksamer werdenden Verlegung der Handelswege nach Westen. Der Krieg hatte hier globale Weichenstellungen verstärkt und beschleunigt¹¹.

5. Hinzu kam eine Destabilisierung der sozialen und politischen Ordnung. Schon der Einbruch des Krieges setzte politische Spielregeln außer Kraft; gefürchtete und geachtete Obrigkeiten wurden nun ein Spielball der Kriegsvölker. Gerade für kleinere Herrschaften bewies der Dreißigjährige Krieg, wie Kaiser und Reich die Existenz von Grafen, Ritttern, Prälaten oder Städten gesichert hatten. Allerdings bekamen auch größere Fürsten zu spüren, wie wenig ihre bescheidenen territorialen Möglichkeiten gegen die Kriegsheere vermochten. Zugleich lösten sich herkömmliche Herrschaftsstrukturen auf – im Kraichgau etwa verhandelten die militärischen Führer zeitweilig

⁹ Franz, *Dreißigjähriger Krieg*; Hippel, *Württemberg*.

¹⁰ Fritz Kaphahn, *Der Zusammenbruch der deutschen Kreditwirtschaft im 17. Jahrhundert und der Dreißigjährige Krieg*, in: *Deutsche Geschichtsblätter* 13 (1912) 139–162; Max Neumann, *Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zur Begründung der heutigen Zinsgesetze 1654* (Halle 1865); Eberhard Gothein (Hrsg.), *Ein Neu-, Nutzlichs und Lustigs Colloquium von etlichen Reichstags-Punkten* (Leipzig 1893).

¹¹ Wolfgang Zorn, *Gewerbe und Handel 1648–1800*, in: Hermann Aubin/Wolfgang Zorn (Hrsg.), *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 1 (Stuttgart 1971) 531–573.

nicht mehr mit den Reichsrittern, sondern mit den „Dorfschaften“ und ihren Bürgermeistern, die sich sogar unabhängig vom reichsritterschaftlichen Verband versammelten und damit Ansätze einer Quasi-Landschaftsbildung zeigten, die freilich nach dem Krieg sofort wieder verschwanden.

Allerdings wurde auch durch die erfolgreichen Kriegsparteien ganz bewußt die Position des konfessionellen Gegners erschüttert – zunächst durch das Restitutionsedikt von 1629 zugunsten der Katholiken¹² und dann durch den Vormarsch der Schweden nach 1631 zugunsten der Protestanten¹³. Nach der Nördlinger Schlacht vom September 1634 schlug das Pendel wieder auf die katholische Seite zurück. In den gemischten Reichsstädten und Territorien wurde von den Siegern jeweils rücksichtslos die eigene Konfession gegen die andere favorisiert – Augsburg und andere schwäbische Reichsstädte erlebten dramatische Entwicklungen. Mehr noch: Mit Hilfe von Protektionsverhältnissen, wie sie bereits als Praxis der Kronen Frankreich und Schweden bekannt sind¹⁴, suchten mächtigere Reichsstände den lange verwehrten Zugriff auf die Reichsstädte nun durchzuführen. Der Wiener Reichshofrat mußte dabei sogar einzelne Städte gegen die Tiroler Verwandten des Kaisers schützen. Freilich gingen einzelne Herrschaften nicht destabilisiert, sondern gestärkt aus dem Krieg hervor; es wird noch davon die Rede sein, daß der Krieg auch der Vater des Absolutismus war.

Insgesamt erwiesen sich die dreißig Jahre zwischen 1618 und 1648 nicht nur als eine schlimme Abfolge von Tod und Leid, sondern auch als ein ungeheuer wirksamer Faktor der Mobilität in der deutschen Gesellschaft. Allen skizzierten Vorgängen eignete eine unverkennbare Dynamik. Die Schilderung wäre jedoch nicht vollständig, wenn sie den entscheidenden Schlußpunkt überginge, der abbremsend und wieder stabilisierend wirkte: den Westfälischen Frieden von 1648.

6. Der Friedensschluß war gekennzeichnet durch den Rückgriff auf die Zustände vor 1618, auf die Rückkehr zum Status quo ante¹⁵. Das war natürlich der schmerzloseste Weg zu einer Bereinigung der Situation. Gemäß den entstandenen politischen Bedingungen erfolgten freilich Modifikationen, z. B. im Normaljahr 1624 oder in der Belohnung der siegreichen Kräfte. Insgesamt wurden jedoch die Land- und Religionsfriedensordnungen von 1555 fortgeschrieben. Hinzu kam eine erhebliche Verstärkung der schon länger angelegten Verrechtlichungstendenzen, die ebenfalls durch das Trauma des Krieges verursacht worden war. Dies stabilisierte die im Kriege bedrohte Existenz der kleinen Reichsunmittelbaren auf weitere eineinhalb Jahrhunderte, fixierte aber auch die sichere Existenz der Konfessionen, nunmehr einschließlich der Reformierten.

¹² Helmut Urban, Das Restitutionsedikt. Versuch einer Interpretation (Diss. phil. Berlin 1966).

¹³ Johannes Kretzschmar, Der Heilbronner Bund 1632–1635, 3 Bde. (Lübeck 1922).

¹⁴ Wolfgang Hans Stein, Protection Royale (Münster 1978).

¹⁵ Fritz Dickmann, Der Westfälische Frieden (Münster 1977); Kurt v. Raumer, Westfälischer Friede, in: Historische Zeitschr. 195 (1962) 596–613; Hans Erich Feine, Zur Verfassungsentwicklung des Heiligen Römischen Reiches seit dem Westfälischen Frieden, in: Zeitschr. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. 52 (1932) 65–133; Anton Schindling, Der Westfälische Friede und der Reichstag, in: Hermann Weber (Hrsg.), Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich (Wiesbaden 1980) 113–153.

Man wird allerdings dem Frieden nicht gerecht, wenn man dazu nicht auch die ausgeprägten Tendenzen zu einer erheblichen Verstärkung der Position des Fürstenstandes sieht – auch wenn die meisten deutschen Fürsten den damals gegebenen politischen Rahmen nicht auffüllen konnten, so bedeutete der Friede doch die Magna Charta des deutschen Fürstenstandes¹⁶. Er bot die rechtlichen Voraussetzungen für den absolutistischen Ausbau der deutschen Territorien und verfolgte damit Tendenzen, die freilich schon früher angelegt waren. Der Krieg hatte sie teilweise befördert, vor allem in den großen Landesstaaten. Die Notlage des Krieges zwang die Herren immer wieder zum Handeln, zu Reaktionen auf bedrohliche Situationen. Die Landstände wurden durch Geldnot und Kreditkrise in ihren finanziellen Funktionen beeinträchtigt und damit in der entscheidenden Basis ihres politischen Handelns. Die Zeit der Not erwies sich gerade in den großen Territorien als recht günstig für die Ausbildung autoritärer Strukturen; die Ansätze zur Sozialdisziplinierung, die schon lange in der administrativen Durchdringung und Kontrolle der einzelnen Länder lagen, erhielten nun eine erhöhte Bedeutung. Zunehmend stärker sollten die sozialen und wirtschaftlichen Gestaltungskräfte des Landesstaates hervortreten, um rasch eine immer größere Dynamik zu gewinnen. Diese Tendenzen vermochten freilich immer weniger Territorien durchzuhalten, wie sich noch zeigen sollte. Immerhin bedeutete die Stärkung der landesfürstlichen Autorität durch den Westfälischen Frieden in einem prinzipiell restaurativen Ordnungssystem ein starkes Element der sozialen Dynamik.

Insgesamt aber wurden 1648 durch die Rückkehr zum Status quo doch die erheblichen Veränderungskräfte abgeschwächt, die der Krieg freigesetzt hatte, und, nicht zuletzt durch die Konfliktregelungen, in einen klar definierten sozialen Rahmen eingebunden. Gerade hier wurde die enge Verknüpfung von Sozial- und Verfassungsgeschichte überaus deutlich. Das Recht bändigte die dynamischen Kräfte. Darin wird auch deutlich, daß wahrscheinlich kein unwesentliches Moment zur Beendigung des großen Mordens neben dem Übermaß von Tod und Leiden auch die Furcht vor den Kräften der Veränderung war, die sich zeigten. Der Krieg hatte gleichermaßen die Autorität der Landesfürsten und auch in Notsituationen das selbständige Handeln der Untertanen provoziert – der Friede privilegierte eindeutig die ersteren. In seinen Konsequenzen setzte er den rechtlichen Rahmen der Stände- und Privilegiengesellschaft nach unten fort – das bedeutete, daß auch Neuankömmlinge in einem menschenleer gewordenen Dorf nach dessen „Weistümern“ leben mußten, daß die spezifischen Rechts- und Konfliktformen dort auch in der Folge eine entsprechende Rolle spielten, ja, daß sie durch das Normensystem des Friedens verstärkt garantiert waren. Auch das muß man bedenken, wenn von den sozialen Folgen des Westfälischen Friedens die Rede sein soll. Diese sollen nun im einzelnen nach den großen Gruppen von Adel, Bauern, Bürgern und Städten diskutiert werden, denen sich ein Blick auf die Kirche und nochmals auf den Landesstaat anschließt. Im gegebenen Rahmen können dabei

¹⁶ Vgl. Volker Press, Die kaiserliche Stellung im Reich nach 1648. Versuch einer Neubewertung, demnächst in: Georg Schmidt (Hrsg.), Stände und Gesellschaft im alten Reich, Sammelband eines amerikanisch-deutschen Kolloquiums in Mainz vom September 1986.

freilich nur grobe Züge skizziert werden, so daß zwangsläufig lokale und regionale Differenzen vernachlässigt werden müssen. Es können also in der Folge nur Grundlinien durchgezogen werden¹⁷.

II

Die Rolle des Adels war bereits vor dem Krieg unter Druck geraten – die demographische Expansion hatte auch vor ihm nicht haltgemacht und das Problem der Versorgung des Nachwuchses dramatisch verschärft¹⁸. Dies galt besonders für die evangelisch gewordenen Teile, denen im Gefolge des Religionsfriedens von 1555 die katholisch belassenen Stifte versperrt blieben. Gerade evangelische Adelsfamilien gerieten unter den Druck der unversorgten Kinder. Aber auch der katholische Adel war von solchen Erscheinungen nicht frei. Die Teilbarkeit der Adelsgüter stieß auf die Grenzen der standesgemäßen Versorgung, ein Vorgang, der auch beim Reichsgrafenstand eine beträchtliche Rolle spielte. Ohne Frage gab es hier ein erhebliches Konfliktpotential innerhalb der Familien – eine ganze Reihe der adeligen Offiziere und Kriegsunternehmer zwischen 1618 und 1648 waren solche nachgeborenen Söhne.

Hinzu kam, daß der disziplinierende Landesstaat die Freiräume des Adels mehr und mehr einschränkte. Vor allem der reichsrechtlich sanktionierte Religionsbann der Landesherrn, exekutiert von bürgerlichen Kirchenräten und Klerikern, mußte für das adelige Selbstgefühl ungemein bedrückend wirken. Von der schwindenden Bedeutung der Landstände war schon die Rede. Der steigende Druck führte zum Aufkommen erneuter Untertanenkonflikte gegen Ende des 16. Jahrhunderts¹⁹. Natürlich gab es stets Ausnahmen: unternehmende Adelige im Krieg, im Montangewerbe, im Handel – bekannt sind Getreideanbau und -export im Osten, auch der Ochsenhandel²⁰. Vielfach

¹⁷ Ich folge bei der Gliederung meiner Studie: *Volker Press*, Soziale Folgen der Reformation, in: *Marian Biskup/Klaus Zernack* (Hrsg.), Schichtung und Entwicklung der Gesellschaft in Polen und Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert. Parallelen, Verknüpfungen, Vergleiche (Wiesbaden 1983) 196–243.

¹⁸ *Volker Press*, Adel im Reich um 1600, in: *Grete Klingenstein/Heinrich Lutz* (Hrsg.), Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“. Beispiele und Methodenfragen zur Geschichte der frühen Neuzeit (Wien 1981) 15–47.

¹⁹ Zu den Untertanenkonflikten grundsätzlich: *Winfried Schulze*, Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit (Stuttgart-Bad Cannstatt 1980); *ders.* (Hrsg.), Aufstände, Revolten, Prozesse. Beiträge zur bäuerlichen Widerstandsbewegung im frühneuzeitlichen Europa (Stuttgart 1983); *ders.* (Hrsg.), Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit (Frankfurt/M. 1982); *Peter Blickle* (Hrsg.), Aufruhr und Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich (München 1980). Vgl. auch bereits: *Volker Press*, Französische Volkserhebungen und deutsche Agrarkonflikte in der frühen Neuzeit, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 6 (1977) 76–81. Populär, aber materialreich: *Hellmut G. Haasis*, Spuren der Besiegten, Bd. 2: Von den Erhebungen gegen den Absolutismus bis zu den republikanischen Freischärlern 1848/49 (Reinbek bei Hamburg 1984).

²⁰ *Ekkehard Westermann* (Hrsg.), Internationaler Ochsenhandel (1350–1750), (Stuttgart 1979); *Hermann Kellenbenz*, German aristocratic entrepreneurship. Economic activities of the Holstein nobility in the 16th and 17th Centuries, in: *Explorations in Entrepreneurial History* 6 (1953/54) 103–114.

gab es hier die Tendenz, mit dem erworbenen Geld und der Spekulation auf die Entwertung Güter zu erwerben.

Immerhin: der Adel hatte um 1600 das zuvor drohende Übergewicht des Bürgertums zu bremsen vermocht, vielfach die Spitzen der bürgerlichen Beamtenschaft aufgesogen. Diese hatten ihrerseits den Ausgleich mit dem Adel gesucht; in den meisten großen Territorien hatte sich eine briefadelige oder sich adelsähnlich gebärdende Oberschicht gebildet. Aber der Preis war doch Unterwerfung oder Anpassung gegenüber dem Landesstaat.

Der Krieg verschärfte und dramatisierte diese Tendenzen. Der Autoritätsverlust des Adels verschlimmerte sich unter den Bedingungen der Kriegssereignisse; der Adelige vermochte seine Hintersassen nicht mehr zu beherrschen oder gar zu schützen, erhielt keine Einkünfte mehr, mußte sich unter schwierigen Bedingungen selbst durchschlagen. Die Untertanen mußten oft über den Kopf des Herrn hinweg mit den Kriegshäuptern verhandeln. Die sinkende Agrarrente führte zur Einstellung der Abgaben und der Zinsendienste – das machte sich dann meist nach dem Krieg bemerkbar, wenn die Zinsen eingefordert wurden²¹. Not, Debitkommissionen und „Vergantungen“ waren die Folge – adelige und bürgerliche Neuaufsteiger, Klöster, Landesfürsten fanden sich als Käufer. Die Hoffnungen auf die Inflation hatten getrogen, eine bittere Deflation war an ihre Stelle getreten, der Adelige vermochte die Diskrepanz zwischen den praktisch steigenden Zinsen und den nachlassenden Einkünften oft nicht mehr zu bewältigen²².

Die Finanzkrise des deutschen Adels überlebte die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg noch lange – für viele Familien bis zum Ende des Ancien Régime. Besonders deutlich wurde die heikle Situation dort, wo der Adel auch noch kostspielige herrschaftliche Funktionen zu übernehmen hatte, also bei Reichsrittern und Reichsgrafen. Durch den verrechtlichenden Charakter des Westfälischen Friedens sollten die Konflikte von der militärischen auf die juristische Ebene gehoben werden; dies führte zu einer Fülle von Prozessen, zum Ausbau der Bürokratie und zu steigenden Kosten, die die kleinen Herren immer weniger tragen konnten. Hinzu kam ein sozialer Druck in Richtung auf erhöhte Repräsentation, den die verstärkte Betonung des Höfischen nach sich zog. Daraus folgte eine gefährliche Finanzkrise weiter Teile des deutschen Adels, die sogar reichsgräfliche Familien bedrohte und bis zur großen Flurbereinigung am Ende des 18. Jahrhunderts anhielt. Sie betraf die evangelischen Fürsten und Herren stärker als die katholischen, die in der Reichskirche und in kaiserlichen Diensten einen besonderen Rückhalt hatten. Andererseits konnte sich seit dem 17. Jahrhundert

²¹ Volker Press, Die aufgeschobene Mediatisierung. Finanzkrise der Kleinstaaten und kaiserliche Stabilisierungspolitik, in: 32. Versammlung deutscher Historiker in Hamburg. Beiheft zu Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (1979) 139–141.

²² Gerd Kollmer, Die schwäbische Reichsritterschaft zwischen Westfälischem Frieden und Reichsdeputationshauptschluß. Untersuchungen zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Reichsritterschaft in den Ritterkantonen Neckar-Schwarzwald und Kocher (Stuttgart 1978). Vgl. auch: Arthur Cohen, Der Kampf um die adeligen Güter in Bayern nach dem 30jährigen Krieg, und die ersten bayerischen Amortisationsgesetze, in: Zeitschr. für die gesamte Staatswissenschaft 58/59 (1902/3) 1–52.

der brandenburg-preußische Hof die schlechtere Situation des reichsunmittelbaren evangelischen Adels zunutze machen, um Teile von ihm in seine Klientel einzureihen²³.

Man wird freilich die Entwicklung deutlich differenzieren müssen. Im gesamten Reichsgebiet war der Adel offenbar sozial unter Druck geraten, gerade als er sich aus seiner Defensive gegen den Landesstaat und dessen bürgerliche Beamte herausgearbeitet hatte. Dies galt auch zunächst für die Gebiete östlich der Elbe, die seit der schwedischen Invasion 1630 besonders vom Krieg mitgenommen worden waren. Aber hier schaffte der Adel, von der durchaus günstigen Ausgangsposition der Gutswirtschaft her, auch aus der Notsituation heraus, eine weitere Verstärkung seiner Stellung. Auch hier schien der Mangel an Menschen die adelige Stellung zunächst zu untergraben – aber den Junkern gelang die Konsolidierung durch ihr Bündnis mit den jeweiligen Landesherren. So war nicht Freizügigkeit für die seltener gewordenen Menschen die Folge, sondern verstärkte Untertänigkeiten. In Brandenburg-Preußen, Mecklenburg, Pommern gab es einen Interessenaustausch zwischen Fürst und Ständen, der die Bauern dem adeligen Zugriff endgültig preisgab. Dies bedeutete die endgültige Verfestigung der Gutswirtschaft, also der politischen und wirtschaftlichen Übermacht der adeligen Herren. Die Landstände dienten als Regulativ – der aufkommende brandenburg-preußische Staat konnte sich von ihren Interventionen in die äußere Politik befreien, dafür überließ er dem Adel vollends das flache Land²⁴.

Eine solche Entwicklung war im Westen nicht denkbar. Dabei stellte sich zweierlei als Schutz für die bäuerlichen Untertanen heraus. Die dichtere Städtelandschaft hemmte ohnehin adeligen Expansionsgeist ebenso wie die große territoriale Zersplitterung. In den größeren Territorien wiederum hatte der Adel nicht das Herrschaftsmonopol wie in den östlichen Teilen des Reiches. Die Untertanen reichsunmittelbarer Herren hatten überdies die Möglichkeit der Appellation an den Kaiser, die die Ausbildung von „Landschaften“, von quasi-ständischen Vertretungen, begünstigte²⁵. Die

²³ Dieses Problem ist noch weitgehend unerforscht – ohne die Führungsrolle Preußens gegenüber kleineren Reichsständen ist jedoch dessen aufkommende Hegemonie nicht zu denken.

²⁴ *Karlheinz Blaschke*, Das Bauernlegen in Sachsen, in: Vierteljahresschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 42 (1955) 97–116; *Francis L. Carsten*, Die Entstehung Preußens (Berlin, Wien 1981); *Carl Johannes Fuchs*, Der Untergang des Bauernstandes und das Aufkommen der Gutsherrschaft in Neuvorpommern und Rügen (Straßburg 1888); *Friedrich Lütge*, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Stuttgart 1963) 116–181; *Fritz Mager*, Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg (Berlin 1955); *Johannes Nichtweiss*, Das Bauernlegen in Mecklenburg. Eine Untersuchung zur Geschichte der Bauernschaft und der zweiten Leibeigenschaft in Mecklenburg bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Berlin 1954); *Diedrich Saalfeld*, Bauernwirtschaft und Gutsbetrieb in der vorindustriellen Zeit (Stuttgart 1960). Weiter grundlegend zur Agrargeschichte: *Wilhelm Abel*, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Stuttgart 1978); *Günther Franz*, Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Stuttgart 1976).

²⁵ *Peter Blicke*, Landschaften im Alten Reich (München 1973); *Volker Press*, Herrschaft, Landschaft und „Gemeiner Mann“ in Oberdeutschland vom 15. bis zum frühen 19. Jahrhundert, in: Zeitschr. f. die Gesch. des Oberrheins 122 (1975) 169–214.

prozessuale Handlungsfähigkeit der bäuerlichen Gemeinden gegen ihre Herren setzte sich auch innerhalb der Territorien im Süden und Westen fort und galt nicht nur für kleinere reichsunmittelbare Herren²⁶. Zwar gab es auch hier Parallelen zum preußischen Modell des Ausgleichs zwischen Fürst und Adel, etwa den Landesvergleich zwischen Landgraf und Adel in Hessen-Kassel (1655), aber der Ausbau einer gutsherrlichen Position gelang hier nicht; in Bayern, aber auch in Hessen, selbst in den österreichischen Erblanden waren unverkennbar die landesherrlichen Tendenzen zum Schutz der Untertanen. Vor allem der reichsunmittelbare Adel bewegte sich weiterhin in einer fortbestehenden Krisensituation. Diese fehlte wohl auch nicht im Osten; doch hier hatte der Adel die stärkeren Möglichkeiten zur Sicherung seiner Position.

Im Westen hatte die Menschenarmut somit Bauern und Gesinde selbstbewußter gemacht. Wenn der Landesherr doch zugunsten der adeligen Position eingriff, so mußte er auf der anderen Seite auch Sicherheitsmaßnahmen gegen Übergriffe der adeligen und nichtadeligen Herren treffen. Diese wiederum forcierten das Vordringen der landesfürstlichen Gesetzgebung und Polizeimaßnahmen in die Herrschaftsbereiche des Adels.

Auch der verarmte Adel hatte jedoch immer noch die Spielregeln der ständischen Gesellschaft für sich. Daß ein bürgerlicher Gläubiger einfach eine adelige Herrschaft einzog, war undenkbar; Überlegungen des hochverschuldeten Fürsten von Hohenzollern-Hechingen um 1700, seine Herrschaften zeitweilig einem Gläubiger aus Augsburger „Patriziat“ zu überlassen, scheiterten an den Mechanismen der Ständegesellschaft²⁷. Die Schuldenmoratorien und Zinsenreduktionen, die der kaiserliche Reichshofrat oft genug zugunsten adeliger Schuldner verfügte, gingen eindeutig zu Lasten der häufig bürgerlichen Gläubiger – aber sie hatten dabei doch den Haken, den adeligen Kredit zu reduzieren. Wer wollte schon gerne einen adeligen Schuldner, zu dessen Gunsten er Zinsenreduktionen befürchten mußte?²⁸

Diese Vorgänge trieben den Adel verstärkt in Fürstendienste und erhöhten die Attraktivität der Höfe. Dabei spielte die erste Rolle der Wiener Kaiserhof²⁹; er war entscheidend geprägt durch einen der wichtigsten sozialgeschichtlichen Prozesse in der alteuropäischen Geschichte – die Zerschlagung der protestantischen Adelsopposition vor allem in Böhmen und Mähren. Die Rebellion der böhmischen, mährischen und österreichischen Stände bot den Anlaß zu gewaltigen Konfiskationen. Sie kamen allerdings nicht der kaiserlichen Kammer zugute, sondern dienten zur Befriedigung der

²⁶ Vgl. die Anm. 24 zitierte Literatur.

²⁷ Dieser Fall dürfte einmalig gewesen sein.

²⁸ *Johann Jacob Moser*, Von dem Reichs-Ständischen Schuldenwesen. 2 Teile, Frankfurt u. Leipzig 1774/75.

²⁹ *Robert E. Evans*, The making of the Habsburg Monarchy 1550–1700 (Oxford 1979); *ders.*, Die Habsburger. Die Dynastie als politische Institution, in: *A. G. Dickens* (Hrsg.), Europas Fürstentümer 1400–1800 (Graz, Wien, Köln 1978); *Hubert Christoph Ehalt*, Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft: Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert (München 1980); *Ernst Bruckmüller*, Sozialgeschichte Österreichs, Wien (München 1985) 237–254; *Volker Press*, The Habsburg Court as a Center of Imperial Government, in: *Central European History* 58, suppl. (1986) 23–45.

Hauptgläubiger des Kaisers und seiner Parteigänger³⁰. Damit gerieten gewaltige Vermögensmassen in Bewegung; die berühmte Manipulation der herrschenden Adelskreise in Böhmen mit der Münze, die „Lange Münze“ des Prager Münzkonsortiums, diente der Erleichterung solcher Güterverschiebungen³¹ – sie schädigte letztlich nicht nur die Depossidierten, sondern auch die kaiserliche Kammer. Zwei der politisch und wirtschaftlich führenden Aristokraten Böhmens, Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland³², und Fürst Karl von Liechtenstein³³, waren entscheidend am Münzkonsortium beteiligt. Wahrscheinlich standen noch einige weitere führende Gestalten des Wiener Hofes im Hintergrund. Aber ein Nachweis ließ sich am Ende nicht führen, so daß es schließlich nur zu geringfügigen Korrekturen kam.

Die Folgen der böhmisch-mährischen, auch österreich-erbländischen Güterumschichtungen waren bemerkenswert. Sie ließen gewaltige Gutsherrschaften entstehen. In sie rückten die Parteigänger und Generäle des Kaisers ein: die Wallenstein (Waldstein), Liechtenstein, Piccolomini, Aldringen, Maradas, Collalto, Bucquoy, Gallas und viele mehr – dazu kamen noch die Repräsentanten des katholisch gebliebenen Adels, der Erblande und des Reiches. Dies bedeutete natürlich eine entschiedene Katholisierung der Führungsschicht Österreichs – einer konfessionell unterlegten Adelsopposition wurde damit auf Dauer der soziale Boden entzogen. Zugleich bildete sich in Gestalt der dem Kaiser verpflichteten katholischen Magnatenfamilien alter und neuer Herkunft das Substrat eines veränderten Wiener Hofes, das sich schnell mit dem katholischen Adel des Reiches verband. Der Wiener Hof in seiner barocken Form, ein soziales Kunstwerk von beträchtlicher Attraktion, war so entstanden. Wien hatte nach 1648 zahlreiche Positionen für den an sich verarmenden Adel des Reiches zu vergeben. Güterbesitz in Böhmen war eine weit attraktivere und bedeutendere Form adeliger Existenz als Grundherrschaft im Reich; man sprach bei oberschwäbischen Grafen und Rittern von Böhmen als dem „Paradies des Adels“. Die Kombination böhmisch-mährischer, auch österreichischer, später auch ungarischer Guts- oder Grundherrschaften mit einer Position am Wiener Hof begründete eine Konfiguration, die weit ins 19. Jahrhundert hineinragen sollte³⁴. Sie sicherte den kaiserlichen Einfluß im Reich

³⁰ S. Gorge, Zum Besitzwechsel böhmischer Güter im Dreißigjährigen Kriege: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 46 (1908), 36–60; 47 (1909) 101–107; Josef Polišenský u. Frederick Snider, War and Society in Europe 1618–1648 (Cambridge 1978) 202–216; Karl Richter, Die böhmischen Länder von 1471–1740, in: Karl Bosl (Hrsg.), Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder 2 (Stuttgart 1974) 281–292; ders., Über den Strukturwandel der grundbesitzenden Oberschicht in Böhmen, in: Probleme der böhmischen Geschichte (München 1964) 49–67.

³¹ Johann Newald, Die Lange Münze in Österreich. Ein Beitrag zur österreichischen Finanz- und Münzgeschichte, in: Numismatische Zeitschrift 13 (1881) 88–132; Anton Ernstberger, Hans de Witte. Finanzmann Wallensteins (Wiesbaden 1954).

³² Golo Mann, Wallenstein (Frankfurt/M. 1971) (zahlreiche weitere Auflagen); Helmut Diwald, Wallenstein. Eine Biographie (München u. Esslingen 1969).

³³ Volker Press, Das Haus Liechtenstein in der europäischen Geschichte, in: Volker Press/Dietmar Willoweit (Hrsg.), Liechtenstein – fürstliches Haus und staatliche Ordnung (Vaduz 1987) 15–85 (mit der älteren Literatur).

³⁴ Press, Habsburg Court; ders., Das römisch-deutsche Reich – ein politisches System in verfassungs- und sozialgeschichtlicher Fragestellung, in: Klingenstein/Lutz, Spezialforschung, 221–242.

und symbolisierte zugleich die neue, erhöhte Bedeutung des Hofes – im Zeichen des Vormarsches der kaiserlichen Armeen im europäischen Südosten boten sich auch nach 1648 für viele neue große Chancen. Weiterhin wanderten zahlreiche Familien des Reiches nach Wien und verklammerten dieses mit den Erbländen; im Auge zu behalten ist jedoch, daß der erbländische Adel auf Grund seiner engen traditionellen Bindung an das Kaiserhaus doch stets das Übergewicht behielt.

Die erhöhte Attraktion des Katholizismus für den Adel wurde deutlich; sie hatte auch strukturelle Gründe. Die Bedeutung der katholisch bleibenden Reichsstände ist nicht zu unterschätzen. Aber hinzu kam auch, daß, wenn man den Kaiser, die Kurfürsten und dazu Bayern zu den führenden Höfen zählt, 1600 wie 1650 fünf der acht wichtigsten Höfe katholisch waren, 1715 aber durch die Konfessionswechsel der Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz bereits sieben von neun. Die nach 1650 einsetzende Konversionswelle hatte zwar auch mit dem erneuerten Geist des Katholizismus zu tun; die strukturellen sozialen Gründe jedoch sind nicht von der Hand zu weisen. Es lohnte sich mehr, katholisch zu sein³⁵.

Die sozialen und wirtschaftlichen Zwänge für den Adel waren deutlich. Er mußte sich öffnen und Fürstendienste suchen, vor allem beim Militär. Der Dreißigjährige Krieg hatte recht deutlich gemacht, welche Chancen der Kriegsdienst bot – die Zahl der Aufsteiger war nicht gering, etwa Jan van Werth³⁶ in bayerischen, Johann von Aldringen³⁷ ebenfalls in bayerischen und dann in österreichischen, der einstige Schneidersgeselle Georg Freiherr von Derfflinger³⁸ in kurbrandenburgischen Diensten. Ebenso erfolgreich wie die Kriegsleute waren die Kriegsunternehmer, etwa die Eszterházy oder die Henckel von Donnersmarck in der Habsburger Monarchie. Die Einkünfte der Kriegsleute hingen eng mit dem Kriegsglück zusammen, aber auch die festen Beamtengehälter konnten in einer Zeit des allgemeinen Umbruchs ein beträchtlicher Vorteil sein – sie erhielten die Bezieher in den Turbulenzen der Umbruchzeit und ermöglichten oft recht beträchtliche Güterkäufe³⁹. Der unter Druck geratene alte Adel sah diese Prozesse mit großen Ängsten; der an sich altaristokratische Albrecht von Wallenstein wurde für sie zu einem Symbol des Umsturzes aller überkommenen Werte. Die traditionellen Gruppierungen waren ja durch den Krieg schwer mitgenommen; in der geschlagenen Pfalz wurde offensichtlich die Bewegung einer bürgerlichen Führungsgruppe in den Briefadel abgebremsst und zerschlagen.

Die Diskrepanz für den alten Adel spiegelte sich auch in der Renaissance des Hofes, die sich mit der erhöhten Bedeutung des Fürstenstaates verband – der Hof war im

³⁵ Dazu stellt eine Fundgrube dar: *Andreas Räß*, Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt, Bd. 1–13 (Freiburg i. B. 1866/88).

³⁶ *Helmut Labrkamp*, Jan van Werth. Sein Leben nach archivalischen Quellenzeugnissen (Köln 1962).

³⁷ *Ernst Brohm*, Johann von Aldringen (Halle 1882). Weitere Beispiele aus dem kaiserlichen Lager: *Hermann Hallwich*, Gestalten aus Wallensteins Lager (Leipzig 1885).

³⁸ *Ernst Fischer*, Beiträge zur Geschichte des kurbrandenburgischen Feldmarschalls Georg von Derfflinger (Berlin 1889); *Wolfgang v. Unger*, Feldmarschall Derfflinger (Berlin 1896).

³⁹ *Fritz Redlich*, The German Military Enterpriser and his work force. A study in European economic and social history, 2 Bde. (Wiesbaden 1964/65).

15./16. Jahrhundert durch das Ringen des Landesstaates mit dem Adel in eine Krise geraten und hatte an Bedeutung verloren⁴⁰. Nun, nachdem die Schlacht entschieden war, stand der Hof wieder in voller Blüte⁴¹. Er wurde zugleich zu einem Instrument der Disziplinierung, Domestizierung und Integration des Adels – und es war scheinbar paradox, daß aus einer Zeit der Not heraus sich schnell die glanzvolle barocke höfische Prachtentfaltung entwickelte. Der angeschlagene Adel sah sich einer Herausforderung gegenüber, denn gerade bei Hofe mußte er den Aufsteigern mit ihren oft beträchtlichen finanziellen Möglichkeiten begegnen. Dies setzte ihn unter einen erheblichen sozialen Druck, mit Belastungen, die er oft nicht tragen konnte und die ihn, wie sich noch zeigen sollte, in schwierige Situationen manövrierten.

So ging die höfische Repräsentation sicher oft auf Kosten der Untertanen, auf die man die Lasten abzuwälzen trachtete, und provozierte vor allem in manchen kleineren Herrschaften starke Konflikte, die auch von den Zwängen zum Ausbau der Verwaltung geschürt wurden – je kleiner der Rahmen, desto kostspieliger waren Hof und Administration⁴². Dies verstärkte allerdings wiederum den sozialen Druck auf den Adel, der den neuen Stil mit einem Aufwand bezahlte, der ihn entweder niederdrückte oder ihn zwang, materiellen Rückhalt zu suchen. In zahlreichen Fällen aber hat der barocke Hof, sei es der eigene des kleinen Herrn oder der fremde, an dem er wirkte, den Ruin des Adels weiter befördert. Die Renaissance des höfischen Stils erwies sich somit für zahlreiche Adelsfamilien als Danaergeschenk – sie beschleunigte den Niedergang und unterstrich die erneuerte Bedeutung des Herrschers als Spender von Gnaden und Wohltaten.

Der Krieg erwies sich somit auch für das soziale Gefüge des Adels als Faktor der Veränderung, von Dynamik und Mobilität.

Der alte Adel freilich suchte sich auf seine Weise dagegen zur Wehr zu setzen – Ahnenproben, Zulassungsregeln für die adeligen Korporationen spielten eine deutlich erhöhte Rolle, Mechanismen, die weniger Ausdruck ständischen Selbstbewußtseins, sondern einer erheblichen Verunsicherung waren⁴³. So setzte der Adel seine schon um 1600 festzustellenden Abschottungs- und Distanzierungsversuche fort – ganz

⁴⁰ Volker Press, Formen des Ständewesens in den deutschen Territorialstaaten des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Peter Baumgart (Hrsg.), Ständetum und Staatsbildung in Brandenburg-Preußen (Berlin 1983) 280–318.

⁴¹ Zum Wiederaufstieg des Hofes: Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie (Neuwied 1969); Jürgen v. Kruedener, Die Rolle des Hofes im Absolutismus (Stuttgart 1973); Eberhard Straub, Repraesentatio maiestatis oder churbayerische Freudenfeste. Die höfischen Feste in der Münchner Residenz vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (München 1969); Rudolf Vierhaus, Höfe und höfische Gesellschaft in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert, in: Klaus Bohnen u.a. (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft in Deutschland von der Reformation bis zur Gegenwart (Kopenhagen und München 1981) 36–56.

⁴² Vgl. Press, Aufgeschobene Mediatisierung (wie Anm. 21).

⁴³ Das ist sehr deutlich bei der Reichsritterschaft sichtbar. Dazu vgl. zuletzt: Thomas Schulz, Der Kanton Kocher der schwäbischen Reichsritterschaft 1542–1805. Entstehung, Geschichte, Verfassung und Mitgliederstruktur eines korporativen Adelsverbandes im System des alten Reichs (Sigmaringen 1986).

deutlich ist die Distanzierung des alten Adels von der aus dem Beamtentum neu aufsteigenden Noblesse de robe festzustellen, besonders in Bayern⁴⁴. Der Kaiserhof dagegen konnte Aufsteiger sehr schnell integrieren; die soziale Kraft der kaiserlichen Nobilitierungsrechte erwies sich als ein wichtiges Instrument für das Reichsoberhaupt⁴⁵.

Darin zeigten sich aber auch die fortwirkenden Vorteile der adeligen Position. Das Rechtssystem des Westfälischen Friedens trug das Seine dazu bei, diese zu begünstigen – es wirkte damit erneut indirekt sozial konservierend; an einen Austausch des Adels war unter diesen Umständen nicht zu denken. Daß adelige Verteidigungsschriften gegenüber der auch in Deutschland vorhandenen Adelskritik im Gegensatz zu Westeuropa fehlen, ist nicht ein Zeichen der Schwäche, sondern der Stärke – angesichts des rechtlichen Normensystems bedurfte der Adel solcher Mittel nicht. Noch nach 1800 sollte sich der Adel als Führungsgruppe als unersetzbar erweisen⁴⁶. Er verteidigte seine Schlüsselstellungen gegen alle bürgerlichen Aufsteiger zwischen 1650 und 1700 recht erfolgreich. Die höfische Kultur der Barock- und Rokokozeit war zu wesentlichen Teilen eine adelige.

Gleichwohl brachte der Krieg für den Adel eine erhebliche Veränderung. Es zeigte sich, daß eine autonome Existenz selbst im lokalen Bereich nur noch schwer denkbar war – landesherrlicher Anspruch und wirtschaftliche Not wirkten zusammen. Der Zwang zu Fürstendiensten verstärkte sich, Armee und Bürokratie wurden noch attraktiver. Der Adel stand vor einer neuen Situation. Das Modell Preußen, das nach 1712 unter König Friedrich Wilhelm Armee und Bürokratie in den Mittelpunkt rückte, war vor der Folie des glanzvollen Wiener Hofes zweifellos weit weniger anziehend, aber ihm sollte die Zukunft gehören⁴⁷. Es war nicht zu verhehlen, daß durch den Dreißigjährigen Krieg die adelige Position eine deutliche Einschränkung erfahren hatte.

⁴⁴ Dazu das Material bei: *Georg Ferchl*, Bayerische Behörden und Beamten 1550–1804, Oberbayer. Archiv 53 (1908); *Martin D. Sagebiel*, Die Problematik der Qualifikationen bei den bayerischen Standeserhebungen zwischen 1651 und 1799 (Diss. phil. Marburg 1964). Ein Beispiel: *Volker Press*, Korbinian von Prielmair (1643–1707). Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen sozialen Aufstiegs im barocken Bayern (Ottenhofen 1978). Auch: *David R. Beisel*, The Bavarian Nobility in the Seventeenth Century: A Socio-Political Study (University Microfilms) (Ann Arbor, Mich. 1970).

⁴⁵ *Erwin Riedenauer*, Kaiserliche Standeserhebungen für reichsstädtische Bürger 1519–1740. Ein statistischer Vorbericht zum Thema „Kaiser und Patriziat“, in: *Hellmuth Rößler* (Hrsg.), Deutsches Patriziat 1430–1740 (Limburg/Lahn 1968) 27–98; *ders.*, Kaiser und Patriziat. Struktur und Funktion des reichsstädtischen Patriziats im Blickpunkt kaiserlicher Adelspolitik von Karl V. bis Karl VI., in: *Zeitschr. für bayer. Landesgesch.* 30 (1967) 526–653; *ders.*, Zur Entstehung und Ausformung des landesfürstlichen Briefadels in Bayern, in: ebda. 47 (1984) 609–673.

⁴⁶ *Elisabeth Fehrenbach*, Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht: Die Einführung des Code Napoleon in den Rheinbundstaaten (Göttingen ³1983).

⁴⁷ *Volker Press*, Reich und höfischer Absolutismus, in: *Ploetz*, Deutsche Geschichte. Epochen und Daten (Freiburg ³1983) 157–168.

III

Für die Bauern vor allem brachte der Krieg Not und Tod – der Feind, oft genug auch der Freund, führten Vieh und Saatgut hinweg; die Bauern flüchteten in die Stadt und ließen ihre Felder im Stich; aber sie tauschten das Risiko des Todes durch Gewalt mit jenem des Todes durch Seuchen, das in der Stadt größer war⁴⁸. Nicht selten haben auch Bauern zur Selbsthilfe gegriffen – von ihren gewaltsamen Auseinandersetzungen mit Soldaten ist häufig die Rede, wobei sich die Bauern zusammenrotteten und mit unterlegenen Soldatenhaufen kurzen Prozeß machten. Vor dem Dreißigjährigen Krieg war vielerorts im Reich die Idee der Landesdefension aufgekommen, also der Bewaffnung und militärischen Ausbildung der Untertanen, wenn auch nur mit einem sehr bescheidenen Erfolg⁴⁹. Man wird aber, zumal in kleineren Herrschaften, die Idee einer Bewaffnung der Untertanen nicht unterschätzen dürfen. Sie erhielten dadurch ein neues Selbstbewußtsein. Hinzu kam, daß der Zusammenbruch der herrschaftlichen Ordnungen ihnen vielfach gerade in Kriegsnöten ein selbständiges Handeln zuschob. Es war schon die Rede davon, daß sogar im Ritterkanton Kraichgau sich die „Dorfschaften“ als handelnder Körper für kurze Zeit zusammenschlossen. Das Bewußtsein, sich wehren zu können, scheint den Bauern ein gewisses Gefühl der Macht gegeben zu haben – und dies dürfte nicht ohne Einfluß auf die bäuerliche Mentalität geblieben sein. Der sozial und religiös bestimmte große oberösterreichische Bauernaufstand von 1626 gegen die katholische bayerische Besatzungsmacht und die gegenreformatorischen Kräfte blieb in seinen Dimensionen einmalig⁵⁰. Aber auch im Kurfürstentum Bayern, einem relativ starken Landesstaat, gab es 1633/4 ziemlich starke Aktionen gegen die Exzesse der eigenen Soldateska, die in der Nähe von Bauernerhebungen standen⁵¹. Auch für die Konflikte im Stift Kempten nach 1650 war die Bewaffnung der Untertanen kein geringer Impuls.

Die Bilanz ist paradox: Der Bauer war der Hauptbetroffene des Krieges, aber der Krieg lehrte ihn einerseits die relative Instabilität menschlicher Ordnungen, anderer-

⁴⁸ Franz, Dreißigjähriger Krieg, 8–63.

⁴⁹ Gerhard Oestreich, Zur Heeresverfassung der deutschen Territorien von 1500–1800, in: ders., Geist und Gestalt des frühmodernen Staates (Berlin 1969) 280–313; Eugen v. Frauenholz, Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens, Bd. III.2 (München 1939); Helmut Schnitter, Volk und Landesdefension. Volksaufgebote, Defensionswerke, Landmilizen in den deutschen Territorien vom 15. bis zum 18. Jahrhundert (Berlin [DDR] 1977); Winfried Schulze, Landesdefension und Staatsbildung. Studien zum Kriegswesen des innerösterreichischen Territorialstaats (1564–1619) (Wien, Köln, Graz 1973); Gunter Thies, Territorialstaat und Landesverteidigung. Das Landesdefensionswerk in Hessen-Kassel unter Landgraf Moritz (1592–1627) (Darmstadt, Marburg 1973).

⁵⁰ Georg Heilingsetzer, Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626 (Wien 1976); Felix Stieve, Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626 (München 1891); Julius Strnadt, Der Bauernkrieg in Oberösterreich (Linz 1925); Hans Sturmberger, Adam Graf Herberstorff, Herrschaft und Freiheit im konfessionellen Zeitalter (München 1976); Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626. Katalog der Ausstellung des Landes Oberösterreich im Linzer Schloß und im Schloß zu Scharnstein im Alstal (Linz 1976).

seits die Bedingungen einer Existenz ohne Herren. Doch der Krieg brachte nicht den Aufstieg des Bauern.

Gewiß, die Menschenarmut machte den einzelnen sozusagen kostbar. In vielen Teilen Deutschlands mußten die Dörfer neu besetzt werden, oft unter Gewährung von Privilegien, Einwanderer kamen aus vom Krieg nicht betroffenen, überfüllten Gebieten wie etwa der Schweiz. Hinzu trat die religiös bedingte Emigration – vor allem von erbländischen Protestanten. Aber die Neuankömmlinge rückten, wie gezeigt, in die alten Positionen ein, mußten nach alten Privilegien, Rechten und Ordnungen leben – damit aber erbten sie auch die alten Probleme. Sehr schnell verhielten sich die Neuen wie ihre ausgewanderten oder ausgerotteten Vorgänger. Nicht zuletzt hier zeigte sich die Kontinuität der Rechtszustände im Reich.

Hinzu kam ein Weiteres: die dörfliche Gesellschaft war keineswegs eine Einheit. Es gab spezifische Spannungsfelder zwischen großen und kleinen Bauern, Gesinde und Dorfarmut, um Felderbewirtschaftung, vor allem um das Gemeindeland, die Allmende. Gerade hier hatte der demographische Druck schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts mancherorts die Probleme verschärft, in den dichter besiedelten westlichen Teilen des Reiches stärker als im Osten. Auch im Dorf waren die sozialen Positionen sozusagen sichtbar festgelegt, die Hofgrößen meist fixiert und von der Obrigkeit gesteuert – das hat das tägliche Leben im Dorf zutiefst bestimmt. Es bedeutete aber auch, daß der überzählige Nachwuchs auf unterbäuerliche oder gar Randexistenzen abgedrängt wurde, wenn er nicht in die Stadt abwandern konnte, wo freilich auch die Lage schwieriger geworden war. Um 1600 war somit zumal in den dichter besiedelten Gebieten eine recht kritische Situation entstanden.

Der Krieg hat ohne Zweifel vor allem die minder begüterten Personen das Leben gekostet – mehr durch Seuchen und Hunger als durch unmittelbare Kampfhandlungen⁵¹. Er verschonte aber die Reichen nicht, dezimierte die Menschen auch im Dorf und brachte das erstarrte, unter Druck gesetzte Gefüge in Bewegung – Aufstieg wurde plötzlich wieder leichter, das Einrücken in Hofstellen möglich. Arthur Imhof hat diese Entwicklungen sehr schön verdeutlicht⁵². Der Weg zum Hofbesitz wurde für einige Zeit einfacher; dies schwächte natürlich auch die Rolle des Gutsherrn, sei es ein Adeliger, ein Kloster oder ein Landesfürst. Allerdings gab es auch eine vielfache Abwanderung in die Stadt – den traditionellen Schutzort der den Gefahren ausgesetzten Landbevölkerung; auch dort war ein Neuansatz und Aufstieg möglich. Insgesamt hatte der Krieg vor allem in den dichter besiedelten Gebieten im Westen des Reiches ohne Zweifel ein starkes Konfliktpotential dezimiert.

Der Menschenmangel provozierte dagegen im Osten einen verstärkten Zugriff der Gutsobrigkeiten – im Westen mußten die Landesherren ebenfalls eingreifen; so hat das Problem eines konkurrierenden Zugriffs auf die wenigen verfügbaren Diensthofen

⁵¹ *Sigmund Riezler*, Der Aufstand der bayerischen Bauern im Winter 1633 auf 1634, in: Sitzungsber. der bayer. Ak. der Wiss., phil.-hist. Klasse 1900.

⁵² *Franz*, Der Dreißigjährige Krieg, 64–103.

⁵³ *Arthur E. Imhof*, Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren und weshalb wir uns heute so schwer damit tun ... (München 1984) 34–37.

die ein Jahrhundert alte enge Zusammenarbeit einzelner Reichsstädte mit den nahegelegenen Kantonen der Reichsritterschaft beendet und zu Trennungen der bisher gemeinsamen Kanzleien geführt⁵⁴. Die Landesherren erließen Reskripte gegen eine allzu große Freizügigkeit und gegen ein allzu starkes Selbstbewußtsein des Gesindes; dies aber erforderte weitere regulierende Maßnahmen gegen allzu große Ansprüche der Herren und Hofbauern. So hat auch hier die Notsituation zu verstärkter Autorität des Territorialherrn geführt.

Das Landleben blieb nach 1648 ein kärgliches Leben⁵⁵. Der Absatz der Agrarprodukte stockte, weite Flächen lagen brach; Gebiete mit geringem Ertrag, die in Zeiten des Bevölkerungsdruckes unter den Pflug genommen worden waren, wurden wieder aufgegeben. Der Bauer hatte es in jenen Jahren nicht leicht. Vor allem kam es nun zu verstärkten Auseinandersetzungen mit den Herren: Untertanenunruhen, Prozesse, also Konflikte mit der Herrschaft, flackerten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wieder auf, hinter denen sich oft ein Kampf um die schwächer gewordenen Ressourcen verbarg⁵⁶. Die Bewaffnung der Bauern im Kriege hatte ihr Selbstbewußtsein und ihre Kampfbereitschaft häufig gesteigert. Dabei hatten die bäuerlichen Landschaften vor allem im Südwesten, aber auch in anderen Teilen Deutschlands von der finanziellen Schwäche der Herren und den reichsrechtlichen Garantien ihrer Mitwirkung an den Steuerfragen profitiert. Hatten sie den Krieg überlebt, so stützte sie das rechtskonservierende System des Westfälischen Friedens. Zu dramatischen Exzessen, wie der Ermordung des Abts von Kornelimünster 1699, ist es anderswo kaum gekommen⁵⁷; dort hatten die von dem geldhungrigen Prälaten in ihren Rechten bedrängten größeren Bauern einen Aachener Berufsverbrecher gedungen. In der Regel erzwang aber das geltende Reichsrecht den Weg der gerichtlichen Auseinandersetzung; die Gewaltsamkeit blieb verpönt und geächtet – der Prozeß, nicht die Revolte und die Gewalttätigkeit, wurde das Signum der Auseinandersetzungen zwischen Bauern und Grundherren in der letzten Phase des Alten Reiches.

Eine solche Möglichkeit der Auseinandersetzung hatten die Bauern in den Zonen der Gutswirtschaft offenbar in geringeren Ausmaßen. Es entspricht jedoch den Ergebnissen von Helmuth Feigl über die Natur der niederösterreichischen Agrarverfassung, daß es auch gegen die relativ starke österreichische Grundherrschaft eine bäuerliche Opposition gab⁵⁸ – in Böhmen führte die Verfestigung der Gutswirtschaft bereits

⁵⁴ Volker Press, Reichsritterschaften, in: Kurt G. A. Jeserich u. a. (Hrsg.), Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 1 (Stuttgart 1983) 679–689.

⁵⁵ Abel, Massenarmut, 150–190; Imhof, Verlorene Welten, 90–135.

⁵⁶ Vgl. die Anm. 24 zitierte Literatur.

⁵⁷ Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichshofrat, Decisa 1326–1330. Vgl. neuerdings: Helmut Gabel, „Äußerliche Verfolgung und innerliche Rebellion“. Zur Ermordung des Abtes von Kornelimünster am 18. Juli 1699, in: Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 93 (1986) 87–126.

⁵⁸ Helmuth Feigl, Die niederösterreichische Grundherrschaft vom ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen (Wien 1964). Ferner: Georg Grill, Der Robot in Oberösterreich (Linz 1952); ders., Bauer, Herr und Landesfürst. Sozialrevolutionäre Bestrebungen der oberösterreichischen Bauern von 1650–1848 (Graz/Köln 1963); Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, 186–214.

1679/80 zu einem vehementen Bauernaufstand⁵⁹. Insgesamt kann man aber sagen, daß Bauernstand und Dorfgemeinde in den westlichen Zonen ihre Stellung behaupten konnten⁶⁰, während es östlich der Elbe durchweg zu einer Verschlechterung kam. Entscheidend war dabei vor allem die Gemengelage im Westen; dort stießen unterschiedliche Positionen aufeinander, die der Bauer nützen konnte, während er im Osten dem Adel in hohem Maße ausgeliefert blieb. Natürlich sind die Probleme regional noch zu differenzieren – insgesamt hat trotz aller Mobilität der Dreißigjährige Krieg die soziale Situation im agrarischen Bereich nicht grundsätzlich verändert, wohl aber bereits bestehende Tendenzen verstärkt.

Agrarische Spezialprodukte, die von der Übervölkerung profitiert hatten, wie die Milchwirtschaft in Norddeutschland und in den Alpen, lagen ebenfalls danieder – aber der agrarische Bereich begann sich doch bald wieder zu erholen, abgesehen von den Gebieten Kurbrandenburgs oder an den Westgrenzen des Reiches, die die Kriege der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ertragen mußten. Die erfolgreiche Regeneration nach dem Dreißigjährigen Krieg bleibt erstaunlich. Es war das Trauma des großen Sterbens, das die Mentalitäten der Menschen zutiefst beeinflusste – zugleich aber hat der Friede von 1648, der das Morden beendete, einen starken Aufbauwillen stimuliert.

Die bäuerliche Entwicklung nach 1648 lenkte somit zurück in das überkommene soziale Gefüge, in die unfreie Position der Bauern – die sich vielfach einem verstärkten Druck der Herren ausgesetzt sah. Dieser stand jedoch weiterhin und verstärkt in Konkurrenz mit dem landesherrlichen Zugriff, der ebenfalls den Erträgen der Bauern galt. Dies bot dem Bauern auch eine Chance; damit vor allem hing die landesherrliche Tendenz zusammen, die Bauern vor allzu großer Ausbeutung zu schützen. Dies wird am Beispiel von Bereichen besonders deutlich, in denen entweder der Bauer vom Landesherrn dem Adel ausgeliefert worden war, wie im Osten, oder wo Landesherr und Grundherr weitgehend identisch waren, wie im Südwesten – dieser blieb so eine besonders intensive Zone der Agrarkonflikte. Mit der Stabilisierung der Situation im Dorf kehrten aber die alten ständischen Formen zurück, die neuerliche Betonung eines bäuerlichen Notabelprinzips. Die Übervölkerungsproblematik wurde durch das große Sterben aufgeschoben in eine veränderte Zeit, die sie besser zu lösen vermochte.

IV

Viele Phänomene, die auf dem Land zu beobachten waren, zeigten sich auch in der Stadt. Auch hier konnte man vielerorts, zumal seit den 1590er Jahren, einen verstärkten internen Druck beobachten, Probleme der Übervölkerung, des Arbeitskräfteüberschusses, der Versorgung⁶¹ – am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges war somit nicht nur auf dem Land, sondern vor allem in den Reichsstädten, aber auch in vielen

⁵⁹ Günther Franz, *Deutsches Bauerntum* 2 (Weimar 1939) 155–165; Grüll, *Bauer*, 215–220.

⁶⁰ Karl Siegfried Bader, *Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes*, 3 Teile (Weimar 1957, Köln/Graz 1962, Wien/Köln/Graz 1973).

⁶¹ Clark (Hrsg.), *European Crisis*.

Landstädten eine offenkundige Krisensituation entstanden; es setzte eine Welle von Konflikten ein, die sich bis in die beginnende Kriegszeit fortsetzte⁶². Dabei spielte auf der einen Seite die oligarchische Verfestigung der städtischen Oberschichten keine geringe Rolle – sie war in vielen süddeutschen Reichsstädten durch die Verfassungsänderungen Kaiser Karls V. nach dem Schmalkaldischen Krieg 1548–1556 noch verstärkt worden⁶³. Die Obrigkeiten konnten in den evangelischen Reichsstädten sogar das Kirchenregiment an sich bringen⁶⁴; sie beanspruchten nach innen und außen geradezu Souveränitätsrechte⁶⁵. Dies verband sich mit einem verstärkten Druck von unten, der vor allem auf die Bevölkerungsvermehrung zurückzuführen ist. Zugleich aber gewannen auch zwei exogene Faktoren Einfluß auf die städtische Entwicklung – die allgemein abflachende Agrarkonjunktur und die immer deutlicher werdende Verlegung der Handelswege vom mediterranen in den atlantischen Bereich. Dies begünstigte einzelne Städte, wie die Hansestädte Hamburg und Bremen⁶⁶, aber es benachteiligte viele deutsche Kommunen, die von den traditionellen Handelswegen zum Mittelmeer profitiert hatten.

Schließlich zeichnete sich auch bereits eine Krise im Verhältnis zu den Landesstaaten ab. Reichsstädte wie Landstädte waren für den expandierenden Landesstaat Lieferanten von Geld und Beamten, aber auch regionale Mittelpunkte gewesen. Anleihen an deutsche Fürsten aber erwiesen sich vielfach für die Stadtbürger als ein Danaergeschenk, denn seit 1600 wurde der Geldbedarf größer, aber der Zinsendienst offenkundig problematischer, eine Entwicklung, die dann durch die Kriegseignisse dramatisch verschärft wurde⁶⁷. Die Nachfrage nach Beamten ließ nach, da sich nun in den Territorien eigene Familienverbände gebildet hatten, die sich abschlossen; aus dem Mangel an Akademikern wurde nun ein deutliches Überangebot, verbunden mit nachlassenden Aufstiegchancen. Die landesherrlichen Beamten lösten sich aus ihren städtischen Wurzeln, denen sie entstammten – und traten oft als Gegner der Städte auf.

⁶² Christopher Friedrichs, German Town revolts and the 17th Century Crisis, in: *Renaissance and Modern Studies* 26 (1982) 27–51; Reinhard Hildebrandt, Rat contra Bürgerschaft. Die Verfassungskonflikte in den Reichsstädten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: *Zeitschr. f. Stadtgesch., Stadtsoziologie und Denkmalpflege* 1 (1974) 221–241; Volker Press, Die Reichsstadt in der altständischen Gesellschaft, in: Johannes Kunisch (Hrsg.), *Neue Studien zur frühneuzeitlichen Reichsgeschichte* (Berlin 1987) 9–42.

⁶³ Eberhard Naujoks, Obrigkeitsgedanke, Zunftverfassung und Reformation. Studien zur Verfassungsgeschichte von Ulm, Esslingen und Schwäb. Gmünd (Stuttgart 1958); ders. (Hrsg.), *Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten (1547–1556)* (Stuttgart 1984).

⁶⁴ Exemplarisch Tilman M. Schröder, *Das Kirchenregiment der Reichsstadt Esslingen. Grundlagen, Geschichte, Organisation* (Sigmaringen 1987).

⁶⁵ Otto Brunner, Souveränitätsproblem und Sozialstruktur in den deutschen Reichsstädten der frühen Neuzeit, in: *Vierteljahresschr. f. Sozial- und Wirtschaftsgesch.* 50 (1963) 329–360.

⁶⁶ Auch Hamburg und Bremen waren nach 1648 von inneren Krisen geschüttelt. Hans-Dieter Loose, *Das Zeitalter der Bürgerunruhen und der großen europäischen Kriege 1618–1712*, in: Werner Jochmann, Hans-Dieter Loose (Hrsg.), *Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner* 1 (Hamburg 1982) 259–350 (Lit.); Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der freien Hansestadt Bremen* (Bremen 1975) 343–412.

⁶⁷ Vgl. Anm. 10.

Stagnation und Ende der Mobilität waren also auch für die Städte am Vorabend des Krieges ein kennzeichnendes Muster – und auch hier hat der Krieg die Entwicklung radikal umgekehrt, ganz parallel zu der ländlichen Gesellschaft. Freilich ist die Situation in den Städten noch differenzierter zu betrachten. Einzelne von den Kriegsereignissen unberührte Städte haben kräftig profitiert – sei es als Produzenten, auch für den Militärbedarf, sei es als Umschlagplatz für Beutewaren, sei es als Geldanlageplatz. Auch die Kriegsgewinnler mußten ihr Geld irgendwo anlegen.

Die Schäden durch Kriegsereignisse breiteten sich jedoch immer mehr aus; das entliehene Geld trug vielfach keine Zinsen mehr. In weiten Teilen des Reiches kam es um 1630 zu einem völligen Zusammenbruch des Kreditwesens – die Rückwirkungen waren beträchtlich; das Ausbleiben der Zinsen belastete vor allem städtische Geldgeber. Sie haben vielfach den Rückschlag nicht verkräftet. Nicht umsonst bildete sich nach dem Kriege die Symbiose von Fürsten und jüdischen Hoffaktoren heraus, die dank ihrer familiären Verbindungen über breite Kontakte verfügten und die landesherrliche Finanzpolitik nach 1648 prägten⁶⁸.

Hinzu kamen die unmittelbaren Kriegsschäden. Völlige Niederbrennung wie in Magdeburg erlebten nur wenige Städte – das Ereignis war auch ein Fanal⁶⁹. Immerhin wurde eine kleine Stadt, wie das bayerische Erding, das von der Lodenproduktion lebte, durch die Schweden zweimal (1632 und 1634) aus Rache und noch einmal durch die Franzosen 1648 aus Willkür verbrannt⁷⁰. Daß man wie dort in der Katastrophe zu Formen der unmittelbaren Mitwirkung aller Bewohner fand, dürfte öfter passiert sein. Zerstörungen, Verfall von Häusern, auch durch Bevölkerungsrückgang, Lahmlegung der Produktionsstätten, Verlust von traditionellen Absatzmärkten hatten bittere Konsequenzen und belasteten das innere Gefüge der Städte ganz erheblich.

Sie verbanden sich mit den schon angedeuteten Schwerpunktverlagerungen des Handels, aber auch mit Veränderungen durch technische Meliorationen. So verloren die Oberpfalz, Tirol und die Mansfelder Bergstädte ganz erheblich an Bedeutung⁷¹; Städte wie Hamburg und Bremen, wie Straßburg und Köln vermochten dagegen von der Entwicklung zu profitieren.

Insgesamt aber zeitigte der Dreißigjährige Krieg ähnliche Einwirkungen in das innerstädtische Gefüge wie in die Dörfer. Auch die Stadt war eine soziale Konfiguration, die sich in ihren Bauten sichtbar präsentierte. In den vom Krieg berührten Städten riß der Tod gewaltige Lücken, so daß auch hier Positionen frei wurden – zwar wurden offensichtlich auch hier die unteren Schichten stärker betroffen, vor allem die Rand-

⁶⁸ Heinrich Schnee, *Die Hoffinanz und der moderne Staat*, 6 Bde. (Berlin 1953/65).

⁶⁹ Otto von Guericke, *Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs*, hrsg. v. Friedrich Wilhelm Hoffmann (Magdeburg 1885); *Geschichte der Stadt Magdeburg* (Magdeburg 1975).

⁷⁰ Volker Press, *Grundzüge der Geschichte Erdings 1228–1978*, in: *Stadt Erding* (Erding 1980) 7–13.

⁷¹ Ludwig Beck, *Geschichte des Eisens in technischer und kultureller Beziehung*, 2. Abt. (Braunschweig 1895); Hermann Kellenbenz (Hrsg.), *Schwerpunkte der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung in Europa 1500–1650* (Köln, Wien 1974); Franz Michael Reiß, *Die Geschichte und wirtschaftliche Bedeutung der oberpfälzischen Eisenindustrie von den Anfängen bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Verhandl. des Hist. Vereins der Oberpfalz* 91 (1950) 1–186.

gruppen, aber auch die führenden Familien wurden dezimiert. So boten sich neue Chancen für Aufsteiger. Das betraf im innerstädtischen Gesellschaftsgefüge aber auch den Zustrom von außen. Es war schon die Rede vom Einströmen der Bauern, die hier ihre Chancen für den Aufstieg suchten. Die führenden Familien blieben allerdings in ihren Positionen – die Rezeption neuer Namen in ihre Reihen vollzog sich in den Landstädten oftmals sehr viel leichter als in den Reichsstädten, die ein starreres, besser abgesichertes Verfassungsgefüge hatten⁷².

Man kann überhaupt davon sprechen, daß die Unterscheidung zwischen Reichsstädten und Landstädten immer deutlicher wurde. Die Mobilität war in den letzteren größer – unter den Augen des Landesherrn war eine Abschottungspolitik der führenden Familien weniger leicht möglich, während sich in manchen Reichsstädten die Oligarchie sehr verhärtete. Dabei haben die vom Krieg gemeinsam mit den säkularen Wandlungsprozessen provozierten Veränderungen oft eine Diskrepanz zwischen der politischen Macht und der wirtschaftlichen Stellung der Oligarchen deutlich werden lassen. Dies konnte in den Landstädten leichter ausgeglichen werden als in den Reichsstädten. Der nahe Landesherr konnte effektiver reagieren als der ferne Kaiser und sein Reichshofrat. Verfassungskämpfe flammten auch in den Landesstädten nach 1650 wieder auf, aber sie erreichten nicht die Dimensionen der großen städtischen Auseinandersetzungen in Frankfurt, Aachen, Köln, Wetzlar⁷³.

Für einzelne Städte schlug in den Auseinandersetzungen, die sie mit den Landesherren führten, das Glöcklein für den Traum einer reichsstädtischen Existenz – dies galt für Erfurt⁷⁴, Braunschweig⁷⁵, Magdeburg⁷⁶, Münster⁷⁷, wo die Landesherren die Entwicklung umkehrten und das Autonomiestreben brachen.

Gerade im Spiegel der verfassungsrechtlichen Auseinandersetzungen in Reichs- und Landstädten wird zunehmend die Rolle der Fürsten sichtbar. Nicht nur, daß sie innerstädtische Konflikte besser zu regulieren vermochten, daß sie eine stärkere Mobilität sicherten. Sie haben auch zunehmend die eigenen Städte gefördert, vor allem gegen die Reichsstädte⁷⁸. Der Rückhalt eines Territoriums wurde immer wichtiger – oft versuchten die Fürsten den Reichsstädten mit dirigistischen Maßnahmen das territoriale Hinterland abzuschneiden, das unter landesfürstlicher Obrigkeit stand. Der Druck der Umwelt auf die Reichsstädte verstärkte sich, der Landesstaat verschärfte die Krisensituation, die ohnehin vorhanden war. Zugleich wehrten die städtischen Magistrate Innovationen ab; die Zünfte wurden nicht nur zu Hütern der Existenzfähigkeit

⁷² Press, Reichsstadt in der altständischen Gesellschaft.

⁷³ Friederichs, Town Revolts.

⁷⁴ Karl Beyer, Geschichte der Stadt Erfurt von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Bd. 1: Bis zum Jahre 1664 (Erfurt 1935).

⁷⁵ Hans Jürgen Querfurth, Die Unterwerfung der Stadt Braunschweig im Jahre 1671. Das Ende der braunschweigischen Selbständigkeit (Braunschweig 1953).

⁷⁶ Vgl. Anm. 69.

⁷⁷ Wilhelm Kohl, Bernhard Christoph von Galen. Politische Geschichte des Fürstentums Münster 1650–1678 (Münster 1964) 87–95, 108–115, 138–162.

⁷⁸ Volker Press, Der Merkantilismus und die Städte, in: ders. (Hrsg.), Städtewesen und Merkantilismus in Mitteleuropa (Köln/Wien 1983) 1–14.

der vorhandenen Handwerker und zu Verteidigern überkommener Produktionstechniken, sondern auch zur Bremse für jedwede Neuerung. Städte wie Nürnberg, Lübeck, Worms und Speyer, letztere noch zusätzlich geschädigt durch die Zerstörungen in den Kriegen Ludwigs XIV., büßten an Bedeutung ein, während nicht nur Hamburg, Bremen, Augsburg oder Frankfurt, sondern auch kleinere Orte wie etwa Memmingen oder Schwäbisch Hall⁷⁹ ihre Prosperität durch eine günstige Handelslage bzw. durch ihre Salzproduktion zu behaupten vermochten.

Insgesamt aber ging die Tendenz eher auf einen Aufstieg der Landstädte gegenüber den stagnierenden Reichsstädten; zu ihren Gunsten setzten die Fürsten die regulierenden Möglichkeiten von Merkantilismus und Kameralismus ein; dies zeigte ebenfalls eine veränderte Situation an. Hinzu kamen aber auch Eingriffe der landesfürstlichen Nachbarn in das reichsstädtische Gefüge, die nun ihre Rechte mobilisierten, wie etwa Hessen-Darmstadt in Wetzlar⁸⁰ oder die fränkischen Markgrafen gegen Nürnberg. Dies hatte sich im Dreißigjährigen Krieg bereits abgezeichnet, als etwa Vorderösterreich – wenn auch vergebens – über oberschwäbische Städte ein Schutzrecht zu behaupten suchte, das einer kalten Mediatisierung glich. Auf einem anderen Blatt steht die Bevorzugung der eigenen Konfession durch die jeweils siegreiche Kriegspartei, der Katholiken durch den Kaiser und Bayern, aber auch durch die Franzosen, der Evangelischen durch die Schweden. Gemischt konfessionelle Städte wie Augsburg, Dinkelsbühl, Kaufbeuren, Ravensburg, Biberach haben die sozialen Folgen solcher Umschwünge in aller Bitterkeit erleben müssen⁸¹. Sie schnitten tief in das Zusammenleben der Stadt ein. So war es wichtig, daß der Frieden die Parität wieder fest schrieb – die konfessionellen Konflikte gingen jedoch weiter, wenn auch in reichsrechtlich abgebremssten Formen.

Das Bild von Niedergang und Stagnation in vielen Reichsstädten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kontrastierte so mit einer neuen Dynamik in zahlreichen Landstädten, hinter der der Wirtschaftsraum und die fördernde Hand des Landesstaates stand. Die glanzvolle Position des 16. Jahrhunderts haben Stadt und Bürgertum im 17. weder weiter behaupten noch zurückgewinnen können. Auch für die Landstädte war der Preis für die neuerliche Blüte der massiv reglementierende Eingriff des Landesstaates; so ist das Bild sehr komplex. Kommunale Autonomie verband sich häufig mit einer fortwährenden Oligarchenherrschaft, wobei die großen Familien oft die Ressourcen der Städte zur Erhaltung der eigenen Position und Existenz benützten. Andererseits stand, wie etwa in Frankfurt, einem „patrizischen“ Stadtrezimant und fortwäh-

⁷⁹ Zu Schwäbisch Hall: *Gerd Wunder*, Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt, 1216–1802 (Sigmaringen 1980).

⁸⁰ *Gottlieb Trauthig*, Die Reichsstadt Wetzlar zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges (Wetzlar 1928); *Heinrich Rau*, Geschichte der Reichsstadt Wetzlar vom Westfälischen Frieden bis zum Kommissionsvergleich zwischen Rat und Bürgerschaft 1648–1712 (Wetzlar 1928).

⁸¹ Zur Zeit vor 1648: *Paul Warmbrunn*, Zwei Konfessionen in einer Stadt. Das Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in den paritätischen Reichsstädten Augsburg, Biberach, Ravensburg und Dinkelsbühl von 1548–1648 (Wiesbaden 1983).

renden Konflikten mit der Bürgerschaft eine florierende Wirtschaftskraft gegenüber⁸². Dabei traten allerdings die politische Macht und die wirtschaftliche Potenz auseinander – so mußte der Reichshofrat schließlich die Frankfurter Angelegenheiten sehr oft bis ins kleinste Detail regeln. Auch in Nürnberg begannen die „Genannten“, die Kaufmannsfamilien, in eine wirtschaftlich beherrschende Situation einzurücken, ohne entscheidenden Anteil an der politischen Macht zu erringen⁸³.

Zugleich wurde deutlich: die im Krieg unterbrochenen Oligarchisierungstendenzen setzten sich danach fort, in der Regel in den Reichsstädten stärker als in den Landstädten. Sie sollten noch das 18. Jahrhundert bestimmen, bis die Dynamik der veränderten Zeit nach 1800 gänzlich neue Verhältnisse schuf⁸⁴.

V

Das Sozialgefüge des Reiches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wäre indes nicht beschrieben, wenn man nicht auch den kirchlichen Bereich einbezöge. Die Konfessionen hatten sich längst nicht nur dogmatisch, sondern auch sozial getrennt. Die evangelischen Kirchen waren vom Landesstaat vereinnahmt worden; dies galt auch für die Reichsstädte. Trotz der Abschaffung der katholischen Dogmatik und des katholischen Kirchenrechts behielten auch die evangelischen Kirchen alte kirchliche Funktionen wie Schule, Kranken- und Armenfürsorge. Diese aber waren nun eingebettet in das ausgreifende Wirken des Territorialstaats.

Der Pfarrerstand veränderte sich durch den Dreißigjährigen Krieg nicht wesentlich⁸⁵; er behielt nach wie vor seine beamtenähnliche Stellung bei und erfuhr seine Qualifikation durch eine Universitätsbildung, die aber längst die Dynamik der reformatorischen Bewegung verloren hatte und zunehmend in den Bann der einzelnen Landesstaaten getreten war⁸⁶. Der Besitz einer Universität führte zu Einflusfeldern der größeren Landeskirchen über die kleineren in der Nachbarschaft, in die man auf diese Weise hineinwirkte – wie das Kurfürstentum Sachsen oder das Herzogtum Württem-

⁸² *Gerald L. Soliday*, A community in conflict. Frankfurt Society in the 17th and the early 18th Centuries (Hannover 1974); *Paul Hohenemser*, Der Frankfurter Verfassungskonflikt 1705 bis 1732 und die kaiserlichen Kommissionen (Frankfurt/M. 1920).

⁸³ *Gerhard Pfeiffer* (Hrsg.), Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt (München 1971); *Kurt Schall*, Die Genannten in Nürnberg (Nürnberg 1971).

⁸⁴ *Volker Press*, Reichsstadt und Revolution, in: *Bernhard Kirchgäßner*, *Eberhard Naujoks* (Hrsg.), Stadt und wirtschaftliche Selbstverwaltung (Sigmaringen 1987) 9–59.

⁸⁵ *Günter Franz* (Hrsg.), Beamtentum und Pfarrerstand 1400–1800 (Limburg/Lahn 1972); *Wilhelm Baur*, Das deutsche evangelische Pfarrhaus, Gesammelte Schriften 4 (Hamburg-Bremen 1902).

⁸⁶ Zur Universitätsentwicklung: *Peter Moraw*, Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte, in: *Peter Moraw/Volker Press* (Hrsg.), *Academia Gissensis*. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte (Marburg 1982) 1–44 (mit weiterer Literatur). Immer noch grundlegend: *Friedrich Paulsen*, Geschichte des Gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen oder Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 2 Bde. (Leipzig ³1919/21).

berg. Das Kirchenwesen nach 1650 war festgefügt; auch der Pfarrerstand unterlag bald einer zunehmenden Oligarchisierung. Das Übergewicht der landesfürstlichen und reichsstädtischen Behörden war allgemein klar hervorgetreten. Dennoch blieb der Stellenwert der Kirchen in den Territorien groß; sie wirkten stark ein auf die Probleme des täglichen Lebens. Der konfessionelle Fixierungsprozeß war abgeschlossen, gestützt durch den obrigkeitlichen Religionsbann – er hatte sich aber nun auch, in deutlicher Absetzung von der anderen Konfession, der Mentalität der Untertanen mitgeteilt. Das Konnubium hörte auf. Es konnten sich zwar noch gegen die Formeln des Friedensschlusses gewisse Verschiebungen ergeben, wie etwa in Baden-Baden, das in seinen Kondominaten den Katholiken Vorteile verschaffte⁸⁷.

Gleichwohl kannte auch die evangelische Seite ein Element der Dynamik. Die elementaren Erfahrungen des Krieges, an denen die Menschen allenthalben den Zorn und die Strafe Gottes verspürten, steigerten eine schon länger angelegte Hinwendung zur Frömmigkeit, die als Unterströmung bereits das sogenannte Zeitalter der Orthodoxie begleitet hatte. Männer wie Johann Arndt, Johann Valentin Andreae, Philipp Jakob Spener, August Hermann Francke haben nacheinander den Durchbruch des Pietismus begünstigt, der neue Frömmigkeitsformen hervorbrachte. Er zog allerdings mit seiner Hinwendung zu emotionaleren Gottesbegegnungen neue christliche Lebensformen nach sich, die sich an der ständischen Gesellschaft reiben mußten⁸⁸.

Im Gewande der religiösen Innigkeit trat ein neuer Individualismus hervor, der nach spezifischen Lebensformen strebte und damit die herkömmlichen in Frage zu stellen drohte. Die Erfahrung einer neuen Innerlichkeit begünstigte auch eine verstärkte Emotionalisierung der Geschlechterbeziehungen – mit Sorge sahen konservative Aristokraten, daß bei etlichen evangelischen Grafentöchtern die Stimme Gottes auf eine bürgerliche Heirat zu lenken drohte; sie sahen die Gefahr für das ständische Gefüge. Angesichts solcher Eindrücke suchte der kaiserliche Kommissar bei der Reichskammergerichtsvisitation von 1707 bis 1713, der Kemptener Abt Rupert von Bodman, nach Wegen, um den Pietismus als nicht dem Religionsfrieden gemäß reichsrechtlich zu verbieten⁸⁹.

Der deutsche Pietismus sollte dennoch auf Dauer nicht die herkömmlichen Landeskirchen sprengen und eine deutsche Dissidentenbewegung einleiten. Er blieb integriert; die Landeskirchen duldeten pietistische Zirkel und ihre besondere Wirksamkeit auf die Frömmigkeitsformen; der Pietismus ließ sich sogar in Preußen in das Fun-

⁸⁷ Hans-Joachim Köhler, *Obrigkeitliche Konfessionsänderungen in Kondominaten. Eine Fallstudie über ihre Bewegungen und Methoden am Beispiel der baden-badischen Religionspolitik unter der Regierung Markgraf Wilhelms (1622–1677)* (Münster 1974).

⁸⁸ Erich Beyreuther, *Geschichte des Pietismus*, Stuttgart 1978; Hartmut Lehmann, *Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg, vom 17. bis zum 20. Jahrhundert* (Stuttgart 1969); ders., *Der Pietismus im Alten Reich*, in: *Hist. Zeitschr.* 214 (1972) 58–95; ders., *Das Zeitalter des Absolutismus* (Stuttgart 1980) 82–93; Albrecht Ritschl, *Geschichte des Pietismus*, 3 Bde. (Bonn 1880/86); Martin Schmidt, *Pietismus* (Stuttgart 1978); Johannes Wallmann, *Philipp Jakob Spener und die Anfänge des Pietismus* (Tübingen 1970); J. B. Neveux, *Vie spirituelle et vie sociale entre Rhin et Baltique en XVII^e siècle* (Paris 1967).

⁸⁹ Dazu demnächst: Volker Press, *Der Kemptener Fürstabt Rupert von Bodman als Reichsprälat*.

dament eines neuen Staatsverständnisses einbinden⁹⁰. So blieb seine gesellschaftliche Wirkung zwiespältig – sie führte jedenfalls nicht zur Sprengung der ständischen Ordnung, wenngleich sie ihre Autorität ebenso wie jene der etablierten Kirchen in Frage stellte.

Äußerlich spektakulärer waren die katholischen Entwicklungen. Sie gründeten ebenfalls auf den Bewegungen der Vorkriegsjahre, auf die missionarische Tätigkeit der Jesuiten für die höheren, der Kapuziner für die unteren Schichten⁹¹. Beide hatten sich im Krieg entschieden im gegenreformatorischen Sinne engagiert und begleiteten die siegreichen Heere des Kaisers und der Liga. Aber nach der schwedischen Intervention mußten auch die Katholiken die Wechselhaftigkeit des konfessionellen Schicksals erfahren und sahen auf einmal die eigene Freiheit gefährdet. Das Trauma des Krieges und seine Überwindung führten auch hier zu neuen Formen der Frömmigkeit, die ganz andere Ausprägungen hatten – wenngleich die Parallelen in den Grundelementen unübersehbar sind.

Schon im Zeichen der Gegenreformation hatte man in Auseinandersetzungen mit der evangelischen Sache ganz bewußt auf die Wiederbelebung spätmittelalterlicher Frömmigkeitsformen in einem barocken Gewande gesetzt. Ihre Impulse wirkten weiter und gelangten voll zum Tragen, als das Ende des großen Mordens die Gefühle der Menschen befreite⁹². Es entstand ein starker kirchlicher Aufbauwille; in einer Notzeit wurden die oft verkommenen Kirchen- und Klostergebäude in großer Zahl und mit großem Aufwand erneuert. Dabei kam es sicherlich zu finanzieller Überanstrengung einzelner Institutionen und zu lokalen schweren Konflikten mit den Untertanen wie z. B. in Kornelimünster, in Kempten oder in Schwarzach⁹³. Dies war aber offenbar nicht die Regel; anscheinend strömte sehr schnell das Geld den kirchlichen Institutionen zu; sie hatten guten Kredit, auch Einnahmen, die offenbar nicht nur aus grundherrschaftlichen Erträgen stammten. Das Aufkaufen von Adelsgütern nach dem Dreißigjährigen Krieg spiegelte eine bemerkenswert schnelle Erholung kirchlicher Institutionen, deren Gründe im einzelnen noch untersucht werden mußten. In diesem Erneuerungswillen spiegelte sich aber auch das Gefühl der rechtlichen Absicherung, die die Bestimmungen des Westfälischen Friedens für die Fortexistenz von Bistümern, Klöstern und Stiftern gewährt hatten. Das äußere Bild der barocken Kirche präsentierte also religiöses Hochgefühl und politisches Sicherheitsempfinden in gleichem Maße.

Daneben stand aber auch die Erneuerung des Weltklerus und der älteren Orden. Die „Mißbräuche“, die die reformatorische Kritik angesprochen hatte, waren vielfach

⁹⁰ Klaus Deppermann, *Der hallesche Pietismus und der preußische Staat unter Friedrich III.* (I.) (Göttingen 1961); Carl Hinrichs, *Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung* (Göttingen 1971); Martin Lackner, *Die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten* (Witten 1973).

⁹¹ Bernhard Dubr, *Die Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, 4 in 6 Bden. (Freiburg 1907/21, Regensburg 1928). Ein vergleichbares Werk über die Kapuziner fehlt. Vgl. Theophil Graf, *Die Kapuziner* (Freiburg/Schweiz 1957).

⁹² Zur neuen Frömmigkeit vgl. Lehmann, *Absolutismus*.

⁹³ Vgl. Anm. 24.

schon vor dem Großen Krieg im Sinne einer strengeren Auslegung der Regel und der Vorschriften zurückgedrängt und beseitigt worden – vor allem die Einhaltung des Zölibats. Eine zureichende finanzielle Absicherung wurde auf breiter Front durchgesetzt, wenngleich der Pfründencharakter der katholischen Kirche gegenüber dem in der evangelischen Kirche vielfach praktizierten Gehaltsprinzip mit einer Fundierung auf einem Gesamtkirchengut unterlegen blieb. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen chaotischen Zuständen ließ zwar da und dort die alten Probleme, wie das Priesterkonkubinat, erneut aufleben, veränderte aber den grundsätzlichen Charakter der alten Kirche nicht mehr. Durch Lebenswandel und sittlichen Ernst haben katholische Priester auch beim Gegner Respekt erzeugt, wie z. B. die Kapuziner immer wieder bei Gustav Adolf und dem schwedischen Heer.

Aber die Jesuiten (mehr noch als die Kapuziner) begannen ihre Führungsrolle abzugeben. Sie unterlagen schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einem gewissen Erstarrungsprozeß durch ihr Festhalten an jenen Normen und Techniken, die im 16. ihre Überlegenheit begründet hatten. Auch mag ihre oft sehr macht- und prestigebewußte Politik abstoßend gewirkt haben. Trotzdem haben die Jesuitenschulen eine Renaissance der alten „Prälatenorden“, wie Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner-Chorherren und Prämonstratenser, entscheidend begünstigt – als Ordenspriester, Säkularkleriker wie auch als fromme Laien haben ehemalige Jesuitenschüler immer noch eine entscheidende Rolle gespielt, ja sogar den Höhepunkt ihres Einflusses erreicht, wobei in ihrem kirchlichen Verhalten sicher auch eine bewußte Distanznahme zur eigenen Erziehung nicht auszuschließen ist. So stand die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts im Zeichen einer Renaissance der alten Orden; aber auch alte und neue Bettelorden haben diese Impulse aufgefangen. Auch die Frauenklöster haben eine neue Blüte erlebt. Dies galt ebenfalls für den Weltklerus, der sich stabilisierte und mit einer verbesserten Ausbildung eine neue Autorität gewann. Dies waren freilich alles Bewegungen, die wahrscheinlich auch ohne den Krieg gekommen wären⁹⁴.

Vor allem kam es 1648 zur Restabilisierung der Adelskirche, die sich gleichfalls schon um 1600 sehr deutlich abgezeichnet und ihre Wurzeln im Religionsfrieden von 1555 hatte; dieser wurde 1648 formal fortgeschrieben. Der Aufstieg einer höfisch-barocken Kultur kam auch in den Bistümern zur Wirkung; Adelsklöster wie Kempten oder Fulda paßten ihre monastische Struktur nach 1650 dem neuen höfischen Stil an⁹⁵. Die geistlichen Staaten bildeten eine Bastion des erneuerten Katholizismus – ihre geistlichen Pfründen und weltlichen Ämter zogen eine große Zahl von adeligen, aber auch von bürgerlichen Beamten an. Das Protektionssystem einzelner Bischöfe und Äbte begünstigte zwar die eigene Familie – jedoch wachte der übrige Adel eifersüchtig darüber, daß dies nicht zu ausgeprägte Formen annahm. Dennoch bildete das Beziehungsgeflecht der adeligen Domkapitulare ein wichtiges soziales Netz, das die

⁹⁴ Die Frage bedürfte einer zusammenfassenden Darstellung.

⁹⁵ Berthold Jäger, *Das geistliche Fürstentum Fulda in der frühen Neuzeit: Landesherrschaft, Landstände und fürstliche Verwaltung* (Marburg 1986).

nen schwäbischen Grafen- und Herrenfamilien verband. Von den erneuerten geistlichen Institutionen gingen zahlreiche religiöse, gelehrte und künstlerische Impulse aus. Insgesamt erwiesen sich auch die kleineren geistlichen Territorien als finanziell ungleich stabiler als die weltlichen Herrschaften von ähnlicher Größe; von einer Finanzkrise der geistlichen Territorien konnte offenbar nur in Ausnahmefällen die Rede sein.

Der Aufstieg zum Prälaten war im katholischen Bereich auch für einen Bürgerlichen möglich – Edgar Krausen hat die Herkunft der bayerischen Prälaten aus der bürgerlich-bäuerlichen Notabelwelt untersucht⁹⁷; der Eindruck dürfte sich für die österreichischen Lande, für Franken, Schwaben und andere Teile Deutschlands durchaus bestätigen. Die zölibatäre Existenz des Geistlichen, auch des Prälaten oder Bischofs, ermöglichte eine soziale Mobilität – den Aufstieg von Bürger- oder Bauernsöhnen zu reichs- oder landsässigen Prälaten, den von Niederadeligen zu Reichsbischöfen. Dies bedeutete nicht nur einen Hauch von Beweglichkeit über eherne Standesgrenzen hinweg, nicht nur den Prestigezuwachs für nachgeordnete Schichten, sondern vor allem für den niederen Adel einen gewaltigen Zuwachs an Einfluß und Protektionsmöglichkeiten. Die Aufstiegsmechanismen der katholischen Kirche, die auch für die Frauenorden galten, wo es ebenfalls den Weg zur Rolle der Fürstin oder Prälantin gab, stellten überdies eine Belohnungsmöglichkeit für den zölibatären Klerus dar, erleichtert durch die Tatsache, daß er zwar durch Protektion, nicht aber durch Vererbung die eigene Familie begünstigen konnte. Die Positionen standen immer wieder für andere Familien zur Disposition. Diese im protestantischen Bereich kaum vorhandenen Aufstiegsmechanismen waren möglicherweise nicht unwichtig für die Akzeptierung der ständischen Gesellschaftsordnung; sie machten aber auch einen Teil der nun höheren Attraktivität des Katholizismus aus. Der innere Widerspruch zwischen dem Streben nach einer erneuerten Frömmigkeit und dem fortbestehenden Pfründenklerus sollte allerdings erst in einer späteren Epoche aufbrechen.

Insgesamt machte die katholische Kirche einen kräftigen Erneuerungs- und Verfestigungsprozeß mit. Ihre Attraktion wuchs in intellektueller wie in sozialer Hinsicht; sie verband sich mit den führenden katholischen Höfen und vor allem mit dem Prestige des erneuerten Wiener Kaiserhofes. Dieser Sog führte, wie gezeigt, zu einer größeren Zahl von Konversionen vornehmlich von Adelligen bis in die Kreise des Fürstenstandes hinein.

Die barocke Frömmigkeit verschärfte aber ihrerseits auch die mentalen Unterschiede zwischen den Konfessionen. Die stärkere Rationalität und Nüchternheit der Reichskirche trug⁹⁶. Aber auch die bürgerliche Beamtenschaft ist nicht zu vernachlässigen; selbst die kleinen Klöster Oberdeutschlands entwickelten eine eigene Beamtenschaft, eng untereinander versippt, die sich ganz offensichtlich auch mit jener der klei-

⁹⁶ Peter Hersche, *Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert*, 3 Bde. (Bern 1984); Hans Erich Feine, *Die Besetzung der Reichsbistümer vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisation 1648–1803* (Stuttgart 1921, ND Amsterdam 1964).

⁹⁷ Edgar Krausen, *Die Herkunft der bayerischen Prälaten des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Zeitschr. f. bayer. Landesgesch.* 27 (1964) 259–285; *ders.*, *Beiträge zur sozialen Schichtung der bayerischen Prälatenklöster des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Zusammensetzung der Konvente in Metten, Raitenhaslach, Reichersberg und Windberg*, in: *ebda.*, 30 (1967) 355–374.

protestantischen Bevölkerung war nun deutlich abgesetzt von der wiederauflebenden Buntheit des Katholizismus, der sehr häufig den traditionellen Formen der „Volkskultur“ breiten Raum gab⁹⁸. Die barocke Entfaltung des Katholizismus setzte sich von oben nach unten fort – freilich sollte sich die größere Rationalität protestantischer Lebensführung, wie sie reformatorisches Denken und obrigkeitliche Steuerung zusammen herbeigeführt hatten, langfristig als die „modernere“ erweisen.

Eine größere Rationalisierung des Lebens und das Verschwinden der Ängste führten auch zum allmählichen Auslaufen der Hexenprozesse. Die Menschen hatten einen Sündenbock gebraucht – auch die Situation der Juden hatte sich vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Reich wieder dramatisch verschlechtert; in den Krisen Jahren nach 1648 fehlte es ebenfalls nicht an antijüdischen Aktionen. Der Hexenwahn hing offensichtlich eng mit Ängsten und Krisenbewußtsein zusammen – er hatte im Reich um 1590 einen Aufschwung erlebt. Die große Furcht vor 1618 und in den Anfangsjahren des Dreißigjährigen Krieges hatte die Krisensituation erneut verschärft – Haß, religiöse Wahnvorstellungen und Bereicherungssucht kosteten zahlreiche Menschenleben, vor allem von Frauen. Das Ende des Krieges und der Todesängste, die allgemeine Beruhigung dürften entscheidend mitgewirkt haben, daß sich die Hexenverfolgungen endlich legten, auch wenn es noch eine lange Zeit dauerte, bis diese grausige Verfolgungswelle ganz ausgelaufen war⁹⁹.

VI

Was schon eingangs betont wurde, bestätigt sich noch einmal – der große Gewinner des Dreißigjährigen Krieges war der Landesstaat, der den Weg zum Absolutismus¹⁰⁰ betrat und sich dabei kameralistischer und merkantilistischer Methoden bediente¹⁰¹.

⁹⁸ Ludwig Andreas Veit, Ludwig Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock (Freiburg i. Br. 1956). Unter Einbeziehung der höfischen Seite: Anna Coreth, Pietas Austriaca. Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich (Wien 1982).

⁹⁹ Hartmut Lehmann, Hexenverfolgungen und Hexenprozesse im Alten Reich zwischen Reformation und Aufklärung, in: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte 7 (1978) 13–70; C. Eric Midelfort, Witch Hunting in Southwestern Germany 1562–1684. The social and intellectual foundations (Stanford, Cal. 1972); Gerhard Schormann, Hexenprozesse in Deutschland (Göttingen 1981); Peter Kriedte, Die Hexen und ihre Ankläger. Zu den lokalen Voraussetzungen der Hexenverfolgungen in der frühen Neuzeit – Ein Forschungsbericht, in: Zeitschrift f. Hist. Forschung 14 (1987).

¹⁰⁰ Gute Zusammenfassung der Forschung bei: Johannes Kunisch, Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien régime (Göttingen 1986) 179–202.

¹⁰¹ Fritz Bläich, Die Epoche des Merkantilismus (Wiesbaden 1973); ders., Die Wirtschaftspolitik des Reichstags im Heiligen Römischen Reich. Ein Beitrag zur Problemgeschichte wirtschaftlichen Gestaltens (Stuttgart 1970); Ingomar Bog, Der Reichsmerkantilismus. Studien zur Wirtschaftspolitik des Heiligen Römischen Reichs im 17. und 18. Jahrhundert (Stuttgart 1959); Ci-polla/Borchardt (Hrsg.), Wirtschaftsgeschichte 2; Eli F. Heckscher, Der Merkantilismus, 2 Bde. (Jena 1932); Hermann Kellenbenz, Der Merkantilismus in Europa und die soziale Mobilität (Wiesbaden 1965). Praktisches Beispiel: Volker Sellin, Die Finanzpolitik Karl Ludwigs von der Pfalz. Staatswirtschaft im Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg (Stuttgart 1978).

Er drängte alle Gruppen in die Defensive. Die Autonomie des Adels war endgültig gebrochen. Fürstendienste wurden für ihn eine wichtige Alternative. Der Adel wurde eingebunden in ein disziplinierendes und oft ruinöses Hofleben; wenigstens im Westen stand der Landesfürst als Schiedsrichter zwischen Adel und Untertanen; für die kleineren reichsunmittelbaren Herren übernahm diese Rolle der Kaiser¹⁰². Aber auch in den Zonen der Gutswirtschaft bezahlte der Adel seinen Sieg im lokalen Bereich mit der Preisgabe des politischen Terrains. Die Stadt geriet ohnehin unter die Kuratel der Territorialherren – die Reichsstädte erwiesen sich kaum mehr als eine echte Alternative. Auch die evangelischen Landeskirchen waren längst eingebunden, aber auch auf die katholischen steigerte sich der Druck.

Ausdruck der erneuerten landesfürstlichen Machtstellung war der barocke Hof, in dem der Fürst die durch Pracht und Zeremoniell überhöhte zentrale Figur wurde. Es wurde gleichsam sichtbar gemacht, daß er von Gottes Gnaden regierte. Die höfische Entwicklung setzte sich auch in den geistlichen Fürstentümern fort.

Aber die höfische Renaissance konnte nicht verdecken, daß in den größeren Territorien vornehmlich Armee und Bürokratie außerordentlich gestärkt aus dem Krieg hervorgegangen waren. Nun wurde es ein wichtiges Attribut der Landeshoheit, „armiert“ zu sein; es schälte sich endgültig eine Gruppe von Landesfürsten heraus, die diesen Titel voll verdienten¹⁰³. Die Beamten, altadelig, neuadelig oder bürgerlich, hatten in hohem Maße das absolutistische Regiment zu tragen. Dabei aber hatten sich die Beamtenfamilien stabilisieren können – als Gehaltsempfänger waren sie in der Zeit des Krieges und des Geldmangels häufig in der Lage, Aufkäufe zu machen, ein Prozeß, der wiederum die Oligarchisierung förderte. Die Bewegungen gingen naturgemäß nicht ohne Reibereien vonstatten – die alten Familien wehrten sich durchaus gegen Aufsteiger. Aber gegen die fördernde Gunst des Landesfürsten war letztlich wenig zu tun.

Wichtig wurde, daß sich die Oligarchisierungstendenzen der Jahre vor dem Kriege fortsetzten; sie verbanden sich oft mit der „feudalisierten“ Mentalität der im 16. Jahrhundert aufgestiegenen Beamtenfamilien, aber sie bremsten auch ihre Impulse – damit zugleich aber auch den Durchgriff des absolutistischen Staates. Zunehmend spielten die familiären Eigeninteressen eine Rolle. Das Universitätsstudium verlor unter diesen Bedingungen an Bedeutung, die Wirksamkeit von Protektion und Patronage, stets vorhanden, nahm offenkundig zu. Der Krieg hatte mancherorts diese Entwicklung aufgehalten, anderswo, etwa in Bayern, beschleunigt. Durch die Oligarchisie-

¹⁰² Press, Reich als politisches System.

¹⁰³ In besonderem Maße prägte sich diese Entwicklung in Preußen seit dem Großen Kurfürsten aus. Vgl. *Otto Büsch*, Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713–1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft (Berlin 1962); *Carsten*, Entstehung Preußens; *Gert Heinrich*, Geschichte Preußens. Staat und Dynastie (Berlin 1981); *Gerhard Oestreich*, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (Göttingen 1971); *ders.*, Friedrich Wilhelm I. Preußischer Absolutismus, Merkantilismus, Militarismus (Göttingen 1977); *Ernst Opgenorth*, *Friedrich Wilhelm*. Der große Kurfürst von Brandenburg. Eine politische Biographie, 2 Bde. (Frankfurt/Zürich 1971/78); *Hans Rosenberg*, Bureaucracy, Aristocracy and Autocracy. The Prussian Experience, 1660–1815 (Cambridge/Mass. 1968).

rungstendenzen aber kam es, daß bereits der bayerische Landesstaat des Kurfürsten Max II. Emanuel (1679–1726) minder effektiv war als jener des Großvaters Maximilian I. (1597–1651).

Dabei wird auch deutlich: der Aufstieg der Beamtenfamilien war stark mit der konfessionellen Identitätsfindung der Territorien verknüpft. Die Beamtenfamilien blieben ihre Träger, sie waren eng mit dem konfessionellen und kirchlichen Leben ihres jeweiligen Territoriums verbunden. Sie verkörperten die Obrigkeit nach unten und stellten die Exponenten der Politik; zunehmend gab es auch eine Personenidentität zwischen den adeligen Dienern des Fürsten und den führenden Männern der Landstände. Der Fürstendienst aber blieb das Entscheidende.

So entstand eine Beamtengeneration, die in der Notsituation gelernt und dabei zu schnellem und autoritärem Handeln erzogen worden war. Der Glanz des absolutistischen Fürsten fiel nun auch auf seine Diener. Für die deutsche Gesellschaft wurde die Vielfalt der Höfe wichtig, die viele Beamtenstellen zu vergeben hatten – damit aber setzte sich die Tendenz fort, daß stark aufstrebende Teile der Bürgerschaft den Weg in Fürsten- und Herrendienste fanden, und dazu gab es ja im Reich viele Möglichkeiten. Die Kombination der höfischen Entwicklung mit einer Vielfalt von Fürstenhäusern hat viele Kräfte gebunden und damit die deutsche Gesellschaft in hohem Maße bestimmt; von ihr erhielt sie eine besondere Note¹⁰⁴.

Der Bürokratisierungsschub des 16. Jahrhunderts hatte sich somit noch verstärkt, aber er blieb in die ständische Gesellschaft eingebunden. Die führende Rolle des Adels war trotz aller Krisen nicht bedroht – die bürgerlichen Aufsteiger strebten wieder in ihn hinein. Das war eine alte Verhaltensweise, aber nun hatte sich der Landesfürst zum bestimmenden Faktor der ständischen Gesellschaft gemacht, der er weiterhin verbunden blieb. Gerade die Vielfalt der Territorien wirkte auch als Puffer für ihren Erhalt. Der Dreißigjährige Krieg hat zwar Risse in dieses Gefüge gebracht, gesprengt hat er es nicht.

¹⁰⁴ Vgl. Bernd Wunder, Die Sozialstruktur der Geheimratskollegien in den süddeutschen protestantischen Fürstentümern (1660–1720). Zum Verhältnis von sozialer Mobilität und Briefadel im Absolutismus, in: VSWG 58 (1971) 145–220. Zum allgemeinen Hintergrund: Johannes Kunisch, Die deutschen Führungsschichten im Zeitalter des Absolutismus, in: Hanns Hubert Hofmann/Günther Franz (Hrsg.), Deutsche Führungsgeschichte der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz (Boppard 1980) 111–141.

Rainer Wohlfeil – Trudl Wohlfeil

Verbildlichungen ständischer Gesellschaft Bartholomäus Bruyn d. Ä. – Petrarcameister

(mit Exkursen von Marlies Minuth und Heike Talkenberger)

Im Rheinischen Landesmuseum Bonn befindet sich seit 1912 ein Bild von Bartholomäus (Barthel) Bruyn d. Ä. (1493–1555)¹, bezeichnet heute als ‚Die drei Stände der Christenheit‘ (Abb. 1)². In der kunstwissenschaftlichen Literatur mehrfach erwähnt³, haben sich mit dieser Gemäldetafel kunstgeschichtlich etwas ausführlicher Eduard Firmenich-Richartz⁴, Hans-Johs Tümmers⁵ und Ingeborg Krueger⁶ befaßt. Ihr Thema in einen weitergefaßten historischen Zusammenhang einordnend zu interpretieren hat bisher nur Wolfgang Kemp⁷ unternommen; sein ‚erkenntnisleitendes Interesse‘ wurde offenkundig ausgelöst durch das 450. Jahrgedenken des deutschen Bauernkrieges von

¹ Zur Person s. *Eduard Firmenich-Richartz*, Bruyn, Bartholomaeus I, in: *Ulrich Thieme, Felix Becker*, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart 5 (Leipzig 1911) 154–158; zuletzt *Horst-Johs Tümmers*, Die Altarbilder des älteren Bartholomäus Bruyn. Mit einem kritischen Katalog (Köln 1964) 11–14, und *Hildegard Westhoff-Krummacher*, Barthel Bruyn der Ältere als Bildnismaler (Kunstwissenschaftliche Studien 35, o.O. 1965).

² Eichenholz, H. 137 cm, B. 98 cm; ohne Signatur und Datum, in: Rheinisches Landesmuseum Bonn, Inv.-Nr. G K 34 A (22 477).

³ Vgl. u. a. *Karl Woermann*, Wissenschaftliches Verzeichnis der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg (Dresden 1892, ²1907) 53. *Walter Cohen*, Katalog der Gemäldegalerie des Provinzialmuseums in Bonn (Bonn ²1927) 25 f., Nr. 34 A; im folgenden zitiert: *Cohen*, Katalog. *Katalog Wallraf-Richartz-Museum*, Barthel Bruyn 1493–1555. Gesamtverzeichnis seiner Bildnisse und Altarwerke. Gedächtnisausstellung aus Anlaß seines vierhundertsten Todesjahres (Köln 1955) 51, Nr. 174.

⁴ *Eduard Firmenich-Richartz*, Bartholomaeus Bruyn und seine Schule. Eine kunsthistorische Studie (Beiträge zur Kunstgeschichte Neue Folge 14, Leipzig 1891) 64 u. 109 f., dazu Lichtdruck im Anhang mit Legende ‚Allegorische Darstellung‘ und Aussage 110: „Vorzügliches Werk aus mittlerer Zeit“; im folgenden zitiert: *Firmenich-Richartz*, Bruyn.

⁵ *Horst-Johs Tümmers*, Die Altarbilder des älteren Bartholomäus Bruyn. Mit einem kritischen Katalog (Köln 1964) 96, Nr. A 128 mit älterer Literatur; im folgenden zitiert: *Tümmers*, Altarbilder.

⁶ *Ingeborg Krueger*, Die drei Stände der Christenheit, in: Rheinisches Landesmuseum Bonn, Gemälde bis 1900 (Kunst und Altertum am Rhein 111, Köln-Bonn 1982) 113 f. mit Abbildung; im folgenden zitiert: *Krueger*, Stände.

⁷ *Wolfgang Kemp*, Du aber arbeite. Die Darstellung der drei Stände im 15. und 16. Jahrhundert, in: *tendenzen* 98 (15/1974) 49–56; im folgenden zitiert: *Kemp*, Stände. *Ders.*, Vom Segen und Fluch Noahs. Zu einem Bild des Barthel Bruyn im Bonner Landesmuseum, in: *Das Rheinische Landesmuseum* 2 (1975) 24–27; im folgenden zitiert: *Kemp*, Segen und Fluch.

1525 und erscheint in seinem Deutungsansatz zumindest angeregt durch die Tendenz der ‚tendenzen‘⁸. Nach Kemp war die „geheime Bezugsadresse“ dieser und einiger weiterer Ständebilder des 15. und 16. Jahrhunderts⁹ im 16. Jahrhundert „der Bauernstand“¹⁰, der von Bruyn drastisch ‚zurückgesetzt‘¹¹, „formal unterrepräsentiert“¹² und gesellschaftlich ‚von oben‘ diskriminiert thematisiert erscheint¹³. Der ‚Auftrag‘ des Bildes war nach Kemp, die überlieferte ‚feudale Ordnung‘ unter Rezeption „alter, längst überständiger Formeln“¹⁴ politisch zu legitimieren. Wenn nachfolgend erneut sowohl der Bedeutungsstruktur als auch dem historischen Dokumentensinn des Bildes nachgespürt werden soll, ist dieser Ansatz von sozialgeschichtlicher Betrachtungsweise¹⁵ geprägt und methodisch bestimmt durch unser Verständnis von ‚Historischer Bildkunde‘¹⁶.

In einem ersten Teil (I = Rainer Wohlfeil) werden ‚Die drei Stände der Christenheit‘ im Zentrum der Untersuchung stehen, eingeleitet in Anlehnung an die Methode der Bedeutungsanalyse von Erwin Panofsky¹⁷ durch eine ‚vor-ikonographische Beschreibung‘ und eine ‚ikonographische Analyse‘. Die geschichtswissenschaftliche Be-

⁸ Vgl. *tendenzen* 97 (15/1974) 3: „Im Glorienschein altmeisterlich-frommer Kunst haben sich in der Bundesrepublik die Nachfahren der feudalen Bauernschinder auf ihrem Großgrundbesitz eingerichtet, verbündet mit dem Nachwuchs der Fuggerschen Monopolherrschaft im System der Konzerne. Aber das Sichere ist nicht sicher mehr, und die dem Gott der Ausbeuter ergebene Kunst eine alte Erfindung der Herrschenden. Das revolutionäre Erbe unserer Kultur ist Auftrag an die Gegenwart. Wir zeigen, wem es gehört, wer es aufnimmt, und wie es fortgesetzt wird.“

⁹ Maerten van Heemskerck, *Die drei Stände der Christenheit*, etwa 1550, Kupferstich. Maerten van Heemskerck, *Der Dritte Stand*, etwa 1550, Kupferstich. Hans Muelich, *Die drei Stände*, 1556, Miniatur. Unbekannt, *Die drei Stände*, vor 1416, Miniatur. Unbekannt, *Die drei Stände*, etwa 1458, Miniatur. Unbekannt, *Die drei Stände*, Handzeichnung Ende des 15. Jahrhunderts nach einem Vorbild der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Unbekannt, *Die drei Stände*, vor 1456, Fresko. Unbekannt, *Der Ständebaum*, nach 1450, Miniatur. Abgebildet bei Kemp, *Stände*, mit Fundortnachweisen.

¹⁰ Kemp, *Segen und Fluch* 26.

¹¹ Kemp, *Segen und Fluch* 24; Kemp, *Stände* 50.

¹² Kemp, *Segen und Fluch* 27.

¹³ Kemp, *Stände* 51.

¹⁴ Kemp, *Stände* 50; vgl. auch 55.

¹⁵ Rainer Wohlfeil, Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation (Beck'sche Elementarbücher, München 1982) 71f. mit Literaturhinweisen 226.

¹⁶ Rainer und Trudl Wohlfeil, *Landsknechte im Bild. Überlegungen zur ‚Historischen Bildkunde‘*, in: Bauer, Reich und Reformation. Festschrift für Günther Franz, hg. von Peter Blickle (Stuttgart 1982) 104–119. Rainer und Trudl Wohlfeil, *Das Landsknechts-Bild als geschichtliche Quelle. Überlegungen zur Historischen Bildkunde*, in: Militärgeschichte. Probleme – Thesen – Wege (Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte 25, Stuttgart 1982) 81–99. Rainer und Trudl Wohlfeil unter Mitwirkung von Viktoria Strobbach, *Nürnberger Bildepitaphien. Versuch einer Fallstudie zur historischen Bildkunde*, in: Zeitschrift für Historische Forschung 12 (1985) 129–180. Weiterführende Überlegungen zur Methode s. Rainer Wohlfeil, *Das Bild als Geschichtsquelle*, in: Historische Zeitschrift 243 (1986) 91–100.

¹⁷ Erwin Panofsky, *Ikonographie und Ikonologie*, in: Ekkehard Kaemmerling (Hg.), *Ikonographie und Ikonologie. Theorien – Entwicklung – Probleme. Bildende Kunst als Zeichensystem Band 1* (DuMont-Taschenbücher 83, Köln 1979) 207–225. Im Rahmen der dritten Stufe verwenden wir abweichend von Panofsky den Ausdruck ‚Dokumentensinn‘ in sozialgeschichtlicher Betrachtungsweise. Dazu Wohlfeil, *Bild* (wie Anm. 16) 98 ff.

deutungsanalyse – Bedeutungsstruktur begriffen als „Gesamtheit aller auffindbaren und nachprüfbaren Bedeutungsbeziehungen“¹⁸ – verlangt unabdingbar, den gesellschaftlichen Hintergrund eines Kunstwerkes aufzudecken – Kunstwerk verstanden als „eine komplexe künstlerische Mitteilung an einen Betrachter oder eine Gruppe von Betrachtern unter bestimmten geschichts- und gegenstandsabhängigen Bedingungen“¹⁹. Dementsprechend erfordert sie, nach dem Auftraggeber und dem Maler zu fragen, vor allem nach ihrem politischen Umfeld, nach ihrer sozialen Einbindung und nach den Formen ihres Bewußtseins. Zu erörtern sind das Problem von bildlichen Anregungen zur Gestaltung des Themas und – im vorliegenden Falle – die einschlägige Ständetheorie zur Entstehungszeit des Bildes. Außerdem muß zu ermitteln versucht werden, welche Bedeutungs- oder Mitteilungsabsicht der Auftraggeber und/oder der Künstler mit dem Bild verbanden, für welche Bezugsgruppe es bestimmt war, ‚wozu‘ es dem Stifter bzw. dem zeitgenössischen Betrachter ‚dienen‘ sollte und wie es zeitgebunden rezipiert worden ist. Eine umfassende kunstwissenschaftliche Untersuchung wird allerdings nicht vorgenommen werden. In einem letzten Schritt des drei analytischen und interpretativen Stufen vereinenden methodischen Verfahrens wird nach Erkenntnissen über den Menschen bzw. über soziale Gruppen jener vergangenen gesellschaftlichen Wirklichkeit und damit nach der ‚historischen Aussage‘ des Bildes gefragt werden. Um mit dem ‚Dokumentensinn‘ auch jene gewissermaßen rein unbewußte Intention zu erschließen, die sich manchmal erst der Nachwelt offenbart, erscheint es zweckmäßig, vorweg eine andere Verbildlichung der Ständevorstellungen in analoger, wenn auch knapper gefaßter Weise zu untersuchen und damit Vergleichsmaterial zu erhalten. Dementsprechend wird sich der zweite Teil (II = Trudl Wohlfeil) mit dem ‚Ständebaum‘ des Petrarcameisters (Abb. 2) befassen. Im dritten Teil wird auch versucht werden, aus den beiden Bildern Antworten abzuleiten zu den zentralen Fragen des Kolloquiums.

I

„Die drei Stände der Christenheit“, ein Gemälde auf einer Eichenholztafel von 137 cm Höhe und 98 cm Breite – die Größe des Bildes läßt keine Aussage über seine Bedeutung zu –, werden in die mittlere Schaffenszeit Bruyns eingeordnet, d.h. in das vierte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts²⁰. Es handelt sich um ein Stifterbild²¹ und damit aller Wahrscheinlichkeit nach bei diesem im Bereich der Tafelmalerei zumindest seltenen Bildthema²² um ein Werk, an dessen inhaltlicher Gestaltung der Auftraggeber (Stifter) stark beteiligt gewesen sein wird²³.

¹⁸ Ekkehard Kaemmerling, Die Grundlagenprobleme bei der ikonologischen Bedeutungsanalyse bildender Kunst, in: ders. (Hg.), Ikonographie (wie Anm. 17) 487.

¹⁹ ebda.

²⁰ Krueger, Stände 113.

²¹ *Lexikon der Kunst* 4 (Leipzig 1977, Westberlin 1981) 690 mit Literaturverweisen.

²² Tümmers, Altarbilder 96.

²³ Generell vgl. Peter Hirschfeld, Mäzene. Die Rolle des Auftraggebers in der Kunst (Kunstwissenschaftliche Studien 40, o.O. 1968), zum Verhältnis zwischen Bruyn und seinen Auftraggebern

Der Stifter aus geistlichem Stand, von gleicher Größe wie die Figuren der zwei Personengruppen in der vorderen, zum Raum vor dem Bild geöffneten Bildebene, kniet in anbetender Haltung auf deren – aus der Sicht des Bildbetrachters – linken Seite, gewendet nach rechts. Er befindet sich zwar unterhalb der Mittelpunktfigur dieser Ansammlung von Männern, hat aber zu ihr keine Verbindung. Auch geht sein Blick, entsprechend seiner leichten Körperwendung nach vorne, ohne direkte Beziehung zum Geschehen auf dem Tafelgemälde oder zum Betrachter, aus dem Bild heraus.

Die Bildfläche oberhalb eines in zwei bzw. drei Bildebenen eingebrachten irdischen Geschehens (Stifter/vordere Personengruppen, hintere Personengruppe) und zugleich perspektivisch in eine dahinterliegende Bildtiefe verlagerte Ebene wird eingenommen von Christus als Auferstandenen, gekennzeichnet durch seine Wundmale, bekleidet mit mantelartig getragenen rosaroten Tuch. In schwebender Haltung thront er mit ausgebreiteten Armen vor einer lichten mandorla-artigen gelblichen Wolkenöffnung auf einem Regenbogen, seine Füße ruhen auf einer durchsichtigen, offenbar kristallinen, lichtreflektierenden Kugel – bildzeichenhaft wohl als Abbild des Kosmos zu deuten²⁴. Während seine dem Regenbogen aufsitzende Gesäßpartie in ihrer Mitte von der senkrechten Bildmittellachse durchschnitten wird, verlagern sich vor allem Kopf und Brust leicht auf die linke Bildseite; der Blick seiner abwärts gerichteten Augen ist nach rechts und damit ebenfalls zur linken Bildseite hin orientiert, scheint aber weniger auf die linke Personengruppe in der vorderen Bildebene der irdischen Zone insgesamt als auf die Gestalt gerichtet zu sein, die am linken Bildrand sichtbar ist und sich durch ihr Gewand von den anderen Figuren deutlich unterscheidet. Links und rechts von Christus schwebt je ein Engel; beide Gestalten in lang wehenden Gewändern tragen jeweils ein Spruchband, beschriftet das linke mit ‚TV SVPPLEX ORA‘, das rechte mit ‚TV PROTEGE‘. Ein drittes Spruchband mit der Aufschrift ‚TVQVE LABORA‘ ragt aus der Wolkenmandorla heraus und flattert zwischen ihrer unteren Spitze und der Hintergrundlandschaft am Himmel. Es befindet sich oberhalb und zugleich hinter einer dritten Personengruppe in der mittleren Bildebene des Geschehens auf der Erde.

Die vordere linke Bildebene der irdischen Zone und damit die Seite zur Rechten Christi wird hinter der Stifterfigur von fünf gleichgroßen männlichen Gestalten eingenommen, die auf hügeligem Boden stehen. Am Bildrand befindet sich ein barfüßiger, bärtiger Mann, abweichend in der Gewandung von der Bekleidung der anderen; er trägt ‚Aposteltracht‘ und offenbart sich ikonographisch durch das neben ihm auf den Boden gestellte und zugleich von ihm gehaltene Schräg- oder Andreaskreuz als der Apostel Andreas²⁵. Dieser Apostel blickt nicht wie der Stifter aus dem Bild heraus, sondern schaut nach links oben, wahrscheinlich auf Christus.

Hildegard Westhoff-Krummacher, Barthel Bruyn der Ältere als Bildnismaler (Kunstwissenschaftliche Studien 35, o.O. 1965) 49–53.

²⁴ Percy Ernst Schramm, *Sphaira–Globus–Reichsapfel. Wanderung und Wandlung eines Herrschaftszeichens von Caesar bis zu Elisabeth II. Ein Beitrag zum ‚Nachleben‘ der Antike* (Stuttgart 1958) 106f.

²⁵ Engelbert Kirschbaum, Wolfgang Braunfels (Hg.), *Lexikon der christlichen Ikonographie* 8 Bde (Freiburg i.Br. 1968–1976); im folgenden zitiert: *Lexikon christliche Ikonographie*, hier Bd.5 (1973) 138–152.

Aus dem Bild heraus über dessen linken Rand in die Weite geht dagegen der Blick des Geistlichen schräg hinter ihm. Seine Gesichtszüge mit dicken Wulsten unter den Augen, seine breiten Nasenflügel und sein weißes Haar, insgesamt ein sehr individuelles Gesicht, aber auch Einzelstücke seiner Bekleidung, wie die feingestickte Bordüre seines Hemdkragens, lassen vermuten, daß hier das Porträt eines geistlichen Herrn vermittelt wird²⁶, dessen Identität zu bestimmen allerdings bisher nicht gelungen ist.

Auffällig ist einerseits, daß mit ihm und dem Apostel – der Stifter bleibt unberücksichtigt – auf dieser Bildseite fünf Männer versammelt sind, während sich auf der rechten Bildseite nur vier Personen befinden. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß er ebenso wie der Apostel in keinerlei Beziehungen zu den anderen Gestalten steht, vor allem auch nicht zu der anschließenden aufeinanderbezogenen Gruppe von drei hohen geistlichen Würdenträgern, die hierarchisch gestaffelt sind, mit einem Papst im Vorder-, einem Kardinal im Mittel- und einem Bischof im Hintergrund. Der Kardinal läßt sich durch zwei Attribute, das Buch in seiner rechten Hand und den Löwen zu seinen Füßen als der Hl. Hieronymus, ein ‚Kirchenvater‘, identifizieren²⁷. Für den Papst und für den Bischof wurden verschiedene Entschlüsselungen angeboten, von denen die Mehrzahl offenbar an der Vorstellung von einem Auftreten der vier großen lateinischen Kirchenväter in diesem Kreis orientiert zu sein scheint – eine These, die ebensowenig wie andere zu überzeugen vermag. Nach Marlies Minuth ist in der bischöflichen Gestalt Erzbischof Brun I. von Köln dargestellt²⁸. Während der Bischof als einziger aller Bildfiguren den Bildbetrachter ansieht, blickt der Kardinal augenscheinlich zum oder in Richtung des Papstes, der als einziger der Fünf zur Personengruppe auf der rechten Bildseite schaut. Bekleidet mit goldenem Mantel über blauem Gewand und weißen Ärmeln hält er in seiner rot behandschuhten linken Hand den größeren von zwei unterschiedlichen, eisernen, mit kunstvoll-komplizierten Bärten ausgestatteten Schlüsseln – bildhafter Ausdruck der Vollmacht zu binden und zu lösen und zugleich der besonderen Gewalt der Nachfolger Petri; der zweite Schlüssel hängt nach unten.

Die Personengruppe von vier annähernd gleichgroßen Männern auf der vorderen rechten Bildebene – zur Linken Christi – steht auf ebener Bodenfläche. Alle sind kriegerisch ausgerüstet; die vordere, aus der Gruppe hervortretende und zugleich größte aller Gestalten trägt unter goldenem Mantel schwarzen Plattenharnisch, Beinschienen und Fußschutz, führt in der linken Hand ein nach oben gerichtetes Schwert und ist durch einen kristallinen Reichsapfel in der rechten Hand und die Bügelkrone auf dem Kopf als Kaiser gekennzeichnet²⁹. Sein Blick, gewendet zur Gruppe der Geist-

²⁶ Krueger, Stände 113.

²⁷ *Lexikon christliche Ikonographie* 6 (Freiburg i.Br. 1974) 519–529.

²⁸ Exkurs *Marlies Minuth* 320–323, hier 320.

²⁹ *Percy Ernst Schramm*, Die Bügelkrone, ein karolingisches Herrschaftszeichen. Mit einem Anhang: Die Lobwörter *decus imperii* und *spes imperii*, in: *Festschrift für Karl Gottfried Hugelmann* ..., hg. von *Wilhelm Wegener*, Bd. 2 (Aalen 1959) 561–578, hier 561 f. *Percy Ernst Schramm*, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert 3 (*Schriften der Monumenta Germaniae historica* 13/III, Stuttgart 1956) 761, 888, 1042 ff.

lichkeit, erscheint auf den Papst gerichtet, so daß sich Papst und Kaiser in Blickkontakt befinden. Die drei gepanzerten Krieger hinter dem Kaiser halten ritterliche Lanzen, an denen unterhalb des metallenen Blattes jeweils ein Fahmentuch befestigt ist; die mittlere trägt außerdem auf ihrer Spitze den abgeschlagenen Kopf eines bärtigen Mannes mit Zackenkrone. Die Blicke der drei Lanzenträger sind nicht auf die Gruppe der Geistlichen gerichtet: der linke ‚Ritter‘ schaut vielmehr zu Boden, jedoch nicht auf den Tierkadaver zu seinen Füßen, sondern eher in Richtung auf die Figurengruppe in der mittleren Bildebene; der mittlere scheint hinter dem Kaiser vorbei aus dem Bild heraus nach links zu sehen; der rechte hat sein Augenmerk offenbar auf den Stifter gerichtet. Näher bestimmen läßt sich der linke Lanzenträger auf Grund seines Drachenattributs als Hl. Georg³⁰. Der Träger der Lanze mit Kopf wird von Marlies Minuth als Judas Makkabäus entschlüsselt³¹. Der rechte Fahnen Träger wurde sowohl mit dem Hl. Mauritius als auch mit dem Hl. Gereon identifiziert³². Für seine Bestimmung als Hl. Gereon spricht die unmittelbare Einbindung dieses Heiligen in Köln, die ihre bildliche Vergegenwärtigung sowohl in Sankt Andreas als auch in Santa Maria im Kapitol, also in den Stiften erfahren hatte³³, in denen der mutmaßliche Stifter jeweils ein Kanonikat wahrnahm; eine derartige Zuschreibung deutet außerdem die Blickorientierung dieses Kriegers auf den Stifter an. Im Kaiser wurde mehrfach die Personifizierung Karls des Großen gesehen³⁴, jüngst aber darauf hingewiesen, daß die Gestalt „deutliche Porträtzüge Karls V. (Habsburger Lippe)“ aufzeige³⁵. Letztere These erscheint begründet – auch in ‚zeitgeschichtlicher Aktualität‘ des Bildes³⁶; sie ließe sogar eine gewollt doppeldeutige Belegung der kaiserlichen Gestalt zu.

Die beiden großen Personengruppen in der vorderen Bildebene stellen jeweils keine geschlossene und geordnete Gemeinschaft dar: als gruppeninterne Bezugspunkte bieten sich zwar Papst und Kaiser an, aber durch Blickrichtung oder Körperhaltung auf sie zugeordnet sind keineswegs alle Männer der jeweiligen Ansammlung. Auffällig ist in diesem Zusammenhang, daß die beiden inneren Gruppen von drei Personen durch jeweils einen Fuß der Engel bildkompositorisch von den äußeren Figuren getrennt werden. Hierarchische Strukturierung geht vor allem vom Kaiser aus, der als einzige Person in voller Gestalt sichtbar ist und alle anderen an Körpergröße überbietet. Abgesehen von diesen Ordnungselementen erscheint das Geflecht der weiteren Beziehungen untereinander undurchschaubar, sieht man davon ab, daß jeder der beiden Gruppierungen im jeweils kollektiven geistlichen bzw. kriegerischen Band eine Gemeinsamkeit zugrunde liegt. Zueinander stehen die beiden Personengruppen nur über Papst und Kaiser in einem Beziehungsgefüge, deren räumliche Beziehungen zu-

³⁰ *Lexikon christliche Ikonographie* 6 (Freiburg i.Br. 1974) 365–390.

³¹ Exkurs *Marlies Minuth* 321 ff.

³² *Lexikon christliche Ikonographie* 6 (Freiburg i.Br. 1974) 394 f. für Hl. Gereon; 7 (Freiburg i.Br. 1974) 610–613 für Hl. Mauritius.

³³ *Joseph Braun*, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst (Stuttgart 1943, ND München 1974) 290. So auch *Tümmers*, Altarbilder 96.

³⁴ So *Cohen*, Katalog 26; *Kemp*, Segen und Fluch 24; *Kemp*, Stände 50.

³⁵ *Krueger*, Stände 114.

³⁶ *Krueger*, Stände 114 u. unten 307.

gleich ihre hervorgehobenen sozialen Ränge betonen. So, wie sich ihre aufeinandergerichteten Augen in gleicher Höhe vom unteren Bildrand befinden, liegen die Spitzen von gehaltenem päpstlichen Schlüssel und Kreuz auf kaiserlichem Reichsapfel, von Tiara und Kaiserkrone in einer Bildhöhe. Es ergibt sich außerdem ein Beziehungszusammenhang zu der Zweiergruppe in der mittleren Bildebene – den räumlich in den Landschaftsmittelgrund zurückversetzten arbeitenden Gestalten: Wird die gedachte Verbindungslinie zwischen päpstlichem und kaiserlichem Auge vom jeweiligen Auge in derselben Länge nach unten und im Kreuzungspunkt der zwei jeweiligen Linien in der Form eines gleichseitigen Dreiecks zusammengeführt, stößt die untere Dreiecksspitze auf die Grabungsfläche vor dem Spaten. Das Grabungsloch wird angeschnitten von der gedachten Mittelachse des Bildes.

Die Personengruppe in einem schmalen Ausschnitt dieser mittleren Bildebene formieren zwei Männer, deren Körpergröße etwa ein Drittel der Vordergrundgestalten beträgt. Sie tragen Arbeitskleidung unterschiedlicher Art und haben begonnen, einen trockenen und kargen, steinharten und zugleich von Steinen durchsetzten Boden mit Spaten und Hacke zu bearbeiten. Offensichtlich an schwere körperliche Tätigkeit gewöhnt, konzentrieren sich beide bis hin zur Blickrichtung voll auf ihr Werk. Sie erscheinen als Gemeinschaft, in der sie gleichgestellt sind, aufeinander angewiesen und zugleich in ihrem Beziehungssystem geordnet durch den arbeitstechnischen Zwang, gemeinsam die unumgängliche Aufgabe zu erfüllen. Sie nehmen weder von allen anderen Bilderscheinungen noch vom Betrachter Kenntnis, sind als eigene, auf sich konzentrierte Gruppe abgeriegelt durch das Vordergrundgeschehen. Der Betrachter nimmt dagegen diese kraftvollen, keinesfalls häßlich, allenfalls etwas grob dargestellten und wohl mit Anteilnahme gezeichneten Figuren sehr bald wahr, denn auf ihrer Wirkungsstätte liegt Sonnenschein und der barfüßig Grabende arbeitet in hellem Licht. Der Sonnenstrahl fällt so von links vorne ein, daß der Schatten des Hackenden hinter dem Grabenden deutlich erkennbar ist. Es läßt sich allerdings auch nicht übersehen, daß der Maler wenig vertraut gewesen zu sein scheint mit der Handhabung eines Spatens – es sei denn, er habe einen Linkshänder wiedergeben wollen. Gedeutet werden die Gestalten, obgleich sie nicht prototypisch erscheinen im Vergleich zu anderen bildlichen Gestaltungen ihres Standes, übereinstimmend als Bauern³⁷. Im Verhältnis zu den zwei anderen Gruppen ist ihnen ein nachgeordneter Platz zugewiesen – gekennzeichnet auch dadurch, daß kein Engel jenes Spruchband hält, das über ihnen flattert.

Hinter den Bauern wird freundlichere Landschaft als im Vorder- und Mittelgrund sichtbar, in deren Mittelpunkt sich ein Gebäudekomplex befindet, der sich nicht eindeutig bestimmen läßt – vielleicht ein Zisterzienserklster, weil er sich als klosterähnliche Anlage ohne Kirchturm darzustellen scheint. Im verschwindenden Hintergrund zieht sich ein Fluß hin, an dessen linksseitigem ansteigenden Ufer sich ein Wald vom

³⁷ *Coben*, Katalog 26; *Kemp*, Segen und Fluch 24; *Kemp*, Stände 50; *Krueger*, Stände 113; *Tümmers*, Altarbilder 96, bezeichnet sie als „zwei Männer“, die das „karge Erdreich mit Hacke und Spaten zu bearbeiten“ sich bemühen.

Flußrand bis zur Höhenkuppe erstreckt. Diese Bildbeschreibung abschließend ist festzuhalten, daß in dem Bild keine Städtebürger zu sehen sind.

Hinsichtlich der bildlichen Aussagen decken sich weitgehend die kunstgeschichtlichen Deutungen³⁸: Christus beruft und segnet die Teilung der Christenheit in drei Stände, die sich gemäß seinem über die Spruchbänder erteilten Auftrag betätigen sollen. Diese irdische Ordnung wird von ihm nicht nur gutgeheißen, sondern nachdrücklich gerechtfertigt³⁹. Zur Bezeichnung der drei Figurengruppierungen werden die Begriffe ‚Gebet‘ oder ‚Lehrstand‘ (‚Du bete demütig‘), ‚Schutzgewährung‘ oder ‚Wehrstand‘ (‚Du beschütze‘) und ‚Arbeit‘ oder ‚Nährstand‘ (‚Und Du arbeite‘) verwendet⁴⁰. Sie werfen Fragen auf wie die, wann ein derartiges Dreiständemodell entwickelt und wie es begründet worden war, ob seine Verbildlichung durch Bruyn Vorläufer hatte, inwiefern es im 16. Jahrhundert ‚Ideologie‘ oder ‚Utopie‘ widerspiegelte, in welcher Weise es der sozialen Wirklichkeit zur Entstehungszeit des Bildes entsprach, ob sich tiefergehende Erkenntnisse zum Bedeutungssinn des Werkes eröffnen und sich letztlich sein historischer Dokumentensinn entschlüsseln läßt. Um sie zu beantworten, ist vom Stifter als Auftraggeber auszugehen.

Der Stifter war nach Eduard Firmenich-Richartz der Kanoniker Lambert Bracke⁴¹. Allerdings enthalten die einschlägigen Veröffentlichungen dieses Kunsthistorikers keinen Nachweis⁴². Lambert Bracke – laut Matrikel der Universität Köln ‚Lambertus Braeck de Tremonia‘⁴³ – stammte also wahrscheinlich aus Dortmund, wo er spätestens seit 1520 die Pfründe des Pfarrers an St. Reinhold innehatte⁴⁴. Sein Geburtsdatum ist

³⁸ Vgl. z. B. Firmenich-Richartz, Bruyn 64 u. 109; Tümmers, Altarbilder 35 u. 96; Krueger, Stände 113 f.

³⁹ Tümmers, Altarbilder 35; Kemp, Segen und Fluch 24.

⁴⁰ Firmenich-Richartz, Bruyn 109 f.; Kemp, Segen und Fluch 24.

⁴¹ Firmenich-Richartz, Bruyn, und spätere Veröffentlichungen des Autors (vgl. Anm. 42) enthalten diese Zuschreibung noch nicht. Sie findet sich erstmals bei Walter Cohen, Katalog der Gemäldegalerie vorwiegend Sammlung Wesendonk (Provinzial-Museum in Bonn, Bonn 1914) 22; dto. Cohen, Katalog 25 f. in der Formulierung „– nach Mitteilung von E. Firmenich-Richartz ist es Lambert Bracke ...“. Der Versuch, diese Aussage über eventuelle Nachlässe von Firmenich-Richartz und Cohen zu überprüfen, blieb erfolglos. Alle angeschriebenen Institutionen kennen keinen wissenschaftlichen Nachlaß Firmenich-Richartz, das Kunstmuseum Düsseldorf besitzt zwar einen Nachlaß seines während des nationalsozialistischen Regimes ermordeten Kustos Cohen, jedoch enthält dieser keine einschlägigen Materialien.

⁴² Artikel „Bruyn, Bartholomaeus I“, in: Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1) 154–158, ebensowenig wie Artikel „Bruyn, Bartholomäus“, in: Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Johann Jacob Merlos neu bearbeitete und erweiterte Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler, hg. von Eduard Firmenich-Richartz unter Mitwirkung von Hermann Keussen (Düsseldorf 1895, ND Nieuwkoop 1966) 127–137.

⁴³ Hermann Keussen (Bearbeiter), Die Matrikel der Universität Köln 2 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde VIII/2, Bonn 1919) 255: „402,61 Lamb Braeck de Tremonia“; im folgenden zitiert: Keussen, Matrikel.

⁴⁴ Köln, Historisches Archiv, Bestand Maria im Kapitol, Urkunde 3/159 vom 4. Februar 1520. Vgl. auch Anna-Dorothee v. den Brincken, Das Stift St. Georg zu Köln (Urkunden und Akten 1059–1802) 243 u. 384 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Köln 51, Köln 1966) für 30. Juni 1523; im folgenden zitiert: v. den Brincken, St. Georg.

unbekannt, er verstarb 1538 zu Köln⁴⁵. Bracke studierte von 1489 bis 1491 in Köln, eingeschrieben in der artistischen Fakultät gehörte er zur Burse Montana⁴⁶. Dieses Studium schloß er offensichtlich mit dem Magistergrad ab. Tätig wurde er 1502 und 1506 zu Köln als Notar⁴⁷, 1507 wird er als Kanoniker am Stift St. Mariengraden angeführt, scheint jedoch diese Pfründe nicht dauerhaft wahrgenommen zu haben⁴⁸. Spätestens seit 1516 besaß er ein Kanonikat am Stift St. Andreas⁴⁹, 1520 stiftete er als Kanoniker am Frauenstift St. Maria im Kapitol seine Memorie⁵⁰. In den nachfolgenden Jahren wird er als Kanoniker an St. Andreas und in St. Maria im Kapitol mehrfach als Urkundenzeuge, Testamentsvollstrecker und Treuhänder angeführt⁵¹. Als er verstarb war er Senior in St. Andreas, der nicht nur hohe Legate für Memorien gestiftet hatte, sondern diesem Stift auch ein Klausurhaus hinterließ – ein Vorgang, der noch im 18. Jahrhundert gebührend erwähnt wurde⁵². Da er auch im Raum Dortmund testamentarisch über Eigentum verfügte⁵³, scheint seine wirtschaftliche Lage gut gewesen zu sein. Unaufklärbar bleibt sein Verhältnis zur Universität: zu ihren Professoren gehörte er nicht, über seine Pfründe an St. Andreas erscheint er jedoch in einer Bindung zu ihr⁵⁴.

Lambert Bracke wurde weder in den Kölner Ratsprotokollen aktenkundig, noch taucht sein Name in der historischen Literatur auf. Allerdings liegen keine Untersuchungen vor zur Geschichte der beiden Kollegiatstifte St. Andreas und St. Maria im

⁴⁵ Köln, Historisches Archiv, Bestand Geistliche Abteilung Nr 8, S. 279: „1507 Lambert Bracke de Tremonia. Pastor in Dortmund. † Senior 2. Jun. 1538 sep. in capella S. dionysii ...“; dto. 165: „Lambertus Bracke de Tremonia Senior Canonicus obiit 2. Jan. 1538.“

⁴⁶ *Keussen*, Matrikel 402,61: „... art.; i.e. si“ mit Anm. 61: Lambertus Braeck de Tremonia; pro facultate artium; juravit et solvit. 1491 22/6 determinavit sub magistro Valentinus. Nach *Keussen*, der alle sonstigen Quellen offenkundig ausgeschöpft hat, gehörte Bracke zur Burse Montana (M).

⁴⁷ Das Urkundenarchiv der Stadt Köln seit d. J. 1397, Inventar VII. 1481–1505 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 39, Köln 1928) 155, Nr 15077: „1502 Sept. 24 Rom ... Not. (ap. et imp.) Lambertus Brake, cler. Col. d.“ Das Urkundenarchiv der Stadt Köln seit d. J. 1397, Inventar VIII. 1506–1540 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 40, Köln 1929) 7f., Nr 15285: „1506 Mai 2 ff. ... Not. (ap. et imp.) Lambertus Bracke, cler. Col. d., in palatio ap. caus. not.; ...“

⁴⁸ *Anna-Dorothee v. den Brincken*, Das Stift St. Mariengraden zu Köln (Urkunden und Akten 1059–1817) Teil I, 144f., 152f., 268 u. 474 u. Teil II, 534 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Köln 58, Köln 1969); im folgenden zitiert: *v. den Brincken*, St. Mariengraden.

⁴⁹ Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 71 (1901) 198: „1516 Juli 12. Lazarus Rosetti, Dechant von S. Severin, ernannt ... Lambertus Brake, Kanoniker an S. Andreas ... zu Rechtsvertretern in seinem Streit mit ... Stiftsmitgliedern von S. Severin.“

⁵⁰ Köln, Historisches Archiv, Bestand Maria im Kapitol, Urkunde 3/159 vom 4. Februar 1520.

⁵¹ *v. den Brincken*, St. Mariengraden 152 f.: 1525 Mai 29 Testamentsvollstrecker; vgl. auch S. 268 u. 474. *v. den Brincken*, St. Georg 243: 1523 Juni 30 Zeuge. Köln, Historisches Archiv des Erzbistums Köln, Bestand PfA Köln, St. Maria im Kapitol A I a 56: 1533 Oktober 19: Treuhänder.

⁵² Köln, Historisches Archiv, Bestand Geistliche Abteilung Nr 8, S. 165. Vgl. dazu *Hermann Keussen*, Topographie der Stadt Köln im Mittelalter, Bd. 2 (Bonn 1910) 75.

⁵³ Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 76 (1903) 74f., Nr 449.

⁵⁴ *Hermann Keussen*, Die alte Universität Köln. Grundzüge ihrer Verfassung und Geschichte (Köln 1934); im folgenden zitiert: *Keussen*, Universität, weist Bracke in den Professorenlisten nicht nach. *Hermann Keussen* (Bearbeiter), Die Matrikel der Universität Köln 3 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde VIII/3, Bonn 1931) 623, lk. Spalte, mit 1084 führt ihn im Register unter den Universitätspfründen.

Kapitol während des 16. Jahrhunderts⁵⁵, und noch immer gilt als Standardwerk zur Geschichte Kölns die Darstellung von Leonard Ennen⁵⁶. Auch gibt es bisher keine befriedigende Aussage, warum sich in Köln weder eine reformatorische Bewegung größeren Ausmaßes etablierte noch gar die Reformation durchsetzen konnte⁵⁷. Neuere Untersuchungen (Robert William Scribner⁵⁸, Wilfried Ebbrecht⁵⁹, Clemens von Looz-Corswarem⁶⁰) lassen jedoch – trotz Abweichungen in der Bewertung einzelner Umstände – insgesamt schließen, daß sich das Beharren der Reichsstadt im römisch-katholischen Glauben nur als Ergebnis eines vielschichtigen historischen Prozesses erklären läßt. Zu dessen wichtigen Faktoren zählten eine wirksame soziale Kontrolle durch den Rat im Zusammenwirken mit den Gaffeln als der politischen Organisation, der alle Bürger angehörten, und mit anderen Funktionsträgern wichtiger sozialer Gruppen; über sie behielt der Rat das Druckereiwesen im Griff. Weitere Faktoren waren die streng altgläubige Haltung der institutionell und personell in die Stadt stark eingebundenen Universität sowie frühzeitige ‚gegenreformatorische‘ Aktivitäten, besonders einzelner Orden. Eine derartige religiöse Übereinstimmung schloß allerdings keineswegs aus, daß zwischen Bürgern und Klerus harte Spannungen bestanden.

In der Großstadt Köln⁶¹ mit ihren etwa 35 000 bis 40 000 Einwohnern, die im 16. Jahrhundert erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten durchzustehen hatten, stieß sich reichsstädtisch-bürgerliches Selbstbewußtsein an den zahlreichen geistlichen Immunitäten. 1580 bestanden neben 18 Pfarreien⁶² zusammen mit dem Dom 8 Stiftskirchen, gab es 14 Männer- und 24 Frauenklöster, etwa 55 bis 60 Konvente von Beginen sowie andere kleinere kirchliche Einrichtungen⁶³. Geistlichkeit und Orden, innerhalb der Kirche selbst hierarchisch aufgegliedert, trugen insgesamt dazu bei, daß Köln eine

⁵⁵ *Therese Adler*, Die Verfassungsgeschichte des Stiftes S. Andreas in Köln (Phil. Diss. Bonn, Bernburg 1922), und *Anna Maria Friederike Walterfang*, Studien zur Geschichte des Stiftes St. Maria im Kapitol zu Köln (Phil. Diss. Maschinenschrift, Bonn 1920) enthalten keine einschlägigen Teile.

⁵⁶ *Leonard Ennen*, Geschichte der Stadt Köln meist aus den Quellen ... 4 (Köln-Neuß 1875); im folgenden zitiert: *Ennen*, Köln.

⁵⁷ *Franz Petri* (Hg.), Kirche und gesellschaftlicher Wandel in deutschen und niederländischen Städten der werdenden Neuzeit, Einführung XI f. (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 10, Köln-Wien 1980); im folgenden zitiert: *Petri*, Kirche.

⁵⁸ *Robert William Scribner*, Why was there no Reformation in Cologne?, in: *Bulletin of the Institute of Historical Research* 49 (1976) 217–241.

⁵⁹ *Wilfried Ebbrecht*, Köln – Osnabrück – Stralsund. Rat und Bürgerschaft hansischer Städte zwischen religiöser Erneuerung und Bauernkrieg, in: *Petri*, Kirche 23–63.

⁶⁰ *Clemens von Looz-Corswarem*, Die Kölner Artikelserie von 1525. Hintergründe und Verlauf des Aufruhrs von 1525 in Köln, in: *Petri*, Kirche 65–153; im folgenden zitiert: *Looz-Corswarem*, Kölner Artikelserie.

⁶¹ *Hermann Kellenbenz*, Die Gesellschaft in der mitteleuropäischen Stadt im 16. Jahrhundert. Tendenzen der Differenzierung, in: *Wilhelm Rausch* (Hg.), Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 4, Linz/Donau 1980) 1–20; im folgenden zitiert: *Kellenbenz*, Gesellschaft. Vgl. auch *Robert Jütte*, Obrigkeitliche Armenfürsorge in deutschen Reichsstädten der frühen Neuzeit. Städtisches Armenwesen in Frankfurt am Main und Köln (Kölner Historische Abhandlungen 31, Köln-Wien 1984) 218–238.

⁶² *Kellenbenz*, Gesellschaft 11.

⁶³ *Kellenbenz*, Gesellschaft 14.

keineswegs spannungsfreie, breite gesellschaftliche Schichtung aufwies; sie erstreckte sich von dem politisch seit 1396 unbedeutend gewordenen Patriziat bis zu landwirtschaftlich tätigen Bevölkerungsteilen⁶⁴ und umschloß neben den in der ständischen Ordnung Erfassten auch unterständische Randgruppen bis hin zu jenen Menschen, die außerhalb jedweder ständischer Einbindung lebten.

Diese so komplex gesellschaftlich strukturierte und sozial differenzierte Reichsstadt wurde zu Lebzeiten Brackes 1512/13 durch einen Aufstand gegen den Rat erschüttert⁶⁵, beunruhigender für die Geistlichkeit war aber der Aufruhr von 1525. In letzterem Zusammenhang wurde unlängst durch Looz-Corswarem nachgewiesen, daß dieses Geschehen sich nicht in jenem engen Zusammenhang mit dem deutschen Bauernkrieg abspielte, wie bisher interpretiert⁶⁶; durch ihn war es „inspiriert“, aber hinsichtlich der Ziele stand es „ganz in der stadtkölnischen Tradition der Auseinandersetzung zwischen Obrigkeit und Gemeinde“⁶⁷. Im Verlauf dieses Aufruhrs ereigneten sich Ausschreitungen bedrohlichen Ausmaßes gegenüber dem Klerus⁶⁸, wurde in einer Serie von etwa 184 Artikeln der schärfste Ton gegenüber der Geistlichkeit angeschlagen⁶⁹, konnten ihre Angehörigen „um Besitz und Leben“ fürchten⁷⁰. Auch hatte sich der Rat bereit gefunden, die Forderungen der Aufrührer nach Einschränkung geistlicher Privilegien sich zu eigen zu machen und in einen Vertrag mit dem Klerus vom 30. Mai 1525 einzubringen⁷¹. Das hierin sichtbar gebrochene Verhältnis zwischen der Stadt und der Geistlichkeit hielt über Brackes Tod hinaus an, belegt beispielsweise im erneuten vertraglichen Zusammenschluß der Kölner Stiftskirchen und Benediktinerabteien von 1540 zur Abwehr der Beschränkungen ihrer Freiheiten hinsichtlich Akzise und Zöllen, wie sie ihnen 1525 aufgezwungen worden waren⁷². Unbeschadet dieser Auseinandersetzungen trafen sich dennoch Rat und Klerus in harten Reaktionen auf die Reformation. Hatten offenbar 1525 lutherische oder allgemein evangelisch-reformatorisch beeinflusste Forderungen keine bemerkenswerte Rolle gespielt⁷³, so fanden danach die neuen Lehren in Köln spürbare Resonanz⁷⁴. Evangelische Re-

⁶⁴ Kellenbenz, Gesellschaft 11.

⁶⁵ Toni Diederich, Revolutionen in Köln 1074–1918 (Köln 1973) 46–53; im folgenden zitiert: Diederich, Revolutionen. Clemens von Looz-Corswarem, Unruhen und Stadtverfassung in Köln an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in: Wilfried Ebbrecht (Hg.), Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 9, Köln-Wien 1980) 53–97.

⁶⁶ Diederich, Revolutionen 54. Vgl. u. Anm. 72.

⁶⁷ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 100.

⁶⁸ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 73.

⁶⁹ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 91–97.

⁷⁰ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 74 mit Anlage II, 103–113.

⁷¹ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 74 f. mit Anlage III, 113 f.

⁷² Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 76 (1903) 71, Nr 423: „1540 Okt. 26. Die benannten Kölner Stiftskirchen und Benediktinerabteien vereinigen sich wiederholt zum Widerstand gegen die seit dem süddeutschen Bauernkrieg von 1525 auch von der Stadt Köln ausgeübte Beschränkung ihrer Freiheiten hinsichtlich der Accisen und Zölle.“

⁷³ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 97 u. 99.

⁷⁴ Looz-Corswarem, Kölner Artikelserie 101. Ennen, Köln 291–309, bes. 305 f. Vgl. auch Scribner (wie Anm. 58) und Arnold Stelzmann, Illustrierte Geschichte der Stadt Köln (Köln 1976) 182 f.

gungen verursachten sogar in der Universität einige Unruhe, die u. a. zur Folge hatten, daß sie stark an Bedeutung verlor⁷⁵. In diesen Jahren, in denen darüber hinaus besonders in Köln auch das Geschehen zu Münster und generell die Täuferbewegung stark beunruhigten⁷⁶, wurden ‚Die drei Stände der Christenheit‘ gestiftet.

Daß Lambert Bracke als Stifter tätig geworden sei und Bartholomäus Bruyn veranlaßte, die ‚Drei Stände‘ zu malen, bleibt eine These von Firmenich-Richartz, die bisher nicht über Nachweise verifiziert werden konnte. Die verschiedenartigen anderweitigen Stiftungen des Kanonikers, die Kölner Handhabung eigener Verbildlichung auf diesem Wege und die Aufnahme des Apostels in die Darstellung lassen jedoch einen derartigen Auftrag gut möglich erscheinen. Bedeutungs- und historischer Dokumentensinn des Werkes sind allerdings weniger an die Person eines mutmaßlichen Stifters gebunden als verhaftet der sozialen Wirklichkeit, wie sie jedweder Kleriker erlebte, der sich weiterhin zur überlieferten Kirche uneingeschränkt bekannte und an tradierten gesellschaftlichen Verhältnissen festhalten wollte.

Während die Zuschreibung des Stifters an die Person von Lambert Bracke nicht voll gesichert ist, ist sicher, daß ‚Die drei Stände der Christenheit‘ von Bartholomäus Bruyn d. Ä. gemalt worden sind. Bruyn war im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts ein gefragter Maler mit Wohnsitz, eigenen Häusern und größerem Werkstattkreis in Köln, der schon früh städtischer Ämter für würdig befunden und 1549 zum Ratsherrn gewählt wurde⁷⁷. Seinen malerischen Ruhm hatte der Hochaltar für das adelige Damenstift Essen begründet⁷⁸, und Altaraufträge hat er zeit seines Lebens wahrgenommen. Gefragt war er aber vor allem in Köln und am ganzen Niederrhein als Porträtmaler⁷⁹, außerdem scheint er direkt für den Handel gearbeitet zu haben. Seine Auftraggeber für Porträts waren zu einem großen Teil Angehörige des reichen Kölner Bürgertums, die in vielen Fällen über „einen entwickelten Kunstsinn und auch wohl ein eigenes Urteilsvermögen“ verfügten⁸⁰. Angehörige des Klerus gehörten kaum zu seiner Porträtkundschaft, was vor allem darin begründet gewesen zu sein scheint, daß es in Köln noch Gepflogenheit war, sich als Geistlicher nur im Stifterbildnis darzustellen⁸¹. Auftraggebern und ihrem Porträtisten scheint weitgehend gemeinsam gewesen zu sein, daß sie die Reformation kaum in ihren Bann schlug, sie vielmehr am traditionellen Glaubensverständnis festhielten⁸². Als Beleg für einen Einsatz des „konservativen Katholiken“⁸³ Bruyn in Auseinandersetzung mit der Reformation ist auf ‚Die Ver-

⁷⁵ Ennen, Köln 667. Keussen, Universität 83–86. Willebad Paul Eckert, Kleine Geschichte der Universität Köln (Köln 1961) 101–105.

⁷⁶ Ennen, Köln 318–358.

⁷⁷ Tümmers, Altarbilder 13 f.

⁷⁸ Tümmers, Altarbilder 13.

⁷⁹ Hildegard Westhoff-Krummacher, Barthel Bruyn der Ältere als Bildnismaler (Kunstwissenschaftliche Studien 35, o.O. 1965); im folgenden zitiert: Westhoff-Krummacher, Bruyn. Zum Handel Tümmers, Altarbilder 12.

⁸⁰ Westhoff-Krummacher, Bruyn 49–53, bes. 51.

⁸¹ Westhoff-Krummacher, Bruyn 49 f.

⁸² Tümmers, Altarbilder 44.

⁸³ Tümmers, Altarbilder 28.

suchungen Christi' zu verweisen⁸⁴ – auch wenn es sich nur um eine Arbeit mit Werkstattbeteiligung handeln sollte: der Versucher ist mit zwar groben, aber unübersehbaren Gesichtszügen Martin Luthers dargestellt. Anreger und wohl unmittelbarer Auftraggeber dieses wahrscheinlich von einem unbekannten Bischof gestifteten Bildes und damit der Verteufelung des Reformators war der gegenreformatorisch tätige Karmeliter-Provinzial Everard Billick⁸⁵.

Aus den biographischen Daten von Auftraggeber und Maler der ‚Drei Stände der Christenheit‘ läßt sich folgern, daß beide primär und unmittelbar geprägt waren durch ihre religiöse Einbindung in den allumfassenden überlieferten christlichen Glauben der römisch-katholischen Kirche, ihn aber gefährdet sahen und zu erhalten gewillt waren. Ihr politisches und soziales Bewußtsein ergab sich einerseits aus ihrem gemeinsamen Leben in einer reichen, wirtschaftlich allerdings nicht krisenfreien Reichsstadt mit Gewerbe und Handel, die sich von den sozialen Wirren des weiteren Umfeldes kaum unmittelbar gefährdet fühlte. Andererseits spielten ihre unterschiedlichen innerstädtisch-gesellschaftlichen Erfahrungen eine Rolle – im Falle Brackes die durch Vertreter aller Teile der Kölner Bevölkerung, einschließlich des Rates, als bedroht erlebten Existenzsphäre des Geistlichen, im Falle Bruyns die bürgerlich anerkannte, aber von kirchlichen Aufträgen und von der Erfüllung der Vorstellung seiner Kunden abhängige Lebensrealität des Malers. In den sozialen Erlebnissen des Kanonikers wurzelte die geistig-seelische Disposition, traditionellen Status und Besitzstand zu verteidigen; Errungenes – gesellschaftliche Stellung ebenso wie ökonomischen Stand – zu sichern, mußte ebenfalls eine zentrale Zielsetzung des Malers sein. Demnach waren beide Männer zwar von der unterschiedlichen Mentalität ihrer jeweiligen sozialen Bezugsgruppe geprägt, besaßen jedoch ein übereinstimmendes religiöses Bezugssystem, auf dessen Grundlage sie sich in deckungsfähiger Einstellung zum Auftrag finden und dadurch zu einem ebenso ‚ideologisch‘ als auch künstlerisch überzeugenden Werk gelangen konnten.

Die ‚Drei Stände der Christenheit‘ werden konzeptionell wesentlich vom Auftraggeber bestimmt worden sein. Auch wenn er kein ‚Universitätslehrer‘ gewesen sein sollte, dürfte der Kanoniker gängige Literatur seiner Zeit gekannt haben. Zu ihr zählte die ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger – eine astrologisch-prophetische Schrift, gedruckt erstmals 1488 und bis 1587 in wahrscheinlich 42 Ausgaben erschienen, davon zwischen 1526 und 1530 allein 13 Drucke⁸⁶. Zu dieser Häufung nach

⁸⁴ Leinwand, H. 184 cm, B. 119 cm; ohne Signatur und Datum, in: Rheinisches Landesmuseum Bonn, Inv.-Nr 58.3. Dazu Ingeborg Krueger, Die Versuchungen Christi, in: *Rheinisches Landesmuseum Bonn, Gemälde bis 1900* (Kunst und Altertum am Rhein 111, Köln-Bonn 1982) 123 f. mit Abbildung; dies., Aus dem Depotschlaf erweckt. Barthel Bruyn: Die Versuchungen Christi, in: *Das Rheinische Landesmuseum 3* (1975) 35–38 mit Abbildung; Tümmers, Altarbilder 107, Nr A 166 mit Abbildung.

⁸⁵ Carl Corsten, Geschichte des Kollegiatstiftes St. Georg in Köln, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein* 146/147 (1948) 100 f. Krueger, Versuchungen 35 f.

⁸⁶ Dietrich Kurze, Johannes Lichtenberger († 1503). Eine Studie zur Geschichte der Prophetie und Astrologie (*Historische Studien* 379, Lübeck-Hamburg 1960) 56 u. 81–84, Bibliographie der Lichtenbergerausgaben der Pronosticatio, Nr 21–33; im folgenden zitiert: Kurze, Lichtenberger.

1525 mag reflektierendes Nachdenken über den Bauernkrieg ebenso beigetragen haben wie die Möglichkeit, besonders aus den Kapiteln 32 bis 34 der Heidelberger Ausgabe von 1490 oder den Kapiteln 31 bis 33 des Wittenberger Druckes der *Pronosticatio* Weissagungen zu Luther entnehmen zu können⁸⁷. Lateinische Fassung und deutschsprachige Übersetzung wurden 1526/28 auch zu Köln von Peter Quentel in vier Drucken verlegt⁸⁸. Die Kölner Ausgaben von 1528 enthalten in der lateinischen Fassung 38 Holzschnitte von Anton Woensam⁸⁹, deren fünftem (Abb. 4) – einschließlich Titelfassung – die wohl ursprüngliche Anweisung Lichtenbergers für die Bildgestaltung⁹⁰ in leicht abgeänderter Form als Überschrift ‚Saluator dicens summo pontifici, tu supplex ora, Imperatori, tu protege, Rustico, tuque labora‘ vorangestellt ist⁹¹. Derselbe Holzschnitt findet sich auch in dem deutschsprachigen Druck mit der Überschrift ‚Hie stehet vnser Seligmacher spricht zum Bapst/Du solt beten. Zum Keyser. Du solt beschirmen. Vnd tzum Bawrn/Du solt erbeiten‘ (Abb. 5)⁹². Als Übersetzer war derselbe Stephan Rodt tätig, der die Wittenberger Ausgabe von 1527 bei Hans Lufft verdeutscht hatte (s. u. S. 298) – eine Tatsache, die hier nur vermerkt werden kann unter Hinweis auf die Benutzung des Begriffs ‚Seligmacher‘ für Christus, im übrigen eigener Analyse und Erklärung bedarf⁹³.

Vom Holzschnitt her steht dem Wittenberger Druck das Bild näher, das sich in der lateinischen Fassung findet, die zuvor 1526 ebenfalls bei Peter Quentel in Köln erschienen war (Abb. 6)⁹⁴. In einer dieser Kölner Ausgaben vermutet Krueger die konkrete Anregung⁹⁵.

⁸⁷ *Kurze*, Lichtenberger 57–62.

⁸⁸ *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 23, 27, 28 u. 29.

⁸⁹ *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 27: *Pronosticatio Johannis Liechtenbergers, iam denuo sublati mendis ...*, Köln Peter Quentel Januar 1528 (Fundorte: USB Köln, Sign.: RhKG 667; SB München, Sign.: Astr. P 84ⁿ) Bogen B, 4b: 44 × 67 mm. Vgl. dazu: Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Johann Jacob Merlos neu bearbeitete und erweiterte Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler, hg. von *Eduard Firmenich-Richartz* unter Mitwirkung von *Hermann Keussen* (Düsseldorf 1895, ND Nieuwkoop 1966) 987 ff., bes. 988. Zu Woensam s. *Hans Kisky*, Woensam, in: *Thieme-Becker*; *Allgemeines Lexikon* (wie Anm. 1), Bd 36 (Leipzig 1947) 165–168.

⁹⁰ Vgl. *Kurze*, Lichtenberger 32.

⁹¹ Zum Spruchvers s. u. S. 299 mit Anm. 108.

⁹² *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 28: Die Weyssagunge Johannis Liechtenbergers deutsch tzu gericht mit vleyss ..., Köln Peter Quentel 1528 (Fundort: SB München, Sign.: Astr. P 84^o) fol. B Vⁿ/B VI^r 44 × 67 mm. Der Holzschnitt ist in der Ausgabe zweimal enthalten.

⁹³ S. u. Anm. 105. Vgl. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd 23 (Weimar 1901, ND Graz 1964) 1–12: Vorrede zu ‚Die Weissagung Joh. Lichtenbergers deutsch zugericht‘. 1527, u. *Kurze*, Lichtenberger 57–62.

⁹⁴ *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 23: *Prognosticatio Johannis Liechtenbergers, quam olim scripsit super magna illa Saturni ac Jovis connunctione ...*, Köln Peter Quentel Mai 1526 (Fundort: SB München, Sign.: 4^o Astr. P 255) 115 × 110 mm. Dieser Holzschnitt findet sich auch in *Kurze*, Lichtenberger 82, Nr 21: *Practica meyster Johannem Liechtenbergers ... uff ein newes getruckt mit seinen vil seltzamen figuren*, o. O. 1526 (Fundort: SB München, Sign.: 4^o Astr. P. 255/Beibd. 1) fol. 8ⁿ/9^r: 115 × 110 mm, und in *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 24: *Prognostica Joannis Liechtenbergi*, o. O. Juni 1526 (Fundort: SB München, Sign.: 4^o Astr. P. 256) fol. VIIIⁿ/IX^r: 115 × 110 mm. In der Gestaltung des Spruchverses weichen die Drucke voneinander ab.

⁹⁵ *Krueger*, Stände 114.



Abbildung 1: Bartholomäus Bruyn der Ältere: Die drei Stände der Christenheit. Köln, etwa 1530–1540. Fundort: Rheinisches Landesmuseum Bonn.

Von Adelichem vrsprung / Das XVI. Capitel.



Freud. Ich hab einen adelichen vrsprung. Vernunft. Geistu widerumb narren wercke nach/was geets dich an. Freud. Mein stam ist alt vñ erwirdig. Vernunft. Ein lächeriger Rome ist / sich als frembden dingen zu glorieren/der Anherren wol verdienst sind vngeratner kind marck zeichē/nichts anders eröffnet mehr der absteygē den mackeln/dann der voreltern schein vñ eere / Offt hat einem die tugent eines andern nutz zūtragen/du nemeß daß wares lob vñ dem so eigen dein ist/bedarffestu von kaimem andern wartē. Freud. Groß ist d̄ Adel meiner voreltern. Vernunft. Ich wolt vil lieber/das andere durch dich/daß du durch andere erkant werest/daß rumb thūn du auch etwas/ deshalß du Edel seiest/daß wo dise nichts lobwirdiges

gethon hetten/weren nimmer mehr Edel worden. Freud. Vil ist der klarheyt meines plūts. Vernunft. Ein yedes plūt/ist gar nahent ein sārbig / ob aber vñleicht eins daß das ander klärer erfunden wūrdet/thūt nicht der Adel / sonder die gesuntheit. Freud. Groß ist die klarheyt meiner eltern. Vernunft. Wie wann dein dunkelheit grösser weret/ir nemet den leib allwegen/vñnd den erbthail offft vonn den eltern/Ein vatter aber/ob der die schon hat/pringt seltenn die klarheit inn dem sone / Der so sye aber nicht hatt/sichtß bey weylenn im Sun/Wie fürtreffennlicher was Cesar / dann sein vatter / **Wienil**

Abbildung 2: Holzschnitt 'Ständebaum' vom Petrarcameister zu Franciscus Petrarcha 'Von der Artzney bayder Glück / des guten vñd widerwertigen'. Augsburg, Heinrich Steiner 1532 (s. Anmerkung 136).

**Nic debet stare Saluator dicere summo pōtifici. Tu supplex
ora Imperatori Tu protege Rustico Tuq3 labora**



Abbildung 3: Holzschnitt vom ‚Meister h‘ zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Heidelberg, Heinrich Knoblochster 1488/1490 – Mainz, Jakob Meydenbach 1492. Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkungen 97–99).

¶ Saluator dicens summo pontifici,
tu supplex ora, Imperatori, tu pro
tege, Rustico, tuq; labora.



E legentium aures obtundam, &
animis ipsorum molestus fiam, di
uido præsens opusculum in tres p
tes principales, ut ubi fortasse opus
fuerit subdivido illas, ut legentes percipiant,
audientes intelligant quomodo illa inferiora
a superioribus regantur
¶ In prima particula docebo qualiter nauicu
la sancti Petri inter huius sæculi procellas &

Abbildung 4: Holzschnitte von Anton Woensam zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Köln, Peter Quentel 1528. Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkung 89).

turbines patietur cum suis diuisionibus. Tu
supplex ora pro cuncto populo catholico.
¶ In secunda declarabitur sacrum imperium,
quomodo sæcularitas se habebit Tu protege
armata manu.
¶ In tercia docebitur status Laicalis membra
tim diuisus, Tu labora ut sustētes eisdem, &
sic nullus excluditur.

¶ Summus pontifex cum Cardi
nalibus.



etliche grosse Coniunctiones/ vnd zusammen laufe
fung der Planeten/ so sich in vergangner zeit be
geben haben/ wilcher bedeutung nach etlicher mei
nung/ bis auff diese zeit sol weren.

¶ Der groisse vmb lauff des hymels/ der den na
men hat von der Coniunction die fur der sündflut
wareist von grad zu grad/ vnd fuß vor fuß zu de
ro grad des lewens/ des. xij. minutos/ lang saz vnd
ferlichen komen. Des selbigen vmb lauffes Regi
ment vnd gubernation ist von rechte zuurteilt dem
Mon vnd hat seine macht angenommen/ vnd der
grad der direction ist gefurt vnd komen zu de sunf
entheil der Wage/ vnd besytet die selbige/ vnd der
elbigen teyl zeucht ym der Monne zu. Aber von
die grossen Coniunctiones/ die da bedeut haben/
als man sagt/ die zukunfft vnser heylandes vnd
seligmachers Christi/ ist es also gerhan gewesen/
das der fortgang oder folgung des auff steigende
zeichens des selbigen iares gekommen sei/ bis zu de
xij. grad der Wage. Aber die folgung des orts/ da
die Coniunction inne gewesen ist/ ist gebracht in de
xix. grad des Widder/ vnd wird alda auffgenom
men. Vnd der grad der direction ist von dem Asce
dente bis zu dem. xij. grad/ des Sco: pions geko
men/ wilchen Dennis zurteylet

Wie stehet vnser Seligmacher
spricht zum Papst/ Du solt beten. Zum Keyser/ Du
solt beschirmen. Vnd zu Bawen/ Du solt erbeit.



Auff das ich die leser nit tenbe noch sye
verdießlich mache/ so wil ich diß buch
lein teyle in drey furnemiste teyl/ vnd
wo es von nöten sein wird/ die selbige
noch forder teylen/ auff das die/ so es le
sen/ vernemen/ vnd die so es hören/ verstehen mü
gen/ wie die. e. vnterste dinge von den obersten re
girt werden. Im ersten teyll wil ich anzeigen/
wie S. Petrus schif lyn vnter der vngestummeitz
vnd trubfall dieser welt vil leiden wird/ vnd das
stuck den ferner teylen. Vnd das gehet nu daroff/
das dioben gesagt ist zum Papst. Du solt fleysig
bitten fur das ganze Christliche volck. Im and
teil/ vnter gesagt werden von de heiligen Römischen
reich/ nemlich wie sich die weltliche Oberkeit haltē
soll/ Zu der wird geredt/ Du solt das volck schutzē

Abbildung 5: Holzschnitt von Anton Woensam zur ‚Weyssagung‘ des Johannes Lichtenberger. Köln, Peter Quentel 1528. Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkung 92).



E legētiū aures obtundam, & animis ipſorum moleſtus ſiam, diuīdo præſens opuſculum in tres partes principales, ut ubi fortasſe opus fuerit ſubdiuīdo illas, ut legentes percipiant, audientes intellicant quomodo illa inferiora à ſuperioribus regantur.

In prima particula docebo qualiter nauicula ſancti Petri in-
C

Abbildung 6: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Köln, Peter Quentel 1526 (sowie andere Drucke). Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkung 94).

**Hic fac Saluator dicens: sumo pontifici: Tu supplex
ora: Imperatori: Tu prorege: Rustico: Tuq; labora**



Abbildung 7a: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Modena, Domenico Roccociolo um 1490. Fundort: Gutenberg-Jahrbuch 1930, Abb. S. 137 (s. Anmerkung 100).

dū deuoluē loci quoq; coniunctionis perfectio ad .xix. arietis gra-
dū deriuatus ibidē recipit gradus directionis ab ascendente ad .xii.
Scorpionis gradum peruenit; cuius Venus diuisor est.

¶ Hic stat Saluator dicens: ſūmo pontifici: Tu ſupplex ora: Im-
peratori: Tu protege: Ruſtico: Tuq; labora.

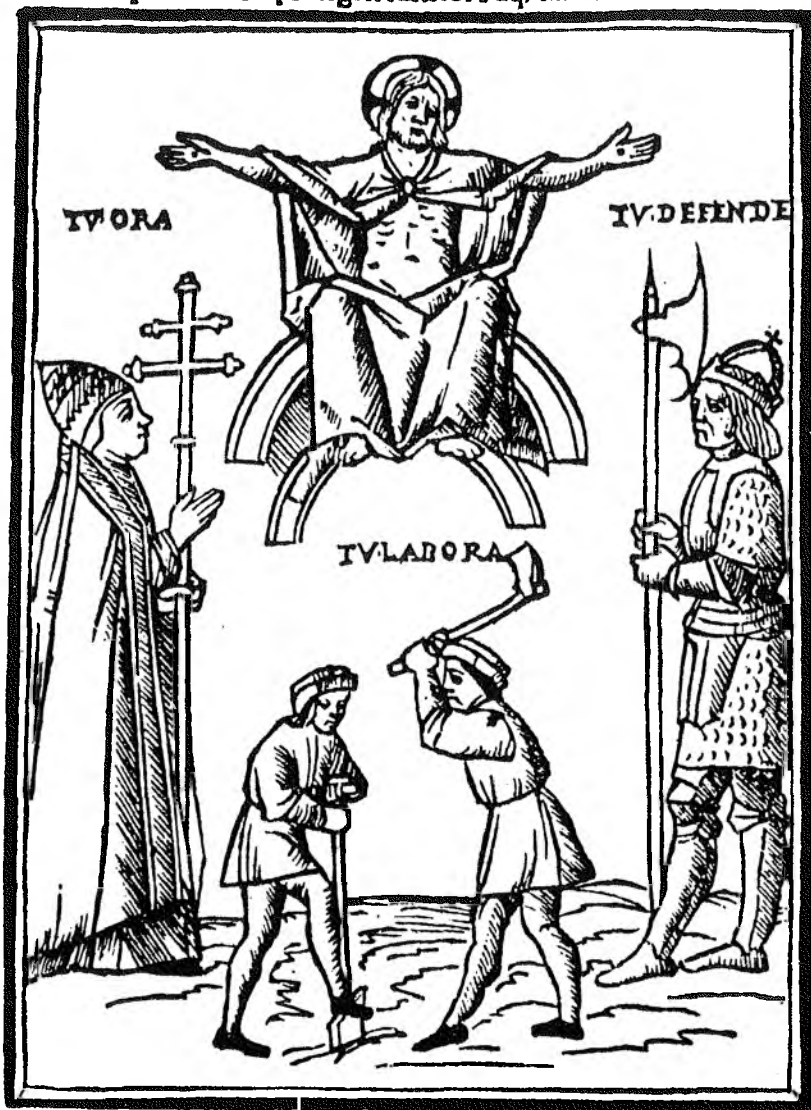


Abbildung 7b: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Venedig, Nicolò e Domenico dal Gesù 1511. Fundort: Gutenberg-Jahrbuch 1930, Abb. S. 138 (s. Anmerkung 100).

**Quel seguita la figura del Salvatore che dice al Summo Pontifice . Tu
supplice ora, a lo imperatore. Tu defende, al rustico. Tu lauora.
Tu supplice ora**



Abbildung 7c: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Mailand, Joanne Angelo Scinzenzeler 1523. Fundort: Gutenberg-Jahrbuch 1930, Abb. S. 139 (s. Anmerkung 100).

libre gradum deuoluet loci quoq; functionis, pfecto ad. xij. aricns gradum deuoluetas ibidem recipitur gradus directio nis ab ascendente ad. xij. Scorpionis gradum peruenit cu; ius Aeuus diuisor est.

¶ Saluator dicens summo pontifici. Tu supplex ora
Imperatori. Tu protege. Iustico. Tuq; labora.



¶ Legentiū aures obrundā z animus ipoz molest?
n fiam diuido pñs opusculū in tres ptes pncipales
vt ubi forasse opus fuerit subdiuido illas: vt legē
tes pcpiant: audientes intelligant: quō illa inferiora a super
rioribus regunt. **¶** In pma pncula docebo qliter nauicula
sancti petri inter huius seculi pcellas z turbines patiet cum
suis diuisionibus. Tu supplex ora p cuncto pplō catholico.
¶ In scda declarabitur sacrum impcriū quō secularitas se
habet. Tu protege armata manu.

Abbildung 8: Holzschnitt von Johann Schrotbanck zur ‚Pronosticatio‘ des Johannes Lichtenberger. Straßburg, Bartholomäus Kistler 1497/1499. Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkung 102).

Der saluator am Nüchsten gericht spricht zu dem Babst vnd
 den seinen. Du solt fleißlichen beten. zum Kayser Du solt beschirmen.
 zum Bauren Du solt arbeyten.

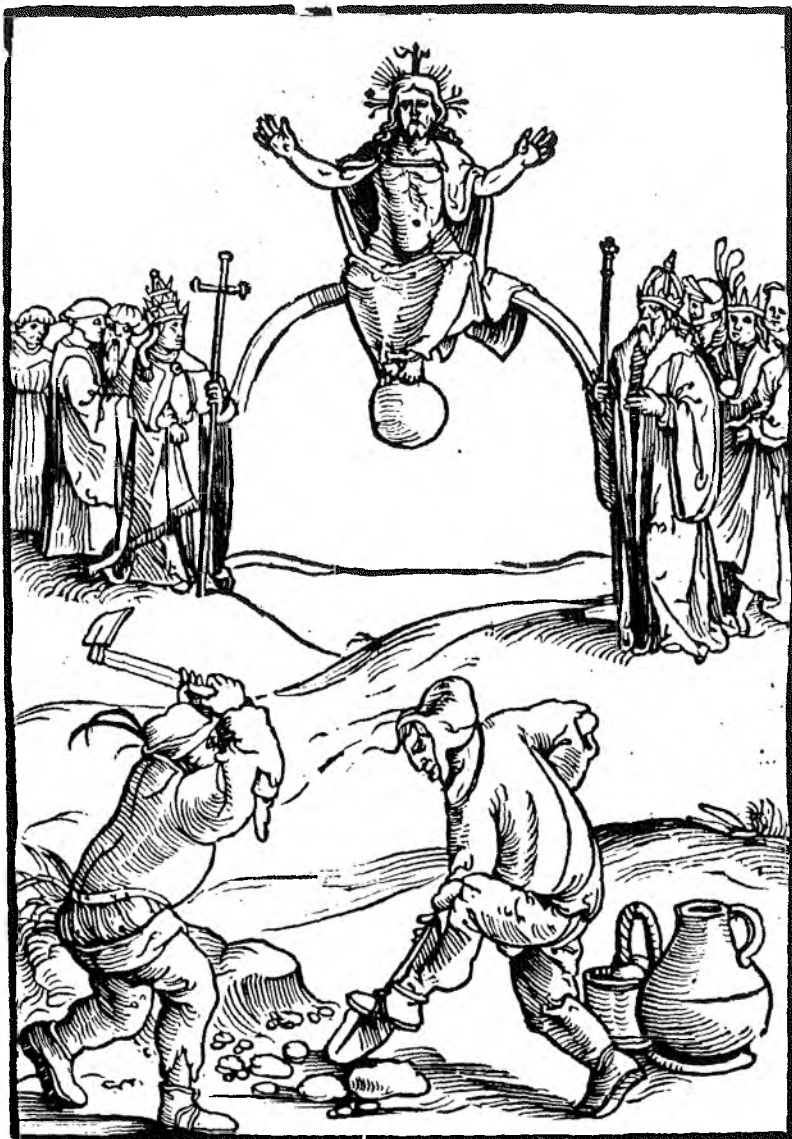


Abbildung 9: Holzschnitt von Jörg Breu dem Älteren zur „Practica und Prenostication“ des Johannes Lichtenberger. Augsburg, Heinrich Steiner ca. 1525/1526/1528/1530. Fundort: Bayerische Staatsbibliothek München (s. Anmerkung 104).

Wie stehet vnser Seligmacher
 vnd spricht zum Papst/ Du solt beten / Zum Reiser/ Du
 solt beschirmen/ Vnd zum Bawern/ Du solt arbeiten.



A Vff das ich aber die leser nicht teube noch sie ver-
 drieslich mache/so wil ich dis büchlein teilen ym
 drey furnemiste teil/vñ wo es von nöten sein wird/
 die selbigen noch forder teilen/auff das die/so es le-
 sen/vernemen/vnd die so es hören/verstehen mügen/wie diese
 vntersten dinge von den obirsten regirt werden. Im er-
 sten teil wil ich anzeigen/wie S. Peters schifflin vnter der vn-
 gestümmickheit vnd trübsal dieser welt viel leiden wird / vnd
 das stück dem ferner teilen. Vnd das gehet nu darauff/ das
 droben gesagt ist zum Papst/ Du solt vleissig bitten für das
 ganze Christliche volck. Am andern teil/ wird gesagt
 D iij werden

Abbildung 10: Holzschnitt vom ‚Meister der Jakobsleiter‘ zur ‚Weissagung‘ des Johannes Lichten-
 berger. Wittenberg, Hans Lufft 1527. Fundort: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (s. An-
 merkung 105).

LIBER VI. Fo.
 TYPVS COMETAЕ, QVI HOC
 Anno post Christ.natum M.D.XXXI. apparuit.



AN MALA QVAE COMETES
 portendit ne eueniant quoquo modo praeueniri
 & immutari queant.
 L. A. P. XVII.

S

Superest

Abbildung 11: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zu „Libri Mirabilium Septem“ des Friedrich Nausea. Köln, Peter Quentel 1532. Fundort: Universitäts- und Stadtbibliothek Köln (s. Anmerkung 107).

Otto. iij. hertzoch van Sassen Keyser tzo Rome
 Lotharins. vi. konynek van Franckreich

Coellen des hilligen Roemischen Richs gebuyr. buman. bihere.



Abbildung 12: Holzschnitt eines nicht ermittelten Meisters zur 'Cronica van der hilliger Stat van Coellen'. Köln, Johann Koelhoff der Jüngere 1499. Fundort: ND Hamburg 1982 (s. Anmerkung 127).

Alle Kölner Bilder besaßen eine generelle Vorlage in jenem Holzschnitt, der bereits in der lateinischen editio princeps enthalten war, gestaltet durch den „Meister h“ auf der Grundlage einer wahrscheinlichen Anweisung Lichtenbergers „Hic debet stare salvatoricens ...“ (Abb. 3)⁹⁶, gedruckt durch Heinrich Knoblochtzter 1488 in Heidelberg⁹⁷. Unmittelbar übernommen worden war er in die um 1490 in der gleichen Offizin erschienene deutschsprachige Ausgabe mit der Begleitformulierung „Hye sal steen der saluator als am Jungsten gericht vnnd sprechen dem bapst vnnd den synen Du salt flelichen beten Züm keyser du salt beschirmen Züm buren Du salt arbeyten“. Das Bild hat Heike Talkenberger untersucht⁹⁸. Offensichtlich vom gleichen Druckstock hergestellt findet es sich außerdem in der 1492 zu Mainz von Jacob Meydenbach gedruckten Ausgabe⁹⁹. Zugleich diente es als Vorbild für Nachschnitte in Italien – Drucke, die in Modena, Venedig und Mailand mit sich veränderndem Bild erschienen (Abb. 7A–7C)¹⁰⁰. Darüber hinaus wurde es zur Vorlage anderweitiger Verwendung der Verbildlichung funktionaler Dreiteilung¹⁰¹. Deutsche Drucker ließen den Holzschnitt ebenfalls neu gestalten, beispielsweise Bartholomäus Kistler für seine Straßburger Aus-

⁹⁶ Leo Baer, Der Heidelberger Totentanz und die mittelhessische Buchillustration des fünfzehnten Jahrhunderts, in: Alois Ruppel (Hg.), Gutenberg-Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gutenbergmuseums in Mainz (Mainz 1925) 274, mit Kurze, Lichtenberger 32.

⁹⁷ Kurze, Lichtenberger 81, Nr. 1. Zu den Drucken bis 1500 s. auch Ludovici Hain, Repertorium Bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD. Typis expressis ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratus recensentur, Bd 2 (Berlin 1925), im folgenden zitiert: Hain, hier 260 f., Nr. 10080. Die Titelangaben weichen bei Hain und Kurze voneinander ab, hier nach Kurze: Pronosticatio in Latino. Rara et prius non audita que exponit et declarat nonnullis celi influxus et inclinationem certarum constellationum magne videlicet constellationis et eclipsis que fuerant istis annis quid boni malive hoc tempore et in futurum huic mundo. Portantur durabitque pluribus annis ..., o.O., o.J. (Heidelberg Heinrich Knoblochtzter 1488; Fundort: SB München, Sign.: 2^o Inc.s.a. 789) Holzschnitt fol. 16^r: 202 × 149 mm.

⁹⁸ Kurze, Lichtenberger 81, Nr. 3. Hain 262, Nr. 10086. Vgl. Exkurs, S. 324–331.

⁹⁹ Kurze, Lichtenberger 81, Nr. 7. Holzschnitt abgedruckt in: Albert Schramm, Die Drucker in Mainz. 4. Erhard Reuwich, 5. Jakob Meydenbach, 6. Peter Friedberg (Der Bilderschmuck der Frühdrucke 15, Leipzig 1932) Tafel 124, Abb. 1102. Vgl. dazu, Kurze, Lichtenberger 32.

¹⁰⁰ Kurze, Lichtenberger 81 ff., Nr. 4, 5, 6, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 34. Die Angaben bei Kurze basieren auf Domenico Fava, La Fortuna del Pronostico di Giovanni Lichtenberger in Italia nel Quattrocento e nel Cinquecento. Con sedici Figure, in: Gutenberg-Jahrbuch 1930, 126–148; im folgenden zitiert: Fava, Fortuna. Abb. 7A: Pronosticatio in latino ..., Modena Domenico Rocciolo um 1490 (Fundort: Fava, Fortuna 136, Nr. 1 mit Abb. S. 137 = Kurze, Lichtenberger 81, Nr. 4). Abb. 7B: Pronosticatio in latino..., Venedig Nicolò e Domenico dal Gesù 1511 (Fundort: Fava, Fortuna 139 f., Nr. 7 mit Abb. S. 138 = Kurze, Lichtenberger 15). Abb. 7C: (P)ronosticatione in vulgare rara..., Mailand Joanne Angelo Scinzenzeler 1523 (Fundort: Fava, Fortuna 141 f., Nr. 11 mit Abb. S. 139 = Kurze, Lichtenberger 18). Dazu vgl. Ottavia Niccoli, I sacerdoti, i guerrieri, i contadini. Storia di un'immagine della società (Torino 1979) 56 ff. mit Abb. 4 u. 5; im folgenden zitiert: Niccoli, I sacerdoti.

¹⁰¹ Vgl. z. B. Holzschnitt auf Titelblatt in: Thomas de Ravenna (T. Giannotti), De la vera Prostitutione del Diluvio del mille e cinquecento e vintiquattro ... 1522, angeführt bei G. Hellmann, Beiträge zur Geschichte der Meteorologie. Nr. 1. Aus der Blütezeit der Astrometeorologie (J. Stöflers Prognose für das Jahr 1524) (Veröffentlichungen des Königlich Preussischen Meteorologischen Instituts 273, Berlin 1914) 56 f., dazu Abb. 9 zu Niccoli, I sacerdoti 58 f. Die Beschreibung der bäuerlichen Arbeit bei Hellmann ist unzutreffend.

gaben durch Johann Schrotbanck (Abb. 8)¹⁰², und in Augsburg wurde Jörg Breu der Ältere tätig¹⁰³. Die nach dem Bauernkrieg erschienenen Drucke variierten stark in der Bildauffassung, zwischen den Augsburger Ausgaben von Heinrich Steiner im Zeitraum zwischen 1525 bis 1530 (Abb. 9)¹⁰⁴, den Kölner Drucken bei Quentel und dem vom Meister der Jakobsleiter für die Offizin von Hans Lufft zu Wittenberg geschaffenen Holzschnitt (Abb. 10)¹⁰⁵ besteht eine bemerkenswerte Spannweite der Bildgestaltung. Die Wittenberger Verbildlichung der Vorstellung von einer funktionalen Dreiteilung steht der Bildidee des Bartholomäus Bruyn am nächsten.

Aus diesem Überblick über die Bildmateriallage läßt sich erschließen, daß die bildliche Thematisierung des Merkverses ‚Tu supplex ora – tu protege – tuque labora‘ dem Auftraggeber – oder Maler – der ‚Drei Stände der Christenheit‘ über zumindest einen Druck der Pronosticatio Lichtenbergers geläufig war. Eine derartige unmittelbare Vorlage wird demnach mit der Kompositionsabsicht Bruyns bei der Entstehung des Tafelgemäldes zusammengewirkt haben. Daß im übrigen das Drei-Stände-Motiv über die bei Kemp angeführten Beispiele hinaus weitere Verbildlichungen erfahren hat, ist von Ottavia Niccoli aufgezeigt worden¹⁰⁶. Beispielsweise wurde es 1532 in der ebenfalls zu Köln bei Peter Quentel gedruckten Schrift ‚Libri mirabilium septem‘ des nachmaligen

¹⁰² *Kurze*, Lichtenberger 82, Nr 10; *Hain* 261 f., Nr 10084: Hec practica narrat de presenti anno et sequentibus quamplurimis annis ..., Straßburg Bartholomäus Kistler 1499 (Fundort: SB München, Sign.: 4^o Inc.c.a. 1646) fol. 7^v: 83 × 111 mm. Dieser Holzschnitt auch in Ausgabe *Kurze*, Lichtenberger 81, Nr 9; *Hain* 262 f., Nr 10088: Pronosticatio zu tüetsch, die do ussdruckt was glücks und unglücks..., Straßburg Bartholomäus Kistler 1497, abgedruckt in: *Albert Schramm*, Die Strassburger Drucker II. Teil (Der Bilderschmuck der Frühdrucke 20, Leipzig 1937) Tafel 229, Abb. 1763, sowie in *Kurze*, Lichtenberger 82, Nr 11. lt. Schramm. Zu Schrotbanck s. *Paul Kristeller*, Die Strassburger Bücher-Illustration im XV. und im Anfänge des XVI. Jahrhunderts (Beiträge zur Kunstgeschichte NF VII, Leipzig 1888, ND Nieuwkoop 1966) u. *Thieme-Becker*, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1), Bd 33 (Leipzig 1936) 301.

¹⁰³ *Heinrich Röttinger*, Breu, in: *Thieme-Becker*, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1), Bd 4 (Leipzig 1910) 595, re. Spalte. So auch zuletzt *Bellot*, Augsburger Schrifttum (wie Anm. 170) 6.

¹⁰⁴ *Hain* 262, Nr 10087 (*Kurze*, Lichtenberger nicht): Dyse Practica vnnd Prenostication ist getruckt worden zu Mencz ..., o.O., o.J. [Augsburg, Heinrich Steiner, c. 1525] (Fundort: SB München, Sign.: 2^o Inc.c.a. 2728), Holzschnitt Blatt 12. 191 × 133 mm; *Kurze*, Lichtenberger 82, Nr 22: Dise Practica unnd Prenostication ist gedruckt worden zu Mentz ..., o.O. 1526 [Augsburg, Heinrich Steiner] (Fundort: SB München, Sign.: Res. 2^o Phys. m. 11) fol. 6^v; *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 30: Dise Practica vnd Prenostication Johannis Liechtenbergers ..., o.O. 1528 [Augsburg, Heinrich Steiner] (Fundort: Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sign.: 2^o Math 57) fol. 6^v; *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 32: Dise practica ..., o.O. 1530 [Augsburg, Heinrich Steiner] (Fundort: Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sign.: 4^o Math 350).

¹⁰⁵ *Kurze*, Lichtenberger 83, Nr 25: Die weissagunge Johannis Liechtenbergers deutsch zugericht mit vleys. Samt einer nutzlichen vorrede und unterricht D. Martini Luthers ..., Wittenberg Hans Lufft 1527 (Fundort: GNM Nürnberg, Sign.: 8^o Nw. 3106 b; auch in Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sign.: 4^o LD 240) Bogen D III: 83 × 102 mm. Zum Meister der Jakobsleiter vgl. *Hildegard Zimmermann*, Beiträge zur Bibelillustration des 16. Jahrhunderts (Beiträge zur deutschen Kunstgeschichte 226, Strassburg 1924) 34 mit Abb. 11, und *Thieme-Becker*, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1) 37 (Leipzig 1930) 160. *Niccoli*, I sacerdoti 58 mit Abb. 6.

¹⁰⁶ *Niccoli*, I sacerdoti 54–63.

Wiener Bischofs Friedrich Nausea verwendet (Abb. 11)¹⁰⁷. Bei dieser Verbildlichung ist an die Stelle der Bauern ein Bürger gesetzt worden – eine Bildgestaltung, durch welche eine Stadt wie Köln in der ständischen Ordnung Deutschlands eher widergespiegelt erscheint als in den fast gleichzeitig gemalten ‚Drei Ständen der Christenheit‘, jedoch kann auf sie hier nicht weiter eingegangen werden.

Die Verbildlichung des Spruchverses – er läßt sich erstmals im 14. Jahrhundert in einer Handschrift mit den Sentenzen des Petrus Lombardus nachweisen und war im 15. Jahrhundert bekannt¹⁰⁸ – in den Ausgaben der Pronosticatio muß allerdings im Kontext der Weissagungen Lichtenbergers gedeutet werden. Dietrich Kurze hat sich zwar mit den Holzschnitten befaßt, sie aber kaum in seine Analysen einbezogen, weil sie „zunächst und in erster Linie Illustrationen, sinnliche Darstellungen des geschriebenen Wortes“ zur Gestaltung eines ‚Volksbuches‘ gewesen seien¹⁰⁹. Dementsprechend findet sich zum hier behandelten Bild nur ein beschreibender Satz mit der Bemerkung in einer Fußnote, daß sich „die drei Stände Lichtenbergers ... von der hierarchischen Ständetheorie des hohen MAs her“-leiten würden¹¹⁰. Ob beispielsweise dieses ‚Ständebild‘ voll übereinstimmt mit dem Bild von ‚Gesellschaft‘, das aus Lichtenbergers Text zu analysieren ist, wurde nicht problematisiert. Seither ist der Holzschnitt von 1488/1490/1492 zwar nach der Mainzer Ausgabe mehrfach, aber nur funktional als Illustration mit höchstens allgemein gehaltenem Kommentar abgebildet worden¹¹¹. Eine Ausnahme stammt von Siegfried Epperlein, der das Bild in einem Zusammenhang mit der Pronosticatio behandelt hat¹¹². In übergreifende Beziehungen

¹⁰⁷ *Frederici Navseae ... Libri Mirabilium Septem*, Köln Peter Quentel 1532 (Fundort: UBS Köln, Sign.: W. F. V. 240) Zwischentitelblatt Buch VI: 123 × 110 mm. *Niccoli*, I sacerdoti 58 mit Abb. 8.

¹⁰⁸ *Hans Walther*, *Initia carminum ac versuum medii aevi posterioris Latinorum*. Alphabetisches Verzeichnis der Versanfänge mittellateinischer Dichtungen, Bd 1 (Göttingen 1959) 1024, Nr 19537; vgl. auch 639, Nr 12451. *Hans Walther*, *Proverbia sententiaeque latinitatis medii aevi*. Lateinische Sprichwörter und Sentenzen des Mittelalters in alphabetischer Anordnung, Teil 5 (*Carmina medii aevi posterioris latina* II/5, Göttingen 1967) 386, Nr 31755; vgl. auch Nr 24061 u. 24840. *Catalogue général des Manuscrits des Bibliothèques publiques de France. Départements*, Tome XXXVII, Tours, bearbeitet *M. Collon* (Paris 1900) 276 f., Nr 356: Pierre Lombard, *Sententiarum libri IV*, fol. 1 – *Sentences en vers latins*. Vgl. auch *Friedrich von Bezold*, *Die „armen Leute“ und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters*, in: *HZ* 41 (1879) 30.

¹⁰⁹ Kurze, Lichtenberger 29–33, bes. 29.

¹¹⁰ Kurze, Lichtenberger 19 mit Anm. 97.

¹¹¹ Zuletzt *Harry Kühnel* (Hg.), *Alltag im Spätmittelalter* (Graz-Wien-Köln 1984) 190, Abb. 237, u. *Wilhelm Hansen*, *Kalenderminiaturen der Stundenbücher. Mittelalterliches Leben im Jahreslauf* (München 1984) 58.

¹¹² *Siegfried Epperlein*, *Der Bauer im Bild des Mittelalters* (Leipzig-Jena-Berlin 1975) 126 ff. mit Abb.; *ders.*, *Bäuerliche Arbeitsdarstellungen auf mittelalterlichen Bildzeugnissen. Zur geschichtlichen Motivation von Miniaturen und Graphiken vom 9. bis 15. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* (1976/I) 202 ff. mit Abb. 5.

eingeordnet wurde es u.a. von Otto Gerhard Oexle¹¹³, Ottavia Niccoli¹¹⁴ und Jacques Le Goff¹¹⁵.

Eine Analyse im Exkurs von Heike Talkenberger zum Bild-Text-Verhältnis mit Schwerpunkt auf der Frage nach den ‚Gesellschaftsvorstellungen‘ Lichtenbergers anhand des deutschsprachigen Druckes von 1490 hat ergeben, daß sich die Aussagen des Holzschnittes und seiner Überschrift (= Anweisung) bzw. des dazugehörigen erläuternden Textes nicht voll decken mit den sozialen Ordnungskategorien innerhalb seiner Prophetie¹¹⁶. Während im Gesamttext die realen Strukturen jener vergangenen sozialen Wirklichkeit reflektiert werden – vornehmlich allerdings normativ-ethisch – läßt sich beim ‚Ständebild‘ kein empirisch-sozialer Wirklichkeitsbezug erkennen. Der Holzschnitt spiegelt vielmehr das ‚vormoderne‘, metaphysisch eingebundene mittelalterliche Nachdenken über den ‚ordo‘ „als den Inbegriff der göttlich geschaffenen, wohl gefügten Welt als eines Ganzen“ wider¹¹⁷, die Frage nach der Einheit hinter der Vielfalt seiender Dinge, danach also, wie sich das Viele und Verschiedene in seiner Vielfalt zu einem Ganzen zusammenfügt. Das Bild ist unmittelbar der mittelalterlichen Denkfigur von einer funktionalen Dreiteilung als Deutungsschema sozialer Wirklichkeit verpflichtet¹¹⁸, die nicht soziale Wandlungen, besonders die spätestens im 12. Jahrhundert eingetretene Veränderung bzw. Erweiterung über den Kaufmann zum ‚Bürgerstand‘ rezipiert hat. Ohne im vorgegebenen Zusammenhang auf das Problem des Begriffs ‚Stand‘ und generell auf die Ständeordnung überhaupt näher eingehen zu können¹¹⁹, läßt sich mit Oexle „das letzte Glied des Schemas“ als „ein negativ ausgrenzender Sammelbegriff“ deuten, der alle umfaßte, die nicht zu den beiden ersten Ständen gehörten¹²⁰. Einen derartig sozial heterogen zusammengesetzten ‚Stand‘

¹¹³ Otto Gerhard Oexle, Die funktionale Dreiteilung der ‚Gesellschaft‘ bei Adalbero von Laon. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im früheren Mittelalter, in: Frühmittelalterliche Studien 12 (Berlin 1978) 1–54, hier 51, Anm. 307; im folgenden zitiert: Oexle, Funktionale Dreiteilung.

¹¹⁴ Niccoli, I sacerdoti.

¹¹⁵ Jacques Le Goff, Les trois fonctions indo-européennes, l'histoire et l'Europe féodale, in: Annales 34 (1979) 1187–1215, hier 1202. Le Goff diskutiert vor allem Georges Duby, Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme (Paris 1978). Dazu auch Otto Gerhard Oexle, Die ‚Wirklichkeit‘ und das ‚Wissen‘. Ein Blick auf das sozialgeschichtliche Œuvre von Georges Duby, in: HZ 232 (1981) 61–91.

¹¹⁶ Vgl. Exkurs, S. 329 ff.

¹¹⁷ Werner Conze, Stand, Klasse, demnächst in: Geschichtliche Grundbegriffe 6 (Stuttgart 1987) (?).

¹¹⁸ Oexle, Funktionale Dreiteilung. Vgl. auch Otto Gerhard Oexle, in diesem Band, S. 19–51.

¹¹⁹ Otto Gerhard Oexle, Stand, Klasse, demnächst in: Geschichtliche Grundbegriffe 6 (Stuttgart 1987) (?). Wilhelm Schwer, Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters (Görres-Gesellschaft. Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 7, Paderborn 1934, 21970). Wilhelm Kölmel, Soziale Reflexion im Mittelalter (Essen 1985).

¹²⁰ Oexle, Stand, Klasse.

gleichzusetzen mit dem Begriff ‚gemeiner Mann‘ erscheint unzulässig – unbeschadet der Kontroverse um diese zeitgenössische soziale Kategorie¹²¹.

Die ‚Stände‘-Darstellung der Pronosticatio brachte weder die gegenwärtige geistlich-weltliche Wirklichkeit noch die ‚herkömmliche‘ reale Ständegliederung auf einen figürlich-anschaulichen Begriff, sondern vergegenwärtigte bildlich die tradierte Denkfür von der funktionalen Dreiteilung innerhalb der Einheit einer gottgewollten, grundsätzlich unveränderbaren Ordnung. Sie läßt sich nicht als reine Illustration deuten, sondern vereinigte in sich eine konzeptionelle Funktion für den Aufbau der Schrift mit einer Verbildlichung des Glaubens an den ‚ordo‘ und an die Notwendigkeit, die aus ihm abgeleiteten, göttlich gebotenen Pflichten zu erfüllen. Bildlich noch stärker ausgedrückt findet sich der ‚Gebots‘-Gedanke in dem Holzschnitt von Schrotbanck (Abb. 8), der in der Christus-Darstellung und in der knienden Körperhaltung von Klerus und Adel an Verbildlichungen des ‚jüngsten Gerichts‘ erinnert.

Zur Entstehungszeit des Holzschnittes hatte der Stifter der ‚Drei Stände der Christenheit‘ studiert, als er das Bild in Auftrag gab, mußten Überlieferung und Selbstverständlichkeiten seiner Jugendzeit als zumindest bedroht begriffen werden. Neben dem Geschehen im unmittelbaren sozialen Umfeld verunsicherten besonders Luthers Theologie und die reformatorischen Bewegungen¹²². Ob des Reformators Standesbegriff mit seiner spezifischen, die Sonderstellung des Klerus aufhebenden, Drei-Stände- oder seiner Zwei-Reiche-Lehre¹²³ dem Kölner Kanoniker vertraut waren, sei dahingestellt, ist auch angesichts des im Wittenberger Druck ebenfalls rezipierten überlieferten Drei-Stände-Modells kaum anzunehmen und für die Bilddeutung unwichtig. Geläufig waren ihm jedoch sicherlich die Folgerungen, die für die römisch-katholische Kirche und ihren Klerus aus der ‚Adelsschrift‘ Luthers abgeleitet wurden¹²⁴. Bekannt geworden sein könnte ihm auch die Augsburger Petrarca-Ausgabe von 1532 mit dem ‚Ständebaum‘-Bild (Abb. 2)¹²⁵.

Bei der Frage nach dem Bedeutungssinn ist außerdem zu erwägen, wer als Betrachter des Bildes angesprochen werden bzw. auf welches soziale Beziehungsfeld es einwir-

¹²¹ Oexle, Stand, Klasse. Rainer Wohlfeil, Vorbemerkungen zum Begriff des ‚Gemeinen Mannes‘, in: Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung, hg. von Hans Mommsen u. Winfried Schulze (Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien 24, Stuttgart 1981) 139 ff.

¹²² Rainer Wohlfeil, Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation (München 1982) 79–113.

¹²³ Vgl. zuletzt Peter Manns, Luthers Zwei-Reiche- und Drei-Stände-Lehre, in: Luther und die politische Welt. Wissenschaftliches Symposium in Worms vom 27. bis 29. Oktober 1983, hg. von Erwin Iserloh u. Gerhard Müller (Historische Forschungen 9, Wiesbaden-Stuttgart 1984) 3–26, u. Heiko A. Oberman, Thesen zur Zwei-Reiche-Lehre, ebda. 27–34. Vgl. auch Conze, Stand, Klasse. Zur Verbildlichung von Luthers Drei-Stände-Lehre s. Rainer u. Trudl Wohlfeil, Stände und Konfessionen. Lucas Cranach d.J.: ‚Die Predigt Johannes des Täufers‘ – Bartholomäus Bruyn d. Ä.: ‚Die Drei Stände der Christenheit‘ im Vergleich, in: Die Bildung des frühmodernen Staates – Stände und Konfessionen, hg. von Heiner Timmermann (Saarbrücken 1987).

¹²⁴ D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe 6 (Weimar 1888, ND Graz 1966) 404–469. Dazu zuletzt Karlheinz Blaschke, in: Martin Luther. Studienausgabe, hg. von Hans-Ulrich Delius, Bd 2 (Berlin/DDR 1982) 89–95.

¹²⁵ S. u. S. 308 f.

ken sollte, denn seine „komplexe künstlerische Mitteilung“¹²⁶ war kaum nur für den Auftraggeber bestimmt. In ihrem Fall zählte wohl zu den Bedingungen derartiger Kommunikation, daß der Kreis der Betrachter von vornherein begrenzt gewesen sein dürfte und vornehmlich in der sozialen Gruppe zu suchen ist, zu welcher der Stifter gehörte. Zwar ist unbekannt, für welchen Ort das Tafelgemälde bestimmt war und wo es gehangen hat, vermuten läßt sich aber beispielsweise im Falle seiner Stiftung durch Lambert Bracke ein Raum, der im Zusammenhang mit dem Kollegiatstift St. Andreas stand. Die Gemeinschaft dieser Kanoniker – oder einer ähnlichen – und ihre Einstellung zum Umfeld waren zumindest ein zentraler Bezugspunkt der intendierten Bildaussagen, aus ihrer geistigen und sozialen Orientierung ging es hervor, und ihre ‚Welt-sicht‘ gestaltete und dokumentierte es. Sie begriff sich im Dienste von Vorbereitung und Gewährleistung des ewigen Heils, weshalb das Bild nicht primär soziale oder politische Ordnungsvorstellungen vermittelte, sondern religiös geprägte. Dementsprechend ist auszuschließen, daß sich als Bedeutungssinn eine Widerspiegelung sozialer Wirklichkeit erschließen läßt. Unbeschadet dieser Aussage ist jedoch festzuhalten, daß mit dem religiösen Grundgedanken des Bildes auch soziale und politische Vorstellungen verbunden waren. Das glaubensbezogene Ideal funktionaler Dreiteilung stand zumindest insoweit in einem Bezug zur sozialen Realität als diese Ständeordnung vorbildhaft verstanden wurde für den Aufbau der Gesellschaft und aus der Idee der Heilsgemeinschaft die irdischen Aufgaben der Stände abgeleitet waren.

Die religiöse Orientierung drückt sich darin aus, daß Papst und Kaiser gemeinsam die Christenheit repräsentierten, jeweils eingebunden in einen der zwei Stände, denen Gebet und Schutz übertragen waren – in die ‚oratores‘ und ‚bellatores‘. Der Stand der ‚bellatores‘ war nicht Abbild verfassungsrechtlicher deutscher Gegebenheiten des 16. Jahrhunderts – etwa des lehnsrechtlichen Aufbaus des weltlichen Herrenstandes – und auch nicht bezogen auf das Heilige Römische Reich deutscher Nation, sondern reflektierte die Idee des ‚Sacrum Imperium‘. Solche religiöse Orientierung ermöglichte es, die reale bürgerliche Struktur Kölns unbeachtet zu lassen und den Stand der ‚laboratores‘ bildlich über zwei pflichtgetreu arbeitende Bauern zu vergegenwärtigen. Ergänzend oder sogar verstärkend kann in derartiger Verbildlichung ein Wissen dessen mitgespielt haben, daß die Reichsstadt innerhalb der Quaternionen der Reichsverfassung nicht eine der großen Städte verkörperte, sondern sich selbst als einen der vier Bauern verstand und dieses noch 1499 bildlich ausgedrückt worden war (Abb. 12)¹²⁷.

Unabdingbar notwendig erscheint, historisch zu erklären, warum sich in den ‚Drei Ständen der Christenheit‘ Standort und Größe der Bauern im Vergleich zum Holzschnitt von 1488/90/92 verändert haben. Ein derartiger Vergleich kann sich nicht auf die Bauerndarstellung beschränken, sondern muß zumindest auch hinweisen auf andere Abweichungen zwischen erstem Ständeholzschnitt und Bruyn-Bild, die als wich-

¹²⁶ Vgl. o. S. 271 mit Anm. 18.

¹²⁷ Die Cronica van der hilliger Stat van Coellen, Köln Johann Koelhoff d. J. 1499 (ND Hamburg 1982), Blatt CXLI (= falsche Seitenzählung): 193 × 136 mm. Zum Quaternionensystem vgl. zuletzt mit älterer Literatur Paul Hoffmann, Die bildlichen Darstellungen des Kurfürstenkollegiums von den Anfängen bis zum Ende des Hl. Römischen Reiches (13.–18. Jahrhundert) (Bonner historische Forschungen 47, Bonn 1982) 54–58, Hinweise zu Literatur über Kölner Bauern in Anm. 177.

tige Aussagen zu deuten sind. Wesentlich erscheint besonders, daß Bruyn himmlische und irdische Sphäre, die im Holzschnitt ineinander übergegangen waren, deutlich voneinander geschieden hat. Diese Scheidung bewahrte weiterhin uneingeschränkt den ‚ordo‘-Gedanken und seine Rechtfertigung durch Christus, schwächte jedoch die im Holzschnittbild vorgenommene Zuordnung der ‚oratores‘ und ‚bellatores‘ zu Christus so ab, daß alle drei Stände ihren Platz im irdischen Raum einnehmen. Darüber hinaus ermöglichte die stärkere Trennung, innerhalb der ‚diesseitigen‘ Sphäre Aussagen einzubringen, die sich auf den weltlichen Bereich bezogen. Eine zweite wichtige Abweichung betraf Christus: hatte er in den ersten Pronosticatio-Drucken zur Gruppe um den Kaiser geschaut, in späteren Ausgaben den Blick geradeaus gewendet, so orientierte ihn Bruyn in Richtung auf die Geistlichkeit, ohne daß Christus sie unmittelbar anschaute. Diese Änderung wird interpretiert werden¹²⁸. Drittens ist festzuhalten, daß den Holzschnitten Tendenzen zur Individualisierung der Figuren fernlagen, Bruyn dagegen Individuen darstellte, die bei einzelnen Personen auf Porträthaftigkeit schließen lassen. Indem bekannte Männer über ihr Porträt in das Bild einbezogen waren, kann es für den zeitgenössischen Betrachter die Ständeordnung nicht nur aktualisierend beschworen, sondern darüber hinaus sie in wirklichkeitsbezogener Weise anschaulich vergegenwärtigt haben. Viertens ist auch zu beachten, daß alle Vertreter des weltlichen Herrenstandes bei Bruyn als Ritter und damit als Krieger dargestellt worden sind, während sie auf den Holzschnitten in herrscherliche Gewänder gekleidet waren – mit Ausnahme des Kaisers bei Schrotbanck (Abb. 8). Der Blick in die Tiefe einer Landschaft als letzte zu benennende wesentliche Abweichung eröffnete sich allerdings nicht erstmals bei Bruyn, sondern war bereits bei Schrotbanck angelegt und im Wittenberger Holzschnitt eingebracht worden (Abb. 10), jedoch läßt sich nicht die Frage beantworten, ob derartige Ansätze Bruyn bekannt waren.

Während die angesprochenen, im übrigen keineswegs systematisch herangezogenen Holzschnitte nicht weiter behandelt werden, ist im Rahmen der Frage nach dem Bedeutungssinn der ‚Drei Stände der Christenheit‘ von der Veränderung in der Platzierung der Bauern auszugehen. Befanden sich die Bauern in den Heidelberger und Mainzer Drucken in der vordersten Bildebene und waren sie von annähernd gleicher Größe wie die Vertreter der zwei anderen Stände in der mittleren Bildebene (Abb. 3), so hatte Schrotbanck sie bereits wesentlich verkleinert, aber vorgeschoben belassen (Abb. 8). In ähnlicher Weise erscheinen sie noch in Drucken von 1526 (Abb. 6), jedoch erbrachte dieses Jahr auch einen Holzschnitt, der sich zwar auf das Muster von 1488/90/92 zurückführen läßt, in der Bildgestaltung der Bauern aber als eigenständig erweist und sie in einem beklagenswerten Zustand darstellte (Abb. 9). Kleiner als geistlicher und weltlicher Stand, jedoch in einer leicht zurückgesetzten Bildebene waren etwa gleichzeitig die Bauern von Woensam eingefügt worden (Abb. 4 u. 5). Eindeutig in die mittlere Bildebene – in halber Größe der anderen Stände – ordnete sie dagegen die Wittenberger Ausgabe ein (Abb. 10). Wenn Bruyn sie ebenfalls in der mittleren Bildebene darstellte, ergab sich diese Komposition wahrscheinlich nicht aus der Anlehnung an eines dieser Vor-Bilder, sondern wohl in erster Linie aus dem Auf-

¹²⁸ S. u. S. 305.

bau eines Stifterbildes. Auffällig ist allerdings, daß sich der Wandel in der Plazierung der Bauern in Bildern vollzog, die nach dem Bauernkrieg entstanden sind. Vor allem für die ‚Drei Stände der Christenheit‘ bleibt daher nach der Behandlung der kompositorischen Gründe zu fragen, ob sich über diesen Bildaufbau hinaus nicht eine zusätzliche Bedeutungsschicht offenbart.

Grundsätzlich räumte ein Stifterbild die vorderste Bildebene der Darstellung des Auftraggebers ein, dessen Standort gemäß spezifischem Thema dieses Bildes zugleich den Platz bestimmte, den seine soziale Gruppe und folgerichtig ihr gegenüber der andere ‚obere‘ Stand einzunehmen hatten. Dadurch ergab sich gewissermaßen von selbst, daß die Einbettung der weiteren Bildinhalte in die perspektivisch dargestellte Landschaft erst hinter den beiden in gleicher Größe eingebrachten Ständen der Geistlichkeit und der weltlichen Herren beginnt, somit die Bauern in der mittleren Bildebene ihren Platz fanden und hierbei kleiner erscheinen mußten. Zentralperspektivisches Gestalten konnte außerdem als Mittel dienen, „jedes Ding (jede Person) an den ihm gebührenden Platz zu rücken und somit eine sinnvoll geordnete, harmonische Ganzheit zu schaffen“, wobei „räumliche Beziehungen soziale Ränge wiedergeben und mehr noch anweisen“¹²⁹ können. Läßt sich unter diesen Voraussetzungen von einer bewußt diffamierenden ‚Zurücksetzung‘ der Bauern sprechen? Eine derartige Deutung scheint allerdings dadurch gestützt zu werden, daß den ‚oberen‘ Ständen ihre Aufträge durch zwei – von Bruyn als neue Elemente eingefügte – Engel vorgehalten und sie über diese himmlischen Wesen zugleich wieder an Christus herangeführt wurden, nachdem die in den Holzschnitten gegebene enge Verbindung zu ihm aufgelöst worden war. Die Bauern mußten solcher überirdischer Vermittler entbehren. Derartige Argumentation wird bereits dadurch der Boden entzogen, daß sich in die vorliegende Bildausführung schwerlich ein dritter Engel hätte einbringen lassen: Zwar ist eine andere Gestaltung denkbar, sie hätte aber zu einem weitgehend andersartigem Bildaufbau geführt. Konnte nicht, so läßt sich vielmehr fragen, die Auftragsvermittlung durch himmlische Erscheinungen – im Falle des Bandträgers in der rechten oberen Bildecke sogar eines männlich erscheinenden Engels – bedeuten, daß nicht die Bauern zurückgewiesen, sondern die beiden ‚oberen‘ Stände angesprochen und nachdrücklich ermahnt werden sollten, ihre Aufgaben und Pflichten wahrzunehmen? In diesem Falle war die zentrale Bildaussage nicht auf die Bauern, sondern auf die Geistlichkeit und die weltlichen Herren ausgerichtet.

Diese Deutung wird nachvollziehbar, wenn das Erscheinungsbild der weltlichen Herren analysiert wird. Ihr gepanzertes Auftreten scheint mitteilen zu wollen, daß sie sich ihrer Pflicht bewußt sind, kriegerische Schutzfunktionen wahrnehmen zu müssen. Die ritterlich anmutende Gewandung entspricht jedoch kaum der Rüstung eines – im Zeitalter der Landsknechte im übrigen bereits den militärischen Erfordernissen

¹²⁹ Helga Möbius/Harald Olbrich, Überlegungen zu einer sozialwissenschaftlichen Kunstgeschichte (Kunstwissenschaftliche Beiträge 13, Beilage zur Zeitschrift ‚Bildende Kunst‘ 1/82) 7.

nicht mehr genügenden – kriegstüchtigen Ritters¹³⁰. Im Vergleich zu Geistlichkeit und Bauern, deren Bekleidung aufgabenbezogen ‚einwandfrei‘ dargestellt ist, wirken die Vertreter des weltlichen Herrenstandes infolge einer Mischung verschiedenartiger Elemente mit antikisierenden Zügen bei der Gestaltung ihrer Panzerungen und Kleidungsstücke kriegerisch wenig dienstleistungswirksam angezogen¹³¹. Ihre – heute ‚theatralisch‘ ausgestaffiert wirkende – Ausrüstung ist funktional dem höfischen Leben verbunden und dem Selbstverständnis der Renaissance verpflichtet, zugleich aber ein in anderen Werken Bruyns ebenfalls nachweisbares Gestaltungselement des Künstlers. Diese bildliche Vergegenwärtigung des weltlichen Herrenstandes weicht allerdings so wesentlich von seiner Darstellung auf fast allen Holzschnitten ab, daß sie auf der Ebene des Dokumentensinnes zu reflektieren sein wird. Christus scheint mit den beiden ‚oberen‘ Ständen keineswegs zufrieden zu sein, denn sein Blick ruht nicht auf ihnen, sondern sucht den Apostel. Zwischen ihm und dem Kaiser besteht jedoch insofern eine indirekte Beziehung als sich im kristallinen Abbild des Kosmos zu seinen Füßen und im kristallinen kaiserlichen Reichsapfel ein Sonnenstrahl spiegelt: Christus bekennt sich zu Gottes Schöpfung. Während aber in dem Heidelberger Holzschnitt (Abb. 3) sich der Kaiser mit seiner Handgebärde dem Papst ‚anzuerbieten‘ schien, tritt in den ‚Drei Ständen der Christenheit‘ augenscheinlich der Papst aktiv einem Kaiser gegenüber auf, der sich in schauhafter Pose präsentiert. Sie finden nicht zueinander, denn hochgehaltener päpstlicher Schlüssel und kaiserliches Schwert stehen weder parallel noch sind sie einander zugeneigt – wie etwa in der Darstellung des Wittenberger Holzschnittes (Abb. 10). Während dort die beiden Stände am stärksten den Eindruck einheitlicher Gruppen vermitteln, formieren sie hier keine geschlossene Gemeinschaft in gemeinsamem Dienst, sondern stellen sich als jeweilige Ansammlung selbstbewußt erscheinender Personen um Kaiser und Papst dar, die deren Mittelpunktfunktionen nur bedingt ‚erkennen‘. Anstatt sich um Kristallisationskerne zu scharen, vermitteln zumindest einzelne den Eindruck, daß sie nur sich selbst der Nächste sind. Nach Tümmers haben sich Männer, die „mit Stolz ... die Würde des Standes zur Schau“ tragen „um ihrer selbst willen versammelt, sie selbst stellen sich dar, keine Aufmerksamkeit trifft den in den Lüften schwebenden Christus“¹³².

Eine derartige Vereinzelung der Gestalten innerhalb von Gruppen findet sich ebenfalls in anderen Bildern, läßt sich demnach nicht als bewußte Komposition mit dem Ziel interpretieren, einen gesellschaftlichen Zustand der eigenen Zeit zu kritisieren.

¹³⁰ Rainer Wohlfeil, Das Heerwesen im Übergang vom Ritter- zum Söldnerheer, in: *Johannes Kunisch* (Hg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit (Berlin 1986) 107–127. Vgl. auch *Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance* (Hg.), Das Ritterbild in Mittelalter und Renaissance (Studia humaniora. Düsseldorfer Studien zu Mittelalter und Renaissance 1, Düsseldorf 1985).

¹³¹ Vgl. allgemein *Reiner Haussberr*, Convenevolezza. Historische Angemessenheit in der Darstellung von Kostüm und Schauplatz seit der Spätantike bis ins 16. Jahrhundert (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse 1984, 4, Mainz 1984).

¹³² Tümmers, Altarbilder 35.

Nach Tümmers hat Bruyn beispielsweise auch im etwa gleichzeitigen Xantener Altar (1529–1534) seinen Zeitgenossen mit ähnlichen Ausdrucksmitteln ein neues Menschenideal vorstellen wollen – einen „freien, stattlichen, seiner selbst bewußt gewordenen Menschen“¹³³. Unbeschadet derartiger These bleibt die Frage, ob sich aus der analysierten Beziehungslosigkeit zumindest auf der Ebene des Dokumentensinnes Aussagen ableiten lassen.

Die Platzierung der Bauern als kleinere Figuren in der mittleren Bildebene folgte ebenfalls aus dem Interpretationsschema funktionaler Dreiteilung. Damit wird die andere Bedeutungsschicht angesprochen. Sie erscheint an jenem kirchlich ausgerichteten Modell orientiert, das beispielsweise im 11. Jahrhundert durch Humbert von Silva Candida vorgetragen worden und in den nachfolgenden Jahrhunderten offenbar nicht in Vergessenheit geraten war¹³⁴: Repräsentiert wurde die Christenheit von Klerikern und Laien, jedoch galten als ‚Laien‘ nur die weltlichen Herrschaftsträger. Diesen beiden Ständen oblag die Wahrnehmung von Leitung bzw. Schutz des dienstbaren, an aktiver Interessenwahrung innerhalb der Christenheit nicht beteiligten Volkes – des ‚vulgus‘. Daß mit dem ‚vulgus‘-Begriff passives soziales und politisches Verhalten als vorgegeben verstanden wurde, offenbart noch die Darstellung der Bauern in den ‚Drei Ständen der Christenheit‘: ausschließlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, stehen sie in keiner aktiven Beziehung zu den anderen Ständen, sind mit ihnen nur in rein kompositorischer Weise verbunden.

Bezugssystem einer derartigen Vorstellung waren nicht – neuzeitliche – Kategorien, wie ‚Staat‘ oder ‚Gesellschaft‘, sondern die übernatürliche Heilsgemeinschaft des ‚corpus Christi‘. Aus ihr wurden irdische Funktionen abgeleitet – auch die des Bauern. Sie in harmonischer Einpassung als gottgebotene Pflicht zu erfüllen, konnte schon dem mittelalterlichen Gemeinen Mann als ‚Zurücksetzung‘ erscheinen, gegen deren soziale Auswirkungen er sich in zunehmendem Maße wehrte – zuletzt im Bauernkrieg unter neuem Verständnis christlicher Lehre. Ihm zu begegnen könnte als Aussage am ehesten hinter der Wittenberger Verbildlichung gestanden haben (Abb. 10), wenngleich eine von lutherischer Seite ausgegangene Einflußnahme auf das Bild wegen dessen eindeutigem Bekenntnis zum überlieferten ‚ordo‘-Gedanken, vor allem auch seiner Darstellung des Klerus, unwahrscheinlich ist. Sie erscheint ebenso wie diese bildliche Vergegenwärtigung des Drei-Stände-Modells insgesamt der Tradition verpflichtet, und das gilt in wohl andere Intentionen ausschließendem Umfang erst recht für den Kompositionsansatz von Auftraggeber und Maler der ‚Drei Stände der Christenheit‘.

Dem tragenden Gedanken dieser Komposition lag insofern kein bewußter Rückgriff im Verständnis einer „Wiederbelebung einer mittelalterlichen Formel“ zugrunde, wenn er interpretiert wird als ausgelöst durch den Bauernkrieg, um dem Gemeinen Mann die „Gleichheit vor Gott“ zu bestreiten, ihn in seine Schranken zu verweisen oder gar ihn zu diskriminieren¹³⁵. Der Ansatz stand vielmehr in einer bildlichen Tra-

¹³³ Tümmers, Altarbilder 30 ff., hier 32 mit Katalog 84–89, A 94–A 101, u. Tafeln 189–201, bes. 196 u. 197.

¹³⁴ Tilman Struve, Die dienenden Stände im Verständnis des Mittelalters, in: HZ 236 (1983) 1–48, hier 27 f.

¹³⁵ Kemp, Segen und Fluch 27; Kemp, Stände 51.

dition, die für 1488 belegt ist, vielleicht sogar viel weiter zurückreicht, nur daß entsprechende Nachweise bisher nicht gefunden werden konnten oder daß Bilder verloren gegangen sind. Die demnach schon vor 1525 bekannte Bildkomposition wurde allerdings in der konkreten historischen Situation nach dem Bauernkrieg bewußt wieder aufgenommen und zugleich aktualisiert. Sie in Köln zeitnah zu gestalten verlangte, sie im Kontext dortigen Geschehens zu funktionalisieren. Im Zentrum entsprechender Absicht kann jedoch nicht die alleinige und zugleich schroffe Zurückweisung der Bauern durch den Auftraggeber oder durch Bruyn gestanden haben. Mit einer derartigen These läßt sich nicht verbinden, daß der Künstler ihren Arbeitsplatz über den analysierten Kompositionsbezug eines gleichseitigen Dreiecks unmittelbar mit Papst und Kaiser in Verbindung brachte und ihre Gestalten selbst in hellen Sonnenschein eintauchte. Sie erscheinen vielmehr gewürdigt im Rahmen eines tradierten Deutungsschemas funktionaler Dreiteilung, das für bestimmte soziale Gruppen keineswegs als überholt galt, sondern unbeschadet realer gesellschaftlicher Verhältnisse als Ausdruck gottgewollter Ordnung begriffen wurde. Insofern drückten die ‚Drei Stände der Christenheit‘ im unübersichtbaren Zusammenhang mit ihren glaubensbezogenen und vor allem konkreten sozialen Entstehungsbedingungen – der Bedrohung des Klerus durch antiklerikale und lutherische Bewegungen, wie die Vorgänge von 1525 und evangelische Regungen in Köln, aber auch das Geschehen zu Münster als einer furchterregenden Verbindung der radikalen reformatorischen Bewegung des Täuferturns mit Teilen des Stadtbürgertums – in erster Linie ein Bekenntnis des Auftraggebers und der ihm verbundenen sozialen Gruppen zu ihren Ordnungsvorstellungen aus. Darüber hinaus dürften ihnen auch die Aufgaben eines ‚Lehr‘- und ‚Programm-bildes‘ zugeordnet gewesen sein. Es belehrte die Bauern über ihren Platz, indem es sie eindeutig und gewissermaßen selbstverständlich den beiden oberen Ständen unterordnete, ohne dadurch ihren Stand abwerten oder gar diskriminieren zu wollen. Ihre Einordnung wurde als schlechthin gottgewollt dargestellt. Im Deutungsschema funktionaler Dreiteilung schloß der ‚negativ ausgrenzende Sammelbegriff‘ des Bauern zugleich aber den Bürger ein. Verstärkt wurde ein derartiger Zusammenhang im Falle Kölns dadurch, daß sich die Reichsstadt als einer der ‚Bauern‘ des Reiches verstand. Sie konnten oder mußten sich sogar angesprochen fühlen – und dieses nicht nur in schlicht belehrender Weise. Im anhaltenden Streit zwischen Stadt und Klerus wurde den Kölnern vielmehr programmatisch ihr ‚Platz‘ angewiesen. Eine wesentliche Aufgabe der Bauerndarstellung war demnach, den Bürgern ‚gottgewolltes‘ Verhalten des ‚dritten Standes‘ aufzuzeigen und sie nachdrücklich an ihre vom ‚ordo‘ vorgegebenen Schranken zu erinnern. Zugleich sollten die ‚Drei Stände der Christenheit‘ wohl auch und nicht zuletzt den Widerstandswillen der Geistlichkeit in den Auseinandersetzungen um die überlieferten Rechte und Privilegien stärken – waren funktional sogar ein ‚Kampfbild‘.

Intention des ‚Drei-Stände‘-Bildes war es demnach, programmatisch in das Bewußtsein einzuprägen, daß die gesellschaftliche Ordnung eingebunden war in die übernatürliche Heilsgemeinschaft, wie sie von Gott gestiftet war und in der Gott jedem Menschen während seines irdischen Daseins seinen Platz mit entsprechenden Aufgaben und Pflichten im Dienste und zum Wohle des Ganzen zugewiesen hatte,

die unter seinem Segen stand und als unveränderbar anzuerkennen war. Klerus und Obrigkeit hatten gemeinsam für sie einzutreten, sie auch wider den ‚Versucher‘ zu verteidigen. Dieses stetig bildlich zu vergegenwärtigen war die Zielsetzung des Bildes, seinen Bedeutungssinn gewann es demnach aus dem Bekenntnis des Stifters zum Überlieferten und aus der mahnenden Mitteilung, zur Gemeinschaft und Gemeinsamkeit zurückzufinden, um das Überkommene zu bewahren. Ob allerdings seine ‚Aussagen‘ begriffen oder in welcher Weise überhaupt das Bild verstanden, angenommen und rezipiert worden ist, diese Frage zu beantworten ermangelt es an Zeugnissen jedweder Art.

Unvermittelt kann das Tafelgemälde beim heutigen Bildbetrachter im Suchen nach seinem historischen Zeugniswert den Eindruck aufkommen lassen, daß es einen ‚Ideologieträger‘ darstellte, der ein rein restauratives oder gar reaktionäres Weltbild nur beschwor, um eine gefährdete Machtstellung zu verteidigen – insofern vielleicht sogar ‚unwahr‘ war. Daß seine Aussagen schon von vielen Zeitgenossen hart angefochten worden wären, erscheint unzweifelhaft. Keiner Erläuterung bedarf eine Feststellung wie die, daß seine Wertvorstellungen heute inakzeptabel sind. Sie für das 16. Jahrhundert zu bestreiten, heißt außer acht lassen, daß in dem Tafelgemälde ein Stifterbild überliefert ist, hinter dessen Aussagen ein Mensch stand, der an seiner Zeit genauso gelitten haben könnte wie viele heute unter den Bedingungen der Gegenwart. Nicht zuletzt deshalb ist das Bild ein Zeugnis, das es verdient, als historische Quelle befragt zu werden, wie es dazu beitragen kann, eine vergangene Wirklichkeit historisch zu erklären. Damit stellt sich abschließend die Frage nach seinem historischen Dokumentensinn (s. Teil III).

II

Im Jahre 1532 erschien in Augsburg bei Heinrich Steiner eine deutschsprachige, mit 261 Holzschnitten ausgestattete Übersetzung des Werkes von Francesco Petrarca ‚De remediis utriusque fortunae‘¹³⁶. Das Buch ist in zwei Teile gegliedert, dessen erster ‚Von der Artzney des Gütten Glücks‘ handelt, während der zweite sich ‚der Artzney des bösen Glücks‘ widmet.

Im 16. Kapitel des sog. Glücksbuches illustriert ein 15 × 10 cm großer Holzschnitt einen fast zweieinhalbseitigen Text mit der Überschrift ‚Von Adelichem vrsprung‘¹³⁷.

¹³⁶ *Franciscus Petrarcha*, Von der Artzney bayder Glück / des guten vnd widerwertigen. Vnnd weiß sich ain yeder inn Glück vnd vnglück halten sol. Auß dem Lateinischen in das Teütsch gezogen. Mit künstlichen fyguren durchauß / gantz lustig vnd schön gezyeret (Augsburg: Heinrich Steyner 1532; ND Leipzig/Hamburg 1984, hg. und kommentiert von *Manfred Lemmer*); im folgenden zitiert: *Petrarca*, Glücksbuch. Dieser vollständigen Übersetzung waren Teilübersetzungen vorausgegangen; dazu s. *Lemmer*, Nachwort 194. Zur Biographie Petrarcas s. *Ernest Hatch Wilkins*, *Life of Petrarch* (Chicago 1961).

¹³⁷ *Petrarca*, Glücksbuch – Das Erst Buch Francisci Petrarche / Von der Artzney des Gütten Glücks (im folgenden zitiert: I) XVII ff. Weitere ‚Ständebilder‘ z. B. I, XXXVI^f; CI^f; II, XCII^d.

Das Bild wurde vielfach in Geschichtswerken zur Illustration unkommentiert abgedruckt¹³⁸. Ausführlicher beschäftigt haben sich mit ihm Wilhelm Fraenger¹³⁹, Walter Scheidig¹⁴⁰, Ulrich Steinmann¹⁴¹ und jüngst Günther Weydt¹⁴². Auch Renate Maria Radbruch¹⁴³, Siegfried Epperlein¹⁴⁴, Franz Irsigler¹⁴⁵, Manfred Lemmer¹⁴⁶ und andere¹⁴⁷ haben es besprochen. Besonderes Interesse fand diese Ständedarstellung in der marxistisch-leninistischen Wissenschaft. Scheidig und andere Autoren interpretieren

¹³⁸ Vgl. z.B. Adolf Laube, Max Steinmetz, Günter Vogler (Autorenkollektiv), *Illustrierte Geschichte der deutschen frühbürgerlichen Revolution* (Berlin/DDR 1974, ²1982) 219; Adolf Waas, *Die Bauern im Kampf um Gerechtigkeit 1300–1525* (München 1964, ²1976) 15.

¹³⁹ Wilhelm Fraenger, *Altdeutsches Bilderbuch*. Hans Weiditz und Sebastian Brant (Leipzig 1930) 100–105; im folgenden zitiert: *Fraenger*, *Altdeutsches Bilderbuch*.

¹⁴⁰ Walther Scheidig, *Die Holzschnitte des Petrarca-Meisters zu Petrarca's Werk Von der Artzney bayder Glück des guten und widerwärtigen – Augsburg 1532 –* (Veröffentlichung der Deutschen Akademie der Künste, Berlin/DDR 1955) 60f.; im folgenden zitiert: *Scheidig*, *Petrarca-Meister*.

¹⁴¹ Ulrich Steinmann, *Der Ständebaum des Petrarkameisters. Ein Hinweis auf seine Beziehungen zu den „Böhmischen Brüdern“*, in: *Lëtopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung. Festschrift für Paul Noto*. Reihe C – Volkskunde, 11/12 (Bautzen 1968/69) 251–263; im folgenden zitiert: *Steinmann*, *Ständebaum*. Vgl. auch *ders.*, *Politische Tendenz Petrarka-Meister* (wie Anm. 161) 84.

¹⁴² Günther Weydt, *Der Ständebaum. Zur Geschichte eines Symbols von Petrarca bis Grimmelshausen*, in: *Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft IV/V* (1983) 7–25; *ders.*, *Der Ständebaum. Zur Geschichte eines Symbols von Petrarca bis Grimmelshausen* (Kurzfassung), in: *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland*, hg. von Wolfgang Brückner u.a. I (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 13, Wiesbaden 1985) 273–280.

¹⁴³ Renate Maria Radbruch – Gustav Radbruch, *Der deutsche Bauernstand zwischen Mittelalter und Neuzeit* (Göttingen ²1961) 60f.

¹⁴⁴ Siegfried Epperlein, *Der Bauer im Bild des Mittelalters* (Leipzig-Jena-Berlin 1975) 147 ff.; *ders.*, *Bäuerliche Arbeitsdarstellungen auf mittelalterlichen Bildzeugnissen. Zur geschichtlichen Motivation von Miniaturen und Graphiken vom 9. bis 15. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Wirtschafts-geschichte* (1976/I) 206f.

¹⁴⁵ Franz Irsigler, in: *Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellung zum 500. Geburtstag Martin Luthers* (Kataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Frankfurt am Main 1983) 36.

¹⁴⁶ Lemmer, *Nachwort* 203.

¹⁴⁷ Vgl. z.B. Kurt Ubrig, *Der Bauer in der Publizistik der Reformation bis zum Ausgang des Bauernkrieges*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 33 (1936), 70–125 u. 165–225, hier 222; Paul Böckmann, *Formgeschichte der deutschen Dichtung 1* (Hamburg 1949) 459f.; Hans Mielke, *Vom Leben der Stände*, in: *Bilder vom Menschen in der Kunst des Abendlandes. Jubiläumsausstellung der Preussischen Museen Berlin 1830–1980* (Berlin 1980) 243; Wilhelm Hansen, *Kalenderminiaturen der Stundenbücher. Mittelalterliches Leben im Jahreslauf* (München 1984) 59. Veröffentlichungen, die erst nach Abgabe des Manuskripts im Sommer 1985 bekannt geworden sind, wurden nicht mehr berücksichtigt, z.B. Hans-Joachim Raupp, *Die Illustrationen zu Francesco Petrarca, „Von der Artzney bayder Glueck des guten vnd widerwertigen“* (Augsburg 1532), in: *Wallraf-Richartz-Jahrbuch*, 45 (1984) 59–112; *ders.*, *Bauernsatiren. Entstehung und Entwicklung des bäuerlichen Genres in der deutschen und niederländischen Kunst ca. 1470–1570* (Niederzier 1986) 9–34, bes. 13–19. Joachim Knappe, *Die ältesten deutschen Übersetzungen von Petrarca's „Glücksbuch“. Texte und Untersuchungen* (Gratia 15, Bamberg 1986).

sie als ‚Aufruf zur Revolution‘¹⁴⁸. Von einem ‚Ständebaum‘ hat zuerst Fraenger gesprochen¹⁴⁹. Zuvor nannte ihn Theodor Musper einen ‚Stammbaum‘¹⁵⁰.

Die Bildbeschreibung¹⁵¹ ergibt, daß beide Bezeichnungen möglich sind. Fest in einen vom Holzblock vorgegebenen Rahmen eingepaßt, hat der Künstler über fast zwei Drittel einer Textseite seinen Ständebaum gestaltet. Das Bild wird durch den Baumstamm in zwei gleiche Hälften geteilt. Durch breit ausladendes Wurzelwerk und vier Aststufen gliedert es sich in fünf waagerechte Ebenen; nach oben hin verjüngt sich der Baum. Für einen Gipfel war kein Platz in der dicht mit Menschen bevölkerten Lärche oder Tanne. Eine genaue botanische Bestimmung fällt schwer, da der Baum zwar palmartige Blätter hat, doch wuchsmäßig nicht zu dieser Gattung gezählt werden kann. In seinem weitverzweigten Wurzelwerk fest verschlungen und scheinbar mit dem Baum verwachsen liegen bäuchlings links und rechts der Hauptwurzel zwei bäuerlich gekleidete Männer. Voneinander abgewendet blicken sie jeweils aus dem Bild heraus. Gequält auf seine Unterarme gestützt, versucht links ein Hirte, gekennzeichnet durch Hut, Hirtenhorn und Hirtenkeule, die er mit der Linken berührt, sich aufzurichten. In ähnlicher Haltung bemüht sich rechts ein bäuerlich gekleideter Mann

¹⁴⁸ Scheidig, Petrarca-Meister 61. Vgl. auch Karl-Heinz Klingenburg, Der Petrarca-Meister – ein Kritiker seiner Zeit, in: Bildende Kunst (1975) 125; Deutsche Kunst und Literatur in der frühbürgerlichen Revolution. Aspekte – Probleme – Positionen, hg. von einem Autorenkollektiv (Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik – Zentralinstitut für Literaturgeschichte, Berlin/DDR 1975) 107; Der Bauer und seine Befreiung. Kunst vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hg. vom Ministerium für Kultur. Staatliche Kunstsammlungen Dresden (Dresden o. J. = Katalog Ausstellung im Albertinum September 1975 bis Januar 1976) 52 f.; Ingrid Möller, A 21.2 Petrarca-Meister, in: Kunst der Reformationszeit, hg. von den Staatlichen Museen zu Berlin (Berlin/DDR 1983, Lizenzausgabe Berlin/West 1983) 69. Zitate, die diese These zu stützen scheinen, sind allerdings nicht der Ausgabe von 1532, sondern offenbar der Neuübersetzung durch Stephanus Vigilius entnommen, gedruckt 1539 ebenfalls durch Heinrich Steiner. Noch problematischer ist, daß Wolfgang Hütt, Deutsche Malerei und Graphik der frühbürgerlichen Revolution (Leipzig 1973), 188 f. u. 220 f. seine Thesen zum Petrarcameister in Abb. 81 (dazu falscher Nachweis S. 579) mit einem Holzschnitt belegt, der in dieser Form gar nicht vom Künstler stammt. Vgl. dazu Scheidig, Petrarca-Meister 7, und Lemmer, Nachwort 196. Scheidig sieht in weiteren Bildern revolutionären Inhalt gegeben, z.B. S. 134 f. und 143 f. Ernst Ullmann, Deutsche Malerei-Graphik. Kunsthandwerk 1470–1550 (Leipzig bzw. Gütersloh 1985) 108 f. mit Abb. 158.

¹⁴⁹ Fraenger, Altdeutsches Bilderbuch 100.

¹⁵⁰ Theodor Musper, Die Holzschnitte des Petrarkameisters. Ein kritisches Verzeichnis mit Einleitung und 28 Abbildungen (München 1927) 38, Nr 78; im folgenden zitiert: Musper, Holzschnitte.

¹⁵¹ Ausführlichere Bildbeschreibungen finden sich bei Fraenger, Altdeutsches Bilderbuch 100 f., Scheidig, Petrarca-Meister 61 und Steinmann, Ständebaum 251 ff. Aus Petrarcas bild- und zeichenhafter Sprache folgere ich nach der Textanalyse für den Ideengehalt des Bildes, daß der Petrarkameister Anregungen zu seinem Holzschnitt besonders auch aus folgenden Textstellen entnommen haben könnte: Petrarca, Glücksbuch I, Kap. 16: Von Adelichem vrsprung, XVII^r, Z. 7 f.; XVII^d, Z. 24 ff., 38–43; besonders XVIII^r sowie XVIII^d, Z. 2–12. Besonderes Gewicht könnte dem sich anschließenden Kapitel I, 17: Von glückseligem vrsprung, zugesprochen werden. Petrarca, Glücksbuch – Das Ander Buch Francisci Petrarche / von der Artzney des bösen Glücks (im folgenden zitiert II), Kapitel 5: Von schlechtem niderm vnd verdunckletem vrsprung, V^r, Z. 16 ff. u. V^d, Z. 1–4, 9–19, 22–26, 35–43; VI^r, Z. 6 f., 8–11, 15–33; VI^d, Z. 6 ff., 34–39; VII^r, Z. 13–16. II, Kapitel 6: Von vnbekantem vrsprung, VII^r, Z. 3 f.; VIII^r, Z. 10–15, 30–43.

mit Schlapphut und Pelerine, in den Baum noch verwurzelter als der Hirte, den Oberkörper zu heben. Die Hände bleiben fest auf die Erde gestützt, eine Forke ragt unter seinen Armen hervor.

Auf dem untersten Geäst sitzt links, schon ein wenig hinter dem Stamm, ein einfach gekleideter, bartloser junger Mann mit geöffneter Schneiderschere in der rechten Hand. Neben ihm hantiert mitten auf dem Ast ein Handwerker mit Nadel und Knie-riemen, offensichtlich ein Schuster. Unterhalb seines geschlitzten Wamses trägt er über dem Gesäß einen Beutel. Sein kurzes Haar wird von einer Mütze bedeckt. Der Rücken der hageren Gestalt ist leicht gekrümmt. Das männliche Paar auf der anderen Astseite erscheint wohlhabender in Kleidung und Aussehen. Rechts außen sitzt ein mit großem Pelzkragen auf weit ausladendem Mantel und mit Klappmütze ausgestatteter Kaufmann. Er reicht seinem Nachbarn mit der rechten Hand eine Münze. Seine Linke hält eine Geldkatze fest umschlossen. Der mit spitzem Hut und Rock bekleidete Mann zu seiner Rechten will das ihm dargebotene Geldstück ergreifen. In der anderen Hand hält er eine weitere Münze, die er prüfend betrachtet. Die beiden Händler sind etwas größer gezeichnet als die arbeitenden Handwerker. Sie berühren fast mit ihren Hüten den auf dem nächsthöheren Geäst drapierten Kurfürsten, dessen pelzbesetzter Mantelsaum beinahe bis zu den Köpfen der Bürger herunterreicht. Der bärtige Mann mit Kurfürstenhut, Hermelinumhang und Schulterkette hält in seiner Linken ein Schwert. Schräg über die Schulter gelegt, berührt es den Mantelsaum des Kaisers, der über ihm sitzt. Frontal zum Betrachter gewendet, mit abwehrender Handgebärde, hält sich links vom Kurfürsten ein junger, gräflich bekleideter Mann auf. Sein Nachbar auf der linken Astseite ist ein Kardinal, dessen langer Hirtenstab auf den Geldhändler zu weisen scheint. Links außen auf dem Geäst der hohen Geistlichkeit erhebt ein Bischof im festlichen Ornat mit kunstreich gearbeitetem Bischofsstab die linke Hand im Segensgestus. Unscheinbarer als der Kardinal gezeichnet, verschwindet er beinahe in seiner Gewandung. Die Spitze seiner Mitra berührt den pelzumrandeten Saum des über ihm thronenden Papstes. Der wohlgenährte Oberhirte der Christenheit mit Tiara und Papstkreuz nimmt schwergewichtig fast die ganze linke dritte Etage des Baumgestes ein. Hinter seiner herablassend geöffneten Hand erscheint ein kleiner König. Offenen Mundes schaut dieser auf einen zweiten König mit kleiner Statur, der als einzige Person den Stamm verdeckt und dem Betrachter seinen Rücken zuwendet. Rechts hinter ihm kommt ein dritter kleiner König, bärtig und alt, zum Vorschein. Ihn überragt, ebenfalls auf der rechten Geästseite, erhaben und würdevoll, hervorgehoben durch Bügelkrone, Szepter und Reichsapfel, ein Kaiser. Haartracht und Gesichtszüge deuten auf Maximilian I. hin.

Das oberste Geäst schließt den Ständebaum mit zwei entspannt dargestellten bäuerlichen Figuren ab. Links sitzt ein Hirte mit Kappe, Wams und gebundenen Überstrümpfen, der einen Dudelsack bläst. Hirtenhorn und -knüppel kennzeichnen ihn. Er lehnt seinen Kopf an den Stamm, streckt das rechte Bein gemütlich aus und läßt das linke despektierlich auf des Papstes Schulter aufsitzen. Während er hellwach ist, schläft sein bäuerlicher Nachbar im rechten Ast. Die Forke in der Hand und unter den rechten Arm geklemmt, läßt er beide Beine im Geäst ruhen. Hirte und Bauer tragen die gleiche Tracht wie die im Wurzelwerk Verwachsenen.

Zusammenfassend ergibt die Bildbeschreibung: 17 Personen unterschiedlichen Standes und verschiedener Größe bevölkern den Baum, jedoch kein Krieger und erst recht keine Frau. Auch wird die Gesellschaft durch den Stamm nicht in geistlichen und weltlichen Stand aufgeteilt. Hirte und Bauer im Wurzelwerk wirken größer als alle Menschen im Baum.

Der Petrarcatext, zu dem das Bild geschaffen wurde, gibt keine unmittelbaren Erläuterungen¹⁵². Mit der Initiale F beginnt in Frühneuhochdeutsch eine Zwiesprache zwischen ‚Freude‘ und ‚Vernunft‘. Die ‚Freude‘ mit ihren starren Feststellungen über ihre adlige Herkunft soll durch belehrende und begründende Argumente der ‚Vernunft‘ zur Einsicht gebracht werden: Nicht adlige Geburt ist Voraussetzung für gesellschaftlichen Aufstieg.

Den literarischen Stoff bildlich lesbar zu gestalten und zugleich mit moralischem Ideengehalt in zeitgemäßem Gewand anschaulich zu schildern, war die Aufgabe des Künstlers. Der Reißer und vermutlich zugleich auch der Formschneider der Holzschnitte ist unter dem Notnamen ‚Petrarcameister‘ bekannt¹⁵³. Über 700 Zeichnungen sind von ihm überliefert¹⁵⁴, und doch sind bisher keine schriftlichen Quellen zu seiner Person gefunden worden. Bis zu den Forschungen von Musper wurde er mit Hans Weiditz identifiziert¹⁵⁵. Musper schrieb ihm als ‚Petrarcameister‘ ein eigenständiges Werk zu¹⁵⁶. Die Versuche von Maria Gräfin Lanckorońska¹⁵⁷, den Künstler mit Hans Brosamer d. Ä. gleichzusetzen, sind kaum diskutiert worden und bei Scheidig¹⁵⁸ auf Ablehnung gestoßen. Damit bleibt die Frage nach der Namenszuweisung offen.

¹⁵² *Petrarca*, Glücksbuch I, XVII^f–XVIII^d.

¹⁵³ *Thieme-Becker*, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1) 37 (Leipzig 1950) 270 f.; Lexikon der Kunst in fünf Bänden, hg. von *Ludger Alscher* u. a. 3 (Leipzig 1975, ND Berlin 1981) 807 f.; *Lemma*, Nachwort 198; *Theodor Musper*, Petrarca-Meister, in: Kindlers Malerei Lexikon 6 (Zürich 1967) 721 ff.

¹⁵⁴ *Musper*, Holzschnitte 35–62; *Lemma*, Nachwort 198.

¹⁵⁵ *Thieme-Becker*, Allgemeines Lexikon (wie Anm. 1) 35 (Leipzig 1942) 269; zuvor *Heinrich Röttinger*, Hans Weiditz, der Petrarkameister (Studien zur deutschen Kunstgeschichte 50, Straßburg 1904).

¹⁵⁶ *Theodor Musper*, Beitrag zur Forschung über H. W., den Petrarca-Meister (Phil. Diss. Masch.-Schrift, München 1922); *ders.*, Nachlese zum Petrarkameister, in: Gutenberg Jahrbuch 1951, 110 bis 117. Vorgeschlagen wurde der ‚Notname‘ durch W. von Seydlitz.

¹⁵⁷ *Maria Gräfin Lanckorońska*, Der Petrarcameister. Eine vorläufige Mitteilung, in: Gutenberg Jahrbuch 1952, 111–120; *dies.*, Der Petrarcameister als Monogrammist H. P., in: *Stultifera Navis* 9 (1952) 128–136; *dies.*, Der Petrarcameister und die Reformation, in: *Imprimatur* 11 (1952/1953) 162–174; *dies.*, Das Lieblingsornament des Petrarcameisters, in: Gutenberg Jahrbuch 1953, 78–85; *dies.*, Selbstbildnisse des Petrarcameisters, in: *Stultifera Navis* 10 (1953) 31–35; *dies.*, Weiteres zur Identifizierung des Petrarcameisters, in: *Stultifera Navis* 11 (1954) 35–43; *dies.*, Die Burgkmair-Werkstatt und der Petrarcameister, in: Gutenberg Jahrbuch 1954, 171–180; *dies.*, Der Petrarcameister und Hans Brosamer. Ein Stilvergleich, in: Gutenberg Jahrbuch 1957, 254–263. Zu Hans Brosamer vgl. *Irene Kühnel-Kunze*, Brosamer, in: Neue Deutsche Biographie 2 (Berlin 1955) 637 f.

¹⁵⁸ *Scheidig*, Petrarca-Meister 343 f., Anm. 38. *Irene Kühnel-Kunze*, Hans Brosamer und der Meister HB mit dem Greifenkopf. Ein weiterer Beitrag zur Brosamer-Forschung, in: Zeitschrift für Kunstwissenschaft 14 (1960) 57–80, setzt sich nicht mit den Thesen von Lanckorońska auseinander.

Die Arbeit des Petrarcameisters dürfte besonders durch das Leben in der Reichsstadt Augsburg geprägt worden sein¹⁵⁹. Dieses Umfeld war 1518 speziell vom Reichstag und allgemein von der Spannung zwischen überlieferter städtischer Wirtschaftsverfassung und frühkapitalistischer Tätigkeit, von ständischer Ordnung mit starken Differenzierungen bestimmt. Zeitgemäße Stadt-Land-Beziehungen und scharfe antikerikale Tendenzen lassen sich auch im Werk des Künstlers erkennen¹⁶⁰. Steinmann¹⁶¹ hat aus mehreren Bildern starke politische Aussagen des Petrarcameisters herausgelesen. Er deutet ihn als einen „von politischen Leidenschaften“ erfaßten Menschen, der für Herzog Ulrich von Württemberg und für Kurfürst Friedrich den Weisen Partei ergriffen habe. Entschieden habe er gegen Kaiser Karl V. Stellung bezogen. Die These, daß sich aus seinen Bildern außerdem schließen ließe, der Petrarcameister habe auf der Seite der Armen und der Bauern gestanden, erscheint berechtigt.

Aus dem Ständebaum analysiert Steinmann, daß der Künstler den ‚Böhmischen Brüdern‘ nahegestanden habe¹⁶². Er sieht die beiden mit der Wurzel Verflochtenen, Hirte und Bauer, als Abel und Kain an¹⁶³. Daraus leitet er ab, daß sich auf der linken Seite des Baumes die Geistlichkeit befinde, während auf der rechten Vertreter des weltlichen Standes dargestellt seien. Die Handwerker auf dem untersten Ast interpretiert er nämlich als Laienpriester der ‚Böhmischen Brüder‘, die weder Mönche noch Priester anerkannten, ihre Gründungsväter aber als Schneider und Schuster bezeichneten¹⁶⁴. Im Ständebaum werden sie als „antifeudale Keimzelle“ begriffen¹⁶⁵. Die rechts über Kain dargestellten Kaufleute seien die von den Brüdern scharf abgelehnten Zinsnehmer und Wucherer¹⁶⁶. Hohe Geistlichkeit und Fürsten, die nicht so recht in das Schema passen, „verkörpern die Machtverhältnisse der damaligen Gegenwart“¹⁶⁷. Sie seien die Gesellschaftskräfte, die schließlich in der Zukunft überwunden sein werden, wenn „das Gesetz des Friedens“ herrschen wird¹⁶⁸. Kain und Abel verweisen auf den Ursprung der Stände und bedeuten somit die Vergangenheit¹⁶⁹. Da je-

¹⁵⁹ Geschichte der Stadt AUGSBURG. 2000 Jahre von der Römerzeit bis zur Gegenwart, hg. von Gunter Gottlieb u.a. (Stuttgart 1984, ²1985) 239–447 = Teil III, Augsburg in der frühen Neuzeit. Von der Blüte zur Krise 1490–1648, hg. von Wolfgang Reinhard.

¹⁶⁰ Vgl. z. B. *Petrarca*, Glücksbuch I, XIII^f; I, CVIII^f; I, CXXVII^f; II, CXVI^d; II, CLXXVI^f.

¹⁶¹ Ulrich Steinmann, Zur politischen Tendenz des Petrarka-Meisters. Seine Stellungnahme gegen die Wahl Karls V. und sein Verhalten zu den Ereignissen in Württemberg, in: *Forschungen und Berichte* 6 (Berlin/DDR 1964) 40–90; im folgenden zitiert: *Steinmann, Politische Tendenz Petrarka-Meister*. Bauern- und armenfreundliche Bilder u. a. s. I, XXIX^f; LXXVIII^f; CXXXVII^d. II, X^d; XIII^f; XV^f; XVI^f; LXXI^f.

¹⁶² Steinmann, Ständebaum 255–263. Zu den Böhmischen Brüdern vgl. Franz Machilek, Böhmische Brüder, in: *Theologische Realenzyklopädie* 7 (Berlin 1981) 1–8.

¹⁶³ Steinmann, Ständebaum 252.

¹⁶⁴ Steinmann, Ständebaum 255 ff. u. 259.

¹⁶⁵ Steinmann, Ständebaum 263.

¹⁶⁶ Steinmann, Ständebaum 257. Ähnliche Kopfbedeckung findet sich auch bei Juden: *Thérèse und Mendel Metzger*, Jüdisches Leben im Mittelalter nach illuminierten hebräischen Handschriften vom 13. bis 16. Jahrhundert (Würzburg 1983) 128, Abb. 175.

¹⁶⁷ Steinmann, Ständebaum 263.

¹⁶⁸ Steinmann, Ständebaum 263.

¹⁶⁹ Steinmann, Ständebaum 263.

doch eindeutige Belege für die Beziehungen des Petrarcomeisters zu den ‚Böhmischen Brüdern‘ bisher fehlen, ist Steinmanns These zwar interessant, bleibt aber weiterhin ungesichert. Licht in das Dunkel könnte die Druckereigeschichte der Offizin Grimm + Wirsung¹⁷⁰ erbringen, wenn Beziehungen zwischen ihr und den ‚Böhmischen Brüdern‘ nachzuweisen wären.

Für die Verleger Grimm und Wirsung als Auftraggeber des ‚Glücksbuches‘ schuf der Petrarcomeister zwischen 1517 und 1520 die Zeichnungen¹⁷¹. Zu seinem Berater und ‚Angeber‘ hatten sie den Straßburger Humanisten und Petrarcakenner Sebastian Brant¹⁷² gewonnen. Ihm wird entscheidender Einfluß auf die thematische Gestaltung der Bilder zugesprochen, weil der Künstler noch nicht die deutschsprachige Übersetzung benutzen konnte¹⁷³. In vielen Holzschnitten läßt sich Brants sachkundige Beratung über antike Stoffe, Anekdoten und Mythen erkennen. Wem die entscheidende geistige Leistung am Gehalt der Darstellungen gebührt, wird noch immer diskutiert. Dem Petrarcomeister sind eindeutig die detailreichen Schilderungen und Illustrationen des Alltags um 1520 zuzuschreiben, durch die das Werk zu einer kulturgeschichtlichen Fundgrube wird¹⁷⁴. Über den reichen Beispielschatz des Dichters hinaus sind trotz der Schwierigkeiten der Darstellung von These und Antithese eigene Lehrbeispiele und Symbole von dauerhafter Gültigkeit mit in die zeitgenössische und geschichtliche Darstellung eingeflossen. Nicht selten löste der Künstler meisterhaft die Schwierigkeit, humanistische Gedanken in eine Form zu kleiden¹⁷⁵, wie sie Lehr- und Lesebilder erforderten.

Das ‚Glücksbuch‘ war an eine breite Leserschaft gerichtet, doch muß dabei bedacht werden, daß nur eine bestimmte Bevölkerungsschicht in der Lage war, ein solches Buch zu kaufen. Bis heute ist nicht zu erklären, warum sich der Druck des 1521 fertiggestellten Manuskripts und der Holzschnitte bis 1532 verzögerte. Die Annahme, daß finanzielle Schwierigkeiten bei den Verlegern oder der Tod Wirsungs den Grund da-

¹⁷⁰ Zum gegenwärtigen Kenntnisstand s. *Josef Bellot*, Augsburg – Portrait einer Druckerstadt, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 17 (1970), 247–264; ders., Augsburger volkssprachliches humanistisches Schrifttum und seine Illustration 1520–1550, in: Amtsblatt der Stadt Augsburg 1982, 137 f., 141 f. u. 146; auch Sonderdruck 1982, im folgenden zitiert: *Bellot*, Augsburger Schrifttum; ders., Humanismus – Bildungswesen – Buchdruck und Verlagsgeschichte, in: Geschichte der Stadt Augsburg (wie Anm. 159) 343–357; im folgenden zitiert: *Bellot*, Humanismus.

¹⁷¹ Hierzu zuletzt *Lehmer*, Nachwort 195 ff.

¹⁷² *Petrarca*, Glücksbuch, Vorrede III. Vgl. zuletzt *Lehmer*, Nachwort 195. Zu Brant s. *Hans-Gert Roloff*, Brant, in: Theologische Realenzyklopädie 7 (Berlin 1981) 136–141, und *Dieter Wuttke*, Brant, in: Lexikon des Mittelalters 2 (München-Zürich 1983) 574 ff. Ob auch Peutinger, Vermittler zwischen Auftraggebern und Augsburger Künstlern, in Verbindung zum Petrarcomeister gestanden hat, ist eine offene Frage.

¹⁷³ *Lehmer*, Nachwort 195 f.

¹⁷⁴ Vgl. z. B. *Petrarca*, Glücksbuch I, XXI^r; LI^d; LII^d; LVIII^d; LXXXII^r; LXXXIII^r; XCIII^d; XCIX^r. II, X^d; XXIII^r; XXIII^d; LXVI^d; CXIX^d; CXXXV^d; CLXII^r.

¹⁷⁵ Beispielsweise *Petrarca*, Glücksbuch Titelblatt; Vorrede III^d; I, VI^r; XVII^r; LI^d; CV^r.

für lieferten, befriedigt nicht¹⁷⁶. Auch wenn die Zensur nicht streng gehandhabt wurde, wie beispielsweise aus dem weiteren Verlagsprogramm Grimms hervorgeht¹⁷⁷, ist zu fragen, ob der damals vielleicht brisante Inhalt des Glücksbuchtextes und der Illustrationen oder Anspielungen auf lebende Personen in den Bildern eine Drucklegung nicht ratsam erscheinen ließen. Es hätte in einer Krisenzeit mit antiklerikaler und antifeudaler Grundtendenz sicherlich nicht zur Beruhigung, sondern eher zur Erregung der Gemüter beigetragen. Wie weit die von Steinmann vertretene These, der Petrarcameister habe in Bildern des Glücksbuchs eine antihabsburgische Tendenz vertreten und sich zugunsten Herzog Ulrichs ausgesprochen¹⁷⁸, den Gegebenheiten entsprach, ja sogar eine Rolle mitgespielt habe, daß das Werk zunächst nicht gedruckt wurde, läßt sich vorerst nicht beantworten. 1532 erschien es sogar mit einem Privileg König Ferdinands¹⁷⁹, der zu dieser Zeit noch als Landesherr Württemberg regierte. Sicher war für die Druckverzögerung wesentlich, daß nach 1521 das Interesse an größeren Werken fast völlig zum Erliegen kam. Das Programm von Grimm belegt auch, daß nur noch Flugschriften und kleinere Druckwerke vornehmlich zu Fragen des angelaufenen Glaubensstreites nachgefragt wurden. In einer Zeit sozialer Unruhen, politischer Wirren und religiöser Auseinandersetzungen hätte ein Ständebaum des Petrarcameisters seinen Teil dazu beigetragen, die bestehenden Verhältnisse in Frage zu stellen.

Im Holzschnitt wird durch das Bild vom Lebens- und Stammbaum das überlieferte Baumsymbol aufgegriffen¹⁸⁰. Diesen Baum bezeichnet Fraenger als eine Lärche¹⁸¹. Petrarca selbst spricht von einem „hohen Tannenbaum“, der öfter durch die Winde geschlagen wird¹⁸². Der gleiche Baumtyp kehrt im Werk noch zweimal wieder, einmal als Baum der Athena, das andere Mal im Zusammenhang mit der Hoffnung auf Frieden¹⁸³. Wie der Baum nur ein Stück vergänglicher Natur ist, so ist es auch die Gesell-

¹⁷⁶ Karl Schottenlober, Der Augsburger Verleger Sigmund Grimm und sein Geschäftszusammenbruch im Oktober 1527, in: Der Sammler 11 (1921) 344f. Fraenger, Altdeutsches Bilderbuch 8. Lemmer, Nachwort 195f. Vgl. auch Steinmann, Politische Tendenz Petrarka-Meister 90.

¹⁷⁷ Musper, Holzschnitte 26ff. Karl Schottenlober, Philipp Ulhart. Ein Augsburger Winkeldrucker und Helfershelfer der ‚Schwärmer‘ und ‚Wiedertäufer‘ (1523–1529) (Historische Forschungen und Quellen 4, München-Freising 1921, ND Nieuwkoop 1967) 147–157.

¹⁷⁸ Steinmann, Politische Tendenz Petrarka-Meister 89f.

¹⁷⁹ Petrarca, Glücksbuch Vorspann II.

¹⁸⁰ Walther Föhl, Baum, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte 2 (Stuttgart 1948, ND München 1983) 63–90. Gerd Heinz-Mohr, Baum, in: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst (Köln 1981) 44–48. Lexikon der Kunst in fünf Bänden, hg. von Ludger Alscher u.a. 4 (Leipzig 1977, ND Berlin 1981) 654, Artikel ‚Ständebaum‘. Zum ‚Baum des Ständestreits‘ s. Abb. 110, in: Walter Prevenier/Wim Blockmans, Die burgundischen Niederlande (Weinheim 1986) 143.

¹⁸¹ Fraenger, Altdeutsches Bilderbuch 100.

¹⁸² Petrarca, Glücksbuch I, XIX^r. Im lateinischen Text wird von ‚pinus‘ gesprochen.

¹⁸³ Petrarca, Glücksbuch I, VI^r; CXXV^r. Der Vergleich zu den Kapiteln ‚Von verstand‘ (I, VI^r), ‚Von Adelichem vrsprung‘ (I, XVII^r) und ‚Von der Hoffnung des Frids‘ (I, CXXV^r) läßt auch schließen, daß ein Olivenbaum gemeint sein könnte. Im heiligen Ölbaum der Athena verbirgt sich das Zeichen des Sieges, während ihm im jüdisch-christlichen Kulturbereich eine Sinnggebung als Friedensbaum zukäme.

schaft. Der Ständebaum des Petrarcameisters ist von der Wurzel her bedroht. Die Bauern tragen, gequält und mühevoll im Wurzelwerk verstrickt, die ganze Last menschlichen Lebens und Wohlstands. Es bedarf nur einer gewaltigen Kraftanstrengung, eines Aufbäumens, daß der gesamte Baum ins Wanken gerät. Dazu brauchen Hirte und Bauer keine Waffen, sondern nur ihre natürlichen Kräfte. Damit bringen sie auch die in den oberen Ästen sitzenden Fürsten, die ihre Insignien zur Schau tragen, samt der hohen Geistlichkeit in Gefahr. Allzu tief würden die auf den untersten Ästen beschäftigten Handwerker und Kaufleute nicht fallen. Die oben im Wipfel Ruhenden, der Hirte und der Bauer, die glauben, ein ‚goldenes Zeitalter‘ mit Dudelsackpfeifen und himmlischer Feiertagsstimmung als Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben, würden abstürzen. Liegt darin nicht zugleich eine Warnung an die Bauern? Hat sich der Petrarcameister den Ausruf Petrarca zu eigen gemacht?: „sihe ... das nit yetzt die wurtzel (mit dero plüme/du wilt geziert werden) verdorret sey/Alles das jhenig so mit der zeit auffgeet/gehet nider mit derselben ...“¹⁸⁴.

Für Scheidigs These, daß „sich die Bauern mit Keule und Forke über Papst und Kaiser emporgekämpft haben“¹⁸⁵, findet sich in Bild und Text oder ohne Bildverweis kein Beweis¹⁸⁶. In dieser Gesellschaftsidee hat Krieg keinen Platz. Der Petrarcameister, der in zahlreichen Bildern die bunte Vielfalt von Streit und Auseinandersetzungen über Ritter, Landsknechte und bewaffnete Bauern eingebracht hat¹⁸⁷, verzichtete offenbar bewußt auf einen Krieger. Als scharfer Beobachter und unerbittlicher Realist schildert der Künstler im ‚Glücksbuch‘ detailreich das Wesen der Menschen. Nimmt er Petrarca wörtlich, der schreibt?: „Also wandelbar vnd vnbestendig ist die verwechslung vnd das wesen menschlicher stend/dz es veranderwaitlich sey/ains oder mehrmaln/verwunder dich nit ob schon ein ackerman zū einem Ritter wirt/oder ein Ritter hinder dem pflüg geet ...“¹⁸⁸. Bei Petrarca sind Auf und Ab im Kreislauf des sozialen Gefüges zentrales Thema. Er geht sogar noch weiter, denn er sagt, „... so du haltest den spruch Platonis/das kain künig nicht auß knechtem/kain knecht nicht auß Künigen entstehe“¹⁸⁹.

Der Petrarcameister hat Petrarca wohl verstanden. In revolutionärer Weise setzt er den humanistischen Gedankengehalt in lesbare und verständliche Botschaften um. Sie waren kein „Aufruf zur Revolution“¹⁹⁰. Ein Rütteln am Gesellschaftsgefüge seiner Zeit scheint beabsichtigt. Das Bild kündigt eher von einem Aufruf zu friedlichem Aus-

¹⁸⁴ *Petrarca*, Glücksbuch I, XVII^d. Die Metapher vom Glücksrad im Kapitel ‚Vom Adelichem vrsprung‘ (I, XVIII^f), die der Petrarcameister bildlich dreimal umsetzt (Titelblatt; I, CV^d; Titelblatt zu II), enthält auch diesen Gedanken. Im Rad der Fortuna verbindet er seine Vorstellung von den Weltläufen mit politischen Anspielungen und gleichzeitiger Kritik am Menschen seiner Zeit. Die Schicksalsgöttin Klotho (Bild I, CV^d) dreht das Rad der menschlichen Tiere, wobei ein bäuerlich gekleideter Esel (!) in die Tiefe stürzt.

¹⁸⁵ *Scheidig*, *Petrarca-Meister* 61.

¹⁸⁶ Vgl. *Lemmer*, Nachwort 203.

¹⁸⁷ Vgl. z.B. *Petrarca*, Glücksbuch I, LXIII^d; XCIX^d; CXVI^d; CXVII^d; CXVIII^d. II, XLIII^d; LXXXII^d; LXXXIII^d; LXXXIII^d; LXXXV^d; LXXXVI^f; LXXXVII^d; XCVI^f; XCVIII^d.

¹⁸⁸ *Petrarca*, Glücksbuch I, XVIII^f.

¹⁸⁹ *Petrarca*, Glücksbuch II, VI^f.

¹⁹⁰ *Scheidig*, *Petrarca-Meister* 61.

gleich der Interessen durch Kritik an sozialen und kirchlichen Zuständen. Mit Petrarca wird an Vernunft, Tugend, eigenes Erkennen, an Selbstbewußtsein, vorbildhaftes Leben, Tatkraft und Maß appelliert. Sie sind Voraussetzungen für die Veränderung menschlichen Zusammenlebens.

III

„Le XVI^e siècle est le grand siècle de l'iconographie de la société tripartite“¹⁹¹ – dieser These von Jacques Le Goff läßt sich beipflichten – wenn der Jahrhundert-Begriff nicht zu eng gefaßt verstanden wird. Indem sich die These auf graphische Umsetzungen des Drei-Stände-Modells bezieht, unterstreicht sie zugleich einerseits die augenscheinliche Einmaligkeit des Tafelgemäldes von Bruyn im Rahmen von Verbildlichungen der funktionalen Dreiteilung, andererseits die historische Bedeutung der Konzeption des Petrarcameisters.

Das Deutungsschema einer funktionalen Dreiteilung der Gesellschaft war keineswegs schon zu einer formelhaften Wendung abgesunken, sondern wurde gerade im 16. Jahrhundert aktualisiert und zur Diskussion gestellt, nicht zuletzt durch Luther. Ein ‚Abbild‘ gesellschaftlicher Verhältnisse vermittelte es nicht und wurde auch kaum so begriffen, sondern beschwor in seinen bildlichen Vergegenwärtigungen die überlieferte ‚ordo‘-Vorstellung mit ihren ethischen Normen als ‚Gegenbild‘ zum konkreten Zustand der Gesellschaft. Er war verbesserungsbedürftig, erneuern aber hieß im Verständnis der Zeitgenossen vornehmlich gestalten durch Rückgriff auf die leitenden Ideen einer als selbstverständlich richtungweisend begriffenen Vergangenheit. Sie wurde gesehen und reflektiert aus der Perspektive der jeweiligen gesellschaftlichen Lage einer sozialen Gruppe bzw. deren standesbewußter Wortführer. Das Ergebnis gleich einer idealen Vorstellung, erbrachte einen Entwurf zu einer Ordnung, die weder in der Gegenwart wiederherzustellen war – zumal sie niemals voll einer historischen Realität entsprochen hatte – noch sich zukünftig verwirklichen ließ.

Gemeinsam war beiden Bildern die zentrale Annahme, daß bäuerliche Arbeit und damit zugleich die Verfügung über und Nutzung von Land die von Gott vorgegebene Grundlage der Gesellschaft waren – von Bruyn vermittelt direkt durch den hellen Lichtschein auf den Bauern und mittelbar durch die kompositorische Beziehung zwischen Papst, Kaiser und bäuerlicher Arbeitsfläche, vom Petrarcameister bekundet durch die Einfügung der Bauern in die Wurzeln des Ständebaums. Last und Belastung der Bauern werden in beiden Bildern verdeutlicht, negativ gezeichnet sind sie jedoch nicht. Dennoch schloß in den ‚Drei Ständen der Christenheit‘ ihre Darstellung als ‚vulgus‘ eine zumindest unbewußte Zurückweisung bäuerlicher und städte-bürgerlicher Ansprüche ein.

¹⁹¹ Jacques Le Goff, Les trois fonctions indo-européennes, l'historien et l'Europe féodale, in: *Annales* 34 (1979) 1202.

Die Bauernendarstellung bietet aber nicht allein den Schlüssel, um die ‚Drei Stände der Christenheit‘ hinsichtlich ihres historischen Dokumentensinnes zu dechiffrieren. In umfassenderem Sinne entschlüsseln läßt er sich, wenn das Bild im Zusammenhang mit dem unmittelbaren Umfeld von Auftraggeber und Maler und mit dem übergreifenden Wertesystem interpretiert wird, mit den Herausforderungen, die von Köln und der Reformation ausgingen:

In den ‚Drei Ständen der Christenheit‘ spiegelt das Verhältnis von päpstlichem Schlüssel und kaiserlichem Schwert den Sachverhalt wider, daß die beschworene gottgewollte Ordnung in Frage gestellt war. Die Beziehungslosigkeit der ‚oberen‘ Standespersonen reflektiert, daß ihre Vertreter nicht unter- und miteinander zusammenwirkten, um die ihnen im Bild nachdrücklich zugeordneten Aufträge zur Wahrung des geistlichen Heils und zum kriegesischen Schutz der ‚Schöpfung Gottes‘ zu erfüllen. Ihr drohte aus Kölner Perspektive Unordnung – eine Gefahr, die besonders in der mangelnden Übereinstimmung ihrer ‚Lehrer‘ und ‚Wehrer‘ begründet war. Abhanden gekommen war vor allem den weltlichen Herren die Selbstverständlichkeit, die gebotenen Aufgaben zu übernehmen. Sie beriefen sich statt dessen auf die Tradition, ‚beschworen‘ die Leistungen und Verdienste der Vorfahren, identifizierten sich sogar bewußt mit ihnen, hatten aber noch nicht die Forderung erfüllt, ihren Pflichten nachzukommen.

In einem solchen gegenwartsbedingten geschichtlichen Kontext erweist sich das Bild als Zeugnis für eine tiefgreifende Angst, die gerade Angehörige einer Gemeinschaft oder einen einzelnen befallen hatte, die als geistlicher Stand oder als Maler mit Aufträgen seitens der überlieferten Kirche bisher mancher Sorgen enthoben waren, die in anderen sozialen Gruppen zum Alltag gehörten. Sie zu bannen bedurfte es eines zielgerichteten Willens und einer zentralen Leitidee, für die Klerus und weltliche Obrigkeiten gemeinsam einzutreten hatten.

Erschien die Überlieferung einerseits hemmend, so bot sie andererseits reflektiert das Mittel, die Not bewältigen zu können. Die Tradition hielt als Grundlage geforderten Handelns auch das Konzept bereit. Das Programm war einfach, denn es galt nur, sich zu bekennen und gleichzeitig aktiv einzutreten für die Vorstellung, daß sich die Gesellschaft aufgliederte in zwei hierarchisch gleichrangige Stände, die geistige Leitung und kriegesischen Schutz in wechselseitigem Miteinander zu handhaben hatten, und in einen Stand, dem ‚anvertraut‘ war, den gesamten sozialen Körper durch seiner Hände Arbeit wirtschaftlich zu unterhalten. Dieses Konzept verwarf jedweden Zweifel an der Dauerhaftigkeit funktionaler Dreiteilung, sie wurde unbezweifelbar und als einzige gottgewollte Erscheinungsform menschlichen Zusammenlebens gewertet, die es gegen alle Kräfte, die sich dagegen auflehnten, zu verteidigen galt. In Eintracht zu leben und seine Pflichten getreulich zu erfüllen wurde der gesellschaftlichen Realität als Forderung entgegengehalten. Widerstand gegen Veränderung, nicht Förderung von sozialer Mobilität als Ausdruck von Wandel lautete die gemeinsame Aufgabe, berufs- und geburtsständische Einbindung ohne Problematisierung des Spannungsverhältnisses reflektiert die Konzeption des Bildes mit einer Weltsicht im Sinne des überlieferten ‚ordo‘-Begriffes. Von ihr führte kein Weg zur Überwindung der statisch gedachten Gesellschaftsidee, ihre Festigung war das Ziel. Zwar ließen die Verbildli-

chungen der beiden ‚oberen‘ Stände hierarchische Differenzierungen innerhalb jedes Standes sichtbar werden, vor allem und zugleich bezeichnenderweise innerhalb des geistlichen, aber stärker herausgearbeitet erscheint die Vergegenwärtigung des Gebots der Stunde, gemeinsam die zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen. Hierin bestand auch die Funktion der Darstellung der Bauern als Verbildlichung des ‚negativ ausgrenzenden Sammelbegriffs‘.

Anders, damit neu und potentiell revolutionär war des Petrarcameisters Gesellschaftsmodell, der Ständebaum. Mit ihm stellte er nicht nur den überkommenen ‚ordo‘-Gedanken des Drei-Stände-Schemas in Frage, sondern setzte auch an seine Stelle eine neue und eigenständige Vision eines sozial mobilen Gemeinwesens.

Im Wurzelwerk und Geäst eines Baumes waren Prototypen der mittelalterlichen Stände mit bewußter Herausstellung des Bürgertums bildlich so dargestellt, daß daraus die Chance des gesellschaftlichen Aufstiegs für jeden Menschen ablesbar wurde. Dem arbeitenden Menschen, der nach wie vor die Grundlage jeder Gesellschaft bildete und die Hauptlast ihres Unterhalts trug, wurde sogar in Aussicht gestellt, im sozialen Geäst den höchsten Gipfel erklimmen zu können. In Anlehnung an Petrarcas humanistische Interpretation war das Bild ein friedlicher Aufruf zur Überwindung des starren mittelalterlichen Drei-Stände-Schemas. In ihrer Grundstruktur blieb diese Gesellschaft ständisch ausgerichtet und hierarchisch aufgebaut, aber sie stellte sich in bewußtem Gegensatz zum ‚ordo‘-Modell als eine friedliche dar, die ohne Krieger auskam. Ein ‚Aufruf zur Revolution‘ war weder dem Bilde noch dem Text des Petrarca zu entnehmen, wenn auch die Bildidee deutlich die Auffassung Petrarcas von der Ebenbürtigkeit jedes Menschen darstellte und soziale Mobilität innerhalb der bestehenden Gesellschaft forderte. Eine neugeordnete, sich selbst regulierende, in sich mobile Sozialstruktur war zu einem Postulat geworden.

Damit spiegeln die beiden Bilder die Pole jener zwei gesellschaftlichen Tendenzen wider – des Verharrens in der alten Ordnung und des Entwurfs einer menschlich gerechten Entwicklung –, innerhalb derer die sozialen Spannungen des 16. Jahrhunderts nach Lösungen suchten: Erstarrung und Mobilität.

Exkurs

Marlies Minuth

*Zur Figur des Ritters neben dem Kaiser in dem Bild
„Die drei Stände der Christenheit“ von Bartholomäus Bruyn d. Ä.*

In diesem Exkurs soll versucht werden, zwei Figuren in dem Tafelgemälde von Bruyn ikonographisch zu entschlüsseln. Es handelt sich dabei erstens um den Bischof, der zwischen dem Papst und dem heiligen Hieronymus steht, und vor allem um den ritterlich gewappten Mann, auf dessen Lanze sich ein mit einer Zackenkrone gekröntes aufgespießtes Haupt befindet.

Der Bischof, der als einzige Gestalt direkt aus dem Bild heraus auf den Betrachter schaut, also in „Blickkontakt“ zum Beschauer tritt und dadurch eine Verbindung zwischen ihm und den Figuren des Bildes herstellt, kann Erzbischof Brun von Köln (953–965) verkörpern¹. Brun², Bruder Kaiser Ottos I., der gleich nach seinem Tode in Köln als Heiliger verehrt wurde, gründete unter anderem auch das Chorherrenstift St. Andreas³ und läßt sich damit der Gruppe von Personen zuordnen, die – wie der Apostel Andreas, der unbekannte Chorherr und der Stifter des Bildes – in unmittelbarer Verbindung zum Stift stehen. Außerdem paßt sich seine bildliche Vergegenwärtigung ein in das Bildprogramm mit seiner Stellungnahme zu den Verhältnissen in Köln und zu zentralen Problemen während der Entstehungszeit des Werkes⁴. Vor allem durch seinen Blickkontakt fordert der Erzbischof – „Prototyp des otton[ischen] Reichsbischofs“, der zu seiner Zeit „wie kein anderer Geistlicher ... die Verbindung von Königtum und Kirche verkörperte“⁵ – als Inbegriff eines Zusammengehens von Kaisertum und Kirche den Betrachter auf, sich mit der Aussage des Bildes zu identifizieren und einzutreten für eine enge Zusammenarbeit von geistlicher und weltlicher Macht; dieses käme im Sinne der Gesamtaussage des Bildes einer Kampfansage an die Reformation gleich.

Wer aber ist der Ritter, der die Lanze mit dem aufgespießten Kopf hält? Ein Versuch, diese Figur anhand ihres doch sehr auffälligen Attributes ikonographisch aufzu-

¹ Zu seiner Person vgl. zuletzt mit weiterführender Literatur *Josef Fleckenstein*, Artikel „3. B. I. (Bruno)“, in: *Lexikon des Mittelalters* 2 (München-Zürich 1983) Sp. 753 ff.

² Zu seiner Ikonographie liegt wenig Vergleichsmaterial vor. Vgl. *Joseph Braun*, *Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst* (Stuttgart 1943, ND München 1974) Sp. 157, und *Engelbert Kirschbaum* SJ (†) und *Wolfgang Braunfels* (Hg.), *Lexikon der christlichen Ikonographie* 5 (Rom, Freiburg, Basel, Wien 1973), 450–451.

³ *Therese Adler*, *Die Verfassungsgeschichte des Stifters St. Andreas in Köln*, Phil. Dissertation Bonn (Bernburg 1922).

⁴ s. *Wohlfeil*.

⁵ *Fleckenstein* (wie Anm. 1), Sp. 755 und Sp. 753 f.

lösen, bleibt erfolglos. Wenn in der einschlägigen Literatur ein Haupt als Attribut ausgewiesen wird, z.B. beim Hl. Dionysius, dann handelt es sich dabei immer um das Haupt des Heiligen selbst, der sein Martyrium durch Enthaupten erlitten hat. Bei dem Ritter trifft dieses nicht zu, da er selbst in zeitgenössischer Haar- und Bartracht dargestellt ist, das Haupt auf der Fahne dagegen vollbärtig mit christusähnlichen Zügen. Daher wird er nur allgemein als „Ritter“⁶, „ritterlicher Glaubensstreiter“⁷ oder „Krieger“⁸ bezeichnet. Wenn der Betrachter sich nun die komplizierte Ikonographie des ganzen Bildes vor Augen hält und auch dessen Rezipientenkreis, die gebildeten Chorherren von St. Andreas, beachtet und die exponierte Stellung der Figur vermerkt, sie ist in der vorderen Reihe in eventuell direktem Blickkontakt zum Kaiser wiedergegeben, wohingegen sich Kölns Stadtpatron St. Gereon mit einer vergleichsweise unbedeutenden Stellung zufriedengeben muß, sollte zunächst versucht werden, diese Gestalt ikonographisch „dingfest“ zu machen. Hierbei führt die Untersuchung des ungewöhnlichen Attributes vorerst nicht weiter, es kann sich bei diesem Geharnischten um keinen christlichen Heiligen handeln, da niemand dafür kanonisiert worden ist, daß er einen anderen geköpft hatte, sei es auch aus christlichem Glaubenseifer heraus. Es muß sich bei dem Ritter um eine Gestalt handeln, die, obwohl nicht christlichen Ursprungs, doch „bildwürdig“ im Sinne des Bildprogramms ist, vielleicht um einen Helden des Alten Testaments. Er steht direkt neben dem habsburgischen Kaiser im Gewande Karls des Großen⁹. Dieser gilt seit alters her als Vorbild des christlichen Herrschers schlechthin. Als solcher ist er in die Reihe der „neun Helden“ aufgenommen worden. Sie umfaßt in drei Gruppen von je drei Vertretern der Antike – Julius Caesar, Hektor von Troja und Alexander der Große –, des Judentums (A. T.) – Josua, König David, Judas Makkabäus – und des Christentums – Karl der Große, Gottfried von Bouillon und König Artus – Gestalten, die als Vorbilder für gerechte Herrschaft und Recht überhaupt gelten¹⁰.

Die enge Beziehung zum Kaiser legt den Schluß nahe, daß der Ritter in Bruyns Bild sich vielleicht in diese Reihe einordnen läßt. Tatsächlich finden sich bei den Helden des Alten Testaments gleich zwei, die Gegner Israels geköpft haben – David und Judas Makkabäus.

⁶ Eduard Firmenich-Richartz, Barthel Bruyn und seine Schule (Leipzig 1891) 109/110; Katalog, Barthel Bruyn zum 400. Todestag (Köln 1955) Nr. 174.

⁷ Horst-Johs. Tümmers, Die Altarbilder des älteren Barthel Bruyn (Köln 1964) 96.

⁸ Wolfgang Kemp „Du aber arbeite“ – Die Darstellung der drei Stände im 15. und 16. Jahrhundert, in: *tendenzen* 98, (15/1974) 50.

⁹ s. *Woblfeil*.

¹⁰ Dieses Thema hat sich im 14. Jahrhundert in Frankreich herausgebildet (*neuf preux*), bald jedoch wird es auch in anderen Ländern dargestellt. Die neun Helden werden in Deutschland vor allem als Rechtssymbol in den mittelalterlichen Rathäusern verwendet, zum Beispiel Köln, Hansesaal im Rathaus, Sandsteinfiguren c. 1360 und Lüneburg, Gerichtslaupe im Rathaus, Glasfenster von c. 1420. Zur Geschichte der Ikonographie dieses Themas vergleiche: Robert L. Wyss, „Die neun Helden“ in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 17 (1957) Heft 2, 73–106.

Gegen die Deutung als David spricht einmal die Darstellung als ungekrönter Ritter¹¹; auch das Haupt ist nicht der Kopf eines Riesen, zudem fehlt die Wunde an der Stirn Goliaths. Scheidet damit David aus, ist nach Judas Makkabäus zu fragen: Im 1. und 2. Makkabäerbuch des Alten Testaments¹² wird die Geschichte des Kampfes einer jüdischen Minderheit unter Führung des Geschlechtes der Makkabäer¹³ gegen die syrische Oberhoheit der Seleukidenherrscher, insbesondere des Antiochos IV., Epiphanes (175–164 v. Chr.)¹⁴, und der ihm verbündeten jüdischen Priester- und Adelpartei erzählt. Schon der Vater des Judas Makkabäus, Mattathias, hatte als Priester gegen die Fremdherrschaft und den Verfall alter jüdischer Sitten und gegen die Einführung hellenistischer Kultur gekämpft. Nach seinem Tode, ca. 166 v. Chr., übernimmt sein dritter Sohn Judas Makkabäus die Führung des Kampfes. Nach mehreren erfolgreichen Schlachten, die er mit nur wenigen Getreuen gegen eine zum Teil erdrückende syrische Überlegenheit erfochten hatte, wird er einer der großen Helden des jüdischen Volkes; verstärkt wird diese Verehrung durch seinen Opfertod 160 v. Chr.¹⁵ in der Schlacht gegen Bakchides. Untrennbar verbunden ist sein Name mit der Befreiung Jerusalems und der Reinigung des Tempels, in dem Antiochos IV. eine Jupiterstatue hatte aufstellen lassen¹⁶. Seine letzte siegreiche Schlacht, bevor er den Tod findet, besteht er gegen Nikanor, den Feldherrn des syrischen Königs. Dieser war von Ptolemäus, dem Hauptmann in Nieder-Syrien und Phönizien, nach Israel gesandt worden (2. Makk. 8, 8–9) und hatte den Plan gefaßt, die Juden als Sklaven zu verkaufen, um mit dem Erlös hieraus eine Schuld seines Königs an die Römer abtragen zu können. Nach einigen Episoden – Freundschaft, Entzweiung – zwischen Judas Makkabäus (2. Makk. 14, 15–36) und Nikanor kommt es zur entscheidenden Schlacht, in der letzterer getötet wird (2. Makk. 15, 28). Als man seinen Leichnam findet, befiehlt Judas Makkabäus, diesem Kopf und Hand mit der Schulter abhauen zu lassen, als Strafe für die Gotteslästerungen Nikanors, von denen in 2. Makk. 15, 1–5 berichtet wird (2. Makk. 15, 30–33).

Einen wichtigen Hinweis zur Identifizierung des Ritters findet sich in Vers 35: „Und er steckte des Nikanors Kopf auf, daß es jedermann aus der Burg sehen konnte, zu einem öffentlichen Zeichen, daß ihnen der Herr geholfen hatte.“ Dieses würde das

¹¹ David wird vor allem als Psalmist, König oder Hirte dargestellt.

¹² Die ersten beiden Bücher der Makkabäer werden in der evangelischen Kirche als apokryph angesehen, während sie in der katholischen Kirche seit dem Konzil von Trient als kanonische Bücher gelten. Die später entstandenen beiden Makkabäerbücher (3 und 4) sind allgemein apokryph und in unserem Zusammenhang nicht wichtig.

¹³ Das Geschlecht heißt eigentlich nach dem Urgroßvater des Judas Makkabäus Hasmonäus, Hasmonäer. Im Verlaufe seines erfolgreichen Kampfes erhält Judas den Beinamen Makkabäus, das heißt der „Hammerartige“, und danach bürgert sich der Name Makkabäer für das ganze Geschlecht ein.

¹⁴ Die Jahreszahlen differieren in den verschiedenen Lexika, Angaben hier aus *Karl Ploetz*, *Auszug aus der Geschichte* (Würzburg ²⁹1981) 165.

¹⁵ Vergleiche Anmerkung 14.

¹⁶ Neben der Schändung des Tempels wurden die Juden auch durch vielerlei Repressalien, u. a. Verbot der Beschneidung bei der Ausübung ihres Glaubens, unterdrückt. Der Tempel wurde am 25. Kislev 164 vor Christi wieder eingeweiht, und zur Erinnerung an das Ereignis wurde das Lichterfest Chanukka eingeführt.

auffallende Attribut des Ritters erklären, unterstützt wird die These zudem in formaler Hinsicht dadurch, daß sich eine direkte Linie vom ausgestreckten Arm Christi zum Haupt auf der Fahnnenspitze ziehen läßt und so ein enger Bezug zwischen beiden entsteht. Auch das christusähnliche Antlitz¹⁷ des Toten ließe sich so erklären, es ist nicht nur das Haupt¹⁸ eines erschlagenen Feindes, sondern gleichzeitig auch ein Symbol für das Wirken Gottes.

Die bildliche Tradition des Judas Makkabäus reicht weit zurück¹⁹. Seit karolingischer Zeit werden seine Taten vor allem in Buchillustrationen dargestellt. Als Einzelperson kommt er erst seit dem 14. Jahrhundert häufiger besonders in der Reihe der neun guten Helden vor. Im Spätmittelalter wird er zunehmend auch als Präfiguration Christi verstanden; seine Tempelreinigung wird der Wechsler Austreibung durch Christus gegenübergestellt ebenso wie die Verklagung des Judas Makkabäus bei König Demetrius dem „Ecce Homo“ gleichgesetzt wird (2. Makk. 14, 3–14).

In Köln war gerade zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Interesse an den Büchern der Makkabäer sehr stark. Neben den Taten des Judas Makkabäus berichtet 2. Makk. 7, 1–42 außerdem von dem Martyrium einer Mutter mit ihren sieben Söhnen. Da die Stadt kostbare Reliquien der Märtyrer besitzt, ist ihre Verehrung in Köln sehr verbreitet und hat eine lange Tradition; die Geschichte der Mutter und ihrer Söhne wurde als Vorbild für die Passion Christi und die Leiden der Gottesmutter angesehen. Der geistliche Beistand des Benediktinerinnenklosters zu den heiligen Makkabäern in Köln, der Pater Helias Mertz, machte sich besonders um die Verehrung der Märtyrer verdient, er gibt im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts einen der prächtigsten spätgotischen Schreine für das Kloster in Auftrag, der 1527 vollendet wird²⁰.

Auf den zahlreichen Reliefs des Schreins werden das Martyrium der Brüder und ihrer Mutter der Passion Christi analog gegenübergestellt. Erklärtes Ziel von Helias Mertz war es, den Makkabäerkult in Köln ebenso volkstümlich werden zu lassen wie diejenigen für die Heiligen Drei Könige und St. Ursula. 1517 gibt u. a. Erasmus von Rotterdam ein dem Pater gewidmetes Buch mit den Schriften über die Heiligen Makkabäer heraus und unterstützt so das Vorhaben des Paters²¹. Die Bestrebungen von Mertz mögen auch die anderen Inhalte der Makkabäerbücher, so die Geschichte des Judas Makkabäus, mehr in das Bewußtsein gerückt haben. Dieses und die Tatsache, daß er als Vorbild eines Kämpfers wider den Unglauben verstanden wurde, mögen seine „Bildwürdigkeit“ für Bruyns Tafel ausmachen²².

¹⁷ Siehe weiter oben.

¹⁸ Die Tatsache, daß das Haupt mit einer Zackenkrone gekrönt ist, muß nicht gegen eine Identifikation als Nikanor sprechen. *Tümmers*, Altarbilder 96, Anm. 316, daraufhin, daß es sich bei ihr um das Zeichen eines heidnischen Vornehmen handelt. Bruyn benutzt es auch in seinem Ewaldenaltar. Eine nähere Deutung des Ritters unternimmt *Tümmers* jedoch nicht. Zum Ewaldenaltar vgl. auch *Tümmers* a.a.O., 92–94.

¹⁹ *Kirschbaum* (Hg.), Lexikon der christlichen Ikonographie 2 (1970) 235–236 und 448–449 J.U.

²⁰ Dazu siehe die Dissertation von *Roswitha Hirmer*, 'Der Makkabäerschrein in St. Andreas zu Köln' (Bonn 1970).

²¹ Siehe Anmerkung 20, hier besonders 24.

²² Die Tatsache, daß der Makkabäerschrein sich heute in St. Andreas befindet, ist in unserem Zusammenhang ohne Belang, da er erst 1803 nach Abbruch des Klosters dorthin gelangte.

Exkurs

Heike Talkenberger

Der „Stände-Holzschnitt“ in der Pronosticatio von Johannes Lichtenberger

Die folgenden Überlegungen stellen den Versuch dar, den „Stände-Holzschnitt“ aus der Pronosticatio des Johannes Lichtenberger in seiner Aussage zu deuten und seine Funktion im Rahmen der gesamten Prophetie zu bestimmen. Hiermit lege ich ein Teilergebnis meiner Dissertation vor, die sich mit astrologischen Flugschriften des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigt. Sie wird auch Text und Holzschnitte der verschiedenen Ausgaben der Pronosticatio Lichtenbergers in ihren Aussagen zur Gesellschaft um 1500 eingehend behandeln.

Die meiner Untersuchung zugrunde liegende Ausgabe der Weissagungsschrift Lichtenbergers ist die zwischen 1488 und 1492 bei Heinrich Knoblochtzter in Heidelberg gedruckte „pronosticatio zu theutsch“¹. Sie ist der früheste deutsche Druck der

¹ Der Druck ist identisch mit dem bei *Hain* unter Nr. 10086 Verzeichneten mit dem Titel: „pronosticatio zu theutsch. Eyn schöne seltzen vnd vor nyt mer gehorte Pronosticatio die vßdruckt was glücks vnd vnglücks die grösse Coniunction vnd die Eclipsis gewest synt In dyeißen gegewirdigē vnd zukünfftigen Jaren beduten vnd antzeygen vnd wirt weren etwan vyl iare“. Zur Datierung der Schrift werden unterschiedliche Angaben gemacht. Dem Jahr 1488 wird sie zugeordnet von *Ernst Zinner*, Geschichte und Bibliographie der astronomischen Literatur in Deutschland zur Zeit der Renaissance (Stuttgart 1964), dort Nr. 328. Die Zuordnung erfolgte hier offensichtlich aufgrund des Schlusses der Schrift, der folgendermaßen lautet: „Gegeben In der fenstern gaßen vnderm gespeneten eychbaum Im iar Mccccclxxxviii. am ersten tage des Apprilis durch dem pylgrin Rūth der in welden verborgen lyt“. Es muß aber beachtet werden, daß dieselbe Formulierung auch in der Mainzer Ausgabe der Pronosticatio von 1492 (*Hain* 10087) wieder aufgenommen ist, so daß sie nicht allein für die Datierung herangezogen werden kann. Ebenfalls 1488 datiert Klebs die Schrift. Vgl. *Arnold C. Klebs*, Incunabula scientifica et medica (Osiris, Studies on the History of Philosophy and Science and of the History of Learning and Culture IV, 1 Bruges 1938) 201. Abweichend davon datiert Kurze in seiner Bibliographie der Lichtenberger-Ausgaben die Schrift um 1490. Vgl. *Dietrich Kurze*, Johannes Lichtenberger. Eine Studie zur Geschichte der Prophetie und Astrologie (Historische Studien 379, Lübeck und Hamburg 1960) 81; im folgenden zitiert: *Kurze*, Lichtenberger. Festzuhalten ist, wie Leo Baer entwickelt, daß der erste lateinische Druck der Pronosticatio aus der Heidelberger Offizin Knoblochترز (*Hain* 10080) wegen des folgenden Passus auf 1488 datiert werden kann: „Datum in vico vmbroso sub-tus quercum Carpentuli Anno domini MCCCCCLXXXVIII Kalendas Aprilis per peregrinum Ruth in nemoribus labitantem“. Das Erscheinungsjahr des dritten, der hier vorliegenden Ausgabe folgenden lateinischen Druckes, der in Mainz bei Meydenbach erschien (*Hain* 10082) kann aufgrund seiner Vorrede als 1492 bestimmt werden. Vgl. *Leo Baer*, Der Heidelberger Totentanz und die mittelhheinische Buchillustration, in: Gutenberg Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Gutenbergmuseums in Mainz, Alois Ruppel (Mainz 1925) 269–275, 274; im folgenden zitiert: *Baer*, Totentanz. Ebenso *Ernst Weil*, Der Ulmer Holzschnitt im 15. Jahrhundert (Berlin 1923) 124, Anm. 47. Somit steht fest, daß die erste deutsche Ausgabe der Pronosticatio zwischen 1488 und 1492 erschienen sein muß. Fundort: SB München 2° Inc. s.a. 790.

Pronosticatio und enthält 45 Holzschnitte, von denen der ‚Stände-Holzschnitt‘ der vierte ist (vgl. Abb. 3). Seine Größe beträgt 20,2 cm × 14,9 cm.

Er erscheint an der Stelle, an der der Autor die Aufteilung seines Werkes erläutert. Zuvor hatte er die Rolle der Astrologie bestimmt², die Gnade Gottes erbeten, die Autoritäten der Astrologie und Prophetie zitiert³ und die Planetenkonstellation⁴ dargestellt. Der Holzschnitt ist mit folgender, als Gestaltungsanweisung Lichtenbergers zu verstehender Bildüberschrift⁵ versehen: „Hye sal steen der saluator als am Jungsten gericht vnnd sprechen dem bapst vnnd den synen Du salt flelichen beten Züm keyser du salt beschirmen Züm buren Du salt arbeyten“⁶. Im Text, der dem Holzschnitt nachfolgt, führt der Autor aus, daß er zum leichteren Verständnis seiner Schrift eine Dreiteilung ihres Inhalts vornehmen möchte. Im ersten Teil will er die Leiden des „schifflin des heilgē sant Peters“, d. h. der Kirche aufführen, im zweiten Teil vom „heilg[e]n Riche“ und dem Schicksal der „weltlichen“ berichten, und im dritten Teil soll der „leyen staet“ behandelt werden⁷.

So hat der vorliegende Holzschnitt zunächst einmal eine formale Funktion – er führt die Personengruppen vor, die im folgenden etwas über ihre Zukunft erfahren sollen. Die Schrift erhebt damit den Anspruch, für die gesamte Gesellschaft Geltung zu besitzen und niemanden aus der Prophetie auszuschließen: „Vnd also wirt nyemant vßgeschloßen“⁸.

Der Holzschnitt selbst⁹ zeigt den auf einem Regenbogen thronenden Weltenrichter Christus – verdeutlicht durch den Nimbus, die Wundmale an den Händen und durch

² Lichtenberger führt hier aus, daß zwar nur Gott allein die Zukunft des Menschen bestimme, aber der Mensch durch die Astrologie den Willen Gottes erkunden könne. Statt einer schicksalsbestimmenden Macht ist die Astrologie also lediglich warnender Hinweis auf die einzig von Gott abhängige Zukunft. Diese Definition der Rolle der Astrologie stellt ihre Legitimierung unter christlichem Vorzeichen dar. Vgl. *Johannes Lichtenberger*, *pronosticatio zu theutsch* (Heidelberg zwischen 1488 und 1492) 1; im folgenden zitiert: *Lichtenberger*, *Pronosticatio*. Die Seitenangaben erfolgen nach eigener Zählung, die die Seiten fortlaufend von 1–89 ohne Zählung des Titelblatts numeriert. Die Schrift ist mit der Zählung AIII (S. 4 eigene Z.) bis HII (S. 86 eigene Z.) versehen.

³ Als Autoritäten nennt Lichtenberger Aristoteles, Ptomoläus, Sibylla, Brigitta und Bruder Reinhard. Alle Personen sind in einem Holzschnitt dargestellt. *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 2f.

⁴ *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 9f. Lichtenberger geht von der „Großen Konjunktion“ von Jupiter und Saturn im Sternbild des Skorpion im November 1484 aus; eine Konstellation, die im 15. Jahrhundert in italienischen Prophetien und dann bei Paulus von Middelburg Anlaß zu Katastrophenprophetie und Vorhersage des Erscheinens eines Propheten geworden war. Siehe hierzu *Aby Warburg*, *Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten* (1919), in: *Ausgewählte Schriften und Würdigungen*, hg. von *Dieter Wuttke* (Baden-Baden 1979) 199–309, 234–236; *Kurze*, *Lichtenberger* 33f.

⁵ Ob Lichtenberger bei der Anweisung eigenen Ideen folgte oder einer Vorlage entsprach, konnte bisher noch nicht festgestellt werden. Siehe dazu *Kurze*, *Lichtenberger* 30 u. 32.

⁶ *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 10.

⁷ *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 12.

⁸ *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 12.

⁹ *Lichtenberger*, *Pronosticatio* 11. Der Holzschnitt, der vom ‚Meister h‘ stammen soll, ist ziemlich grob und ermöglicht teilweise keine genaue Feststellung der Blickrichtung der Personen. Baer vermutet, die Vorlage sei durch einen ungeschickten Formschneider verdorben worden. *Baer*, *Totentanz* 274.

die Weltkugel zu seinen Füßen –, links von ihm den Papst mit Vorhaltekreuz, Tiara und verziertem Mantel sowie einen weiteren Geistlichen. Zur Rechten befindet sich der Kaiser mit Bügelkrone, Bart und Stab sowie ein Fürst¹⁰, in der unteren Mitte bearbeiten zwei Bauern in Arbeitskleidung und mit Kopfbedeckung mit zwei Hacken den Boden. Jeder der Personengruppen ist eine Funktionszuweisung beigeordnet, die, abgefaßt auf lateinisch, ihrem Sinne nach der Bildüberschrift entspricht.

Bildüberschrift, Holzschnitt und begleitender Text lassen den Schluß zu, daß hier die angenommene Dreiteilung der Gesellschaft in drei Stände angesprochen und verdeutlicht ist, wobei jedem Stand die für ihn bestimmte Funktion vom Weltenrichter Christus zugewiesen wird: Papst und Klerus als Repräsentanten der Kirche sollen für die Christen beten, der Kaiser und die weltliche Obrigkeit als Vertreter des Reichs sind mit der Schutzfunktion betraut, während die Bauern als ‚Laienstand‘ die beiden anderen Stände durch ihre Arbeit zu erhalten haben¹¹. Der zuletzt angesprochene Stand wird statt „leyen staet“ im dritten Teil der Schrift, der ihm gewidmet ist, „stant des gemeynē folcks“ genannt¹².

So läßt sich zunächst festhalten, daß Lichtenberger in seiner Schrift das Ständeschema der funktionalen Dreiteilung¹³ als soziales Ordnungsprinzip verwendet. Die drei Stände Klerus, Adel¹⁴ und gemeines Volk sind in eine übernatürliche Heilsgemeinschaft eingebettet, da Christus als Weltenrichter die als Ideal begriffene irdische Ordnung schafft und segnet. Dem Schema der Dreiteilung der Gesellschaft unterliegen hier aber zwei ältere Schemata des dualistischen Gesellschaftsaufbaus. Zum einen impliziert die Verwendung der Begriffe ‚Laienstand‘ und die ‚Weltlichen‘, die der Geistlichkeit gegenübergestellt werden, eine Zweiteilung der Gesellschaft in Kleriker einerseits und Laien als Gläubige ohne Amt andererseits¹⁵. Zum andern läßt Lichtenbergers Begrifflichkeit erkennen, daß ein Kriterium der Gesellschaftseinteilung die Zuordnung einer Person zu einer Herrschaftsposition bzw. ihr Ausgeschlossensein davon bildet. So spricht der Text von den „mechtigen“¹⁶, der „herschafft“¹⁷ oder den „regirern“¹⁸, die unterteilt werden in geistliche und weltliche Herren (Prälaten/weltliche

¹⁰ Hinter den beiden jeweils sichtbaren adligen bzw. geistlichen Personen ist eine weitere Krone, bzw. Kopfbedeckung, zu erkennen, die vielleicht eine größere Gruppe von Personen andeuten soll, ohne diese im einzelnen darzustellen. Unklar bleibt, was die beiden schwarzen Spitzen, die hinter dem Kaiser hervorragen, darstellen sollen. Im Holzschnitt der Ausgabe von 1527, die in Wittenberg bei Hans Lufft herausgegeben wurde (vgl. Abb. 10), sind die schwarzen Spitzen als Schwerter Spitzen dargestellt.

¹¹ „Dü salt arbeyten das dü die andern enthaldest“. *Lichtenberger*, Pronosticatio 12.

¹² *Lichtenberger*, Pronosticatio 75.

¹³ Zu diesem Begriff und seiner Bedeutung siehe *Otto Gerhard Oexle*, Die funktionale Dreiteilung der ‚Gesellschaft‘ bei Adalbero von Laon. Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im früheren Mittelalter (Frühmittelalterliche Studien 12, Berlin, New York 1978) 1–55; im folgenden zitiert: *Oexle*, Dreiteilung.

¹⁴ Der Begriff „edle“ wird in der Schrift häufiger verwendet, so z. B. *Lichtenberger*, Pronosticatio 79.

¹⁵ Zum Dualismus von Kleriker und Laien siehe *Oexle*, Dreiteilung 13.

¹⁶ *Lichtenberger*, Pronosticatio 83.

¹⁷ *Lichtenberger*, Pronosticatio 76.

¹⁸ *Lichtenberger*, Pronosticatio 45.

Fürsten)¹⁹. Ihnen wird als Pauschalbegriff „das folck“ gegenübergestellt²⁰, das von den anderen beherrscht wird und anscheinend weder im Begriff des Reichs (als Untertanen) noch in dem der Kirche (als Gläubige) mitenthalten ist. Außerdem findet sich auch das Begriffspaar „die rycken“ – „die armen“²¹.

Zur Frage steht nun, ob diese Ordnungsprinzipien eine Hierarchisierung und implizite Wertung der einzelnen Stände enthalten. Dazu wird der Holzschnitt in seiner Bildkomposition näher betrachtet. Festzustellen ist, daß die Art der Darstellung eine unterschiedliche Zuordnung der drei Stände zu Christus vornimmt. Klerus und Adel stehen jeweils am Ende des oberen Regenbogens, auf dem Christus sitzt und wirken so direkt mit ihm verbunden. Auch sind sie seinen segnend ausgebreiteten Händen näher, während die Bauern durch eine größere Entfernung zum Weltenrichter von diesem abgerückt erscheinen. Dabei befinden sich Christus, die Repräsentanten des Klerus und die des Adels in einer gemeinsamen Bildebene, während die Bauern annähernd gleich groß im Vordergrund zu sehen sind. Die Augenlinien der Geistlichen und der Adligen bzw. die die Kreuze haltenden Hände von Kaiser und Papst liegen auf einer Geraden, so daß der Eindruck der Gleichordnung der beiden Gruppen entsteht. Allerdings ist der Kaiser, dessen rechte Hand ausgestreckt ist, etwas näher an die Gestalt des Weltenrichters gerückt als der Papst, und Christus wendet sich dem weltlichen Herrscher durch eine Drehung des Kopfes stärker zu. Aber auch die Bauern stehen in einer Verbindung zu Christus, denn die Mittelachse des Bildes geht durch das rechte Auge Christi und an der Stelle durch die Hacke des einen arbeitenden Bauern, wo diese den Boden berührt. Verbindet man das jeweils linke Auge von Kaiser und Papst mit diesem Punkt sowie die Augen miteinander, so ergibt sich ein gleichschenkeliges Dreieck. Dadurch wird die Entfernung der Bauern von den anderen beiden Ständen augenfällig. Aus der Bildebenenzuordnung ergibt sich zusätzlich eine Zweiteilung des Bildes – Christus, Klerus, Adel einerseits, Bauern andererseits –, so daß die Hierarchisierung der Stände als Kompositionsprinzip des Holzschnitts erscheint. Betonen die Bildebenen eher eine dualistische Anordnung der Stände, so nimmt die Dreieckskomposition des Holzschnitts die Dreiteilung der Gesellschaft graphisch auf und stellt alle Stände in Abhängigkeit zueinander und gleichzeitig in ihrer Beziehung zu Christus dar, die durch die jeweils eingenommene Entfernung differenziert wird.

Eine Unterordnung des gemeinen Volks unter Klerus und Adel wird inhaltlich und formal auch an dem quantitativen Anteil der Ausführungen zu seinem Schicksal am ganzen Werk deutlich: 11 von 89 Seiten befassen sich mit dem Volk und 3 von 45 Holzschnitten betreffen es. Zusätzlich erscheint eine Volksmenge vor einem Prediger auf 3 Bildern²². Eine Hierarchisierung der Stände zeigt auch der Text der Prophetie. So wie besonders „die obersten vnd fursten des volcks“²³ der Warnung und Ermah-

¹⁹ Lichtenberger, Pronosticatio 23 und 15. Es kommt auch die Unterteilung der Gesellschaft in „folck“ und „geweldige“ vor. Lichtenberger, Pronosticatio 62.

²⁰ Z. B. Lichtenberger, Pronosticatio 36.

²¹ Lichtenberger, Pronosticatio 84. Zu diesem Begriffspaar, das dem Paar „pauper – potentes“ entspricht, vgl. Oexle, Dreiteilung 12.

²² Die Bilder finden sich Lichtenberger, Pronosticatio 35, 61, 74.

²³ Lichtenberger, Pronosticatio 2.

nung durch den Astrologen – der sich als Vermittler Gottes versteht – bedürfen, so liegt auf ihnen, besonders aber auf dem „Romschen künig“²⁴, alle Hoffnung auf Errettung aus der krisenhaften Situation von Kirche, Reich und Volk, wie Lichtenberger sie konstatiert. Der Verfasser spricht hierbei Kaiser Maximilian I. direkt an und warnt ihn vor drohendem Unheil²⁵, während er die anderen Herrscher ermahnt, sich der Einigkeit wegen dem Kaiser zu unterstellen²⁶. Demgegenüber werden sowohl das Volk als auch teilweise der Klerus kritisiert²⁷. In einer Mischung aus Anklage wegen bereits vorhandener Mißstände und düsterer Vorhersage von noch größerem Unheil wirft Lichtenberger dem Klerus dessen Geldgier vor und prophezeit eine Reformation, während er das Volk wegen seines Abfalls von den guten Sitten rügt²⁸.

Die Vorstellung von einem Gesellschaftsaufbau im Sinne einer funktionalen Dreiteilung mit dualistischen Überlagerungen nach Maßgabe normativ-ethischer Begründungen ist jedoch nur der eine Pol der Gesellschaftsvorstellungen Lichtenbergers. Wird seine Prophetie als Ganzes gesehen, so fällt zunächst auf, daß er die drei Stände Klerus, Adel und Volk um den Stand des „burgers“²⁹ erweitert und so seiner Gesellschaftskonzeption eine Vierteilung der Gesellschaft unterlegt.

Weiterhin differenziert er Klerus und Adel nach Ämtern. So werden für den Klerus genannt: Erzbischof³⁰ bzw. Bischof³¹, Kardinal³², Prior und Probst³³, Mönche³⁴, Nonnen³⁵. Als Adlige erscheinen König³⁶, Fürsten³⁷, Pfalzgraf³⁸, Herzog³⁹ und allgemein Herren⁴⁰. Zusätzlich werden die Kurfürsten genannt⁴¹. Diese Personen finden sich auch teilweise in Holzschnitten abgebildet. Das gemeine Volk wird insbesondere in

²⁴ Lichtenberger, Pronosticatio 18. Zwar erwähnt Lichtenberger auch die Ankunft dreier Propheten in den kommenden Jahren, doch auf sie werden keine Hoffnungen gesetzt, da sie sich als falsche Propheten erweisen. Ein als „heilig man“ bezeichneter Papst, der in seiner Amtszeit eine Besserung herbeiführt, bleibt nur vier Jahre im Amt und kann daher nur vorübergehend die Situation verändern. Vgl. Lichtenberger, Pronosticatio 60–71, 74. Allerdings bleibt eine vage Hoffnung auf einen „Engelspapst“. Lichtenberger, Pronosticatio 75.

²⁵ Lichtenberger, Pronosticatio, 22.

²⁶ Lichtenberger, Pronosticatio, 18.

²⁷ Der Klerus wird einerseits in der Prophetie kritisiert. Vgl. Lichtenberger, Pronosticatio, 14f. Andererseits wird aber auch die nach Lichtenberger bevorstehende Verfolgung der Geistlichkeit beklagt. Vgl. Lichtenberger, Pronosticatio 86.

²⁸ Ausführungen zum Sittenverfall im Volk finden sich Lichtenberger, Pronosticatio 76–82.

²⁹ Der Begriff „burger“ erscheint zuerst Lichtenberger, Pronosticatio 64. Später ist die Wendung „die burger in den stede“ zu lesen. Lichtenberger, Pronosticatio 83.

³⁰ Lichtenberger, Pronosticatio 23.

³¹ Lichtenberger, Pronosticatio 15.

³² Lichtenberger, Pronosticatio 12.

³³ Lichtenberger, Pronosticatio 37.

³⁴ Lichtenberger, Pronosticatio 68.

³⁵ Lichtenberger, Pronosticatio 78.

³⁶ Lichtenberger, Pronosticatio 40.

³⁷ Lichtenberger, Pronosticatio 15.

³⁸ Lichtenberger, Pronosticatio 47.

³⁹ Lichtenberger, Pronosticatio 28.

⁴⁰ Lichtenberger, Pronosticatio 48.

⁴¹ Lichtenberger, Pronosticatio 25.

den abschließenden Jahreshoroskopen in Berufsgruppen aufgeteilt: neben den Bauern finden sich Handwerker⁴², Kaufleute⁴³, Schreiber⁴⁴, Juristen⁴⁵, Artisten (Logiker, Grammatiker, Rhetoriker)⁴⁶, Weingärtner⁴⁷, Kriegsleute⁴⁸, Knechte und Mägde⁴⁹, Schiffsleute⁵⁰ sowie Eisen- und Waffenschmiede⁵¹. Schließlich werden auch die Frauen gesondert genannt, eingeteilt in Jungfrauen und Hausfrauen⁵². In Holzschnitten verbildlicht sind aber nur die Frauen, Bauern und Weingärtner.

Während die Einführung des Bürgers in die Ständehierarchie und die Differenzierung von Adel und Klerus wohl eher das Eingehen Lichtenbergers auf tatsächlich vorhandene gesellschaftliche Strukturen seiner Zeit signalisiert, so steht hinter der Nennung der Berufe in den Jahreshoroskopen das astrologische Schema der ‚Planetenkinder‘. Dieses Schema folgt der Annahme, daß Menschen in ihrem Wesen, Aussehen und in ihren Tätigkeiten durch den Planeten beeinflusst werden, der ihrem Geburtsmonat zugeteilt ist, so daß sich u. a. eine analoge Zuordnung von Planeten zu Berufen bzw. Ämtern aufgrund einer angenommenen Ähnlichkeit der Eigenschaften ergibt⁵³. Wenn auch diese Denkform u. a. durch die Anwendung des Analogieprinzips eine Einschränkung der Realitätssicht bedingt⁵⁴, so kann sie doch teilweise einen differenzierteren Gesellschaftsaufbau in sich aufnehmen.

Auch in der Pronosticatio wird nur ein Teil der damaligen Berufs- und Ämterskala präsentiert, doch ermöglicht die Aufteilung der Gesellschaft in ‚Planetenkinder‘ nach dem für astrologische Vorhersagen charakteristischen Ableitungsverfahren eine direktere Ansprache der Rezipienten der Schrift; für den einzelnen wird das künftige Geschick greifbar⁵⁵. Die Auflösung des Sammelbegriffs ‚Volk‘ zugunsten einer Berufsgruppendifferenzierung läßt so gerade die Jahreshoroskope mit ihren thematischen Bereichen Krieg, Handel und Geschäft, Wetter und Ernte, Ehe, Geburt, Krankheit

⁴² Lichtenberger, Pronosticatio 84.

⁴³ Lichtenberger, Pronosticatio 84.

⁴⁴ Lichtenberger, Pronosticatio 85.

⁴⁵ Lichtenberger, Pronosticatio 84.

⁴⁶ Lichtenberger, Pronosticatio 85.

⁴⁷ Lichtenberger, Pronosticatio 75.

⁴⁸ Lichtenberger, Pronosticatio 84.

⁴⁹ Lichtenberger, Pronosticatio 76.

⁵⁰ Lichtenberger, Pronosticatio 84.

⁵¹ Lichtenberger, Pronosticatio 83.

⁵² Lichtenberger, Pronosticatio 76 und 85 als Beispiel.

⁵³ Bei Lichtenberger fehlt wegen der gerafften Darstellung der Jahreshoroskope die direkte Zuordnung von Planet zu Beruf/Amt. Sie müßte wie folgt aussehen: Bauern, Weingärtner und Mönche können dem Saturn zugeordnet werden, die Geistlichkeit allgemein und die Juristen dem Jupiter, der Adel dem Sol (oder auch dem Jupiter), die Kaufleute, Handwerker, Schreiber und Artisten dem Merkur, die Kriegsleute und die Eisen- und Waffenschmiede dem Mars, die Schiffsleute, Knechte und Mägde der Luna und die Frauen der Venus.

Zu den Planetenkindern siehe Anton Hauber, Planetenkinderbilder und Sternbilder. Zur Geschichte des menschlichen Glaubens und Irrs (Straßburg 1916).

⁵⁴ Zur Charakterisierung des astrologischen Denkens siehe Ernst Cassirer, Die Begriffsform im mythischen Denken (Studien der Bibliothek Warburg 1, Leipzig 1922).

⁵⁵ Diesen Bezug unterstützt Lichtenberger, wenn er den Leser/Hörer oder einzelne Personen direkt anspricht. Als Beispiel Lichtenberger, Pronosticatio 12 und 40.

und Tod zu einer am Alltag der verschiedensten Gruppen orientierten Voraussage werden.

Mithin stehen dem Dreiständemodell mit seiner normativ-ethischen Grundlage und der heilsgeschichtlichen Hoffnung auf Lösung der angesprochenen Probleme durch einen Friedenskaiser die ins einzelne gehende Mißstandsklage und Unglücksprophetie mit ihrem Bezug zu den verschiedenen sozialen Gruppen gegenüber. Ethische Maßstäbe gelangen vor allem in der Erwartung eines verstärkten Sittenverfalls im Volk zur Geltung. Auffallend ist, daß Lichtenberger gerade den Frauen eine hohe sittliche Aufgabe zuschreibt. Sie, die eigentlich die ‚Freude der Menschen‘ und die ‚Zierde des Hauses‘ sein sollten, fallen besonders der „schande“ und „vnkuscheit“ anheim⁵⁶. Die Pointierung der Aussagen im Hinblick auf die Situation der Frauen zeigt die Spannung zwischen mittelalterlichem Deutungsschema und weitergehenden moralischen Vorstellungen des Verfassers: Während die Frauen in die drei Stände des Holzschnitts nicht mit aufgenommen sind, erhält doch ihr Schicksal im Rahmen der Gesamtprophezie großes Gewicht, eine Betonung, die auch durch die Orientierung des Verfassers am vermutlichen Kreis der Rezipienten motiviert sein mag.

Die gesellschaftlichen Vorstellungen, wie sie in der Pronosticatio Lichtenbergers zum Ausdruck kommen, erweisen sich also als inhomogen und verschiedenen Denkrichtungen verpflichtet. Die Schrift zeigt eine Spannung zwischen christlich motiviertem Ständedenken und der daraus resultierenden Festlegung der Gesellschaft auf die drei Stände Adel, Klerus und Bauern und einem astrologisch bestimmten Planetendenken, das zumindest teilweise der bereits vorhandenen Differenzierung der gesellschaftlichen Gruppen Einlaß gewährt. Im Ständeholzschnitt wird so die Möglichkeit vertikaler Mobilität negiert und letztlich abgewehrt, während der fortlaufende Text zumindest horizontale Mobilität in Form der Aufteilung der Gesellschaft in verschiedene Ämter und Berufe dokumentiert. Die Widersprüchlichkeit dieser beiden Gesellschaftsbilder wird vom Autor nicht reflektiert, ebenso wenig wie das Einfließen von eher an der Realität orientierten Sozialkategorien.

Festzuhalten bleibt jedoch trotz dieser disparaten Gesellschaftskonzeptionen das moralisch-ethische Anliegen der Schrift. Lichtenberger konstatiert eine krisenhafte Situation der Gesellschaft des ausgehenden 15. Jahrhunderts und verlängert diese in die Zukunft hinein. Maßstab der Krisenerfahrung ist u. a. das Idealbild von Gesellschaft, wie es im Dreiständeschema vorliegt. Gerade an dessen Funktionszuweisung an die Stände gemessen muß das Verhalten der einzelnen Personengruppen als kritikwürdig erscheinen: der Adel ist uneins, unterstellt sich nicht dem Kaiser und führt Kriege, statt das Volk und das Reich zu beschirmen. Der Klerus, statt für das Seelenheil der Gläubigen zu beten, ist gewinn- und streitsüchtig, und das Volk schließlich ist lasterhaft und schreckt vor Aufständen nicht zurück⁵⁷, statt durch seine Arbeit die beiden anderen Stände zu erhalten.

So erfüllt der Holzschnitt zudem die Funktion, angesichts der Vorstellung einer aus den Fugen geratenen Welt das Ideal der christlichen Heilsgemeinschaft noch einmal

⁵⁶ Lichtenberger, Pronosticatio 79.

⁵⁷ Aufstände erwähnt der Verfasser Lichtenberger, Pronosticatio 77.

zu beschwören. In dem Appell an die Beibehaltung des von Christus bezeichneten Platzes in der Gesellschaft wird die soziale Position eines jeden festgeschrieben. Einer sich verändernden Gesellschaft wird mahnend das Gegen-Bild einer an statischen, ewiggültigen Prinzipien orientierten Gemeinschaft entgegengestellt, das Vorbildcharakter haben soll. Der Holzschnitt betont zweierlei: die Aufforderung zu treuer Pflichterfüllung an alle drei Stände zum Wohle des Ganzen im Sinne des ‚ordo‘-Gedankens und – in der Zuwendung der Christusfigur und der ausgestreckten Hand als Gebärde des Kaisers – die Hoffnung auf einen Friedenskaiser, der alles zum Guten wendet.

IV. Kanäle der Mobilität

Wolfgang Reinhard

Kirche als Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft

„Voit-on tous les jours par vertu et science autant et plus souvent parvenir ceux des deux moindres états à grandes dignités ecclésiastiques que ceux de premier, voire jusques au cardinalat?“

So schrieb der erfahrene Politiker Claude de Seyssel, angeblich 1515 und an die Adresse des neuen Königs Franz I.¹ Dieser König ließ jedenfalls alsbald die Nennung des Adels als Voraussetzung für das Bischofsamt aus dem Entwurf für das Konkordat von Bologna streichen². Die Vermutung, daß die Kirche der wichtigste Mobilitätskanal für sozialen Aufstieg in einer sonst, wie es heißt, eher immobilen Ständegesellschaft gewesen sei, beruht anscheinend auf einer soliden Quellengrundlage. Haben nicht *Homines novi* der Politik damals ihren glänzenden Aufstieg mehr als einmal in der Kirche gemacht, selbst wenn die Triebkräfte anderer Art gewesen sein sollten? Wir haben den Metzgerssohn Wolsey³, den Bäckerssohn Klesl⁴ und den Enkel einer sizilianischen Handwerkerfamilie Mazarin⁵ – in allen drei Fällen entspricht der politischen Machtstellung des informellen Premierministers der kirchliche Rang des Kardinals, der seinem Inhaber fürstengleichen Status bescherte⁶. Und wo außer in der Kirche wäre es möglich gewesen, daß der angebliche Schweinehirt Felice Peretti als Papst Sixtus V. auf den protokollarisch höchstrangigen Thron der Christenheit gelangen konnte?⁷ Wer die Rechtslage mit soziologischen Kategorien mißt, hat ja im Klerus der römisch-katholischen Kirche den einzigen Stand der mittelalterlichen und frühneu-

¹ M. M. Edelstein, *Les origines sociales de l'épiscopat sous Louis XII et François Ier*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 24 (1977) 241.

² Michel Péronnet, *Les évêques de l'ancienne France*, 2 Bde. (Paris 1977) 481.

³ Geoffrey R. Elton, *England under the Tudors* (London 1967) 74.

⁴ Johann Rainer, *Der Prozeß gegen Kardinal Klesl*, in: *Römische historische Mitteilungen* 5 (1961/62) 35–163.

⁵ Georges Dethan, *Mazarin avant le ministère*, in: *Revue historique* 227 (1962) 35; vgl. aber ders., *Mazarin, un homme de paix à l'âge baroque 1602–1661* (Paris 1981) 16f.

⁶ *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 3 (Freiburg 1959) 847 Art. „Eminenz“.

⁷ Ludwig von Pastor, *Geschichte der Päpste*, Bd. 10 (Freiburg 1926) 24f.

zeitlichen Gesellschaft vor sich, in dem infolge des Zölibatsprinzips Mitgliedschaft auf erworbenen und nicht auf zugeschriebenen Merkmalen beruht, wo Status theoretisch durch eigenes Handeln bestimmt werden kann, potentiell und wenn man die Maßstäbe im Vergleich zu später niedrig genug ansetzt, die erste Leistungselite der abendländischen Gesellschaft.

Die Theologen hatten ja bis zum Beginn der frühen Neuzeit gelernt, sozialen Aufstieg auch im weltlichen Bereich zu bejahen. Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert hatte noch das Streben nach Reichtum über das mit der standesgemäßen Lebensführung hinaus gegebene Maß für verwerflich erklärt⁸. Sein Kommentator Cajetan aber hält es für absurd, daraus ein Verbot der Akkumulation zwecks Statusverbesserung, etwa durch Erwerb zusätzlicher Güter, ableiten zu wollen. Bei ihm ist nur noch exzessives, die Fähigkeiten des einzelnen Menschen übersteigendes Aufstiegs- und Bereicherungsstreben sündhaft⁹. Entsprechende Aussagen liegen auch von späteren Autoritäten vor, etwa von dem berühmten spanischen Moraltheologen Luis de Molina gegen Ende des 16. Jahrhunderts¹⁰.

Die Reformation sollte die Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg im kirchlichen Bereich in doppelter Hinsicht erweitert haben. Zum einen hat sie den geistlichen Stand durch Aufhebung seiner theologischen Grundlagen sozial aufgebrochen, das allgemeine Priestertum bedeutete mehr als je zuvor, daß *jeder* kirchliche Karriere machen konnte. Zum anderen hat sie den Erwerb von Bildung mehr denn je zur Voraussetzung einer solchen Laufbahn gemacht. Das bedeutet zunächst nicht eine Verschärfung der hergebrachten Standesschranke zwischen „litterati“ und „illiterati“, sondern im Zeichen der frühneuzeitlichen Bildungsrevolution weit eher deren Überwindung¹¹. Kirchendienst wurde zum Bildungsberuf wie Jurisprudenz und Medizin, er wurde vom Professionalisierungsprozeß erfaßt, bis der Mobilitätskanal Kirche endgültig in den neuen Hauptstrom einer mobilitätsfreudigen bürgerlichen Berufswelt einmündet, darin aufgeht und das kirchliche Amt nur noch in ländlichen Gruppen für einige Zeit seine Bedeutung als wichtigste soziale Aufstiegsmöglichkeit beibehält.

Aber dieses geradlinige Geschichtsbild wird in seiner wundersamen Eindeutigkeit von den Tatsachen nicht vorbehaltlos bestätigt. Bereits die reinste Form von Leistungsaufstieg, für den die alte Kirche jedem Menschen ausdrücklich gleiche Ausgangschancen eingeräumt hat, weist erhebliche ständegesellschaftliche Verzerrungen auf, der Weg zur Heiligkeit. Gleiche Chancen vor Gott bedeutet offensichtlich nicht gleiche Chancen vor seiner Kirche. Die meisten Heiligen der katholischen Kirche vor dem 19. Jahrhundert sind Männer und Geistliche. Und soweit sie nicht in spektakulärer Weise, etwa kraft Martyrium, zur Ehre der Altäre gelangt sind, handelt es sich häu-

⁸ STh 2 II q.118 a.1: Utrum avaritia sit peccatum.

⁹ Kommentar Cajetans zu der betreffenden Stelle; Cajetans Kommentar zur Summa Theologica des Thomas von Aquin ist in der römischen „Editio Leonina“ von dessen Werken Bd. 4–12 (1888–1906) mit abgedruckt.

¹⁰ De iustitia et iure, Tractatus II, Disputatio 339, Nr. 4.

¹¹ Vgl. Klaus Schreiner, Laienbildung als Herausforderung für Kirche und Gesellschaft. Religiöse Vorbehalte und soziale Widerstände gegen die Verbreitung von Wissen im späten Mittelalter und in der Reformation, in: Zeitschrift für historische Forschung 11 (1984) 257–354.

fig um Personen von Stand. Offensichtlich hatte der gewöhnliche Christ wenig Chancen, daß die Kirche seiner Tugenden gewahr wurde¹².

Ähnliches scheint für die Verdienste der Anwärter auf die höheren Ränge der kirchlichen Hierarchie zu gelten. Den eingangs zitierten Grundsätzen zum Trotz hat König Franz I. von Frankreich zu 96 % adelige Bischöfe nominiert, mehr als sein Vorgänger¹³. Aber nicht nur in Frankreich blieben kirchliche Spitzenstellungen in der Hand des Adels. Die deutsche Reichskirche war bekanntlich eine Adelskirche, und anderswo sah es wenig anders aus, selbst im evangelischen Bereich, wo dort das Bischofsamt weiterlebte. Und wenn für Evangelische Standesschranken theoretisch leichter zu überwinden waren, dann hatte die Aufhebung des Zölibats durch die Reformation ein anderes Hindernis für sozialen Aufstieg hervorgebracht, die Rekrutierung des Nachwuchses aus der Nachkommenschaft der Kirchendiener bis hin zur faktischen Vererbung des kirchlichen Amtes. Dergleichen war freilich nicht völlig neu; der traditionelle altkirchliche Nepotismus hatte zu ähnlichen Wirkungen geführt.

Eine realistische Einschätzung der sozialen Mobilität durch die frühneuzeitlichen Kirchen bedarf also differenzierter empirischer Detailuntersuchungen als Grundlage. Ich gehe folglich von einem Einzelfall aus, der geeignet ist, Mobilitätsspielregeln in dem mir besonders vertrauten Bereich der römischen Kurie näher zu beleuchten, um dann Forschungsergebnisse zu anderen Ländern und Kirchen vergleichend heranzuziehen.

Verfolgen wir jetzt den Weg der Familie Borghese zum Papsttum ihres Mitglieds Camillo als Paul V. (1605–1621)¹⁴. Im Spätmittelalter gehörten die Borghese zur bürgerlichen Oberschicht Sienas und zu einer Gruppe jener Oligarchie, die die politischen Funktionen der Stadt unter sich aufteilte¹⁵. Ungeachtet ihrer nichtadeligen Herkunft wird diese Stellung mit der Bezeichnung „patritius Senensis“ oder sogar „nobilis Senensis“ und dem Konnubium mit dem alten Stadtadel honoriert. In den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts übersiedelt Marcantonio Borghese aus nicht näher bekannten Gründen nach Rom, wo er als Jurist an der päpstlichen Kurie Karriere macht, eine römische Patrizierin heiratet und selbst Mitglied des römischen Patriziats wird. 1547 wird er Konsistorialadvokat und damit einer der wichtigsten römischen Laienjuristen. Eine solche Stellung war nicht ohne päpstliche Gunst zu bekommen und zu behaupten. Marcantonio scheint sich denn auch des Wohlwollens sämtlicher Päpste seit Paul III. erfreut zu haben, was mit deren politischen Plänen hinsichtlich Sienas zusammenhängen könnte. Marcantonio war aber auch als Agent der spanischen und der Florentiner Politik tätig, wie es wohl von einem Konsistorialadvokaten erwartet wurde.

¹² Vgl. P. Delooz, *Sociologie et canonisations* (Den Haag 1969).

¹³ Edelstein (Anm. 1).

¹⁴ Die Ausführungen zum Aufstieg der Borghese nach Wolfgang Reinhard, *Ämterlaufbahn und Familienstatus. Der Aufstieg des Hauses Borghese 1537–1621*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 54 (1974) 328–427.

¹⁵ William M. Bowsky, *A medieval Italian commune: Siena under the Nine, 1287–1355* (Berkeley 1981); A. K. Chiancone Isaacs, *Popolo e Monti nella Siena del primo cinquecento*, in: *Rivista storica italiana* 82 (1970) 32–80.

Bei seinem Tod 1574 hinterließ er seinen fünf Söhnen und zwei Töchtern ein ansehnliches, wenn auch nicht genau bekanntes Vermögen. Außerdem waren die beiden ältesten, auf die sich die soziale Strategie der Familie konzentrierte, bereits erfolgreich auf die Fährte einer Kurienkarriere gesetzt worden. Camillo und Orazio erwerben den Doktorgrad beider Rechte, genießt ihr Vater als Konsistorialadvokat doch das Privileg, seinen Nachfolger zu nominieren. Mit päpstlicher Genehmigung benennt er zunächst Camillo, dann Orazio, nachdem Camillo nach Kauf einer Abbreviatur, eines prälatizischen Amtes, und Ernennung zum Referendar Mitglied der römischen Prälatur geworden war. Die beiden Brüder verfolgen nun zunächst verschiedene Karrierepfade. Camillo empfängt die Weihen und wird Vikar von Santa Maria Maggiore; offensichtlich hat er die geistliche Prälatenlaufbahn im Sinn, während Orazio als weltlicher Kurienjurist den Spuren seines Vaters folgt.

Status und Statuspolitik der Familie dokumentieren sich in den vier zwischen 1576 und 1588 mit Familien des römischen Patriziats abgeschlossenen Eheverträgen und der Höhe der Mitgiften. Zunächst werden die beiden Schwestern mit je 8500 scudi vermählt, dann folgen zwei Brüder, deren Frauen jeweils 10000 scudi in die Ehe bringen. Diese Summen entsprechen dem, was im römischen Patriziat üblich war. Die Vermögensverhältnisse der Familie müssen gut gewesen sein, denn sämtliche Mitglieder investieren fleißig in Kaufämter ohne Dienstaufgaben, sprich römische Staatsrenten. So kann man auch die bereits von Marcantonio begonnene Einrichtung einer standesgemäßen Familienkapelle in der Kirche S.ma Trinità de' Monti finanzieren.

Das Jahr 1588 brachte zwei wichtige Schritte auf dem Weg nach oben. Ausschlaggebend war dafür die Gunst Papst Sixtus' V., die vielleicht von dessen für Geschenke nicht unempfindlicher Schwester Camilla vermittelt wurde. Camillo wurde zum Vizelegaten von Bologna ernannt, zum Gouverneur der nach Rom wichtigsten Stadt des Kirchenstaates, ein besonderer Vertrauensbeweis und eine bemerkenswerte Etappe einer kurialen Prälatenlaufbahn. Orazio aber versuchte sein Glück durch eine Art Spekulation zu machen. Soeben ist der Auditor Camerae, einer der höchsten Richter der Kurie, zum Kardinal promoviert worden, was in regelmäßigen, etwa sechsjährigen Abständen zu geschehen pflegt, damit das Amt neu verkauft werden kann. Trotz aller Warnungen seines vorsichtigen Bruders Camillo macht Orazio ein Angebot und erhält wider Erwarten dank päpstlicher Gunst den Zuschlag. Zur Aufbringung des Kaufpreises von 60000 Silberscudi muß die Familie ihre finanziellen Möglichkeiten bis knapp an die Grenze des Zusammenbruchs anstrengen; aber alle spielen loyal mit, der Skeptiker Camillo an der Spitze.

Da droht im Jahr 1590 die Katastrophe, als kurz nach seinem Gönner Sixtus V. auch der Kammerauditor Orazio Borghese mit nur 37 Jahren ins Grab sinkt. Damit würde sein Amt ersatzlos an den Papst zurückfallen, lange bevor die Familie ihre zu seinem Erwerb eingegangenen Verbindlichkeiten getilgt oder gar angefangen hatte, daraus Gewinn zu ziehen. Zwar war es gelungen, der Gunst Sixtus' V. das außergewöhnliche Privileg der Erblichkeit des Amtes wenigstens für drei Jahre zu entlocken, die noch nicht abgelaufen waren. Aber nach den Spielregeln personaler Herrschaft unter den Bedingungen päpstlicher Vollgewaltsansprüche war der neue Papst an derartige Verpflichtungen seines Vorgängers nicht gebunden. Nun sollte es sich auszahlen,

daß Camillo, der Erbe, sich in seiner mühseligen Tätigkeit als Vizelegat von Bologna stets bemüht hatte, seinem Nachbarn und Beherrscher der Heimat seiner Familie, dem Großherzog von Florenz, gefällig zu sein und sich außerdem durch viele Dienstleistungen die wichtigsten Kardinäle zu verpflichten. So kommt aus Rom frohe Kunde: alle Papabili seien Camillos Anliegen wohlgesonnen. Und er hat Glück: mit Gregor XIV. wird ausgerechnet sein eigener Taufpate zum Papst gewählt. Ausschlaggebend waren aber die in Koordination mit den Borghese durchgeführten Operationen der Florentiner Diplomatie, so daß Camillo, als er zum Antritt des ihm bestätigten Amtes nach Rom reist, selbstverständlich in Florenz beim Großherzog einen Dankbesuch macht.

Die Gunst des nächsten Papstes, Clemens' VIII. (1592–1605) scheint sich der Kammerauditor Camillo Borghese vor allem durch seine Qualitäten erworben zu haben. Dabei könnte eine geschickt, wenn auch erfolglos abgewinkelte diplomatische Mission nach Spanien 1593/94 eine Rolle gespielt haben. Wichtiger war sie für die weitere Zukunft, denn die Quellen zeigen, daß Camillo bei diesem Anlaß nicht nur bleibende gute Beziehungen zum spanischen Hof, vor allem den kommenden Männern um den Kronprinzen, den späteren Philipp III., angeknüpft, sondern sich auch vielen Kardinälen in deren „Privatangelegenheiten“ nützlich erwiesen hat, insbesondere dem maßgebenden Neffen des Papstes, Pietro Aldobrandini. Die Erhebung zum Kardinal 1596 erfolgt aber nicht gezielt auf Grund von Qualitäten und Verdiensten, sondern routinemäßig, nachdem Camillo wie üblich sechs Jahre Kammerauditor gewesen war. Im Grunde erntet er jetzt die Früchte der kühnen Spekulation seines verstorbenen Bruders, deren Verlust er selbst durch glückliche Mobilisierung der verfügbaren Patronage abzuwenden verstanden hatte.

Früchte, das heißt vor allem Zugriff auf neue Einkünfte zur Sanierung des durch die Spanienreise erneut angegriffenen Familienvermögens. Mit Hilfe von Pfründen und Pensionen scheint dies gelungen zu sein; um 1600 verfügte Camillo angeblich über 14 000 scudi Jahreseinkünfte, davon 6 000 aus Pfründen. Es war ihm damals bereits wieder möglich, den Aufstieg der Familie in die Spitzengruppe des römischen Patriziats durch neue Erwerbungen zu dokumentieren. Von der in Spanien ansässigen Familie eines verstorbenen Kardinals wurde ein standesgemäßer Palast für 42 000 scudi erworben, der Kern des heutigen Palazzo Borghese. Dazu kamen Grundstücke in Frascati als Grundlage eines Landsitzes in dieser modischen Sommerzuflucht der römischen Aristokratie. Um zu verhindern, daß der aus kirchlichen Einkünften stammende Beitrag des Kardinals zum Familienvermögen bei seinem Tod an die Kirche zurückfiele, wie es das Kirchenrecht eigentlich vorsah, erwirkte sich Camillo ein Privileg, das ihm gestattete, ein Testament zugunsten seiner Familie zu machen, das übliche Verfahren der sozialen Strategie in solchen Fällen.

Daß Camillo Borghese nach langem Hin und Her 1605 schließlich zum Papst gewählt wurde, war ein Überraschungserfolg; er war ein Verlegenheitskandidat der zweiten Wahl. Freilich nicht der einzige. Daß gerade er zum Zug kam, verdankt er seinen zugeschriebenen und erworbenen sozialen Beziehungen. Obwohl er zur Gruppe der Kardinäle Clemens' VIII. gehörte, war er doch derjenigen Sixtus' V., die heftig mit dieser rivalisierte, als Schützling des Peretti-Papstes eng verbunden, der ideale Kom-

promißkandidat der verfeindeten Faktionen. Von der mächtigen spanischen Gruppe wurde er dank seiner Nuntiatur unterstützt; da er aber nicht als deren Kandidat ins Spiel gekommen war, erhoben auch die Franzosen keine Einwendungen.

Bedingung der Möglichkeit des Aufstiegs der Borghese war die Kapitalakkumulation durch die Familie; nur sie erlaubt erfolgreiche Ämter Spekulation und die Ausübung kostspieliger, aber unzulänglich vergüteter Funktionen wie einer Gesandtschaft. Hier beginnen die beiden nicht reinlich zu scheidenden Aufstiegswege, die Nutzung des Ämterhandels und die Dienstlaufbahn des Prälaten, wie sie zeitweise von Orazio und Camillo nebeneinander verfolgt wurden. Die Mechanismen des Ämterhandels wie der Dienstlaufbahn müssen aber in Gang gesetzt und in Gang gehalten werden durch persönliche Beziehungen des Kandidaten zu den Mächtigen, durch Protektion. Ausschlaggebend sind dabei die Nepoten der Päpste und die an der Kurie einflußreichen Fürsten.

Den weiteren Aufstieg seiner Familie hat Papst Paul V. nach bereits üblich gewordenen Spielregeln betrieben, allerdings mit einer gegenüber anderen Päpsten bemerkenswerten Konzentration seiner Gunst auf einen engen Kreis seiner Kleinfamilie. Die Brüder des Papstes erhielten prestigereiche und lukrative Sinekuren im Dienst des Kirchenstaates, ein geistlicher Neffe wurde trotz Jugend als Kardinal nomineller „Premierminister“ des Papstes und üppig mit geistlichen Einkünften ausgestattet. Durch die bereits erwähnte Testiererlaubnis sorgte der Papst dafür, daß deren Ertrag langfristig in das zum Fideikommiß erhobene Familienvermögen fließen würde. Dazu kamen direkte Schenkungen, nicht zuletzt beträchtliche Summen von Bargeld aus der päpstlichen „Privatschatulle“, und die Möglichkeit für die Borghese, sich als privilegierte Kreditnehmer am System des römischen Staatskredits, den Monti, zu beteiligen. Die auf diese Weise akkumulierten Mittel wurden aber überwiegend für eine planmäßige und umfangreiche Grunderwerbspolitik verwendet¹⁶, wobei diese Landgüter wiederum die Grundlage für die Standeserhöhung der Familie zu hochadeligem, zunächst herzoglichem, dann fürstlichem Rang¹⁷ bildeten. Die Borghese gehörten nun mit altadeligen Familien und älteren Nepotendynastien zum exklusiven Kreis der römischen Barone. Dieser Sachverhalt wurde 1612 durch die Vermählung des einzigen weltlichen Papstneffen Marcantonio (II.) mit einer Orsini besiegelt, wobei der Schwiegervater eine Mitgift von 150 000 scudi springen lassen mußte. Von diesem Paar stammen nicht nur die heutigen Principi Borghese, sondern noch eine Reihe anderer römischer Adelsgeschlechter ab.

Obwohl alle Papstfamilien so vorzugehen pflegten und dies von der römischen Gesellschaft ausdrücklich erwartet wurde – Abweichungen von den Regeln, wie die Begrenzung auf einen engen Ausschnitt der Kleinfamilie, wirkten sozial verunsichernd –, stellte das Verhalten des Nachfolgers eines päpstlichen Onkels stets eine latente Be-

¹⁶ Vgl. neben Reinhard, Ämterlaufbahn (Anm. 14) auch Wolfgang Reinhard, Papstfinanz und Nepotismus unter Paul V. (1605–1621), 2 Bde. (Päpste und Papsttum 6, I–II, Stuttgart 1974) und Volker Reinhardt, Kardinal Scipione Borghese (1605–1633). Vermögen, Finanzen und sozialer Aufstieg eines Papstnepoten (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 58, Tübingen 1984).

¹⁷ Der „principe“ steht in Italien im Rang über dem „duca“.

drohung der neuen Nepotendynastien dar. Der Sturz der Carafa lag noch nicht lange zurück. Gegen den Vollgewaltsanspruch eines neuen Papstes half keine Häufung von Bullen eines alten. Was half, war die sorgfältige Beobachtung der Spielregel, ein eingependeltes konventionelles Maß von Aufstieg und Bereicherung nicht zu überschreiten, ein Maß, das von den bereits Arrivierten gesetzt und von den noch Aufstrebenden im eigenen Interesse respektiert wurde. Dennoch begnügte man sich nicht mit systeminterner Absicherung des sozialen Zugewinns, sondern bezog äußere Vorsorgemaßnahmen in die Familienstrategie mit ein. Im Falle der Borghese bedeutete dies Anlehnung an Spanien. Der wichtigste Titel des Hauses wurde nicht auf einen Besitz im Kirchenstaat, sondern auf den Erwerb des Fürstentums Sulmona in den Abruzzen im spanischen Neapel gegründet. Schließlich gelang es nach vierjährigen Verhandlungen und um den Preis der Erhebung eines zehnjährigen Prinzen zum Kardinal und Erzbischof von Toledo 1620 vom spanischen König die Grandenwürde für Marcantonio Borghese zu erhalten. Neben der Bindung an Spanien bedeutete dies ein Aufrücken unter die fünf ersten Familien Roms, zu denen neben den Nepoten des jeweils regierenden Papstes nur noch die Orsini, die Colonna und seit ihrer Erhebung zu Granden 1616 auch die Caetani zählten.

Andeutungsweise dürfte bereits deutlich geworden sein, daß die Geschichte der Familie Borghese und was sich daraus über vertikale und nicht zu vergessen auch über horizontale Mobilität ergibt, in Rom keinen Einzelfall darstellt. Sie darf vielmehr durchaus als typisch für die Papstfamilien des 16. und 17. Jahrhunderts gelten¹⁸. Nur wenige Päpste der Neuzeit stammten aus Süditalien, kaum mehr aus Rom und Latium, die meisten kommen aus der nördlichen Hälfte Italiens, wobei die Toskana allein 1503–1555 fünf von acht und 1592–1667 sechs von acht Päpsten gestellt hat. Wenn horizontale Mobilität der Familie der Papstwahl nicht voranging wie bei den Borghese, so war sie zumindest die Folge; die Nepoten zogen nach Rom. Und nicht nur diese, sondern auch eine Fülle von Landsleuten des Papstes, so daß man Rom zu Zeiten fast als toskanische, bisweilen auch genuesische Kolonie bezeichnen könnte.

Acht Päpste des 16. bis 18. Jahrhunderts sind Hochadelige, 30 kommen aus dem städtischen Patriziat, drei aus den Unterschichten. Hochadelig sind natürlich die neapolitanischen und zwei der römischen Päpste, während die ebenfalls zu dieser Kategorie zählenden drei Medici-Päpste letztlich auch aus der städtischen Oberschicht Oberitaliens hervorgegangen sind, die so unübersehbar dominiert. Dabei zeigt eine Untersuchung der Familiengeschichte, daß mindestens 14 dieser 41 Päpste aus ausgesprochenen Aufsteigerfamilien stammen, während sich nur in einem Fall, bei Alexander VII., nicht gerade ein sozialer Abstieg, aber doch eine kritische Situation der Familie nachweisen läßt. Ganz offensichtlich ist die Kurienkarriere für das Patriziat der mittel- und oberitalienischen Städte im 16. und 17. Jahrhundert, wo sich die Aufsteigerfamilien konzentrieren, ein Aufstiegskanal für die Familie; im günstigsten Fall, bei Erringung des Papsttums, von niederadeligem zu hochadeligem Status.

¹⁸ Die folgenden Ausführungen nach *Wolfgang Reinhard*, Herkunft und Karriere der Päpste 1417–1963. Beiträge zu einer historischen Soziologie der römischen Kurie, in: *Mededelingen van het Nederlands Instituut te Rome* 38 (1976) 87–108.

Der maßgebende Karrierepfad des zukünftigen Papstes ist seit dem 16. Jahrhundert derjenige des Laufbahnprälaten mit juristischer Ausbildung (wobei die Wahrnehmung seelsorgerlicher Aufgaben aber keineswegs fehlt). Außerordentliche Aufsteiger sind selten geworden oder werden wenigstens nicht mehr zum Papst gewählt. Bei zwei weiteren Päpsten neben Paul V. hat nachweislich der Ämterkauf eine wichtige Rolle im Aufstieg gespielt; nach Lage der Dinge ist hier aber noch mit einer erheblichen Dunkelziffer zu rechnen. Doch gilt für die Regelfälle wie die Ausnahmen, daß keine Karriere ohne Protektion möglich gewesen wäre, Protektion durch Päpste, durch Nepoten, durch Kardinäle, besonders als Behördenvorsteher, durch Fürsten.

Das gilt auch für die drei Angehörigen der Unterschichten, die bis auf den Papstthron gelangt sind. Sie unterscheiden sich von den übrigen durch ein anderes gemeinsames Merkmal: sie sind nahezu identisch mit jener kleinen Gruppe von Päpsten, die durch einen Orden, genauer einen Bettelorden, Karriere gemacht haben. Das hat sie freilich nicht daran gehindert, ihre Familien in der üblichen Weise mitzuziehen. Wenn man bedenkt, daß Ordenszugehörigkeit noch heute die beste Chance für Menschen bescheidener Herkunft darstellt, zur Ehre der Altäre zu gelangen¹⁹, dann erweisen sich Orden in Rom als der wichtigste, ja ich wage zu behaupten der einzige innerkirchliche Mobilitätskanal für die Unterschichten. Ansonsten beobachten wir zumindest im 16. und 17. Jahrhundert am Beispiel der Päpste eine lebhafte horizontale und vertikale Mobilität mit ganz bestimmten Spielregeln, aber eine Mobilität im Rahmen der Oberschicht wirtschaftlich entwickelter Gebiete. Gegen das 18. Jahrhundert hin scheint diese Mobilität in Rom nachzulassen.

In der auf den ersten Blick sehr viel starrereren Adelsgesellschaft auf den oberen Rängen der deutschen Reichskirche lassen sich bei genauerem Zusehen ähnliche Beobachtungen machen. Dank Peter Schmidt können wir zwar zusehen, wie der deutsche Adel etwa das Collegium Germanicum in Rom erobert. Die Zielvorstellung der Gründer und des Jesuitenordens, ohne Standesrücksichten mobile Seelsorger für Deutschland auszubilden, wird schon im 16. Jahrhundert von dem politischen Programm überlagert, romtreue Kandidaten für die Führungspositionen der Reichskirche heranzuziehen, bis das Kolleg gegen Mitte des 18. Jahrhunderts völlig zur Adelsanstalt geworden ist. Aber das Studium in Rom kann durchaus Teil einer Aufstiegs- und nicht nur einer Versorgungsstrategie adeliger Familien sein²⁰. Wir wissen längst, wie adeliger Nepotismus vor allem mittels des Instruments der Koadjutorie nicht nur auf Bischofsstühlen in Fürstenhand regelrechte informelle Dynastien hervorgebracht hat. Aber dergleichen stieß in der öffentlichen Meinung der Reichskirche auf Widerstand, weil man im Interesse der eigenen Mobilität die Monopolisierung der Chancen in den

¹⁹ Vgl. Delooz (Anm. 12).

²⁰ Vgl. Peter Schmidt, Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552–1914), (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 56, Tübingen 1984).

Händen bestimmter Familien entschieden ablehnte²¹. So bekam nicht nur die habsburgische oder die wittelsbachische Bistumspolitik Widerstand zu spüren, sondern auch das Haus Schönborn, der erfolgreichste aller Aufsteiger aus dem Kreis der Reichsritterschaft auf dem Weg über die Reichskirche. Die Forschungen von Alfred Schröcker haben gezeigt, daß sich die von den Schönborn angewandten Methoden des Nepotismus und der Patronage nicht wesentlich von den in Rom beobachteten unterscheiden²². Bereits Hans Erich Feine hat 1921 festgestellt, daß von den 1500 bis 1803 gewählten deutschen Bischöfen 38 fürstlicher, 42 reichsgräflicher, 123 reichsritterlicher, 129 landadeliger, aber nur zehn bürgerlicher und fünf ausländischer Herkunft gewesen sind, wobei die Bedeutung des Niederadels im Laufe der Zeit zugenommen hat, während Neu- oder Briefadel kaum eine Rolle spielt²³. Dieser Befund wird von Peter Hersche neuerdings für den weiteren Kreis der Domkapitel im wesentlichen bestätigt. Sein Werk zeigt aber auch, daß 1600–1803 nicht weniger als 79 % aller Domherren Familien angehört haben, die in dieser Zeit eine Standeserhöhung erfahren haben, in der überwiegenden Zahl der Fälle in den Reichsfreiherrnstand²⁴. Leider erlaubt es Hersches quantifizierende Methode nicht, im Einzelfall festzustellen, ob, wie im Falle der Schönborn, ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Aufstieg der Familie und ihrer Stellung in der Reichskirche besteht. Eine derartige Hypothese zu verifizieren oder zu falsifizieren, dürfte ein wichtiges Desiderat künftiger Forschungen sein.

Noch weniger wissen wir über die Sozialgeschichte der Klöster und des niederen Klerus in Deutschland²⁵. Doch zeigen einige Arbeiten zu Klöstern monastischer Orden, daß es offensichtlich falsch ist, von „Bauernklöstern“ zu reden und sie als Instrument des sozialen Aufstiegs für Unterschichtenangehörige zu betrachten. Das Übergewicht haben vielmehr die städtischen oder in entsprechender Umgebung auch die ländlichen Mittelschichten, Beamte, Offiziere, Gewerbetreibende, Gastwirte und der-

²¹ Vgl. Rudolf Reinhardt, Kontinuität und Diskontinuität. Zum Problem der Koadjutorie mit dem Recht der Nachfolge in der neuzeitlichen Germania Sacra, in: Johannes Kunisch (Hg.), Der dynastische Fürstenstaat. Zur Bedeutung von Sukzessionsordnungen für die Entstehung des frühmodernen Staates (Berlin 1982) 115–155.

²² Alfred Schröcker, Ein Schönborn im Reich. Studien zur Reichspolitik des Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 8, Wiesbaden 1978); ders., Der Nepotismus des Lothar Franz von Schönborn, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 43 (1980) 93–157; ders., Die Patronage des Lothar Franz von Schönborn. Sozialgeschichtliche Studie zum Beziehungsnetz in der Germania Sacra (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 10, Wiesbaden 1981); vgl. auch Heinz Duchhardt, Die Aufschwörungsurkunden als sozialgeschichtliche und politische Quelle. Beobachtungen an Mainzer Urkunden aus dem Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden, in: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 26 (1974) 125–141.

²³ Hans Erich Feine, Die Besetzung der Reichsbistümer vom Westfälischen Frieden bis zur Säkularisation 1648–1803. (Stuttgart 1921) 66–72.

²⁴ Peter Hersche, Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert, 3 Bde. (Ursellen-Bern 1984), bes. Bd. 2, 115–138 und Bd. 3, 28 f.

²⁵ Die Reihe „Germania Sacra“ nimmt diesen Gesichtspunkt nur sehr zögernd zur Kenntnis.

gleichen²⁶. In diesen Klöstern zumindest handelt es sich offensichtlich eher um Statusbehauptung im Sinne von Versorgung jüngerer Söhne als um Statusverbesserung durch sozialen Aufstieg eines Familienmitglieds, es sei denn, ein solcher Beamten- oder Wirtssohn wird zum Vorsteher seines Klosters gewählt.

Wie nicht anders zu erwarten, liegen für Frankreich die umfangreichsten sozialgeschichtlichen Forschungen über die Kirche vor²⁷. Auch hier besteht eine markante Schichtgrenze zwischen hohem und niederem Klerus, die weitgehend der Grenze zwischen zweitem und drittem Stand parallel verläuft. Bezeichnenderweise hat das einzige bürgerliche Mitglied des 1789 regierenden französischen Episkopats den Sprung zum Weihbischof auf Grund einer Ordenslaufbahn geschafft und war dann auf seine alten Tage Bischof einer Kleindiözese geworden²⁸. Aber auch schon im 16. Jahrhundert blieb ein Bischof nichtadeliger Abstammung sein Leben lang dem Gespött seiner Zeitgenossen ausgesetzt²⁹. Die von der deutschen stark abweichende Rekrutierung des französischen Episkopats gemäß dem Konkordat von Bologna, das 1516 die Nomination der Bischöfe vollständig in die Hand der Krone legte, brachte letztendlich eine noch exklusivere Adelskirche hervor als jene. Sehr viel genauer als Norman Ravitch hat Michel Péronnet³⁰ gezeigt, daß der Adel von Anfang an keine massenhafte Konkurrenz aus dem dritten Stand bei der Nachfrage nach Bischofssitzen zu befürchten hatte. Die Krone versuchte sich durch die Kontrolle der Nomination die Loyalität der Bischöfe zu sichern, denn diese besaßen eine beträchtliche Bedeutung im Rahmen des politischen Systems³¹, die wir unter dem Eindruck eines Vergleichs mit der deutschen Reichskirche allzuleicht zu unterschätzen geneigt sind. Die Krone hatte dabei nichts gegen lokale „Bischofsdynastien“ einzuwenden, ja sie förderte sie sogar, wenn es ihren Interessen entsprach. Es sei nur an die vier Gondi erinnert, die in Paris 1569–1662 aufeinanderfolgten³². Im Zeitalter der Religionskriege nimmt aber der Einfluß des Papsttums, der Domkapitel und der lokalen Interessen auf Kosten der

²⁶ Edgar Krausen, Die Herkunft der bayerischen Prälaten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 27 (1964) 259–285; ders., Beiträge zur sozialen Schichtung der altbayerischen Prälatenklöster des 17. und 18. Jahrhunderts, in: ebd. 30 (1967) 355–377; Joachim Salzgeber, Die Klöster Einsiedeln und St. Gallen im Barockzeitalter. Historisch-soziologische Studie (Beiträge zur Geschichte des alten Mönchtums und des Benediktinerordens 28, Münster 1967) 88–95.

²⁷ Vgl. Wolfgang Reinhard, Möglichkeiten und Grenzen der Verbindung von Kirchengeschichte mit Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, in: Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“. Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 8 (1981) 243–278.

²⁸ Péronnet (Anm. 2) 110, 154.

²⁹ Michel Péronnet, L'image sociale de l'épiscopat dans l'Œuvre de Brantôme, in: Claude-Gilbert Dubois (Hg.), L'imaginaire du changement en France au XVIe siècle (Bordeaux o.J.) 200.

³⁰ Norman Ravitch, Sword and Mitre. Government and Episcopate in France and England in the Age of Aristocracy (Den Haag–Paris 1966); Péronnet (Anm. 2).

³¹ Michel Péronnet, Pouvoir monarchique et épiscopat: le Roi et les évêques députés nés des Etats de Languedoc à l'époque moderne, in: Parliaments, Estates and Representation 3,3 (1983) 115–121; ders., (Anm. 2) 583.

³² Pierre Blet, L'église de Paris et les Gondi, in: Huitième centenaire de Notre-Dame de Paris (Paris 1967) 345–357.

Krone wieder zu, zugleich steigt die Zahl der Roturiers gerade unter den Kandidaten der Krone an – waren zu viele Adelige auf die Seite der Hugenotten getreten? Heinrich IV. stabilisiert das königliche Kontrollsystem wieder, wie es scheint, nicht zuletzt mit Neuadel und Roturiers³³. Nun tauchen nicht wenige Aufsteiger aus Pariser Neuadelsmilieu auf, allerdings stellt laut Péronnet ein Episkopat in der Familie nicht das Mittel, sondern die Krönung eines sozialen Aufstiegs dar³⁴. Während gleichzeitig die religiösen Anforderungen an die Bischofskandidaten immer mehr steigen, beginnt die Krone damit, die lokale Kirchenherrschaft endgültig aufzubrechen. Es gibt immer noch Bischofsdynastien, bis hin zur Revolution³⁵, aber zunächst eher von nicht regional verwurzelten Neuadeligen, später dann überhaupt nicht mehr auf ein und demselben Bischofsstuhl. Bis ca. 1685 etabliert sich ein ziemlich stabiles Karriere- und Rekrutierungsmuster, das dann das 18. Jahrhundert bis zur Revolution beherrscht. Der typische Bischof hat jetzt in Paris an der Sorbonne Theologie studiert und das Seminar von Saint Sulpize besucht, um anschließend zehn Jahre als Generalvikar tätig zu sein. Er ist überwiegend altadeliger Herkunft, was freilich auch heißen kann, daß er aus altem Neuadel stammt. Es dominieren die reichen Familien des Land- und Militäradels, keineswegs mehr der Hof- oder der Beamtenadel. Aber es handelt sich um ein nationales Corps, dessen Mitglieder überall zu Ehren kommen, nur nicht in ihrer Heimat, fast wie die Intendanten. Es handelt sich um ein Corps aber auch insofern, als die Rekrutierung neuer Bischöfe weitgehend innerhalb eines geschlossenen, sozial eng verflochtenen Kreises von Familien erfolgt. Der König nominiert Kandidaten, die seinen Anforderungen entsprechen, aber nur solche, die ihm durch dieses von bereits im Amt befindlichen Bischöfen kontrollierte Beziehungsnetz zur Kenntnis gebracht werden³⁶. Stark vereinfacht ausgedrückt haben wir im 16. und 17. Jahrhundert ein Rekrutierungssystem mit einer gewissen vertikalen Mobilität über die Standesgrenzen hinweg, aber mit geringer horizontaler Mobilität. Das „reife“ System des 18. Jahrhunderts ist hingegen durch eine hohe horizontale bei fast völlig fehlender vertikaler Mobilität gekennzeichnet. Der französische Episkopat ist mehr als je zuvor eine geschlossene Adelsgesellschaft geworden (was seinen Leistungen und auch seinen religiösen Qualitäten übrigens keineswegs abträglich sein mußte³⁷!)

Demgemäß betreten wir mit der Untersuchung des Pfarrklerus eine völlig andere Welt, eine Welt des dritten Standes, die uns freilich nur für das 18. Jahrhundert ge-

³³ Vgl. *J. M. Hayden*, The social origins of the French episcopate at the beginning of the 17th century, in: *French Historical Studies* 10 (1977) 27–40.

³⁴ *Péronnet* (Anm. 2) 505–507.

³⁵ Vgl. *Louis Greenbaum*, Talleyrand and his uncle: the genesis of a clerical career, in: *Journal of Modern History* 29 (1957) 226–236.

³⁶ *Péronnet* (Anm. 2) 338–360.

³⁷ Ebd. 31f.; vgl. auch *John McManners*, Aristocratic vocations: the bishops of France in the eighteenth century, in: *Derek Baker* (Hg.), Religious motivation. Biographical and sociological problems for the Church historian (*Studies in Church History* 15, Oxford 1978) 305–326.

nauer bekannt ist. Soweit vorliegende Lokalstudien ein einheitliches Bild ergeben³⁸, scheint auch hier eine begrenzte horizontale Mobilität bemerkenswerter gewesen zu sein als die vertikale. Je nach der Intensität des religiösen Lebens gab es in Frankreich Gebiete, die ihren Priesternachwuchs selbst produzieren und gar noch einen Überschuß abgeben konnten, und andere, die unbedingt auf Zuwanderer angewiesen waren, wie Avignon schon im 16. Jahrhundert³⁹. Die Mehrzahl der französischen Pfarrer stammte damals aus den mittleren Schichten des dritten Standes der Städte und größeren Ortschaften, ihre Väter waren Kaufleute und Gewerbetreibende, kleine Beamte und Angehörige freier Berufe, seltener größere Bauern. Es gibt Hinweise darauf, daß sich relativ höhere Schichtzugehörigkeit durch bessere Karrierechancen auszahlte; in der Diözese Gap kamen die Söhne von „Notabeln“ schneller zu ihrer ersten Pfarrei⁴⁰. Insbesondere dort, wo nicht der Bischof, sondern ein geistlicher oder gar weltlicher Patron die Pfründe besetzte, konnte auch beim niederen Klerus Patronage mit ins Spiel kommen oder sogar den Ausschlag geben, und zwar keineswegs nur in Frankreich, sondern auch im protestantischen England. Aber die Einkünfte vieler französischer Pfarrstellen waren alles andere als attraktiv, und zwar nicht nur, weil es natürlich neben einigen reichen viele arme Pfründen gab, sondern vor allem, weil viele Pfarrer gar nicht Bezieher der Einkünfte ihrer Pfarrpfründe waren, sondern nur „Angestellte“ eines nichtresidierenden adeligen Geistlichen oder einer Institution, die ihnen eine „portio congrua“ zu bezahlen hatten. Ein königliches Edikt hatte diese 1686 auf 300 livres für einen Pfarrer und 150 livres für einen Vikar festgesetzt⁴¹. Unter solchen Umständen konnte nur für Angehörige der Unterschichten von Aufstieg die Rede sein, während viele Pfarrstellen für Abkömmlinge der Mittelschichten eher einen Abstieg bedeuten mochten – wenn man allein wirtschaftliche Gesichtspunkte zugrunde legt. Man sollte das Prestige und die soziale Führungsrolle des Pfarrers nicht unterschätzen, vor allem seit er dank der kirchlichen Reform im Durchschnitt über eine gute Ausbildung verfügte. Man wird aber dennoch unterstellen dürfen, daß im Rahmen der sozialen Strategie der Mittelschichten dem Erwerb einer Pfarrstelle eher eine Versorgung als eine Aufstiegsfunktion zukam. Ein Sohn war auf diese Weise angemessen untergebracht, es war sichergestellt, daß er keine legitimen Nachkommen haben würde, deren

³⁸ *John McManners*, French ecclesiastical society under the Ancien Regime. A Study of Angers in the eighteenth century (Manchester 1960); *Dominique Julia*, Le clergé paroissial dans le diocèse de Reims à la fin du 18^{me} siècle, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 13 (1966) 195–216; *Jean-Paul Desaiève*, Clergé rural et documents fiscaux. Les revenus et charges des prêtres de campagne au nord-est de Paris, d'après les enquêtes fiscales des 17^{me} et 18^{me} siècles, in: ebd. 17 (1970) 921–952; *M. L. Fracard*, Le recrutement du clergé séculier dans la région niortaise au 18^{me} siècle, in: *Revue d'histoire de l'église de France* 57 (1971) 241–265; *Tim Tackett*, Priest and parish in eighteenth-century France. A social and political study of the curés in a diocese of Dauphiné 1750–1791 (Princeton 1977); dazu als Versuche zur Synthese *Bernard Plongeron*, La vie quotidienne du clergé au 18^{me} siècle (Paris 1974); *Tim Tackett*, L'histoire sociale du clergé diocésain dans la France du 18^{me} siècle, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* 27 (1979) 198–234; *Olwen Hufton*, The French Church, in: *William J. Callahan/David Higgs* (Hg.), Church and society in Catholic Europe of the eighteenth century (Cambridge 1979) 13–33.

³⁹ Vgl. *M. Venard*, L'église d'Avignon au XVI^{ème} siècle (Paris–Lille 1980) 1164.

⁴⁰ *Tackett*, Priest and parish (Anm. 38) 110.

⁴¹ Vgl. *McManners* (Anm. 38) 164.

Ansprüche das Familienvermögen schmälern könnten, während sein eigener Privatbesitz dorthin zurückfließen würde⁴².

Der krasse Gegensatz zwischen einem adeligen hohen Klerus, der das kirchliche Einkommen in seiner Hand konzentrierte, und einem bürgerlichen Niederklerus, der günstigstenfalls ein gutes Auskommen hatte, häufig aber an der Grenze des Existenzminimums lebte, sollte nicht ohne Folgen bleiben. Im Laufe des 18. Jahrhunderts begannen die Pfarrer, sich im Rahmen der Institutionen des geistlichen Standes zu organisieren. Trotz Verboten derartiger Zusammenschlüsse gelang es, eine mehrfache Erhöhung der von der Inflation aufgezehrten „*portio congrua*“ zu erreichen. In der Revolution traten viele Pfarrer auf die Seite des dritten Standes und spielten dort sogar eine führende Rolle. Ihre Beschwerdeschriften belegen, daß frustrierter Aufstiegszille zwar nicht die ausschlaggebende, aber doch eine nicht zu unterschätzende Rolle für ihre Haltung gespielt hat, denn sie fordern mehrfach die Besetzung der höheren Ränge der Hierarchie ohne Rücksicht auf Geburt allein nach Tüchtigkeit und Verdiensten⁴³.

Die politischen Rahmenbedingungen in den verschiedenen Ländern des katholischen Europa mögen sich noch so sehr unterscheiden, gemeinsame kirchliche Institutionen in Verbindung mit verwandten gesellschaftlichen Strukturen bringen überall tendenziell ähnliche Verhältnisse hervor, insbesondere die Spaltung in einen mehr oder weniger reichen hohen Klerus adeliger Herkunft und einen mehr oder weniger armen niederen Klerus bürgerlichen, und zwar vor allem städtischen Ursprungs⁴⁴. In Spanien wird im 18. Jahrhundert Bildung als Voraussetzung für höhere hierarchische Ränge besonders betont, faktisch haben aber auch hier die Adeligen die besseren Chancen. Obwohl es an hochadeligen Bischöfen nicht fehlt, scheint auch hier die Kirche eine Domäne des um Verbesserung seines Status bemühten niederen Adels gewesen zu sein. Es wäre noch zu prüfen, wie weit die rassistische Exklusivität der „*limpieza de sangre*“ in den spanischen Domkapiteln die Funktion gehabt hat, diese sozialen Chancen für bestimmte Adelsgruppen zu reservieren⁴⁵. Bei manchen Pfarreien hätte sich das auch gelohnt, es gab reiche Pfarrer und arme Domherren in Spanien, überwiegend scheint der spansche Niederklerus aber ebenso arm wie ungebildet gewesen zu sein: über Mobilität in diesem Bereich ist einfach zu wenig bekannt⁴⁶. In Portugal⁴⁷ und Polen⁴⁸ ist die Adelskontrolle über die höheren Ränge eher rigider als in Spanien, während die Bedeutung der städtischen Rekrutierung für den Pfarrklerus in Polen besonders deutlich wird; Bauern haben hier noch weniger Chancen als anderswo.

⁴² Tackett, Priest and parish (Anm. 38) 145.

⁴³ Ebd. 263; Péronnet (Anm. 2) 1043–1046, 1130.

⁴⁴ Vgl. die Einführung bei Callaban-Higgs (Anm. 38) 2–4.

⁴⁵ Vgl. Albert A. Sicroff, Les controverses des statuts de „pureté de sang“ en Espagne du XVe au XVIIe siècle (Paris 1960).

⁴⁶ Antonio Domínguez Ortiz, La sociedad española en el siglo XVII. Bd. 2: El estamento eclesiástico (Madrid 1970) 22–67; William J. Callaban in: Callaban/Higgs (Anm. 38) 38.

⁴⁷ David Higgs in: Callaban-Higgs (Anm. 58).

⁴⁸ Jerzy Kloczowski in: ebd. 129.

Die große Unbekannte bleibt trotz aller Einzeluntersuchungen immer noch die Sozialgeschichte der Orden, die nach römischen Indizien für die Frage nach der Mobilität, auch der horizontalen übrigens, besonders interessante Ergebnisse erwarten ließe. Freilich wird die Herstellung eines Gesamtbildes dadurch erschwert, daß die Forschung aus strukturellen Gründen mindestens fünf verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen institutionellen Rahmenbedingungen trennen muß: die alten monastischen Orden, die Bettelorden, die modernen Orden vom Typ der Jesuiten, die traditionellen Frauenorden und die modernen Frauenorden vom Typ der Ursulinen und der Englischen Fräulein. Dabei wäre parallel zu der Frage nach den spezifischen Chancen weiblicher Selbstverwirklichung in den Orden und der Unterdrückung durch die Reformation einerseits, die römische Kurie andererseits⁴⁹ die Mobilität der Frau zu diskutieren einschließlich ihrer Rückwirkung auf die Familie. Bestehen hier Unterschiede zur männlichen Mobilität in der Kirche? Meines Wissens eine noch völlig offene Frage.

Die hohe Bedeutung der institutionellen Struktur der Kirche oder eines Ordens als Bedingung der Mobilität läßt für jene Reformationskirchen, die die altkirchliche Bischofs- und Pfründenverfassung beibehalten haben, andere Ergebnisse erwarten als für die übrigen. Neben Skandinavien handelt es sich dabei vor allem um England. Man könnte hier eine weniger schroffe Trennung von hohem und niederem Klerus nicht nur aus theologischen, sondern auch und vor allem aus sozialen Gründen erwarten. Das Verschwinden klar definierter Standesschranken aus der englischen Gesellschaft, die jüngeren Söhne der Oberschicht als ständiges Reservoir potentieller Absteiger, der Aufstiegswille des Handelsbürgertums – dies alles könnte die Kirchendiener mobiler gemacht haben, ohne daß wir die Theologie bemühen müßten. Doch wenn der soziale Abstand zwischen Episkopat und niederem Klerus hier tatsächlich geringer ist als anderswo, dann dürfte dies in erster Linie eine Folge der seit Heinrich VIII. im Gegensatz zum katholischen Raum vollkommen uneingeschränkten Kontrolle der Krone sein, die, wie Felicity Heal zeigen konnte, im 16. Jahrhundert den Status der Bischöfe durch brutale wirtschaftliche Ausbeutung entscheidend gedrückt hat. Die Krone hat keinen Wert darauf gelegt, den (hohen) Adel auf Bischofsstühle zu bringen, sondern ihre treuen Diener aus den mittleren Schichten bevorzugt. Dennoch begegnen uns zu Beginn des Jahrhunderts noch vereinzelt Hochadelige neben einer Mehrheit von Gentry oder Gentry-nahen Familien. Noch konnten die großen Prälaten im Lebensstil mit den mächtigsten Hochadeligen wetteifern. Zur Zeit Elisabeths aber hatten sie längst aufgehört, derartige Statusansprüche zu pflegen und sich dem Niveau der biederren Land-Gentry angepaßt. Aus dieser sozialen Schicht rekrutieren sie sich jetzt auch,

⁴⁹ Vgl. die jüngst neu aufgelebte Diskussion über Mary Ward und die Anfänge der Englischen Fräulein; dafür immer noch grundlegend *Joseph Grisar*, Die ersten Anklagen in Rom gegen das Institut Maria Wards (1622) (*Miscellanea Historiae Pontificiae* 22, Rom 1959); *ders.*, Maria Wards Institut vor römischen Kongregationen (1616–1630) (*Miscellanea Historiae Pontificiae* 27, Rom 1966); *ders.*, „Jesuitinnen“. Ein Beitrag zur Geschichte des weiblichen Ordenswesens von 1550 bis 1650, in: *Reformata reformanda*. Festschrift Hubert Jedin (Münster 1965), Bd. 2, 70–113.

soweit nicht die Zahl von Bischöfen unbekannter Herkunft zunimmt⁵⁰. Nach der Restauration, als das Bischofsamt von der Parteienpolitik instrumentalisiert wird, stammen ein bis zwei Drittel der Bischöfe aus der Gentry: der Anteil steigt gegen 1800 ebenso wie derjenige des jetzt wieder interessierten Hochadels, der unter Georg III. immerhin 28% der Bischofsstühle besetzt, während der Anteil der Mittel- und Unterschichten bis gegen Null zurückgeht – mit einer bemerkenswerten Ausnahme: Pfarrersöhne stellen während des ganzen Zeitraums 1660–1820 ein Drittel bis die Hälfte der Bischöfe⁵¹.

Vermutlich dürfen wir diese standesinterne Mobilität als Symptom und Resultat der „Professionalisierung“ betrachten, die nach Rosemary O'Day für den nachreformatorischen englischen Klerus kennzeichnend ist⁵². Während Säkularisationen und Reformation anscheinend zunächst dazu geführt haben, daß der nunmehr auch noch mit einer Familie belastete Pfarrer unter dem Druck der Neureichengesellschaft und der Inflation verarmte und daher die Lücken in großem Umfang mit wenig qualifizierten Angehörigen der Unterschichten gefüllt wurden⁵³, begannen gegen Ende des Jahrhunderts die Reformmaßnahmen und die erhöhten Ansprüche zu greifen. Aus einem Lateinschulabsolventen war der englische Pfarrer ein Universitätsabsolvent geworden. In der Diözese Worcester waren zum Beispiel 1560 nur 19% der Pfründeninhaber graduiert, 1620 aber 52% und 1640 sogar 84%; in Oxford waren es begreiflicherweise zu diesem Zeitpunkt schon 96%⁵⁴. Mark Curtis hat sogar die These aufgestellt, Überproduktion von Akademikern habe dazu geführt, daß England um 1620 und 1630 voll von frustrierten Intellektuellen gewesen sei, die keine Pfründe finden konnten und daher Ressentiments gegen Kirche und Staat gehegt hätten⁵⁵ – blockierter Aufstiegsdruck im Mobilitätskanal Kirche als eine Ursache der Revolution; wer fühlt sich nicht an Frankreich 1789 erinnert? Der Kirchendienst war zu einem „Beruf“ („profession“) im modernen Sinn geworden, gekennzeichnet durch eine institutionalisierte Ausbildung und ein partikulares Dienstleistungsmonopol für die Gesellschaft. Die „professions“ insgesamt aber werden zum wichtigsten Mobilitätskanal, denn sie verkörpern die moderne Errungenschaft des Aufstiegs durch Bildung⁵⁶. Zu beachten ist vor allem die erhöhte horizontale Mobilität dieser Universitätsabsolventen⁵⁷. Dieser Modernisierung und geographischen Mobilisierung des anglikanischen Klerus steht aber trotz vorübergehender Besserung im 17. Jahrhundert eine notorisch ärmliche materielle Lage vieler Pfarrer gegenüber. Hauptursache ist das Weiterbestehen des hergebrachten

⁵⁰ *Felicity Heal*, *Of prelates and princes. A study of the economic and social position of the Tudor episcopate* (Cambridge 1980) 173 f., 244 f.

⁵¹ *Ravitch* (Anm. 30) 118–132.

⁵² *Rosemary O'Day*, *The English clergy. The emergence and consolidation of a profession, 1558–1642* (Leicester 1979).

⁵³ *A. Tindal Hart*, *Clergy and Society, 1600–1800* (London 1968) 1, 7; *O'Day* (Anm. 52) 128.

⁵⁴ *Patrick Collinson*, *The religion of protestants. The Church in English Society, 1559–1625* (Oxford 1982) 94.

⁵⁵ *Mark Curtis*, *The alienated intellectuals of early Stuart England*, in: *Trevor Aston* (Hg.), *Crisis in Europe* (London 1965) 295–316.

⁵⁶ *O'Day* (Anm. 52) 1, 6

⁵⁷ Ebd. 4–7.

spätmittelalterlichen Pfründensystems mit all seinen Mißständen wie Nichtresidenz und Vertreterwesen in einem Ausmaß, das die katholischen Länder des Kontinents in den Schatten stellt⁵⁸. Die detaillierten Monographien, die in einer so widersprüchlichen Konstellation allein Auskunft über Mobilität im anglikanischen Niederklerus geben könnten, unter anderem auch über die Frage, wie weit er als Auffangbecken für absteigende jüngere Söhne oberer Schichten gedient hat, gibt es nicht.

Damit drängt sich von selbst die Frage auf, wie es mit der Mobilität in jenen Kirchen stand, die wie die deutschen lutherischen Landeskirchen und vor allem die reformierten Kirchen sehr viel konsequenter mit der herkömmlichen Kirchenverfassung gebrochen hatten. Tatsächlich hatte die Reformation mit ihrer Zerstörung des altkirchlichen Systems zunächst einen gewaltigen sozialen Mobilisierungseffekt. Modern, das heißt humanistisch, dann aber „lutherisch“ gebildete Kleriker verdrängen ihre altmodischen Kollegen und Neulinge treten aus dem Laienstand unmittelbar in den Kirchendienst. Dieser Austausch beruht auf umfangreichen Wanderungsbewegungen; auch in Metropolen wie Augsburg, Genf, Straßburg stammt kaum einer der Reformatoren oder der Pastoren der ersten Generation aus der Stadt selbst. Und er beinhaltet sozialen Aufstieg wie Abstieg. Vom Schicksal der depossidierten Priester und der vertriebenen Mönche und Nonnen ist nicht allzuviel bekannt: doch muß trotz Versorgungsprogrammen mit sozialen Problemfällen gerechnet werden. Auf der anderen Seite steigen bibelfeste Schulmeister, Handwerker und Krämer ohne allzuviel Mühe in den Pfarrerstand auf⁵⁹. Doch mit der Institutionalisierung des neuen Kirchenwesens wird das Pfarramt zum Bildungsberuf mit einer Art von Laufbahn. Das hat Konsequenzen für die Mobilität. Es bleibt zwar bei einer beträchtlichen horizontalen Mobilität, aber deren Ausmaß ist von der Bildungsgeographie abhängig. Im allgemeinen gilt die Regel, je kleiner das kirchliche Territorium, desto geringer der Selbstversorgungsgrad mit Pfarrern, während größere, mit einer Universität ausgestattete Gebiete weniger auf Zuwanderer angewiesen sind. Bekanntlich hat die Abneigung der Obrigkeiten gegen solche Wanderungen zur Welle der Hochschulgründungen des konfessionellen Zeitalters beigetragen⁶⁰. Der Besitz einer mit geringen Kosten zu besuchenden Universität steigert aber naturgemäß den Professionalisierungsgrad. Dank Heidelberg haben in der Pfalz 1590 schon 85% der Pfarrer studiert, 1605 90%, 1619 94%⁶¹. Soweit wir überhaupt über die soziale Herkunft der Pfarrer Bescheid wissen – das schwierigste Problem der sozialgeschichtlichen Niederklerusforschung auch im katholischen Bereich –, läßt sich zeigen, daß der soziale Aufstieg durch Bildung vor allem

⁵⁸ Tindal Hart (Anm. 53) 22, 24, 28, 35, 48, 58, 63–84.

⁵⁹ Bernd Klaus, Soziale Herkunft und theologische Bildung lutherischer Pfarrer der reformatorischen Frühzeit, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 80 (1969) 22–49; vgl. Susan Karant-Nunn, Luther's pastors. The Reformation in the Ernestine countryside (Transactions of the American Philosophical Society 69,8, Philadelphia 1979) sowie Ingrid Bátorí/Erdmann Weyrauch, Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen (Stuttgart 1982).

⁶⁰ Vgl. Hubert Jedin/K. S. Latourette/Jochen Martin (Hg.): Atlas zur Kirchengeschichte (Freiburg 1970) 80.

⁶¹ Bernard Vogler, Le clergé protestant Rhénan au siècle de la réforme 1555–1619 (Paris 1976) 46–78.

aus dem mittleren Bürgertum in den Pfarrerstand weiter funktioniert. Nach den Untersuchungen von Bernard Vogler fehlen zumindest in Teilen des Oberrheingebiets die Oberschichten wie die Bauern fast völlig. Nur sehr reiche Bauern lassen manchmal einen Sohn Theologie studieren. Man wird unterstellen müssen, daß das Jurastudium (wie übrigens auch in Frankreich) bessere Möglichkeiten für Aufstiegswillige bot⁶². Doch auch die Pfarrer lassen sich nicht selten zusammen mit den Beamten zur oberen Mittelschicht rechnen, unter Umständen mit weiteren Aufstiegsmöglichkeiten im politischen Apparat⁶³. Ihr Kreis rekrutiert sich aber seit der zweiten Generation in ganz Europa in einem meist nicht exakt angebbaren, nichtsdestoweniger aber höchst beträchtlichen Ausmaß aus den eigenen Reihen, aus Pfarrerssöhnen. Im Untersuchungsgebiet Voglers sind es fast zwei Drittel der 16–36%, deren Herkunft bekannt ist⁶⁴, von den 70 niederländischen Predikanten, mit denen sich Gerrit Groenhuis befaßt, sind es 15 von den 36, über deren Abstammung man Bescheid weiß⁶⁵. Sollte es statt Standesgrenzen oder schichtenspezifischem Chancendefizit diese biologische Selbstergänzung der kirchlichen Bildungselite des neuen Pfarrerstandes gewesen sein, die *hier* sozialem Aufstieg im Wege stand?

In der württembergischen Landeskirche sind m. E. die beiden einander widersprechenden sozialen Strukturprinzipien am stärksten ausgeprägt, auf der einen Seite ein auf die Auslese der Besten programmiertes Bildungssystem, auf der anderen eine geschlossene kirchliche Oligarchie aus wenigen Familien, deren Macht nicht zuletzt auf der Kontrolle über eben dieses Bildungssystem beruhte, wo etwa die Familie Gmelin im 18. Jahrhundert zusammen mit ihren Schwiegersöhnen die Mehrheit im Senat der Universität Tübingen besaß⁶⁶. Da die katholischen Geistlichen Württembergs bei der Reformation nur zum geringeren Teil evangelisch wurden, gab es zunächst von 1534 bis ca. 1580 eine enorme Zuwanderung von Theologen, dann erneut vor dem Dreißigjährigen Krieg und danach zur Auffüllung der Lücken. Dann aber schloß man sich ab und produzierte seinen eigenen Nachwuchs zu nahezu 100% selbst⁶⁷. Das System dazu war durch die beiden herzoglichen Kirchen- und Klosterordnungen von 1559 und 1582 geschaffen worden; es sollte bis zum Ende des Ancien régime in Geltung bleiben⁶⁸. Die enteigneten württembergischen Männerklöster wurden einerseits als

⁶² Ebd. 17–24.

⁶³ So zumindest nach *Gerrit Groenhuis*, *De predikanten. De sociale positie van de gereformeerde predikanten in de Republiek der Verenigde Nederlanden voor 1700* (Historische studies 33, Utrecht 1977).

⁶⁴ Wie Anm. 62.

⁶⁵ *Groenhuis* (Anm. 63) 161.

⁶⁶ Vgl. *Moritz Gmelin*, *Stammbuch der Familie Gmelin* (Karlsruhe 1877).

⁶⁷ *Hans-Martin Decker-Hauff*, *Die geistige Führungsschicht Württembergs*, in: *Günther Franz* (Hg.), *Beamtentum und Pfarrerstand 1400–1800* (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 5, Limburg 1972) 51–80; *Martin Hasselhorn*, *Der altwürttembergische Pfarrerstand im 18. Jahrhundert* (Stuttgart 1958) 34.

⁶⁸ Vgl. *Martin Brecht*, *Kirchenordnung und Kirchenzucht in Württemberg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* (Stuttgart 1967); *Heinrich Hermelink*, *Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg. Das Reich Gottes in Württemberg* (Stuttgart-Tübingen 1949) 97–103; *James Martin Estes*, *Christian magistrate and State Church. The Reforming career of Johannes Brenz* (Toronto 1982).

Pfründen für die höchsten Geistlichen des Landes, die evangelischen Äbte, andererseits zur Einrichtung sogenannter Klosterschulen zur kostenlosen Heranbildung des Theologennachwuchses verwendet. In sie aufgenommen wurde, wer das 1582 endgültig eingerichtete, einmal jährlich zentral für alle Bewerber abgehaltene Landexamen bestand, das man bis zu fünfmal versuchen durfte⁶⁹. Ihre Absolventen kamen dann an das bereits 1534 an der Universität Tübingen eingerichtete Stift, um Theologie zu studieren. Theoretisch sollte dieses System eine Auslese der Besten aus der Jugend des ganzen Landes gewährleisten⁷⁰, aber die Vorbereitung einer schwierigen Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, aus der das Landexamen im wesentlichen bestand, konnte nur leisten, wer entweder privat gedrillt wurde, etwa durch einen Pfarrersvater mit einschlägigen Kenntnissen, oder es sich leisten konnte, eine der 55 Lateinschulen des Landes zu besuchen. Entsprechend sieht eine Herkunftsstatistik der württembergischen Pfarrer des 18. Jahrhunderts aus: 44,1% waren Pfarrers-, 23,4% Beamtensöhne. 19,6% kamen aus dem „besseren“ Bürgertum der Ärzte, Kaufleute, Bürgermeister oder waren Lehrersöhne. Immerhin 9,9% stammten aus Handwerkerfamilien, aber nur 0,8% von Bauern und Weingärtnern. Es hat zwar einen sozialen Aufstieg aus dem Kleinbürgertum gegeben, aber kaum einen aus dem Bauernstand⁷¹. Am liebsten blieben die württembergischen Honoratioren freilich ganz unter sich. Es handelt sich um einige hundert eng versippte Familien von Pfarrern, Tübinger Professoren, herzoglichen Beamten und Angehörigen der Oberschicht der größeren Städte, zu der man gehören mußte, wenn man in Württemberg etwas werden wollte; Einheiraten war die einzige Alternative⁷². Als der Andrang zu den Klosterschulen, z.T. durch Gastschüler auf eigene Kosten, und die Überproduktion von Akademikern im 18. Jahrhundert den geschlossenen Charakter dieses Systems zu sprengen drohte, reagierte man mit scharfen Verordnungen, die die Auswahl der Besten sicherstellen sollten, aber ganz offen den Kindern von Handwerkern, Bauern, Bediensteten und Kleinstadtbürgermeistern für den Regelfall das nötige „ingenium“ absprachen⁷³. Als positive Entsprechung zu dieser negativen Maßnahme existierte seit alters eine große Zahl von Familienstiftungen, die dem Nachwuchs der Honoratiorenschicht das Studium, in erster Linie das Theologiestudium sicherstellen sollten⁷⁴. Entgegen seinem Anspruch duldet dieses System nur ein Minimum an Mobilität!

In abgemilderter Form scheinen mir solche Ergebnisse verallgemeinerungsfähig zu sein. Soweit es unser Kenntnisstand gestattet, läßt sich tatsächlich nachweisen, daß die Kirchen infolge der besonderen Rekrutierung ihrer Diener ein wichtiger Mobilitätskanal der frühneuzeitlichen Gesellschaft Europas gewesen sind. Dabei muß auch die ho-

⁶⁹ Ellis Hesselmeyer, Das Landexamen, in: Württembergische Vierteljahreshefte 39 (1933) 293–328; Gustav Lang, Geschichte der württembergischen Klosterschulen (Stuttgart 1938).

⁷⁰ Martin Leube, Geschichte des Tübinger Stifts, 3 Bde. (Stuttgart 1921–1936, Bd. 3, 2. Aufl. 1954), Bd. 3, 684.

⁷¹ Hasselborn (Anm. 67) 30–35.

⁷² Johann Albrecht Bengel, der es wissen mußte, nach Hasselborn (Anm. 67) 29.

⁷³ Hesselmeyer (Anm. 69).

⁷⁴ Vgl. Ferdinand Friedrich Faber, Die württembergischen Familienstiftungen, 24 Hefte (Stuttgart 1843–1858, korrigierter Neudruck mit Register 1940).

rizontale neben der vertikalen Mobilität berücksichtigt werden. Meines Erachtens ist nicht zu verkennen, daß diese wie jene Mobilität im 16. und 17. Jahrhundert relativ hoch ist, während die Kirchen des 18. Jahrhunderts ein eher immobiles Bild bieten. Die nötige Differenzierung führt freilich zu erheblichen qualitativen und quantitativen Einschränkungen dieses Pauschalurteils. Erstens handelt es sich überwiegend um binnenständische, nicht zwischenständische Mobilität. Mobilität spielt sich überwiegend *innerhalb* des adeligen katholischen hohen Klerus oder innerhalb des bürgerlichen katholischen niederen Klerus bzw. der bürgerlichen evangelischen Pfarrerschaft ab, mit dem Sonderfall England als Ausnahme. Die Kirchen reproduzieren also die Standesgrenzen der Gesellschaft⁷⁵. Grenzüberschreitungen scheinen am ehesten dank der katholischen Orden stattzufinden, weil diese ein gewisses gesellschaftssprengendes Potential mit der Einbindung in die gesellschaftliche Organisation Kirche verbinden, während die ihnen entsprechenden Freiwilligkeitsgemeinschaften auf evangelischer Seite häufig als Sekten aus der Gesellschaft auswandern⁷⁶. Zweitens ist zumindest die vertikale Mobilität so gut wie nie eine individuelle, sondern erfolgt mit Hilfe, aber auch zum Nutzen einer Familie. Auf diese Weise sind Aufsteiger in ein Beziehungs- und Protektionsnetz eingebunden, das ihren Erfolg erst ermöglicht. Diese Art der Einbindung der innerhalb der Kirchen ablaufenden Mobilitätsvorgänge in die Gesamtgesellschaft ist wohl der interessanteste Aspekt unseres Themas.

⁷⁵ Vgl. die etwas apologetischen Ausführungen von *Wilhelm Weber*, Soziale Statussymbole in der Kirche im Wandel der Zeit, in: *Bild, Wort, Symbol in der Theologie* (Würzburg 1969) 249–268.

⁷⁶ Die Überlegung, daß die Orden in der katholischen Kirche in mancher Hinsicht die Funktion der evangelischen Freikirchen und Sekten haben, stammt aus *Günter Schmelzer*, Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie. Möglichkeiten der soziologischen Analyse religiöser Orden (München 1979).

Sigrid Jahns

Der Aufstieg in die juristische Funktionselite des Alten Reiches*

Die ständische Gesellschaft der frühen Neuzeit war nicht nur von sozialen Schranken durchzogen, sondern hielt trotz prinzipieller Statik immer auch Möglichkeiten für sozialen Aufstieg bereit. Dies war schon den Zeitgenossen ein vertrautes Phänomen und gab – je nach sozialem und ideologischem Standort – Anlaß zu Ärger, Hoffnung oder auch Resignation. Die Symptome für Mobilität waren vielfältig. Die im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert anschwellende Flut der Nobilitierungen oder anwachsende Studentenzahlen sind nur zwei, allerdings quantitativ sehr eindrucksvolle Beispiele für solche Indikatoren. Ebenso mannigfach waren, der Komplexität der Gesamtgesellschaft entsprechend, die Faktoren, die Auf- und Abstiegsprozesse in Gang setzten oder verstärkten und so die scheinbar statische Welt der Kleiderordnungen in Bewegung hielten. Kriege konnten ebenso mobilitätserzeugend sein wie konfessionelle Veränderungen oder der Aufschwung neuer Wirtschaftszweige, kirchliche Institutionen ebenso wie das Heerwesen oder Schulen und Universitäten. Daß der Aufbau und Ausbau landesherrlicher Behörden im frühneuzeitlichen deutschen Territorialstaat einzelnen und ganzen Gruppen neue Mobilitätschancen eröffnete, haben Untersuchungen zum Typus der „Gelehrten Räte“ sowie zur sozialen Zusammensetzung der obersten territorialen Regierungs- und Justizkollegien deutlich gemacht. Dagegen wurde den obersten Reichsbehörden unter dem Aspekt der sozialen Mobilität ihres richterlichen Personals bisher nur wenig Beachtung geschenkt. Dies gilt mehr noch als für den Reichshofrat für das Richterkollegium des anderen höchsten Reichsgerichts, des Reichskammergerichts. Dabei war diese Institution ähnlich wie ihre Wiener Konkurrenz ein hochwirksames Mobilitätsferment in der ständischen Gesellschaft des Alten Reiches. Das Reichskammergericht (RKG) fungierte als Schleuse für Mobilitätsströme, als soziale Agentur, die die Träger von Mobilitätsprozessen anzog und ihnen zusätzliche Aufstiegsmöglichkeiten vermittelte. Ins Konkrete übersetzt, bedeutet dies:

* Dieser Aufsatz beruht auf einer größeren Untersuchung, die vorgestellt wird in: *Sigrid Jahns*, Juristen im Alten Reich – Das richterliche Personal des Reichskammergerichts 1648–1806. Bericht über ein Forschungsvorhaben, in: *Forschungen aus Akten des Reichskammergerichts*, hg. von *Bernhard Diestelkamp* (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 14, Köln–Wien 1984) 1–40. Im Hinblick auf die zukünftige Publikation dieser Untersuchung wird hier abgesehen von wörtlichen Zitaten auf Quellenbelege sowie mit einigen Ausnahmen auch auf Literaturhinweise verzichtet.

Die RKG-Assessoren – und nur von ihnen, den Richtern im eigentlichen Sinne, soll hier die Rede sein, nicht auch von den ranghöchsten Direktorialpersonen am RKG, dem Kammerrichter und den Präsidenten – gehörten zu den Spitzenbeamten in der Ämterhierarchie des Alten Reiches. Diesem Gewicht des RKG-Assessorats trugen die Kameralgesetze Rechnung, wenn sie davon sprachen, daß die RKG-Assessoren „von Uns als Römischen Kayser, auch Chur-Fürsten, Fürsten und Ständen deß Heil. Reichs an solche hohe Justitzien verordnet und an Unser und Ihrer Stadt (!) sitzen, Uns und Dieselben diß Orts tanquam perpetui togati Senatores in Senatu Imperii representieren“¹. Diese im 16. Jahrhundert formulierte Rangbeschreibung prägte auch noch im 18. Jahrhundert in hohem Maße die Selbsteinschätzung der RKG-Beisitzer. Ein Jurist, der ein RKG-Assessorat anstrebte, griff also hoch. Dementsprechend groß waren die Anstrengungen, die er mitsamt seiner Familie in Form von sozialer, beruflicher und meist auch geographischer Mobilität erbringen mußte, bevor sich ihm der Zugang zum RKG-Assessorat eröffnete. Als Belohnung winkten denjenigen Juristen, die für sich und ihre Familien den Aufstiegs- und Selektionsprozeß durchgehalten und den Sprung auf ein RKG-Assessorat geschafft hatten, neue Stufen der Mobilität. Dies gilt zum einen, so widersprüchlich dies zunächst klingen mag, für die Gruppe derjenigen RKG-Beisitzer, für die das RKG die Endstation ihrer Karriere war, die also beruflich auf einer sehr hohen Ebene stagnierten. Zum anderen qualifizierte die Tätigkeit als Richter an einem höchsten Reichsgericht für andere, noch höhere Positionen in Diensten von Kaiser und Reichsständen. Als Sprungbrett für hochrangige Nachkarrieren konnte das RKG-Assessorat daher weitere Mobilitätsprozesse in Gang setzen, die wiederum nicht nur auf den Bereich beruflichen Erfolgs beschränkt waren. Wir können also drei Stadien von Mobilität unterscheiden: Das Beisitzeramt am RKG verlangte Zugangsmobilität, und es produzierte seinerseits eine amtsimmanente Mobilität sowie Abgangsmobilität. Von diesen drei Mobilitätsstufen wird im folgenden exemplarisch die erste untersucht. Was Zugangsmobilität in der sozialen Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts bedeutete, soll an Hand von Biographien aus dem Kreis der rund 170 Juristen vorgeführt werden, die in den letzten hundert Jahren vor der Auflösung des RKG im Jahre 1806 in Wetzlar als RKG-Beisitzer amtierten oder auf ein RKG-Assessorat präsentiert wurden, ohne daß ihr Aufnahmeverfahren dann bis zur Rezeption geführt

¹ Konzept der Kammergerichtsordnung von 1613 (im folgenden zitiert: Konz. KGO 1613) Tl. 1 Tit. 9, in: Corpus Juris Cameralis, das ist des Kayserlichen Cammer-Gerichts Gesetz-Buch, darinnen alle Cammer-Gerichts-Ordnungen samt dem Anno 1613 verfertigten Concept Einer neuen Ordnung, so dann die Visitations-Recesse und Memorialien, nicht weniger die gemeine Bescheide und Raths-Schlüsse ... heraus gegeben, hg. von *Georg Melchior v. Ludolff* (Frankfurt a.M. 1724) 584. Der zitierte Passus beruht auf der Reichskammergerichtsordnung von 1555 Tl. 1 Tit. 8, in: die Reichskammergerichtsordnung von 1555, eingel. und hg. von *Adolf Laufs* (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 3, Köln-Wien 1976) (im folgenden zitiert: *Laufs*, KGO 1555) 81 f.; sowie auf dem Visitationsmemorial für Kammerrichter und Beisitzer von 1570 § 1, in: Corpus Juris Cameralis, 303.

hätte². Dabei geht es zunächst um die institutionellen Faktoren der Zugangsmobilität, die in den Kameralgesetzen enthaltenen Eingangsvoraussetzungen, zum anderen um Komponenten mehr oder weniger sozialen Charakters wie soziale Herkunft, Kapital, Heiraten, Beziehungen, akademische Grade und Nobilitierungen.

1. Institutionelle Faktoren

Um Inhalt und Ausmaß der erfordernten Zugangsmobilität bewerten zu können, ist zunächst nach den institutionellen Faktoren zu fragen, die den Zugang zum RKG-Assessorat in der Kammergerichtsordnung von 1555 und späteren Ergänzungsvorschriften in Form und Eingangsvoraussetzungen regelten. Danach mußten alle Aspiranten auf dieses Amt „auß teutscher nation geborn“, „eines erbaren wesens und wandels, auch rechter, natürlicher, ehrlicher geburt“ sein³. Folgt man den aus dem 16. bis 18. Jahrhundert stammenden Kommentaren der Kameralchriftsteller, dann waren durch die letztere Bedingung nur die als „unehrlich“ geltenden unehelich Geborenen, auch die nachträglich Legitimierten, ausgeschlossen. Dagegen findet sich bei diesen Autoren kein Hinweis darauf, daß auch Söhnen, deren Väter „unehrliche“ Berufe ausübten, der Zugang zum höchsten Richteramt verwehrt sein sollte, obwohl dies nach dem Sprachgebrauch und der Praxis der Zeit nahegelegen hätte. „Ehrliche“ Geburt vorausgesetzt, kannten die Kameralgesetze nur zwei soziale Kategorien: Die auf ein RKG-Assessorat präsentierten Juristen mußten entweder aus der Ritterschaft, das heißt aus altem reichsunmittelbarem oder mediatem Adel, stammen. In diesem Fall brauchten sie nicht graduiert zu sein. Oder sie mußten, falls sie keine vier rittermäßigen Ahnen (Eltern sowie Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits) nachweisen konnten, den juristischen Doktor- oder Lizentiatengrad als „Dignitas Nobilitati aequipollens“, als ein „surrogatum honoris“ besitzen⁴. Abgesehen von dieser den Standesunterschied markierenden Differenzierung legten aber die Kameralgesetze seit 1548/55 an beide Gruppen hinsichtlich Vorbildung und Vorkarriere dieselben leistungsorientierten Maßstäbe an. Ritterbürtige wie Graduierte mußten ein mehrjähriges juristisches Studium absolviert und sich anschließend zum Beispiel als landesfürstliche Räte, als Advokaten oder Professoren in der gerichtlichen Praxis geübt und damit im

² Mit Absicht werden im folgenden als Beispiele nur einige wenige Juristen vorgeführt, deren Biographien dafür aber bei der Erörterung der verschiedenen Problemkreise wiederholt zur Illustration herangezogen, um exemplarisch einige biographische Zusammenhänge sichtbar zu machen.

³ KGO 1555 Tl. 1 Tit. 3 § 2, in: *Laufs*, KGO 1555, 75 f.; entsprechend: Konz. KGO 1613 Tl. 1 Tit. 3 § 1, in: *Corpus Juris Cameralis*, 578 f.

⁴ KGO 1555 Tl. 1 Tit. 3 § 2, in: *Laufs*, KGO 1555, 75 f.; Konz. KGO 1613 Tl. 1 Tit. 3 § 1 u. 2, in: *Corpus Juris Cameralis*, 578 f.; dazu s. (*Friedrich Schrag*), *Norma examinis candidatorum ad Assessoratum S.R.I. Judicii Cameralis praesentatorum* (Wetzlar 1720) 6 f. (ebd. 7: „Dignitas Nobilitati aequipollens“); (*Georg Gottlob Balemann*), *Beiträge zur Revision und Verbesserung der fünf ersten Titeln des Concepts der Kaiserlichen Kammergerichtsordnung* (Lemgo 1778) 42 ff., 55 ff. (ebd. 61: „surrogatum honoris“).

Referieren und Entscheiden rechtshängiger Sachen qualifiziert haben. Das RKG – darin im 16. Jahrhundert modern und vorbildlich – unterwarf also die Altadligen, wenn sie sich den Zugang zum RKG-Assessorat nicht versperren wollten, demselben Zwang zur Professionalisierung wie die Bürgerlich-Graduierten. Die damit hergestellte Chancengleichheit zwischen beiden ständischen Kategorien wurde noch durch die Lockerung und damit de facto Aufhebung einer anfangs geltenden Bestimmung verstärkt, wonach die RKG-Beisitzer zur Hälfte ritterbürtig, zur Hälfte graduiert sein sollten und wonach dem Kaiser, den geistlichen und weltlichen Kurfürsten sowie den Reichskreisen genau vorgeschrieben war, welchen Typus sie zu präsentieren hatten. Seit 1557 war es zunächst den Kurfürsten, dann gewohnheitsrechtlich auch den übrigen Präsentanten freigestellt, ob sie „ihr“ Assessorat mit einem ritterbürtigen Juristen oder mit einem graduierten Rechtsgelehrten, sei er nun bürgerlich oder neuadlig, besetzen wollten. Mit dieser Entwicklung hing eng zusammen, daß das als Kameralkollegium bezeichnete Richterghremium des RKG anders als der Reichshofrat oder die territorialen Zentralbehörden nicht in eine Ritter- und in eine Gelehrtenbank aufgeteilt war. Der Rang und damit die Sitzordnung der RKG-Beisitzer bestimmte sich vielmehr – abgesehen von anderen Verhältnissen in den Gründungsjahren des Gerichts – nach dem Rang ihrer Präsentanten, nicht nach Geburtsstand und Anciennität der Urteiler. Daraus folgt, daß unter den oben genannten Voraussetzungen im Prinzip jeder voll qualifizierte Jurist katholischer oder evangelischer Religion unabhängig von seinem Geburtsstand um eines der raren RKG-Assessorate konkurrieren konnte, von denen es im 18. Jahrhundert zuletzt 25 (13 katholische, 12 evangelische) gab. Eine gewisse Einschränkung, die aber nicht die geburtsständische, sondern die geographische Herkunft betraf, war dadurch gegeben, daß ein Jurist, der ein vakantes RKG-Assessorat anstrebte, sich nicht direkt beim RKG bewerben konnte. Vielmehr bedurfte er einer Vermittlungsstelle, nämlich des Kaisers, eines Kurfürsten oder der Stände eines Reichskreises, die das Recht und die Pflicht hatten, dem Kameralkollegium einen ihnen genehmen Kandidaten vorzuschlagen. Dieser sollte aus dem Gebiet des präsentationsberechtigten Reichsstandes oder -kreises oder wenigstens aus benachbarten Kreisen stammen, damit neben dem gemeinen Recht auch die Partikularrechte der einzelnen Landschaften, vermittelt durch die RKG-Beisitzer, in der Rechtsprechung des RKG genügend berücksichtigt werden konnten. Diese Vorschrift wurde im 18. Jahrhundert zwar keineswegs immer beobachtet. Das Präsentationssystem trug aber auf jeden Fall dazu bei, im Rahmen der Zugangsmobilität neben anderen noch zu nennenden Faktoren auch den Aspekt der horizontalen Mobilität zu beeinflussen.

Zieht man die Summe aus den referierten institutionellen Faktoren, die Vorbedingung für die Erlangung eines RKG-Assessorats waren, dann weist dieses Normensystem, isoliert betrachtet, in seinem für Funktion und Effizienz dieses höchsten Reichsgerichts wesentlichen Kern eine große Offenheit auf: Eignung und Leistung, standesübergreifend gleichermaßen von Bürgerlichen und Neuadligen wie Ritterbürtigen gefordert, durch Studium und Vorkarriere unter Beweis gestellt und vom Kameralkollegium im fachlichen Spezialexamen überprüft, sollten – von „ehrlicher“ Geburt und moralischer Integrität einmal abgesehen – theoretisch ausreichen, um den Zugang zum Richteramt am RKG zu eröffnen. Diesem Befund scheint ein anderer diametral

entgegenzustehen: In den Assessorenlisten des seit 1741 jährlich in Wetzlar erschienenen Kameralkalenders herrschen die Träger adliger Prädikate vom einfachen „von“ bis zum Freiherrntitel, vereinzelt sogar bis zum Grafentitel vor. RKG-Beisitzer ohne irgend ein Adelsprädikat sind in der äußersten Minderzahl. Der juristische Doktor- oder Lizentiatengrad wird bei keinem einzigen Assessorennamen erwähnt. War das Richterkollegium des RKG also aller theoretischen Offenheit zum Trotz doch in Wirklichkeit nur ein sozial exklusiver Kreis, zugänglich nur für juristisch Qualifizierte aus einer dünnen Oberschicht der ständischen Gesellschaft? Die Wahrheit liegt in der Mitte, und sie ist wesentlich komplizierter, als Kameralvorschriften und Personalverzeichnisse suggerieren. Das Kameralkollegium war offen für Mobilitätsprozesse. Aber zu der unerläßlichen fachlichen Qualifikation desjenigen Juristen, der ein RKG-Assessorat anstrebte, mußte in der Regel ein breites Spektrum zumeist sozialer Faktoren kommen, die bei ihm selbst und meist auch schon in den vorausgegangenen Generationen seiner Familie den Aufstieg bedingten und abstützten. Solche mobilitätsrelevanten Elemente lassen sich keineswegs immer in Form einer Kausalitätenkette aneinanderreihen. Auch kommen sie keineswegs in allen Assessorenbiographien in gleicher Intensität und Häufung vor. Jedoch illustrieren sie in ihrer Gesamtheit, daß es gerade unter den Rahmenbedingungen der ständischen Gesellschaft nicht nur eine fachspezifisch-intellektuelle, sondern mindestens ebensosehr auch eine soziale Leistung darstellte, wenn aus einer Familie ein RKG-Assessor hervorging.

2. Soziale Herkunft

Innerhalb des komplexen Zusammenspiels von Aufstiegsfaktoren war die entscheidende und auch durch größte persönliche Anstrengungen nicht beeinflussbare Konstante die soziale Herkunft, definiert durch geburtsständische Zugehörigkeit und Berufsprofil einer Familie. Dabei bemaß sich der Grad der Zugangsmobilität, die vor der Erlangung einer RKG-Präsentation zu bewältigen war, in der Gruppe der bürgerlich oder neuadlig geborenen RKG-Assessoren weitaus mehr als im Lager ihrer altadligen, „ritterbürtigen“ Kollegen vor allem nach dem Beruf des Vaters, der Großväter und älteren Vorfahren. Mustert man in der Gruppe der bürgerlichen und neuadligen Juristen, die im 18. Jahrhundert auf ein RKG-Assessorat präsentiert wurden, die Vaterberufe, dann fallen vor allem die breitgefächerten Tätigkeiten in Justiz und Verwaltung auf, die bereits ein volles juristisches Studium voraussetzten. Dabei machte es allerdings für die Bildungs- und Karrierechancen des Sohnes (und späteren RKG-Präsentatus) schon einen großen Unterschied, ob der Vater – um nur einige Beispiele zu nennen – etwa nur Stadtschultheiß, Amtmann oder Rentmeister in der Provinz oder aber Professor, Hofrat, Oberappellationsgerichtsrat, Geheimer Rat, Reichshofrat oder Reichstagsgesandter war. Neben den juristisch qualifizierten Vätern sind Mediziner und Pfarrer in der Minderzahl. Das evangelische Pfarrhaus, wegen seiner Rolle für die Ausbildung der bürgerlichen Intelligenz vielgerühmt, war im 18. Jahrhundert nur in ganz wenigen Fällen die Wiege eines späteren RKG-Assessors oder nicht rezipierten RKG-Präsentatus. Die Lebensläufe dieser Juristen lassen erkennen, daß der Sohn ei-

nes kleinen Landpfarrers es meistens nicht leicht hatte, in der Welt der Juristen Fuß zu fassen und dort auch noch eine Spitzenposition zu erlangen. Die Mobilitätsimpulse, die vom Pfarrhaus ausgingen, mußten sich in der Regel – wenn es sich nicht gerade um die führenden Theologenfamilien der württembergischen „Ehrbarkeit“ mit lukrativen Erbpfarreien und engen Beziehungen zu Universität und Beamtenschaft handelte – über ein, zwei Generationen hinweg ausbreiten und dabei verstärken, ehe die Aufstiegsbemühungen in eine Richterkarriere an einem höchsten Reichsgericht einmünden konnten. Das zeigt sich an den Biographien derjenigen etwas zahlreicheren RKG-Assessoren, die zwar nicht einen Vater, aber einen Großvater oder Urgroßvater hatten, der dem Pfarrerstand angehörte.

Waren die Ausgangspositionen für bürgerlich/neuadlige RKG-Assessoren aus akademischen Elternhäusern schon sehr unterschiedlich, so vergrößert sich die Ungleichheit der Startbedingungen noch, wenn man die Gruppe der RKG-Assessoren einbezieht, deren Väter mehr oder weniger universitätsferne Tätigkeiten ausübten. Und selbst innerhalb dieser Vaterberufe war die Spannweite beträchtlich. Sie reichte vom wohlhabenden Kaufmann, der für städtische Ehrenämter abkömmlich war, bis zum wenig vermögenden zünftigen Handwerker, subalternen Beamten oder einfachen Soldaten. RKG-Beisitzer, deren Väter den untersten Rängen der hier skizzierten Berufshierarchie angehörten, verkörperten den Typus des Aufsteigers am reinsten. Sie waren auf Grund ihrer sozialen Herkunft am weitesten von einer späteren Karriere als RKG-Assessor entfernt, mußten also innerhalb nur einer Generation das größte Maß an Zugangsmobilität erbringen, die das Sozialprofil ihrer Familie wirklich entscheidend veränderte. Einer von ihnen war der aus Ulm stammende Johann Schumacher (1731–1751 RKG-Assessor des Niedersächsischen Kreises), der später unter dem Namen „von Ulmenstein“ nobilitiert wurde. Sein Urgroßvater, sein Großvater und seine Onkeln väterlicherseits waren Bürger und Sattler in Ulm. Sein Vater brach als erster aus der Enge dieser gesicherten kleinbürgerlichen Existenz aus und diente sich auf den Schlachtfeldern Europas vom einfachen Soldaten bis zum Rittmeister hoch. Die Mutter des späteren RKG-Beisitzers hatte einen württembergischen Landpfarrer zum Vater, der seinerseits Handwerkersohn war. Während sie ihren Mann auf seinem uneteten Soldatenleben bis nach Spanien begleitete, wurde der Sohn von seinen Ulmer Verwandten zeitweise in einem Ulmer Findelhaus untergebracht und besuchte auf städtische Kosten das Ulmer Gymnasium. – Joseph Ullheimer (1789–1806 RKG-Assessor des Fränkischen Kreises katholischen Teils) war der Sohn eines Pedells beim Kaiserlichen Landgericht in Bamberg und hatte einen anderen Landgerichtsdienersowie einen Zuchthausverwalter zu Stiefvätern. Sein Großvater mütterlicherseits war möglicherweise ein Winzer („Häcker“). – Der Mainzer Professor sowie Hof- und Regierungsrat Johann Georg Neureuter (1753–1757 kurmainzischer RKG-Präsentatus), der während des laufenden Präsentationsverfahrens starb, stammte mütterlicherseits von Mainzer Faßbenderfamilien ab, während sein Vater ein aus Tirol nach Mainz eingewanderter und dort eingebürgerter Maurer war. – Der ebenfalls in Mainz geborene spätere Freiherr Franz Georg Leykam (1758–1766 kurböhmischer RKG-Assessor) hatte einen kurfürstlichen Hofkutscher und Wagenmeister sowie die Tochter eines Schreiners und Hofzimmermanns zu Eltern. Sein Großvater väterlicherseits, ein Bier-

brauersohn aus Langenkandel, kam als Roßarzt nach Mainz, wo er es später ebenfalls bis zum kurfürstlichen Wagenmeister brachte.

Welche Schwierigkeiten und Vorurteile Juristen solcher Rekrutierung im Zuge ihres Aufstiegs, gerade auch bei der Erlangung eines RKG-Assessorats, zu überwinden hatten, zeigt sich daran, daß einige von ihnen als RKG-Präsentati wegen ihrer sozialen Herkunft auf den erbitterten Widerstand des Kameralkollegiums stießen. Auf dem Hintergrund zunehmender Oligarchisierung, Exklusivität und Selbstrekrutierung der juristischen Spitzenberufe tendierte nämlich vor allem in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Mehrheit der amtierenden RKG-Assessoren dazu, Aufsteigern aus schlicht-bürgerlichen, vor allem handwerklichen Kreisen den Zugang zum RKG-Assessorat zu verwehren. Zu diesem Zweck wurde der Begriff der „ehrlichen Geburt“, der laut Kammergerichtsordnung ja eine der institutionellen Eingangsvoraussetzungen für die Erlangung eines RKG-Assessorats war, in einer Weise interpretiert, die nicht nur Unehelichkeit, sondern auch bestimmte Väterberufe diskriminierte. Danach waren zum Beispiel der Kutscher- und Wagenmeistersohn Leykam sowie der Maurersohn Neureuter „von schlechter und geringschätziger Abkunft“, „von schlechten, gar von Handwerksleuthen“, „aus dem geringsten und letzten Pöbel entsprossen“, nicht von „natürlicher und ehrlicher Geburth“ und wurden daher 1753 der Bekleidung eines RKG-Assessorats für ganz und gar unfähig erachtet⁵. Das Kainsmal der „Unehrllichkeit“ wurde hier also Berufsgruppen aufgedrückt, die im Sinne der Reichsgesetzgebung und auch im Volksbewußtsein niemals zu den „unehrlichen“ Gewerben gezählt hatten. Diese von einer Mehrheit der RKG-Assessoren vorgenommene Begriffsausweitung war um so unhaltbarer, als die Reichshandwerksordnung von 1731 ein für allemal Söhne, deren Väter nach gängiger Auffassung einen „unehrlichen“ Beruf ausübten wie Schäfer, Bader, Gassenkehrer oder Totengräber, mit Ausnahme der Söhne von Abdeckern vom Makel der „Unehrllichkeit“ befreite und ihnen den ungehinderten Zugang zum zünftigen Handwerk eröffnete⁶. Daß solche zeitweisen Ausgrenzungsbestrebungen einer in sozialem Kastendenken befangenen Assessorenmehrheit erfolglos blieben und Juristen aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen nicht vom RKG-Assessorat fernhalten konnten, war vor allem dem Druck zu verdanken, den moderner denkende Präsentationshöfe in den betreffenden Fällen auf das Kameralkollegium ausübten. Aber auch

⁵ Das RKG an Kaiserin Maria Theresia, Wetzlar, 15.5.1753, Konz.: Bundesarchiv Außenstelle Frankfurt (im folgenden abgekürzt: BAF), RKG IV B 1/8 fol. 67–68 (eine besonders krasse Textpassage mit der Formulierung „aus dem geringsten und letzten Pöbel entsprossen“ wurde im Konzept gestrichen und nicht in das Original übernommen); das RKG an Kurfürst Johann Friedrich Karl von Mainz, s.l., s.d. (Wetzlar, Ende November 1753), Konz.: BAF, RKG IV B 1/5 fol. 20–22.

⁶ Reichshandwerksordnung von 1731 § 4, in: Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede, (hg. von *Johann Jakob Schmauss* und *Heinrich Christian von Senckenberg*), Tl. 4 (Frankfurt a.M. 1747, Neudruck Osnabrück 1967) 379f.; dazu s. *Karl-Sigismund Kramer*, Artikel „Ehrliche/unehrliche Gewerbe“, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte Bd. 1 (Berlin 1971) 855–858. – Über die schon am Beginn der frühen Neuzeit einsetzende Tendenz bestimmter Kreise, als Mittel sozialer Ausgrenzung den Begriff „Unehrllichkeit“ auf immer weitere Berufsgruppen auszudehnen, s. auch den in diesem Band abgedruckten Beitrag von *Ernst Schubert*.

innerhalb der Assessorenschaft gab es aufgeklärt denkende Gegenkräfte, die sich der Einsicht in die Realität sozialer Mobilität nicht versperrten und überdies solche Aufstiegsprozesse auch noch ausdrücklich guthießen.

Für RKG-Assessoren und nicht rezipierte RKG-Präsentati wie Schumacher alias von Ulmenstein, Ullheimer, Neureuter und Leykam, deren Biographien von einer enormen sozialen Dynamik gekennzeichnet sind, lassen sich im 18. Jahrhundert noch eine Reihe weiterer Beispiele beibringen⁷. Gegenüber ihren bürgerlich oder neuadlig geborenen Wetzlarer Richterkollegen, die – wie oben beschrieben – dem sozial-beruflichen Status ihrer Väter von vornherein bessere Aufstiegschancen verdankten, machen sie aber den kleineren Teil aus. Geht man jedoch in der Gruppe der nicht altadligen RKG-Beisitzer in die weiteren Vorfahrengenerationen zurück, dann verschiebt sich das Verhältnis zwischen „assessoratsfernen“ und „assessoratsnahen“ Berufen immer mehr zuungunsten der letzteren. Bei dieser retrospektiven Erforschung begegnen im Sozialprofil der betreffenden Familien immer häufiger die Bruchstellen, die unter dem Aspekt der hier untersuchten Zugangsmobilität von entscheidender Bedeutung waren. So hatte der aus Wittenberg stammende, später nobilitierte Heinrich Friedrich Lebrecht Autenried (1782–1800 RKG-Assessor des Obersächsischen Kreises) zwar einen kursächsischen Hofgerichtsassessor zum Vater. Aber sein Großvater väterlicherseits war noch Bader und Wundarzt gewesen. Ein gutes Beispiel für eine auf mehrere Generationen verteilte Zugangsmobilität mit stetiger Steigerung ist die Familie des als „Schüler genannt von Sehnden“ geadelten und in den Freiherrnstand erhobenen August Karl Bernhard Schüler (1784–1804 RKG-Assessor des Niedersächsischen Kreises). Sein Urgroßvater Schüler war noch Bauer und Gerichtsverwandter in einem thüringischen Dorf. Der Großvater kam als Landpfarrer nach Harpstedt, einem Flecken in der kurbraunschweigischen Grafschaft Hoya, heiratete in erster Ehe die Tochter eines anderen Landpfarrers, in zweiter die Tochter eines Amtsschreibers und konnte seinen einzigen Sohn, den Vater des RKG-Beisitzers, zum Juristen ausbilden lassen. Er gehörte als Sekretär, dann Gerichtsschultheiß und Landkommissar in Schöppenstädt der Lokalbeamtschaft des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel an. Seinem Sohn wiederum gelang dann über die Advokatur der Sprung in die Zentralbehörden desselben Territoriums und von dort an das Reichskammergericht, das noch keineswegs die Endstation seiner Karriere war.

Gemessen etwa an dem Maurersohn Neureuter oder dem Pedellensohn Ullheimer waren die Mobilitätsanstrengungen, die Schüler vor der Erlangung des RKG-Assessorats noch erbringen mußte, gering. Im Vergleich zu anderen Beisitzerkollegen, deren Karriere durch ein generationendickes Polster von juristisch qualifizierten Vorfahren abgefedert wurde, waren sie immer noch beträchtlich. Aus solch einer etablierten Juristenfamilie stammte zum Beispiel der in den Freiherrnstand erhobene berühmte Kameralsschriftsteller Johann Heinrich Harpprecht (1745–1783 RKG-Assessor des Schwäbischen Kreises evangelischen Teils), dessen Vater, ein herzoglich württember-

⁷ Ein weiteres Beispiel s. in: *Sigrid Jahns*, Gescheiterte Reichskammergerichtspräsentationen. Der Fall Johann Adam Freiherr von Schroff 1747–1754, in: *Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins* 31. *Herbert Flender* zum 70. Geburtstag (Wetzlar 1985) 102–138.

gischer Oberrat, 1712 in Wetzlar als Subdelegierter bei der RKG-Visitation sowie als kursächsischer RKG-Präsentatus gestorben war. Die Familie Harpprecht, aus der seit dem Urgroßvater des RKG-Assessors allein sechs Professoren der Tübinger Juristenfakultät hervorgingen, ist ein Paradebeispiel für die enge Verflechtung der Tübinger Professorenschaft mit den führenden Beamten- und Pfarrfamilien Alt-Württembergs. Natürlich bedeutete auch für RKG-Assessoren wie Harpprecht die Aufnahme in das Wetzlarer Kameralkollegium einen Karrieresprung, der ohne Begabung und berufliche Vorleistungen nicht möglich gewesen wäre. Aber das selbstverständliche Hineinwachsen in eine generationenlange Gelehrtentradition, die Betreuung seiner theoretischen und praktischen Juristenausbildung durch einen nah verwandten Tübinger Hofgerichtsassessor und Professor stellten Bevorzugungen dar, die ihm den Zugang zur Karriere eines RKG-Beisitzers im Vergleich zu Juristen wie Ullheimer, Neureuter oder auch Schüler und Autenried erheblich erleichterten.

Gegenüber ihren bürgerlichen oder nobilitierten Kollegen hatten die RKG-Beisitzer aus landsässigen oder reichsritterschaftlichen alten Adelsgeschlechtern auf jeden Fall den Vorzug ihrer Abstammung. Gegen soziale Standesvorurteile brauchten sie nicht anzukämpfen, aus ihrer Herkunft nie einen Hehl zu machen. Aber dieser Tatbestand darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es auch in dieser Gruppe hinsichtlich der Zugangsmobilität, die der Erlangung eines RKG-Assessorats vorausgehen mußte, beträchtliche Spannweiten gab. Zu den Privilegiertesten unter ihnen – und damit unter den RKG-Beisitzern des 18. Jahrhunderts überhaupt – gehörte zum Beispiel der später in den Grafenstand erhobene Friedrich Franz Dietrich von Bremer (1788–1796 kurbraunschweigischer RKG-Assessor), der sich aus der regierenden Aristokratie Kurhannovers rekrutierte. Sein Vater, sein Großvater mütterlicherseits und andere nahe Verwandte waren ebenso wie später er selbst Minister in Hannover. Angesichts dieser Herkunft fielen ihm bei aller Befähigung seine Vor- und Nachkarriere in Hannover sowie seine Präsentation zum kurbraunschweigischen RKG-Assessor geradezu in den Schoß. Andere seiner Standesgenossen hatten es dagegen sehr viel schwerer, so Franz Dietrich von Ditfurth (1773–1806 RKG-Assessor des Niedersächsischen Kreises), dessen Vater als pensionierter hessen-kasseler Generalleutnant in dürftigsten Verhältnissen starb. Führt man sich vor Augen, daß zum Beispiel im Jahr 1795 der altadlige Sohn und Enkel zweier Minister (Bremer), der Sohn eines kleinbürgerlichen Landgerichtspedells (Ullheimer), der Enkel eines Baders und Wundarztes (Autenried) sowie der Urenkel eines Bauern und Enkel eines kleinen Landpfarrers (Schüler genannt von Sehnden) gemeinsam im Kameralkollegium saßen, dann läßt sich allein schon an diesem weiten Spektrum sozialer Rekrutierungen ermessen, von welch unterschiedlicher Intensität die Mobilitätsströme waren, die hier zusammenliefen.

3. Kapital

Wie wurde diese Ungleichheit der Startbedingungen bewältigt? Welche Elemente sind im Sozialprofil einer Familie und in der Biographie eines einzelnen auszumachen, die den Aufstiegsprozeß überhaupt erst einleiteten, seinen weiteren Fortgang förder-

ten oder – bei bereits arrivierten Familien – stabilisierten, bis die investierten Energien im Sinne von Zugangsmobilität für die Erlangung eines RKG-Assessorats ausreichten?

Eines der allerwichtigsten Mobilitätsvehikel war Geld. Geht man nur genügend weit in die Familiengeschichte eines RKG-Assessors zurück, dann stößt man manchmal schon in der Väter-, mehr noch in den Großväter- und älteren Generationen darauf, daß der Prozeß der Akademisierung zumeist durch ein in nichtakademischen Tätigkeiten angesammeltes Kapital in Gang gesetzt worden war. Die älteren Vorfahren des RKG-Assessors Theodor Karl de L'Eau (1760–1782 kaiserlicher RKG-Beisitzer), dessen Vater als Reichshofrats- und Reichsagent in Wien bereits einen juristischen Beruf ausübte, hatten ihr beträchtliches Vermögen als Pächter und Betreiber von Eisenhütten in der Eifel erworben. Die Vorfahren von Christian Franz Weidenfeld (1796–1806 kurkölnischer RKG-Assessor), einem der wenigen RKG-Beisitzer aus bürgerlichem Milieu, saßen generationenlang als sogenannte Halbwinner auf großen Bauernhöfen im Niederrheingebiet, gehörten also zur Oberschicht der bürgerlichen Bevölkerung, aus der sie durch Wohlstand und Bildungsgrad hervorragten. Weidenfeld wurde während seiner Gymnasialzeit in Köln als „dives“ eingestuft. Die vielen Großväter und sonstigen Vorfahren von RKG-Assessoren, die es in Handel und Gewerbe zu Geld brachten und nebenbei oft auch als Bürgermeister an der Spitze des ratsfähigen Honoratiorenrentums einer Stadt standen, gehören geradezu zur vertrauten Erscheinung im Sozialprofil von Familien späterer RKG-Assessoren. Manchmal reichte die materielle Basis nur für das Studium eines einzigen Sohnes aus, auf den sich also die Mobilitätsanstrengungen der Familie konzentrierten, während andere Söhne das väterliche Handwerk oder Gewerbe erlernten. Das gilt zum Beispiel für Johann Franz Aegidius (von) Beaurieux (1729–1753 kurmainzischer RKG-Assessor), den Sohn eines aus Savoyen nach Mainz eingewanderten Bierbrauers. Friedrich Ludwig (von) Wagner (1737 nicht zu den Examen gelassener RKG-Präsentatus des Niedersächsischen Kreises), dessen Vater als württembergischer Feldprediger, dann als Landpfarrer mit seiner zahlreichen Familie eine ziemlich armselige Existenz führte, verzehrte die Mobilitätsreserven so vollständig, daß seine Brüder nur herzoglicher Büchsenspanner, Forstknecht und Kaufmann in einem württembergischen Dorf werden konnten.

Kapital war aber nicht nur erforderlich für den Übergang in die Akademisierung. Es mußte vor allem groß genug sein, um den einmal in Gang gesetzten Aufstiegsprozeß durchzuhalten und zu steigern, und das bedeutete mehr als „nur“ die Finanzierung eines vollen Universitätsstudiums. Der von bürgerlich/neuadligen Juristen spätestens im Zusammenhang ihrer RKG-Präsentation zu erwerbende Doktor- oder Lizentiatengrad, Kavaliers- und Bildungsreisen, die nicht zuletzt auch der Anknüpfung karriereförderlicher Beziehungen dienten, Praktika am RKG in Wetzlar, am Reichshofrat in Wien oder am Regensburger Reichstag verschlangen große Summen. Gerade die Praktika an einem der höchsten Reichsgerichte waren zwar keine gesetzliche Vorbedingung für eine spätere Richterlaufbahn in Wetzlar. Aber wer sich durch ein solches mehrmonatiges, manchmal sogar mehrjähriges Praktikum erste Kenntnisse im Kamealstylus und damit einen zusätzlichen Qualifikationsnachweis erwarb, steigerte damit nicht nur seine Chancen für die Erlangung einer gehobenen Eingangsposition in lan-

desherrlichen Diensten (zum Beispiel als Hofrat oder Hofgerichtsassessor). Er machte sich dadurch auch konkurrenzfähiger im Wettbewerb um eine RKG-Präsentation. Im Rahmen der Zugangsmobilität spielten Praktika am RKG oder auch am Reichshofrat daher eine wichtige Rolle. Weitere Kapitalreserven waren nötig, um anstellungslose Zeiten zwischen der Beendigung der theoretisch/praktischen Juristenausbildung und der Erlangung eines ersten Postens in landesfürstlichen Diensten zu überbrücken. Wer sich nicht mit einer zwar besoldeten, aber unter Umständen allzu niedrigen Anfangsposition begnügen, sondern seine Karriere gleich auf einem aussichtsreicheren und prestigeträchtigeren Posten in den Zentralbehörden – möglichst auch noch eines größeren Territoriums – beginnen wollte, mußte häufig zunächst mit einer unbesoldeten Ratsstelle vorliebnehmen und manchmal jahrelang aus eigenen Mitteln leben, bis er endlich in eine besoldete Stelle einrücken konnte. Solche Verhältnisse trafen finanzschwache Aufsteiger besonders hart. Aber auch Söhne aus altadligen oder bereits etablierten bürgerlich/neuadligen Familien bekamen sie schmerzhaft zu spüren. Wer über die notwendigen finanziellen Ressourcen nicht verfügte, blieb leicht auf der Strecke oder mußte Kompensationsformen entwickeln, die zumeist zeitraubende und wenig angesehene Karriereumwege bedeuteten. So finanzierten manche weniger bemittelte junge Juristen und spätere RKG-Assessoren, zum Beispiel der Kutschersohn Leykam oder der Sattlerenkel und Soldatensohn Schumacher alias von Ulmenstein, ihr RKG-Praktikum durch eine Tätigkeit als „Amanuensis“ bei einem RKG-Prokurator oder RKG-Beisitzer. Andere unterrichteten bessergestellte RKG-Praktikanten im „*ius camerale*“. Der ebenfalls bereits erwähnte Pedellensohn Ullheimer verdingte sich anfangs als Privatsekretär und Hofmeister. Auch eine Anfangstätigkeit als freier Advokat oder eine niedrige Vorposition in fürstlichen Diensten verraten neben fehlenden einflußreichen Beziehungen zumeist auch einen Mangel an materiellen Mitteln. Führt man sich vor Augen, wie sehr das Kameralkollegium gerade im 18. Jahrhundert solche RKG-Präsentati der Tätigkeit eines den römischen Senatoren gleichgestellten RKG-Beisitzers für unwürdig hielt, nur weil sie noch wenige Jahre zuvor unter den Augen der ganzen Wetzlarer Kameralgesellschaft als Schreiber eines RKG-Prokurators oder RKG-Assessors ihr Brot verdient hatten – oder wie einem RKG-Präsentatus nur wegen seiner wenig glanzvollen Vorkarriere manchmal recht vorschnell ein Mangel an juristischer Qualifikation unterstellt wurde, dann läßt sich ermessen, was für eine große Rolle der Faktor Geld im Rahmen der Zugangsmobilität spielte.

Der Erwerb von teuren Statussymbolen wie zum Beispiel kaiserlichen Adelsdiplomen war zwar für die Erlangung einer RKG-Präsentation nicht erforderlich. Aber sie verhalfen im Zuge der Vorkarriere unter Umständen zu angeseheneren, lukrativeren und einflußreicheren Posten oder zu vorteilhaften Heiraten, die wiederum den Weg zu einer RKG-Präsentation eröffnen konnten. Weitere nicht unerhebliche Geldmittel waren dagegen unmittelbar im Zusammenhang mit einer RKG-Präsentation erforderlich. Die Reise nach Wetzlar und den mehrwöchigen bis mehrmonatigen Aufenthalt, den er dort während der Ablegung seiner schriftlichen und mündlichen Prüfungen verbringen mußte, hatte ein RKG-Präsentatus – ohne die Sicherheit eines erfolgreichen Ausgangs! – zumeist aus eigener Tasche zu bezahlen. Die Expedition des Präsentationsschreibens – einer Art Legitimationsschein für den Kandidaten gegenüber dem

Kameralkollegium – durch die Kanzlei des betreffenden Präsentationshofs kostete einen kurtrierischen RKG-Präsentatus – und vermutlich nicht nur ihn! – 200 Gulden. Derselbe Jurist geriet 1750 beim Kameralkollegium in Verdacht, er habe sich seine Präsentation von einem anderen Anwärter durch eine Abstandssumme erkauft. Einem von Brandenburg-Preußen präsentierten Juristen wurde 1741 unterstellt, seine Präsentation durch Anwerbung einiger großer Grenadiere erlangt zu haben. Ein anderer RKG-Präsentatus, der zur Beilegung von Präsentationsstreitigkeiten seine Präsentation resignierte und damit seinem Gegenkandidaten den Weg zur Aufschwörung als RKG-Beisitzer freimachte, ließ sich seinen Verzicht von seinem Konkurrenten teuer mit 6000 Gulden bezahlen. Das Kameralkollegium sprach sich zwar strikt gegen solchen Handel mit RKG-Präsentationen aus. Aber angesichts der Tatsache, daß Ämterkauf und Ämterhandel im Reich ebenso wie im übrigen frühneuzeitlichen Europa gängige Praktiken waren, muß man wohl annehmen, daß sie auch bei der Erlangung von RKG-Präsentationen zwar keineswegs in der Regel, aber doch über die erwähnten Beispiele hinaus eine Rolle spielten. In solchen Fällen war Geld also einmal mehr ein entscheidender Faktor im Rahmen der hier erörterten Zugangsmobilität, wobei diese Spielart finanzieller Aufstiegsinvestition im Vergleich zu den meisten anderen oben genannten mit dem Erwerb oder dem Nachweis von juristischer Kompetenz aber auch gar nichts mehr zu tun hatte.

4. Heiraten

Ein weiterer wichtiger Mobilitätsträger, und zwar speziell auch im Hinblick auf die spätere Erlangung eines RKG-Assessorats, waren die Eheschließungen. Ein RKG-Beisitzer trug 1781 Eulen nach Athen, wenn er im Plenum des Kameralkollegiums konstatierte, „daß die Heyrathen gar selten aus bloßer Zuneigung eingegangen werden“ und „daß bloße Meriten gar selten ein hohes Aufkommen verschaffen“⁸. Dabei war eine mobilitätsfördernde Heirat in weitaus höherem Maße eine wirklich soziale Leistung als zum Beispiel das Glück, bei der Ausbildung oder beim Start in die Karriere von elterlichem Vermögen profitieren zu können. Ein RKG-Präsentatus, der diese soziale Leistung nicht erbracht, sich bei der Wahl seiner Ehefrau also nicht aufstiegsorientiert und statusbewußt verhalten hatte, war in den Augen des Kameralkollegiums von vornherein diskreditiert. So der bereits erwähnte mittellose Pfarrersohn Friedrich Ludwig Wagner, der am Anfang seiner wenig erfolgreichen Juristenlaufbahn den Fehler beging, „eine Rothgärbers Tochter, wovon der Vater annoch im Leben und sein Handwerck forthreibt“, zu heiraten⁹. Bezeichnenderweise bemühte sich Wagner mehrere Jahre nach dem Scheitern seiner RKG-Präsentation um eine vorteilhaftere zweite Ehe.

⁸ RKG-Assessor Meckel in seiner „Censura super casum a candidato Advocaturae Johanne Henrico Gombel U. J. Doctore elaboratum“, Or.: BAF, RKG IV B 2/21 s. f. (nach fol. 83)/1781.

⁹ Votum des RKG-Assessors zum Pütz 13.11.1737, BAF, RKG IV B 2/6 fol. 33r/1737.

Heiraten erfüllten im Rahmen sozial-beruflicher Mobilität ganz unterschiedliche und zumeist auch mehrere Funktionen gleichzeitig. Ein junger Jurist aus einer schon seit längerem etablierten altadligen oder bürgerlich/neuadligen Familie konnte in ein bereits stabiles soziales System einheiraten, aus dem er sich selber rekrutierte, ein in mehreren Generationen aufgebautes soziales Netzwerk also, das sich durch große soziale und berufliche Homogenität, enge Verflechtung sowie in seinen Kernfamilien um geringe geographische Mobilität und mehr oder weniger starke Abschließung nach außen auszeichnete. Die Ehe des oben bereits erwähnten, aus einer alten Juristenfamilie der württembergischen „Ehrbarkeit“ stammenden RKG-Beisitzers Harpprecht, der innerhalb seiner eigenen Muttergruppe heiratete, noch dazu eine nahe Verwandte, ist hierfür ein gutes Beispiel. Entsprechungen finden sich bei den Ehen späterer RKG-Assessoren, die sich etwa aus der kurhannoverschen Aristokratie oder dem bürgerlich/neuadligen kurhannoverschen „Staatspatriziat“ rekrutierten, aus der kursächsischen Ritterschaft, der rheinischen, fränkischen und schwäbischen Reichsritterschaft oder aus der vielfach miteinander verflochtenen Zentralbeamtenschaft in den Zentren der rheinischen Territorien. Solche Ehen innerhalb einer Gruppe mit bereits eingespielten Sozialbeziehungen, anerkanntem Sozialprestige und erworbenen Berechtigungen brachten zwar zunächst einmal keinen Zuwachs an wirklich verändernder Mobilität. Aber sie führten dazu, daß die mehr oder weniger begrenzte Verfügungsmasse über Positionen, Ansprüche und Beziehungen ‚in der Familie blieb‘, was die individuellen Aufstiegschancen des einzelnen, durch Geburt und Konnubium gleich doppelt in einem solchen erfolgreichen Familienverband verankerten Mitglieds natürlich erheblich verbesserte.

Im Gegensatz zu solchen Ehen, durch die Mobilität reproduziert wurde, hatten andere Heiraten späterer RKG-Beisitzer viel stärker die Funktion eines Mobilitätsvehikels, durch das ungünstigere Startbedingungen wettgemacht wurden. Wenn der Bamberger Pedellensohn Joseph Ullheimer ein Jahr nach seiner Ernennung zum Professor an der Universität seiner Heimatstadt sowie zum fürstbischöflich bambergischen Hof- und Regierungsrat die Tochter eines Bamberger Kaufmanns und Ratsherrn heiratete, dann wohl nicht nur, weil er im Kreise der Professorenfamilien und der landesfürstlichen Zentralbeamtenschaft noch ein allzu wenig integrierter Neuling war, sondern auch weil er durch eine solche Einheirat in das handeltreibende Ratsbürgertum zunächst einmal seine Vermögensverhältnisse aufbessern und damit den Grundstein für eine standesgemäße Lebensführung legen konnte. Dasselbe Motiv kann man auch dem Ulmer Sattlerenkel und Soldatensohn Johann Schumacher alias von Ulmenstein unterstellen, der nach seiner Juristenausbildung mit der nicht gerade hochrangigen Position eines Sekretärs des politisch von Dänemark-Oldenburg abhängigen Grafen von Aldenburg im entlegenen ostfriesischen Varel vorlieb nehmen mußte. Der damals noch nicht nobilitierte Sekretär Schumacher, der sich bei seinen insgesamt vier Eheschließungen als ein Virtuose auf dem Instrument der Heiratspolitik erwies, heiratete in erster Ehe die Tochter eines nachweislich wohlhabenden Kaufmanns und Ältermanns der Kaufmannschaft in Oldenburg. Andere Aufsteiger waren mit der Wahl ihrer Ehefrauen im Hinblick auf ihre eigene soziale und Karrieremobilität noch erfolgreicher. Ihre Biographien machen deutlich, welch zentrale Funktion die Heiraten für

die Festigung des bisher Erreichten und Förderung des weiteren sozial-beruflichen Aufstiegs sowie für die Integration eines oft auch landfremden Juristen in die eingesessenen Führungsschichten haben konnten. So fand Johann Christoph (von) Schmitz (1722–1724 RKG-Präsentatus des Fränkischen Kreises katholischen Teils, 1740–1747 RKG-Assessor des Bayerischen Kreises), der väterlicherseits aus dem juristisch vorgebildeten bürgerlichen Lokalbeamtentum, mütterlicherseits aus dem gewerbetreibenden Bürgertum von Stadt und Hochstift Münster stammte, durch seine beiden Ehen Anschluß an ein großflächiges Netz neuadliger zentralrheinischer Hofrats-, Geheimer Rats-, Kanzler- und Vizekanzlerfamilien, die im 18. Jahrhundert zum sozialen Substrat auffällig vieler RKG-Beisitzer wurden. In denselben Großverband bereits arrivierter und einflußreicher katholischer Juristenfamilien heiratete bald nach seiner Ernennung zum markgräfllich baden-badischen Hofrat auch der schon erwähnte Mainzer Bierbrauersohn Johann Franz Aegidius Beaurieux ein. Seine Ehefrau rekrutierte sich aus Familien, die schon seit mehreren Generationen Kanzler, Vizekanzler, Räte und andere höhere Funktionsträger im Erzstift Mainz stellten. Seine Heirat brachte dem Aufsteiger Beaurieux nicht nur gesellschaftliche Anerkennung und Aufwertung, sie sollte auch zu einem starken Beschleunigungsfaktor für seine weitere Karriere werden. Denn ein Onkel seiner Ehefrau, der kurmainzische Hofkanzler Johann Georg von Lasser, verschaffte Beaurieux später die Präsentation zum kurmainzischen RKG-Beisitzer.

5. Beziehungen

Damit kommt ein weiteres Element ins Spiel, das für sozialen und beruflichen Erfolg in der ständischen Gesellschaft und besonders auch für die hier diskutierte Zugangsmobilität von geradezu überragender Bedeutung war: Beziehungen¹⁰. Dabei ist hier an alle Erscheinungsformen mobilitätswirksamer Interaktion zwischen Personen und der ihnen zugrundeliegenden sozialen Verflechtung gedacht, nicht nur an aus heutiger Sicht anrüchige Phänomene wie Nepotismus und Korruption. Ignoriert man die fundamentale, alle Bereiche privater und öffentlicher Existenz durchdringende Wirksamkeit von Personenbeziehungen, bleibt unser Wissen über die altständischen Gesellschaften, unser Verständnis von bürokratisch organisierten, nur scheinbar aus-

¹⁰ Entscheidende Anregungen zu den folgenden Ausführungen über die Rolle von Beziehungen im Rahmen der Zugangsmobilität verdanke ich vor allem den Studien von: *Wolfgang Reinhard*, Freunde und Kreaturen. „Verflechtung“ als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600 (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg 14, München 1979); *Peter Moraw*, Über Patrone und Klienten im Heiligen Römischen Reich des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit; *Volker Press*, Patronat und Klientel im Heiligen Römischen Reich. Die beiden letztgenannten Aufsätze erscheinen demnächst in einem von *Antoni Mączak* herausgegebenen Band der Schriften des Historischen Kollegs über „Patronat – Klientel – Beziehungen in der Frühen Neuzeit“. Beiden Autoren danke ich herzlich für die Überlassung ihrer Manuskripte.

schließlich dank fachlicher Kompetenz funktionierenden Institutionen unvollkommen, ja wird geradezu verfälscht. In diesem Überblick kann es nicht darum gehen, alle Aspekte des Themas „Beziehungen“, die sich an der richterlichen Funktionselite des Alten Reiches beobachten lassen, auszuschöpfen und ein Verflechtungsmodell für die RKG-Assessoren samt ihren Muttergruppen zu entwerfen. Vielmehr soll im folgenden an Hand einiger Beispiele nur gezeigt werden, welche zentrale Rolle die bekannten Haupttypen sozialer Beziehungen, vor allem Verwandtschaft und Patronage, aber auch Bekanntschaft und Landsmannschaft für die Karriere späterer RKG-Assessoren und besonders für die Erlangung einer RKG-Präsentation spielten.

Die Existenz und Wirksamkeit von Beziehungen zu akzeptieren, das Funktionieren von Beziehungsnetzen zu durchschauen, Beziehungen anzuknüpfen und als Mobilitätsvehikel für die eigene Karriere nutzbar zu machen – das alles stand in keinem schulischen oder universitären Lehrplan, gehörte jedoch zum Grundlernerstoff jedes aufstiegsbewußten Juristen. Je höher dieser auf der Karriereleiter gelangen wollte, um in den Bereich der juristischen Spitzenpositionen vorzustoßen, um so größer mußte die soziale Leistung sein, die der „richtige“ Umgang mit Beziehungen in hohem Maße darstellte. Natürlich gab es auch RKG-Assessoren, die sich ihren Berufserfolg mehr oder weniger ausschließlich durch eigene Befähigung und Tüchtigkeit erarbeitet hatten. So manche scheinbar reine Leistungskarriere verdankt diese Etikettierung jedoch nur einem Mangel an Quellenaussagen oder einem Mangel an sozialgeschichtlichen Detailforschungen über mobilitätswirksame Personenbeziehungen. Umgekehrt ist aber auch festzuhalten, daß Beziehungen allein noch keinen RKG-Assessor machten. Zwar war das Präsentationssystem, das heißt das Recht des Kaisers, der Kurfürsten und der Reichskreise, dem Kameralkollegium einen oder mehrere Kandidaten auf ein vakantes RKG-Assessorat zu präsentieren, anfällig für Beziehungen und Empfehlungen und verhinderte von daher, daß ausschließlich Spitzenbegabungen RKG-Präsentationen erhielten. Aber ein solides Maß an Amtseignung des mit einer Präsentation Begünstigten war in der Regel doch gegeben, schon weil die Zurückweisung (Rejektion) eines unqualifizierten Präsentatus durch das Kameralkollegium als Blamage auch auf den Präsentationshof zurückfiel. Und auch hervorragende Juristen kommen unter den RKG-Assessoren des 18. Jahrhunderts immer wieder vor. Erlangte doch einmal ein völlig Unfähiger eine RKG-Präsentation, dann funktionierte die meist sehr verantwortungsbewußt gehandhabte Prüfungs- und Rejektionsberechtigung des Kameralkollegiums im Normalfall als wirksame Barriere, die es gar nicht erst zur Einberufung und Introduktion als RKG-Assessor kommen ließ.

Als weitaus häufigste, zuverlässigste und mobilitätswirksamste Form sozialer Beziehungen läßt sich auch in den Biographien späterer RKG-Assessoren die Verwandtschaft nachweisen, sei sie nun durch Geburt zugeschrieben oder durch Heirat erworben. Bringt man nur tief genug in das soziale Netzwerk ein, in das ein auf den ersten Blick scheinbar isoliert ans RKG kommender Jurist eingebunden war, dann ist man erstaunt, wie häufig Protektion durch einflußreiche Verwandte im Zuge der Vorkarriere und bei der Erlangung einer RKG-Präsentation eine Rolle spielte. Dabei geben die Quellen teils *expressis verbis* über Wirken und Auswirkung solcher verwandtschaftlichen Beziehungen Auskunft, teils lassen sich diese mit mehr oder weniger

zwingender Wahrscheinlichkeit aus der personellen Konstellation, rekonstruiert durch das Aufdecken und Zusammenfügen biographischer Details, erschließen.

Verwandschaft konnte auf ganz unterschiedliche Art und Weise aufstiegsfördernd sein. Manchmal reichte schon die bloße Zugehörigkeit zu einer angesehenen Familie oder die Verwandschaft mit einer einzelnen einflußreichen Persönlichkeit dazu aus, bei der Vergabe eines mobilitätsfördernden Postens berücksichtigt zu werden, ohne daß – zum Beispiel durch Empfehlungen – aktive Protektion erforderlich war. In diesem Sinne kann etwa die durch einen hohen Grad sozialer Verflechtung charakterisierte kurhannoversche regierende Aristokratie als ein einziges natürliches Protektionssystem angesehen werden, denn ihre jüngeren Mitglieder, die „Klienten“, waren alle mehr oder weniger nah verwandt mit den „Patronen“, die als Minister in Hannover über die Aufnahme in kurhannoversche Dienste und auch über die Erteilung von kurhannoverschen RKG-Präsentationen entschieden. Die Karriereverläufe des bereits erwähnten Friedrich Franz Dietrich von Bremer und anderer Juristen aus altem braunschweigischem Adel, die nach ihrer Ausbildung sofort und scheinbar mühelos in den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst ihres Heimatlandes eintraten, schon in sehr jungen Jahren von Hannover auf ein RKG-Assessorat präsentiert wurden und nach nicht allzulanger Zeit Wetzlar zugunsten einer glänzenden Nachkarriere etwa als kurhannoverscher Gesandter, Hofrichter oder Minister wieder verließen, sprechen für sich.

In den Biographien anderer RKG-Assessoren läßt sich der Karriereerfolg noch stärker auf mehr oder weniger aktive Protektion eines einzelnen Verwandten zurückführen, anders formuliert: die sozialen Leitlinien, an denen entlang Mobilitätsprozesse verliefen, sind deutlicher sichtbar. Aus der Fülle möglicher Beispiele seien hier nur einige wenige genannt. Maximilian (Freiherr von) Martini (1784–1806 RKG-Assessor des Österreichischen Kreises) verdankte seine ganze Karriere seinem Vater, dem österreichischen Rechtslehrer und Staatsmann Karl Anton (Freiherrn von) Martini (1726–1800), einem der Hauptvertreter der katholischen Aufklärung im Theresianisch-Josephinischen Zeitalter, der das besondere Vertrauen Maria Theresias sowie ihrer Söhne Joseph II. und Leopold II. genoß – letztere hatte er in Rechts- und Staatswissenschaften unterrichtet. Von seinem Vater schon frühzeitig zum Juristen getrimmt und unter seiner Anleitung in die Praxis eingeführt, trat Martini kaum 20jährig in den österreichischen Staatsdienst ein und erhielt schon als 24jähriger eine Expektanz sowie wenige Monate später 1783 die wirkliche Präsentation zum RKG-Assessor des Österreichischen Kreises. Durch diese Begünstigung wollte die Kaiserin nachweislich nicht die keineswegs überdurchschnittlichen Leistungen des jungen Martini, sondern die hervorragenden Verdienste seines Vaters, des damaligen Staatsrats Martini, honorieren. Dieser bereitete seinen Sohn eigens auf die Proberelation vor, die er als RKG-Präsentatus in Wetzlar abzulegen hatte. Verschiedene Indizien lassen darauf schließen, daß dem jungen Martini der Sprung auf ein RKG-Assessorat aus eigener Kraft zumindest in so jungen Jahren schwerlich gelungen wäre. – Joseph (Edler von) Weinbach (1777–1788 RKG-Assessor des Bayerischen Kreises), Sohn eines fürstbischöflich würzburgischen Lokalbeamten, wurde von seinem Onkel, dem Staatsrechtler, Universitäts- und Schulreformer sowie Repräsentanten der gemäßigten katholischen Aufklä-

rung Johann Adam (Freiherrn von) Ickstatt (1702–1776) protegiert, der eine ausgeprägte Neigung zur Versorgung seiner Verwandtschaft hatte. Als Ingolstädter Universitätsdirektor sowie vertrauter Berater des bayerischen Kurfürsten verschaffte Ickstatt seinem angeheirateten Neffen Weinbach nicht nur eine Professur in Ingolstadt, sondern wenige Jahre später auch eine Präsentation zum RKG-Beisitzer des Bayerischen Kreises.

Bei anderen späteren RKG-Assessoren ging ein ursprünglich reines Patronat-Klientel-Verhältnis in erworbene Verwandtschaft über, wobei diese Verquickung zweier Beziehungstypen hochgradig mobilitätswirksam werden konnte. Als Beispiel sei hier der bereits erwähnte Mainzer Kutschersohn Franz Georg (von) Leykam vorgeführt. Leykam lernte 1749 während seines Reichshofratspraktikums in Wien den aus der Paderborner Oberschicht stammenden, soeben erst zum Reichshofrat ernannten Peter Ignaz (von) Warnesius kennen, der selbst erst ein Jahr zuvor noch in seiner Eigenschaft als kurkölnisch-fürstbischöflich paderbornischer Geheimer Rat und Kanzler geadelt worden war. Um sich – so seine selbst formulierte Kosten-Nutzen-Rechnung – von Wien aus auch fernerhin seine Einflußkanäle zum kurkölnischen Hof offenzuhalten, erlangte Warnesius Ende 1749 vom Kölner Kurfürsten für seinen Protegé Leykam eine Hofratsstelle bei der fürstbischöflich paderbornischen Regierung und versicherte sich dessen Ergebnis noch zusätzlich dadurch, daß er ihn im folgenden Jahr mit einer seiner Töchter vermählte. Schon kurz vor dieser Heirat nutzte Warnesius seine Reichshofratsstellung dazu aus, beim Kaiser für seinen zukünftigen Schwiegersohn Leykam um eine Expektanz auf eine künftig vakant werdende habsburgische RKG-Präsentation zu bitten. Das Beziehungssystem funktionierte: Ende 1752 erhielt der Aufsteiger Leykam von der Kaiserin eine Präsentation auf das erledigte kurböhmische RKG-Assessorat.

Daß durch Heirat erworbene aufstiegsfördernde Verwandtschaftsbeziehungen zur Erlangung einer RKG-Präsentation führen konnten und damit der Zugangsmobilität dienten, war auch schon am Beispiel des Bierbrauersohns Beaurieux gezeigt worden. Auch in mehreren anderen Assessorenbiographien läßt sich nachweisen, daß Heiraten den Schlüssel für die Gründe liefern, die das Zustandekommen einer RKG-Präsentation erklären.

Neben zugeschriebener oder erworbener Verwandtschaft waren Patronat-Klientel-Verhältnisse zwischen nicht miteinander verwandten Personen die zweitwichtigste Form sozialer Beziehungen, die der sozial-beruflichen Mobilität späterer RKG-Assessoren bis hin zur Erlangung einer RKG-Präsentation förderlich waren. Der Fall Leykam sowie andere Assessorenbiographien illustrieren, daß beide Beziehungstypen nebeneinander vorkommen oder daß ein Klient durch Heirat zum Verwandten seines Patrons werden konnte. Aber auch reine Patronat-Klientel-Verhältnisse spielen als Mobilitätsvehikel in den Assessorenbiographien eine große Rolle. Zwei Fälle, einer aus einer Vorkarriere entnommen, einer im unmittelbaren Zusammenhang mit der RKG-Präsentation stehend, sollen dies verdeutlichen. Der Aufstieg des schon erwähnten Bamberger Pedellensohns Ullheimer ist ohne die Förderung durch Patrone, die offenbar seine Begabung erkannten, nicht zu verstehen. Neben einem Bamberger Stifths herrn handelte es sich vor allem um den höchsten weltlichen Amtsträger im Hochstift

Bamberg, den Geheimen Rat und Obersthofmeister Karl Johann Alexander Freiherrn, dann Grafen von Rotenhan. Ullheimer lebte während oder nach Abschluß seines Bamberger Jurastudiums als eine Art Privatsekretär in Rotenhans Haus. Diese Vertrauensstellung erklärt, daß Ullheimer 1772/73 einen Sohn des Obersthofmeisters an die renommierte Universität Göttingen begleitete, wo er auf diese Weise sein juristisches Studium abrunden konnte. Bezeichnenderweise wurde Ullheimer bald nach seiner Rückkehr aus Göttingen als Professor sowie wirklicher Hof- und Regierungsrat in fürstbischöflich bambergische Dienste übernommen – eine Beförderung, die er wohl in erster Linie seinem Protektor Rotenhan verdankte. Auf diesen Posten rückte Ullheimer in die Nähe des Zentrums von Macht und Entscheidungen vor, was ihm wiederum den Weg nach Wetzlar bahnte: Für die Präsentation zum RKG-Assessor des Fränkischen Kreises nominierte ihn 1788 turnusgemäß sein eigener Dienstherr, der Fürstbischof von Bamberg. – Der kurmainzische Hofrat Franz Joseph Ignaz (Freiherr von) Linden (1796–1806 kurböhmischer RKG-Beisitzer) konnte sich als Landfremder gegenüber österreichisch-erbländischen Mitkonkurrenten um die kurböhmische RKG-Präsentation einzig und allein dank der massiven Protektion des damaligen kurmainzischen Hofkanzlers Franz Joseph Freiherrn von Albin (1748–1816) durchsetzen. Albin, der früher selbst RKG-Beisitzer gewesen war, empfahl Linden beim Wiener Hof, wobei er sich der Einflußmöglichkeiten und Beziehungen bediente, über die er als kurmainzischer Hofkanzler sowie als vorheriger Reichsreferendar in höchstem Maße verfügte. Bei der ganzen Aktion spielte die im übrigen eindeutig vorhandene juristische Qualifikation Lindens noch die kleinste Rolle. Vielmehr verdankte er die RKG-Präsentation primär seiner Fähigkeit, zum eigenen Karrierevorteil potente Beziehungen für sich zu aktivieren.

Neben Verwandtschaft und Patronage waren Landsmannschaft sowie Freundschaft und Bekanntschaft im Rahmen der Zugangsmobilität weniger ausschlaggebend. Zu unterschätzen sind die Vorteile, die über diese Formen sozialer Beziehungen im Zusammenhang mit RKG-Präsentationen erlangt werden konnten, jedoch keineswegs. Ein besonders krasses Beispiel für ein äußerst mobilitätswirksames, vorrangig durch Landsmannschaft, daneben aber auch durch Verwandtschaft, Bekanntschaft und Patronage geknüpftes „network“ sei hier ausnahmsweise nicht aus dem 18., sondern aus dem 17. Jahrhundert gewählt. Allein in den Jahren 1624–1627 bewarben sich elf aus Köln und Umgebung stammende beziehungsweise dort tätige Juristen meist in Zweier- oder Dreiergruppen in Wien um eine habsburgische RKG-Präsentation und wurden zum größten Teil auch comopräsentiert. Sie alle hatten an der Kölner Universität studiert. Die meisten von ihnen gehörten zum Kölner Patriziat oder hatten in diese reichsstädtische Oberschicht eingeheiratet. Neben diesen Kölner Juristen hatten Bewerber aus anderen Rekrutierungsgebieten keine Chance. Der Schlüssel für diese auffällige Überrepräsentanz einer landsmannschaftlich homogenen Gruppe in einer Bewerberwelle sowie für ihren durchschlagenden Erfolg liegt darin, daß Kölner Juristen damals in den Wiener Zentralbehörden einen doppelten Vorposten besaßen: die beiden ebenfalls aus dem Kölner Patriziat stammenden Brüder Questenberg, von denen der eine in den betreffenden Jahren Reichshofratssekretär, dann Reichshofrat, der andere Hofkriegsratssekretär war. Die beiden Questenberg empfahlen zwischen 1624

und 1626 in Wien nachweislich mindestens neun der elf Kölner Bewerber als gute Bekannte oder sogar Verwandte für eine Präsentation zum kaiserlichen RKG-Beisitzer oder zum RKG-Assessor des Österreichischen Kreises. Bezeichnenderweise reagierte das Kameralkollegium auf diesen anbrandenden ‚Kölner Klüngel‘ schließlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre mit Aversion und Zurückweisungen, vor allem unter Hinweis auf ein drohendes Übergewicht von aus dem Niederrheinischen Kreis stammenden RKG-Beisitzern.

In dem beschriebenen Fall führten Landsmannschaft und Bekanntschaft zunächst einmal „nur“ zur Erlangung einer RKG-Präsentation. Dieselben Beziehungsformen konnten aber auch für diejenigen Juristen äußerst nützlich werden, die sich bereits eine RKG-Präsentation erobert hatten und nun im Prüfungsverfahren dem Kameralkollegium ihre Eignung zum RKG-Assessor beweisen mußten. So mancher Kandidat erweckte nämlich bei seinen gestrengen Prüfern von vornherein ohne eigenes Zutun dadurch einen guten Eindruck, daß er im Kameralkollegium unter den bereits amtierenden Beisitzern einen Fürsprecher besaß, der ihm zum Beispiel als Studienfreund oder als Amtskollege in einer reichsfürstlichen Justiz- und Verwaltungsbehörde oder einfach auf Grund gemeinsamer landsmannschaftlich-sozialer Herkunft von früher her gut bekannt war und der die persönlichen sowie fachlichen Eigenschaften des Aspiranten gegenüber seinen Wetzlarer Richterkollegen lobend hervorheben konnte. Dank solcher mitten ins RKG hineinführender Beziehungskanäle erlangte ein Prüfling unter Umständen nicht nur atmosphärische Vorteile. Das zeigt sich in all denjenigen Fällen, in denen ein RKG-Präsentatus für das Kameralkollegium ein völliger Niemand war, weil im Vorfeld der eigentlichen Examen keine informellen Informationen über seine Familie, seine persönlichen und beruflichen Qualitäten vorlagen. Mit solchen Kandidaten wurde häufig kritteliger verfahren als mit anderen, über die das RKG bereits im Bild war. Natürlich hätte das Kameralkollegium, auf diesen Sachverhalt hin befragt, die Rolle der hier angesprochenen informellen Empfehlungen weit von sich gewiesen und mit voller Überzeugung betont, daß nur das Ergebnis der Examen für den Prüfungserfolg ausschlaggebend war. Nichtsdestoweniger kann das subtile Wirken solcher Beziehungen im Rahmen eines Präsentationsverfahrens nicht hoch genug in Rechnung gestellt werden.

Die verschiedenen Formen mobilitätswirksamer sozialer Beziehungen und Verflechtungen – so muß das Fazit lauten – nahmen also unter den sozialen Vorleistungen, die vor und neben aller fachlichen Kompetenz von einem aufstiegsorientierten Juristen im Zuge seiner Vorkarriere und besonders beim Griff nach einem RKG-Assessorat erbracht werden mußten, einen überdimensional großen Raum ein. Und zwar mußte es sich um hochwertige Beziehungen handeln, die genügend Schubkraft besaßen, einen Juristen bis auf eines der höchsten Richterämter im Alten Reich zu katalysieren. Beziehungen dieser Qualität waren fast ebenso knappe Güter wie die juristischen Spitzenpositionen selbst, zu denen die RKG-Assessorate gehörten. Das Gerangel mehrerer fachlich etwa gleich qualifizierter Juristen um eine RKG-Präsentation kann daher häufig als ein Wettlauf um Beziehungen, Protektion und Empfehlungen interpretiert werden. Die Quellen sind in dieser Hinsicht naturgemäß gern verschwiegen, gewähren aber doch immer wieder einen Blick hinter die Kulissen. In der ständi-

schen Gesellschaft, in der rein leistungsorientierte Selektionsinstrumente noch keine Monopolstellung hatten, hing deshalb unendlich viel davon ab, über potente Beziehungen verfügen zu können oder sich solche möglichst schon während der Ausbildung und im Zuge der Vorkarriere oder spätestens im Wettlauf um eine RKG-Präsentation zu verschaffen. Die Fälle Ullheimer und Leykam haben gezeigt, daß auch soziale Aufsteiger einflußreiche Patrone finden und von dieser Beziehung im Sinne einer wirklich verändernden sozial-beruflichen Mobilität bis hin zur Erlangung einer RKG-Präsentation profitieren konnten. In der Regel waren jedoch aufstrebende Juristen aus Gesellschaftsschichten mit geringerer Affinität zur Sphäre der Mächtigen im Wettlauf um karriereträchtige Beziehungen benachteiligt, weil sie sich in ein mobilitätswirksames Beziehungssystem erst einmal hineinkämpfen mußten. Dagegen hatten Juristen, die auf Grund ihrer sozialen Herkunft Beziehungskanäle bereits vorfanden und im Zuge ihres persönlichen Aufstiegs nur noch verfolgen mußten, von vornherein Karrierevorteile. Der mobilitätsrelevante Faktor „Beziehungen“ stand der Durchsetzung des Prinzips der Chancengleichheit bei der Rekrutierung von RKG-Assessoren, wie man sie sich angesichts der leistungsorientierten Normen der Kameralgesetze hätte erwarten können, also hemmend im Wege. Was die Startchancen der einen verbesserte, konnte für die anderen trotz gleicher juristischer Qualifikation zum schwer überwindbaren Mobilitätshindernis werden und relativierte die oben erläuterte formale Offenheit des Kameralkollegiums für Mobilitätsprozesse. Diese Situation trifft besonders auf die ständische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts zu. Denn diese Spätphase des Alten Reiches ist durch einen Prozeß zunehmender sozialer Verdichtung und Verflechtung charakterisiert, der auf der Ebene der Reichs- und Territorialbehörden zur Herausbildung eines in mehreren Generationen gewachsenen, immer dichter und großflächiger werdenden Netzwerks vielfach miteinander verwandter und bekannter Juristenfamilien führte. In dieser bereits etablierten juristischen Funktionselite herrschte naturgemäß ein Hang zur Oligarchisierung und Exklusivität. Angesichts einer nicht beliebig vermehrbaren Anzahl juristischer Spitzenpositionen wie der RKG-Assessorate wurden die eingespielten Sozialbeziehungen von diesen Kreisen vorzugsweise zur Selbstrekrutierung genutzt, was die Mobilitätschancen von Außenseitern und Aufsteigern verminderte. Karrieregünstige soziale Herkunft und Verfügung über mobilitätswirksame Beziehungen waren nur zwei Seiten ein und derselben Medaille. Angesichts dieses Sachverhalts muß es als eine besonders hohe Leistung gewertet werden, wenn es Aufsteigern doch immer wieder gelang, den Sprung auf ein RKG-Assessorat zu schaffen.

6. Akademische Grade und Nobilitierungen

Bei einer letzten Kategorie von Mobilitätselementen haben wir es ausschließlich mit der Gruppe der bürgerlich/neuadligen Juristen unter den späteren RKG-Assessoren zu tun. Es geht um den juristischen Doktor- oder Lizentiatengrad einerseits, Adelsprädikate andererseits – Aushängeschilder, die der sozialen Umwelt signalisier-

ten, daß der Träger dieser Titel bereits mit Erfolg ein Stück auf dem Weg nach oben zurückgelegt hatte, und die ihm zugleich Zugang zu weiteren Mobilitätsstufen eröffneten. Der Wertwandel, dem akademische Grade und Nobilitierungen in den letzten anderthalb Jahrhunderten des Alten Reiches unterworfen waren und der ihren Stellenwert zueinander zugunsten einer Höherbewertung der Adelstitel veränderte, weisen auf soziale Wandlungsprozesse in der ständischen Gesellschaft hin, die auch im Rahmen der hier erörterten Zugangsmobilität, speziell im Präsentations- und Prüfungsverfahren, eine wichtige Rolle spielten und die aus dem 16. Jahrhundert stammende RKG-Personalverfassung im 18. Jahrhundert zeitweise einer großen Belastungsprobe aussetzten.

Im 16. und auch noch im ganzen 17. Jahrhundert hatte es in den landesfürstlichen Zentralbehörden wohl keinen bürgerlichen gelehrten Rat, an den höheren Gerichten keinen Anwalt, in den Juristenfakultäten der Universitäten keinen Professor, in den Reichsstädten keinen Syndikus gegeben, der nicht den juristischen Doktor- oder Lizentiatengrad erworben hatte. Dementsprechend waren damals Juristen bürgerlicher Herkunft, die auf ein RKG-Assessorat präsentiert wurden, mit Selbstverständlichkeit bereits promoviert, wenn sie sich zur Ablegung des General- und Spezialexamens am RKG einstellten. Der juristische Doktor- oder Lizentiatengrad signalisierte in der Frühzeit der Rezeption des römischen Rechts zweierlei: den Vorsprung an voller juristischer Universitätsausbildung nicht nur gegenüber der Masse der Studenten, sondern vor allem auch gegenüber den altadligen fürstlichen Räten, die in der Mehrzahl die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt und sich dem Zwang zum akademischen Studium noch nicht unterworfen hatten; ferner das Postulat auf soziale Gleichstellung der bürgerlich-promovierten Juristen mit den juristisch nicht oder weniger qualifizierten Räten aus dem alten niederen Adel. Unter dem Druck der bürgerlichen Konkurrenz absolvierten nun im Laufe des 16. Jahrhunderts die karrierebewußten unter den ritterbürtigen Adligen in steigendem Maße ebenfalls ein volles juristisches Studium. Nur die wenigsten dieser altadligen Juristen weltlichen Standes ließen sich allerdings im Wettbewerb mit den bürgerlich-gelehrten Juristen auch promovieren. Vielmehr bildete sich als Faustregel heraus, daß Altadligen, die in fürstlichen Diensten oder in den obersten Reichsbehörden Karriere machen wollten, zwar nicht die juristische Universitätsausbildung, wohl aber mit Rücksicht auf ihren Geburtsstand die Annahme eines juristischen Grades erspart blieb. Diesen Trend spiegelte die Reichskammergerichtsordnung von 1555 wider, wenn sie hinsichtlich Studium und Vorkarriere zwischen bürgerlichen und ritterbürtigen Aspiranten auf ein RKG-Assessorat keinen Unterschied mehr machte. Beide mußten rechtsgelehrt sein, aber nur die RKG-Präsentati bürgerlicher Herkunft mußten zusätzlich auch den Doktor- oder Lizentiatengrad vorweisen. Ihren endgültigen Abschluß fand diese für die territorialen Zentralbehörden vorbildhafte Entwicklung hin zur Ausformung des Kameralkollegiums zu einem zwar nicht in geburtsständischer, aber in juristisch-technischer Hinsicht homogenen Gremium hochqualifizierter Berufsjuristen 1570, als für die ritterbürtigen ebenso wie für die bürgerlich-graduierten RKG-Präsentati ohne Unterschied die Proberelation eingeführt wurde. Endgültig seit diesem Zeitpunkt hatte der den bürgerlichen RKG-Präsentati abverlangte juristische Grad nur noch die Funktion, als soziales Äquivalent für

die mangelnde Ritterbürtigkeit zu dienen. Über eine bessere juristische Qualifikation sagte er zumindest nach dem Buchstaben der Kameralgesetze nichts mehr aus.

Bei diesem gesetzlichen Zustand beließ es die Kameralverfassung bis zum Ende des Alten Reiches. Auch an der offiziellen Interpretation, wonach der für die nicht ritterbürtigen RKG-Assessoren vorgeschriebene juristische Grad „quasi in surrogatum Nobilitatis“¹¹ bewertet wurde, hielten die Kameralchriftsteller und zumindest nach außen hin auch das Kameralkollegium selbst bis zur Auflösung des RKG im Jahre 1806 fest. Für einen aufstiegsbewußten Juristen, der ein RKG-Assessorat erlangen wollte, jedoch nicht aus altem Adel stammte, das heißt keine vier ritterbürtigen Ahnen vorweisen konnte, blieb der juristische Doktor- oder Lizentiatengrad also bis 1806 ein unumgängliches Mobilitätsvehikel.

Auf Grund dieser Regelung wurde das RKG jedoch immer mehr zu einer einsamen Insel inmitten einer Welt gegenläufiger Entwicklungen. Denn schon im Laufe des 16. und vollends im 17. Jahrhundert zeichnete sich außerhalb des RKG ab, daß sich der Anspruch der bürgerlich-graduierten Juristen auf soziale Gleichstellung mit dem ritterbürtigen Adel auf Dauer nicht hatte durchsetzen können. Der juristische Doktor- oder Lizentiatengrad wurde immer weniger und schließlich gar nicht mehr als Äquivalent für altadlige Herkunft akzeptiert. Der – hier 1662 seitens ihres Präsentationshofs auf einen altadligen und einen bürgerlich-promovierten RKG-Präsentatus angewandte – Grundsatz, daß „dem ‚NB. ritterbürtigen‘ Adl vor dem gelehrten Standt die praecedenz gebürt“¹², gewann die Oberhand. Fühlbar wurde diese Abwertung des juristischen Grades weniger in jenen Berufsfeldern, in denen sowieso die Juristen bürgerlicher Herkunft dominierten und wo die Promotion als Eingangsvoraussetzung für die einzuschlagende Laufbahn von seiten ihrer Aspiranten nie in Frage gestellt wurde, so vor allem in den Juristenfakultäten der Universitäten oder auch in der Gruppe der RKG-Advokaten und Prokuratoren. Am spürbarsten wurde die skizzierte Entwicklung vielmehr dort, wo Juristen aus beiden ständischen Kategorien in ein und demselben Ratskollegium zusammensaßen. Folgerichtig setzte sich zuerst und vorrangig gerade auch in diesem Berufsbereich ein neuer Trend durch: Für die Aufnahme eines nicht ritterbürtigen Juristen in die landesherrlichen Zentralbehörden war spätestens seit dem 18. Jahrhundert der Doktor- oder Lizentiatengrad nicht mehr zwingend erforderlich. Auch die Reichshofratsordnung von 1654, die also hundert Jahre jünger war als die Reichskammergerichtsordnung von 1555 und daher moderne Entwicklungen berücksichtigen konnte, sprach neben Reichshofräten aus hohem und rittermäßigem Adel von „graduirten oder sonsten gelehrten ... Personen“¹³, ließ also im Gegensatz zum RKG fachlich qualifizierte Juristen bürgerlicher Herkunft zum Reichshofrat zu, ob sie nun promoviert waren oder nicht.

¹¹ Johann Heinrich Christian v. Selchow (Hg.), *Concepte der Reichskammergerichtsordnung auf Befehl der jüngsten Visitation entworfen*, Tl.1 (Göttingen 1782) 7.

¹² Kaiser Leopold I. an das RKG, Preßburg, 17.8.1662 (ursprüngliche, nicht verwendete Fassung des Präsentationsschreibens für Emmerich Friedrich Freiherrn von Walderdorff), Konz.: Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichskanzlei – RKG-Visitationsakten 380a.

¹³ Reichshofratsordnung von 1654 Tit. 1 § 1, in: *Quellensammlung zur Geschichte der Deutschen Reichsverfassung in Mittelalter und Neuzeit*, bearb. von Karl Zeumer (Quellensammlungen

Und die um den Preis ihrer Aufstiegsbemühungen gebrachten graduierten bürgerlichen Juristen zogen aus der Abwertung des teuer erworbenen Doktor- oder Lizentiatengrades ihrerseits die Konsequenzen. Motiv und Ziel der Neuorientierung innerhalb dieser Gruppe brachte der 1661 zum kaiserlichen RKG-Assessor präsentierte, jedoch im Prüfungsverfahren gescheiterte oberösterreichische Regimentsrat Dr. Jakob Hueber zum Ausdruck, dem 1653 das Prädikat „von Tyerberg“ erteilt worden war. Hueber alias von Tyerberg ersuchte 1673 beim Kaiser um Erhebung in den Ritterstand, unter anderem weil er mit Hilfe der Nobilitierung zu einer vorteilhaften zweiten Heirat zu kommen erhoffte, und weil „der gradus Doctoratus oder Standt und Titl sogar bei den nobilibus, ob sye schon nit gar aus den alten Gschlechtern, so geringschezig und verächtlichen, als wan einer gleichsamb nur ein Handtwercker oder Cramer were“, angesehen werde¹⁴. Wie Hueber alias von Tyerberg erwarben vereinzelt schon im 16., verstärkt aber erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bürgerliche Juristen, vor allem landesfürstliche Räte aus den Zentralbehörden, zusätzlich zum juristischen Grad ein Adelsdiplom. War die Nobilitierung erst einmal erlangt, wurde der Doktor- oder Lizentiatentitel von seinem frisch geadelten Träger möglichst verschwiegen, solange er sich nicht – zum Beispiel als RKG-Präsentatus im Generalexamen – als Graduierter qualifizieren und damit den Offenbarungseid leisten mußte.

Bürgerliche Juristen und spätere RKG-Präsentati dieses Typs, die sich zunächst noch die traditionellen akademischen Würden verleihen, dann aber nobilitieren ließen, gab es bis zum Ende des Alten Reiches. Aber ihre Zahl ging immer mehr zurück. Im Gegenzug dazu wuchs etwa seit Ende des 17. Jahrhunderts die Zahl derer, die nach Abschluß ihres Studiums von vornherein auf die juristische Promotion verzichteten und dafür im Zuge ihrer (Vor-)Karriere in landesherrlichen Diensten, vor allem als Räte in den territorialen Oberbehörden, ihre Mobilitätsanstrengungen nunmehr ausschließlich auf die Nobilitierung richteten. Denn der früher so angesehene Doktor- oder Lizentiatengrad war ja in vielen Berufsfeldern nicht mehr erforderlich, verlor außerhalb der Universitäten immer weniger soziales Prestige und war damit als Mobilitätsvehikel nur noch begrenzt tauglich. Die alten sozialen Funktionen des juristischen Grades wurden vom Adelstitel übernommen. Er diente zur Demonstration des bereits Erreichten, war aber zugleich eine Zukunftsinvestition, weil sich mit der Nobilitierung die Erwartung weiteren beruflichen und sozialen Aufstiegs verband. Dabei hoffte der Neunobilitierte auch, auf diesem neuen Wege sich der Welt des alten Geburtsadels anzunähern, von ihm akzeptiert und – im Zuge eines zumeist längerfristigen Prozesses – möglichst auch in ihn integriert zu werden. Was die Erhebung in den Adelsstand im Extremfall bedeuten konnte, wird besonders an Juristen und späteren RKG-Assessoren sichtbar, deren Biographien von hoher intragenerationaler Mobilität gekennzeichnet sind. So ließ sich der Mainzer Kutschersohn Franz Georg Leykam, der die Universität ohne juristische Promotion verlassen hatte, gleich am Anfang seiner Vor-

zum Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht 2, Tübingen ²1913) 443; ebenso auch schon die nicht rechtsverbindlich gewordene Reichshofratsordnung von 1617 Tit. 1 § 1, in: Die Ordnungen des Reichshofrates 1550–1766, 1. Halbband bis 1626, eingel. und hg. von Wolfgang Sellert (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 8/1, Köln–Wien 1980) 159.

¹⁴ Verwaltungsarchiv Wien, Hofadelsakt Tyerberg 1673.

karriere als fürstbischöflich paderbornischer Hofrat fast gleichzeitig mit seiner bereits erwähnten höchst mobilitätsfördernden Heirat durch ein kaiserliches Adelsdiplom nobilitieren, womit nicht nur nach seiner eigenen Intention, sondern auch nach Einschätzung Außenstehender das „vitium primae originis wieder sanirt“, der Makel seiner Herkunft also ausgelöscht war¹⁵.

Daß die arrivierten Juristen bürgerlicher Herkunft als Reaktion auf die Abwertung der juristischen Grade sich im Rahmen ihrer Aufstiegsbemühungen vor allem seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verstärkt auf die Erlangung eines Adelsbriefs konzentrierten, erhellt die Besonderheit der Verhältnisse im Alten Reich gegenüber denen im frühneuzeitlichen Frankreich. Denn dort konnten, sanktioniert durch königliche Edikte, die Inhaber bestimmter höherer Justiz- und Verwaltungsämter schon allein durch deren Kauf und Ausübung für sich und ihre Familien einen nicht nur persönlichen, sondern erblichen (neuen) Adel begründen, ohne zusätzlich auch noch der Verleihung eines königlichen Adelsbriefs zu bedürfen¹⁶. Dagegen hat es dieses Rechtsinstitut der „noblesse de robe“ im Reich entgegen mancher zeitgenössischer Ansprüche sowie mißverständlicher Formulierungen oder falscher Behauptungen in der älteren und neueren Literatur nicht gegeben¹⁷. Zwar wurden die den bürgerlichen Juristen zugänglichen höheren Positionen, vor allem fürstliche Ratsbedienungen, RKG-Assessorate, Reichshofratsstellen und entsprechende Funktionen, als Ämter bewertet, aus denen der betreffende bürgerlich geborene Amtsträger für sich einen personaladligen oder richtiger quasi-adligen Status ableitete, worin er auch von seiner Umwelt akzeptiert wurde. Dies erklärt zum Beispiel, daß sich arrivierte bürgerliche Juristen, auch spätere RKG-Assessoren, mit „von“ titulierte und titulieren ließen, ohne schon oder sogar ohne jemals ein Adelsdiplom erlangt zu haben. Ein höheres Amt allein und der damit verbundene Zuwachs an Sozialprestige, gekoppelt zumeist mit anderen Mobilitätselementen wie Vermögen und vorteilhaften Heiratsverbindungen, reichten jedoch im Alten Reich anders als in Frankreich zur Konstituierung eines wirklichen Adels im rechtlichen Sinne, der parallel zu den Verhältnissen im alten Geburtsadel auf die direkten Nachkommen vererbbar war und an den sich Privilegien des adligen Standes, wenn auch noch nicht die des ritterbürtigen Adels, knüpften, nicht hin. Dazu bedurfte es im frühneuzeitlichen Reich vielmehr zwingend eines Adelsdiploms, eben der Nobilitierung, die auf entsprechendes Gesuch und gegen Gebührenzahlungen an die expedierende Kanzlei in der Regel vom Kaiser oder von den Reichs-

¹⁵ Votum des RKG-Assessors Harpprecht 7.4.1753, BAF, RKG IV B 2/11 neufol. 378v.

¹⁶ Daß in Frankreich solche „doppelten Nobilitierungen“ sowohl durch Kauf und Ausübung eines an sich schon adelndes Amtes als auch zusätzlich noch durch Erwerb eines königlichen Adelsbriefs vorkamen, zeigt der in diesem Band abgedruckte Tagungsbeitrag von George Huppert. Die folgenden Ausführungen verdanken Hupperts Referat zahlreiche Anregungen.

¹⁷ Dies betonte auch Klaus Malettke in seinem Diskussionsbeitrag; s. auch schon *ders.*, Ämterkauf und soziale Mobilität: Probleme und Fragestellungen vergleichender Forschung, in: Ämterkäuflichkeit: Aspekte sozialer Mobilität im europäischen Vergleich (17. und 18. Jahrhundert), hg. von Klaus Malettke (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 26, Berlin 1980) 22f.; Raimund J. Weber, Artikel „Noblesse de robe“, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte Bd. 3 (Berlin 1984) 1019–1023.

vikaren verliehen wurde. Zugespitzt gesagt: Ein beruflich und sozial erfolgreicher Jurist bürgerlicher Herkunft konnte zwar, wie es in den Meritenkatalogen der Adelsdiplome häufig heißt, adlige Qualitäten erworben haben, aber erst durch ein Adelsdiplom wurde er adlig, und zwar im Gegensatz zum alten Geburtsadel neu- oder briefadlig.

Der geschilderte Tatbestand läßt sich aus der gesamten Nobilitierungspraxis im Alten Reich, dokumentiert vor allem in den zahlreichen Adelsdiplomen und den ihnen zugrunde liegenden Gesuchen, erschließen, wird aber auch *expressis verbis* in zeitgenössischen Aussagen formuliert. Darüber hinaus waren auf der Rennstrecke sozialer Mobilität Hürden aufgestellt, bei deren Überwindung sich zeigte, daß für den Aufstieg eines bürgerlich Geborenen in die deutsche Adelshierarchie das Adelsdiplom unabdingbar war. Zu diesen Feuerproben gehörte das von der Reichsritterschaft entwickelte Verfahren, neue Mitglieder zu rekrutieren. Zwar war das reichsritterschaftliche Korpus aus Opportunitätsgründen bereit, hochrangigen und einflußreichen Amtsträgern einzelne Rezeptionsbedingungen wie die Zahlung von Aufnahmegebühren oder die Vorlage eines Stammbaums zu erlassen. Aber in einem Punkt gab es keinen Dispens: Niemand wurde ohne vorherige Vorlage eines von ihm selbst oder einem direkten Vorfahren erworbenen Reichsadelsdiploms in die Reichsritterschaft rezipiert, es sei denn, er stammte aus einem notorisch alten stiftsfähigen Adelsgeschlecht.

Natürlich gab es – übrigens auch im Kreis späterer RKG-Assessoren und nicht rezipierter RKG-Präsentati! – betrügerische Manipulationen, Fälle, in denen Juristen, Militärs oder Männer aus ähnlich „anfälligen“ Berufsfeldern sich zur Beförderung ihres beruflich-sozialen Aufstiegs einen neuen oder sogar alten Adel anmaßten, ohne daß sie selbst oder ein direkter Vorfahr per Diplom in den Adelsstand erhoben worden wären. Aber solche und andere Ausnahmen bestätigen die Regel, und wenn von offizieller Seite aus gegebenem Anlaß zum Beweis der angeblichen Adelsqualität die Vorlage eines Adelsdiploms verlangt wurde, flog der Schwindel auf.

Aus dem hier nur in aller Kürze umrissenen Sachverhalt ergibt sich, daß im Rahmen des Alten Reiches auf die Anwendung der Begriffe „noblesse de robe“, Amtsadel oder Beamtenadel verzichtet werden sollte, um falsche Parallelisierungen mit sozialgeschichtlichen Phänomenen im frühneuzeitlichen Frankreich zu vermeiden. Hingegen lassen sich zahlreiche Ähnlichkeiten konstatieren hinsichtlich der Methoden bürgerlich geborener Amtsträger, ihren – sei es nun allein durch Ämter oder auch durch „lettres de noblesse“ wie in Frankreich, sei es nun ausschließlich durch Diplome wie im Reich erlangten – neuadligen Status zu verbrämen und sich den Schein des wirklich „uralten“ Adels zuzulegen, um die Spuren der bürgerlichen Abstammung zu verwischen und einen noch höheren Mobilitätsgewinn zu erzielen. Zu diesem Zweck begnügten sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts viele beruflich und sozial erfolgreiche Juristen, darunter während seiner Vorkarriere auch so mancher spätere RKG-Assessor oder nicht rezipierte RKG-Präsentatus, nicht damit, als Krönung ihres bisherigen Aufstiegs eine einfache Erhebung in den Adelsstand zu beantragen. Denn bei diesem per Diplom erworbenen Adel handelte es sich ja eben nur um einen neuen Briefadel, nicht um einen alten Geburtsadel, und die in den Adelsdiplomen enthaltene stereotype Formel, wonach dem Nobilitierten vier adlige Ahnen väterlicher- und müt-

terlicherseits verliehen wurden, war ohne Wert. Das bedeutete zum Beispiel: Allein auf Grund einer einfachen Standeserhöhung wurde kein Diplomempfänger bürgerlicher Herkunft und in der Regel auch noch nicht sein Sohn auf der adligen Bank eines fürstlichen Ratskollegiums plazierte, die den wirklich Ritterbürtigen vorbehalten sein sollte. Mit Hilfe eines usurpierten alten Adels wurde dieses im 18. Jahrhundert sehr prestigeträchtige Mobilitätsziel jedoch schon eher erreicht, und zwar in Territorien, in denen es die maßgeblichen Instanzen in den Zentralbehörden mit der Überprüfung der Adelsqualität nicht so genau nahmen.

Um also trotz bürgerlicher Herkunft in den Genuß solcher oder entsprechender altadliger Vorrechte und Berufsvorteile zu kommen, um – zum Beispiel durch Eheschließungen – die Integration in den alten Geburtsadel zu beschleunigen oder aus sonstigen mobilitätsorientierten Beweggründen ersuchten arrivierte bürgerliche Amtsträger nicht selten statt der einfachen Nobilitierung um eine Bestätigung ihres vorgeblichen alten Adelsstands und eventuell zusätzlich noch um erneute Erhebung, „soweit nötig“. Angesichts der Zwickmühle, diese Form des Diplomantrags rechtfertigen zu müssen, andererseits aber keine wirklich authentischen Beweise für den behaupteten, von ihrer Familie vormals oder kontinuierlich besessenen alten Adel vorlegen zu können, erfanden diese Antragsteller, die als Juristen doch der Wahrheitsfindung dienen sollten, in ihren Gesuchen wider besseres Wissen mehr oder weniger fadenscheinige Adelslegenden und scheuten im Extremfall auch vor Urkundenfälschungen nicht zurück. Bevorzugte Versatzstücke in solcher „Beweisführung“ waren: Verlust von beweiskräftigen Familiendokumenten infolge von zumeist während eines Krieges erlittenen Brandschäden; Verlust der einstmals im Besitz der Familie befindlichen adligen Güter, ebenfalls als Folge von Kriegsdrangsalen; dadurch Verarmung der Familie und zeitweiliger Adelsverlust sowie Hinwendung zu bürgerlichen Berufen; oder: im Rahmen von Religionsverfolgungen Vertreibung der Familie aus ihrer angestammten, möglichst ins ferne Ausland verlegten Heimat. Vor allem der Dreißigjährige Krieg mußte immer wieder dazu herhalten, die Erfinder solcher Adelslegenden in ihrer Beweisnot zu entlasten. All diese und ähnliche Fiktionen waren dazu geeignet, Nachprüfungen oder die Beibringung etwa abverlangter Beweise unmöglich zu machen. Da die Reichshofkanzlei oder die Kanzleien der Reichsvikare aus finanziellen Gründen vorrangig an der Quantität der ausgestellten Adelsdiplome, erst in zweiter Linie an ihrem Wahrheitsgehalt interessiert waren, wurden die in den Gesuchen um Bestätigung des „alten“ Adels und gegebenenfalls um erneute Adelserhebung aufgestellten Behauptungen meist nur im Fall allzu eklatanter Legendenbildung einer kritischen Redaktion unterworfen, so daß nur die einigermaßen glaubwürdigen Passagen in das Diplom eingingen. So wurde zum Beispiel der bereits erwähnte Baderenkel und spätere RKG-Assessor Heinrich Friedrich Lebrecht Autenried ein Opfer der allzu unwahrscheinlichen Geschichte seiner angeblichen Abstammung von einer alten freiherrlichen Familie. Die Reichshofkanzlei gestand ihm 1781 nur eine schlichte Erhebung in den Reichsadelsstand zu. Vielfach wurden die phantasievollen Behauptungen und Vermutungen aber auch wortwörtlich oder doch nur leicht korrigiert in die Diplome übernommen. Damit waren sie für alle Zeiten urkundlich festgeschrieben, ihr Wahrheitscharakter von höchster Stelle beglaubigt. Nur die zumeist konjunktivische Einkleidung der be-

treffenden Diplompässagen („sollen ... sein“) ließ der expedierenden Kanzlei ein Hintertürchen offen und stellte dem Leser des Diplomtextes anheim, sich seine eigenen Gedanken über die Stichhaltigkeit der Adelslegenden zu machen. Dieser Aufgabe wurden spätere Genealogen keineswegs immer gerecht, weil sie nicht durchschauten oder nicht durchschauen wollten, daß es sich bei dieser Art von Adelsbestätigungen und -erneuerungen in Wirklichkeit um reine erstmalige Nobilitierungen handelte.

Die übrigens auch bei bereits etablierten RKG-Assessoren nachweisbare Methode, nicht einfach um Erhebung in den (Brief-)Adelsstand nachzusuchen und damit die bisherige bürgerliche Standesqualität zuzugeben, sondern sich per Reichsadelsdiplom einen angeblich alten Geschlechtsadel bestätigen und zusätzlich eventuell noch erneut verleihen zu lassen, ordnet sich in dieselbe Tendenz ein wie andere aufsteigertypische Usancen. Dazu gehörte zum Beispiel, einen nicht sehr vorzeigbaren, weil in den besseren Kreisen mit *Geringschätzung* betrachteten Vaterberuf zu verschweigen oder euphemistisch zu umschreiben. So bezeichnete der Bierbrauersohn Beaurieux als RKG-Präsentatus im Generalexamen seinen Vater einfach als „civis Moguntinus“. Beaurieux hatte sich übrigens einige Jahre zuvor noch als markgräfllich badischer Geheimer Rat in seinem Reichsadelsdiplom festschreiben lassen, daß seine in Burgund und Brabant beheimateten älteren Vorfahren vermutlich (!) adligen Herkommens gewesen und deren Nachkommen durch widrige Schicksale in bürgerliche Verhältnisse abgesunken, jedoch jederzeit auf Wiedererlangung ihres vermutlichen früheren Adels bedacht gewesen seien. Die Maurersöhne Johann Georg Neureuter und Johann Adam (Freiherr von) Schroff (1747–1754 RKG-Präsentatus des Bayerischen Kreises) beförderten in derselben Situation ihre Väter zum „architectus“¹⁸. Auch wurden anfängliche Karriere-schwierigkeiten von auf ein RKG-Assessorat präsentierten Aufsteigern im Generalexamen oder bei anderer Gelegenheit meistens *unterschlagen oder überspielt*. Das heißt: Der tatsächlich vorhandene und vollzogene Aufstieg wurde von den Trägern dieser Mobilitätsprozesse maskiert und verleugnet, wenn sie auf dem Weg nach oben reussiert hatten. All diese Verhaltensweisen trugen dazu bei, der ständischen Gesellschaft den Charakter prinzipieller Statik und scheinbarer Undurchlässigkeit zu verleihen, obwohl es in ihr in Wirklichkeit trotz zahlreicher Hemmnisse einen nicht unbe-trächtlichen Grad an realer sozialer Mobilität gab.

Ähnlich wie solche Usurpatoren bürgerlicher Herkunft, die sich einen Adel anmaßten, ohne jemals durch einen Adelsbrief nobilitiert worden zu sein, stießen im Alten Reich auch diejenigen, die sich ohne Rechtsgrundlage per Diplom einen angeblich alten Adel bestätigen oder erneuern ließen, in bestimmten Situationen auf die Grenzen ihrer hochgespannten Bemühungen, nämlich wenn sie versuchten, gestützt auf die mehr oder weniger fadenscheinigen Diplomformulierungen Vorrechte für sich zu beanspruchen, die nur den wirklich Ritterbürtigen vorbehalten waren. Als eine dieser Kontrollinstanzen ist hier nochmals die Reichsritterschaft zu nennen, die im 18. Jahrhundert in ihren Rezeptionsstatuten hinsichtlich der Aufnahmebedingungen klar zwi-

¹⁸ Generalexamen Beaurieux 16.5.1726, BAF, RKG IV C 15 fol. 68r/1726; Generalexamen Schroff 15.7.1747, BAF, RKG IV B 2/10 neufol. 102v–103v; Generalexamen Neureuter 23.10.1753, BAF, RKG IV B 2/11 neufol. 396.

schen alt- und neuadligen Rezipienten unterschied. Aus den Rezeptionsakten sind mehrere Fälle, auch von RKG-Assessoren, bekannt, in denen die Reichsritterschaft sich weigerte, der in einem kaiserlichen Adelsdiplom verbriefenen Adelslegende Glauben zu schenken und die behauptete altadlige Standesqualität auch noch im Rezeptionsdiplom festzuschreiben. Eine andere Situation, in der der behauptete und urkundlich mit dem Schein der Wahrheit versehene alte Adel seine Feuerprobe bestehen mußte, war das Präsentationsverfahren am RKG.

7. Die Normendiskussion über Ritterbürtigkeit und Graduierungspflicht

Wie oben bereits ausgeführt, hielten die Kameralgesetze bis zur Auflösung des RKG an der Vorschrift fest, daß nur ein wirklich altadliger, ritterbürtiger RKG-Präsentatus keinen juristischen Grad erworben zu haben brauchte. In diese Kategorie fiel im 18. Jahrhundert auch schon eine kleine Zahl von Juristen, deren Familien schon vor mehreren Generationen per Diplom in den Adelsstand erhoben, durch Konnubium frühzeitig in den alten Adel integriert worden und damit nach den Maßstäben der Kameralgesetze nach einem gewissen Zeitraum ebenfalls als rittermäßig einzustufen waren. Jeder andere RKG-Präsentatus, der keine vier adligen Ahnen (Eltern sowie Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits) vorweisen konnte, mußte sich vor dem Kameralkollegium als „graduatus“ qualifizieren. Dies war eine Folge der Tatsache, daß die Kammergerichtsordnung von 1555 – angesichts der zur Zeit ihrer Entstehung vorfindlichen sozialen Realität völlig zutreffend – nur vom Typ des ritterbürtig-gelehrten Juristen einerseits, des bürgerlich-gelehrten und graduierten Juristen andererseits ausgegangen war und die Zwischenkategorie eines zwar rechtsgelehrten, aber nicht promovierten, sondern vielmehr nobilitierten RKG-Präsentatus noch nicht gekannt hatte. Da diese Kammergerichtsordnung von 1555 bis 1806 gültig blieb, andererseits aber als Reaktion auf die im Laufe des 17. Jahrhunderts immer spürbarer werdende Abwertung des Doktor- und Lizentiatengrades die arrivierten bürgerlichen Juristen ihre Mobilitätsanstrengungen immer stärker anstatt auf den Erwerb akademischer Titel auf die Nobilitierung, das heißt auf die Erlangung eines Adelsdiploms, richteten, mußte es im Kielwasser des skizzierten Wandlungsprozesses für eine immer größere Zahl von Juristen bürgerlicher oder neuadliger Herkunft zu Konflikten zwischen zwei unterschiedlichen Wertesystemen kommen, sobald sie auf ein RKG-Assessorat präsentiert wurden. Denn in der Situation des reichskammergerichtlichen Präsentations- und Prüfungsverfahrens erlitten alle bisherigen Aufstiegsbemühungen, falls sie sich „nur“ auf die Erhebung in den Adelsstand beschränkt hatten, einen Rückschlag. Alle nicht kraft altadliger Herkunft, sondern erst in jüngerer Zeit durch ein Diplom erlangten Adelsprädikate vom einfachen „von“ bis zum Freiherrntitel, stolze Attribute abgelaufener Mobilitätsprozesse, waren in dieser Situation, in der einzig der juristische Doktor- oder Lizentiatengrad den Zugang zum RKG-Assessorat eröffnete, nichts wert. Es entstand die absurde Situation, daß ein durch Adelsdiplom Nobilitierter, der nach gängigem Sprachgebrauch adlig, eben „nobilis“ war, denselben Terminus als

RKG-Präsentatus nicht für sich beanspruchen konnte, weil die Bezeichnung „nobilis“ im Sinne der Kameralverfassung und nach der Terminologie der Kameralsschriftsteller nur für den ritterbürtigen Edelmann stand, der den Nachweis von vier adligen Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits erbringen konnte¹⁹.

Die geschilderte Konfliktlage trat erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts ein. Erst seit 1701 meldeten sich in Wetzlar zunächst vereinzelt, dann in immer größerer Zahl solche auf ein RKG-Assessorat präsentierten Juristen zu den Examen, die zwar nobilitiert, also briefadlig waren, nicht jedoch den von der Kammergerichtsordnung erfordernden Doktor- oder Lizentiatengrad besaßen. Da die briefadlige juristische Funktionselite in diesem letzten Jahrhundert des Alten Reiches die Annahme eines juristischen Grades immer mehr als ebenso unstandesgemäß und diskriminierend empfand wie der alte ritterbürtige Adel, löste diese Gruppe der nicht graduierten neuadligen RKG-Präsentati ein zähes Ringen um die Frage aus, ob überhaupt, und wenn ja, zu welchem Zeitpunkt sie die juristische Promotion noch nachzuholen hätten. Wert und Unwert des Doktor- und Lizentiatengrades standen dabei ebenso zur Diskussion wie die Definition der Begriffe „ritterbürtig“ und „nobilis“. Der Ausgang dieser Debatte, die erst Anfang der siebziger Jahre ihren endgültigen Abschluß fand, war für sämtliche briefadligen nichtpromovierten RKG-Präsentati von höchstem Interesse, vor allem aber für diejenigen, die sich auf dem Wege einer sogenannten Adelsbestätigung und -erneuerung durch ein kaiserliches oder Reichsvikariatsadelsdiplom ihren Anspruch auf angeblich altadlige Herkunft hatten verbriefen lassen und aus dieser behaupteten altadligen Standesqualität außerhalb des RKG bereits beruflichen und sozialen Profit gezogen hatten, zum Beispiel durch Plazierung auf der Ritterbank eines landesfürstlichen Ratskollegiums. Ihr ganzes Gebäude von Adelslegenden mußte zusammenbrechen, ja wurde geradezu als Lüge entlarvt, wenn das Kameralkollegium die fraglichen Passagen in den vorgelegten Adelsdiplomen und sonstigen entgegenkommend formulierten Dokumenten nicht für bare Münze nahm. In der Regel blieb das Kameralkollegium hart und stufte die betreffenden RKG-Präsentati nicht als ritterbürtig, das heißt als „nobilis“ im Sinne der Kameralverfassung ein, sondern verlangte von ihnen während des Prüfungsverfahrens die nachträgliche Annahme eines Doktor- oder Lizentiatengrades. Und ebenfalls in der Regel beugten sich diese nur dem Schein nach Altadligen ebenso wie die größere Zahl der offenkundig sowie zugestandenermaßen neunobilitierten, aber ebenfalls nicht graduierten RKG-Präsentati, wenn auch zähneknirschend, der Vorschrift der Kammergerichtsordnung und unterwarfen sich lange nach Abschluß ihres Studiums als Männer in Amt und Würden an einer Juristenfakultät noch der Prozedur des akademischen Promotionsrituals. Im Extremfall konnte der

¹⁹ Eine Ahnenprobe war am RKG – anders als bei den Dom- und Stiftskapiteln, die den Begriff „Ritterbürtigkeit“ im übrigen bekanntlich meist sehr viel restriktiver im Sinne von acht oder mehr ritterbürtigen Ahnen auslegten – nicht üblich. Nur in zweifelhaften Fällen verlangte das Kameralkollegium die Vorlage von Dokumenten, um feststellen zu können, ob ein RKG-Präsentatus seiner eigenen Angabe entsprechend wirklich als „nobilis“ im Sinne der Kameralverfassung passieren konnte oder ob er sich durch nachträgliche Promotion noch als „graduatus“ qualifizieren mußte.

Konflikt aber auch zum Scheitern einer Präsentation führen, wenn nämlich ein RKG-Präsentatus lieber an der Fiktion seiner altadligen Herkunft festhielt und den Abbruch seines Aufnahmeverfahrens in Kauf nahm als sich noch vor dem Abschluß seiner Fachprüfung auf die bloße Eventualität seiner Rezeption hin der Schmach einer nachträglichen Graduierung auszusetzen. Der behaupteten und per Diplom verbrieften altadligen Standesqualität wurde dann also Priorität eingeräumt vor dem MobilitätsgeWINN, den die Erlangung eines RKG-Assessorats bedeutet hätte.

Diejenigen aber, die sich der Norm der Kameralverfassung gebeugt und sich während des Prüfungsverfahrens nachträglich noch als Graduierte qualifiziert hatten, konnten nach ihrer Introduktion in das Kameralkollegium der Schonung gewiß sein: Im Gegensatz zu den beiden vorausgegangenen Jahrhunderten wird in den gedruckten RKG-Personalverzeichnissen des 18. Jahrhunderts kein einziger der nicht ritterbürtigen RKG-Assessoren mit dem Doktor- oder Lizentiatengrad tituiert, sondern nur mit seinem per Diplom erworbenen Adels- oder Freiherrnprädikat, so daß von den bloßen Titulaturen her kein Unterschied zwischen den wirklich Ritterbürtigen und den Briefadligen auszumachen war²⁰. Sogar den wenigen bürgerlich-graduierten Assessoren, die sich niemals nobilitieren ließen, so dem bereits erwähnten Bamberger Pedellensohn Joseph Ullheimer, wurde seit Ende des 18. Jahrhunderts in den Personallisten der Kameralkalender wie seit längerem auch schon in den internen Plenarprotokollen der Titel „von“ beigelegt. Auf diese Weise verbreitete das Kameralkollegium von sich den Eindruck ständischer Undurchlässigkeit, Homogenität und Exklusivität, obwohl davon in Wirklichkeit angesichts der hier zusammenlaufenden zahlreichen Mobilitätsprozesse keine Rede sein konnte.

Die Debatte darüber, ob neuadligen sowie nur angeblich altadligen RKG-Präsentati noch die nachträgliche Annahme eines juristischen Grades zuzumuten sei oder nicht, gestaltete sich deshalb so kompliziert und langwierig, weil die Konfliktlinien nicht einfach zwischen den auf ein RKG-Assessorat präsentierten Juristen einerseits und dem jeweils amtierenden Kameralkollegium andererseits verliefen, sondern auch dieses reichsrichterliche Gremium selbst spalteten. Die RKG-Assessoren fühlten sich ja nicht nur kraft ihres Amtes zur Einhaltung der in der Reichskammergerichtsordnung und ergänzenden Kameralgesetzen verankerten Normen verpflichtet, deren Inhalt nur Kaiser und Reich als die eigentlichen Gesetzgeber revidieren konnten. Sie waren zugleich auch Mitglieder der ständischen Gesellschaft und als solche zutiefst von dem Bewußtsein des Wandels durchdrungen, dem das soziale Wertesystem im 18. Jahrhundert ausgesetzt war. Mehr noch, sie waren, was den Prestigeverlust des juristischen Grades und die Höherbewertung der Adelstitel betraf, in der Mehrheit auch persönlich Betroffene, denn im 18. Jahrhundert rekrutierten sich im Durchschnitt etwa Dreiviertel aller RKG-Assessoren und nicht rezipierten RKG-Präsentati aus bürgerlichen oder neuadligen Familien. Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, daß im

²⁰ Dagegen wurde hinter den Namen der RKG-Advokaten und Prokuratoren, und zwar nicht nur bei den mehrheitlich bürgerlichen, sondern auch bei den wenigen briefadligen, in den gedruckten Personalverzeichnissen bis zur Auflösung des RKG vermerkt, daß sie Doktoren oder Lizentiaten der Rechte waren.

18. Jahrhundert die Mehrheit der RKG-Beisitzer die Ansicht vom gesunkenen Wert des Doktor- und Lizientatengrades teilte und die von der Kammergerichtsordnung vorgenommene Klassifizierung in ritterbürtige Assessoren („nobiles“) einerseits, nicht ritterbürtige graduierte Assessoren andererseits als nicht mehr zeitgemäß bewertete. Folgerichtig brachte – je nach personeller Zusammensetzung des Kameralkollegiums – ein mehr oder weniger großer Teil der Beisitzer dem Versuch neuadliger oder angeblich altadliger RKG-Präsentati, sich dem Zwang zur Graduierung zu entziehen oder den Termin der nachträglichen Promotion möglichst bis zum erfolgreichen Ausgang des Prüfungsverfahrens hinauszuschieben, durchaus Verständnis entgegen. Die Konsequenzen, die die einzelnen Assessoren oder Assessorenfraktionen aus ihrer Lagebeurteilung zogen, waren allerdings höchst unterschiedlich. Sie reichten von der Bereitschaft zu Ausnahmeregelungen, vor allem zu einer großzügigeren Interpretation des Begriffs „Ritterbürtigkeit“, der auch die Neuadligen eingeschlossen hätte, bis hin zu dem normentreuen Standpunkt, daß das Kameralkollegium trotz der geänderten Zeitumstände bis zu einer gesetzlichen Neuregelung durch Kaiser und Reich auf der Graduierung der neuadligen RKG-Präsentati bestehen müsse, auch wenn dies für die Betroffenen noch so hart sei.

Die im Kameralkollegium verbreitete, von einzelnen Assessoren allerdings immer wieder bekämpfte Tendenz zu einer laxeren Auslegung der Kameralverfassung in der Frage von Ritterbürtigkeit und Graduierungspflicht kulminierte Mitte des 18. Jahrhunderts in der mehrfach zur Anwendung gelangten These, daß neuadlige RKG-Präsentati, die Söhne von RKG-Assessoren waren, eben deswegen vom nachträglichen Erwerb des noch fehlenden Doktor- oder Lizientatengrades dispensiert werden dürften. Der Status als Assessorensohn sollte also den Mangel an altadliger Standesqualität kompensieren können. Diese durch die Kameralgesetze nicht gedeckte Bevorzugung der briefadligen Assessorensohne gegenüber anderen nicht ritterbürtigen RKG-Präsentati hing aufs engste mit dem Selbstverständnis der damaligen RKG-Beisitzer vom sozialen Rang ihres höchstrichterlichen Amtes zusammen. Nicht ohne Grund verliefen die Diskussionen über die Befreiung neuadliger Assessorensohne von der Promotionspflicht zeitlich parallel mit Erörterungen über den angeblich adelnden Charakter des Assessorenamts, vor allem über die Qualität dieses qua Amt erworbenen Adels, wobei in Anlehnung an die französischen Verhältnisse der „noblesse de robe“-Gedanke in verschiedenen Variationen durchgespielt wurde²¹.

Die Einsicht, daß die von der Kammergerichtsordnung 1555 vorgenommene und seitdem gültige Klassifizierung der RKG-Präsentati in Ritterbürtige einerseits, Graduierte andererseits sowie der dadurch verursachte Graduierungszwang für die Neuadligen nicht mehr der gewandelten sozialen Realität entsprachen, führte dazu, daß sich auch die letzte, von 1767 bis 1776 in Wetzlar tagende RKG-Visitation mit dem ganzen Problem beschäftigte. Überlegungen, ob die Definition des Begriffs „Ritterbürtigkeit“ eventuell einer zeitgemäßen Revision unterzogen werden müsse oder die Ver-

²¹ Dieser interessante Aspekt kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht näher erörtert werden. Er wäre unter der eingangs erwähnten amtsimmanenten Mobilität der RKG-Assessoren abzuhandeln.

pflichtung der nicht ritterbürtigen RKG-Präsentati zur Annahme eines juristischen Grades nicht überhaupt – analog zur Reichshofratsordnung – aufgehoben werden sollte, fanden jedoch angesichts des vorzeitigen Scheiterns dieser RKG-Visitation keinen gesetzlichen Niederschlag. Einzig die in den letzten zwei Jahrzehnten vom Kameralkollegium in Überschreitung seiner rechtsschöpfenden Kompetenzen herausgebildete Observanz, Söhne neuadliger RKG-Assessoren als RKG-Präsentati von der Annahme des noch fehlenden juristischen Grades zu befreien, wurde 1770 durch ein Visitationsdekret beseitigt. Das restriktive Vorgehen der RKG-Visitation in diesem einen Punkt führte jedoch dazu, daß das Kameralkollegium angesichts der ausgebliebenen prinzipiellen Reform von sich aus einen Schlußstrich unter die ganze Normendiskussion der vergangenen Jahrzehnte zog und wieder zur traditionellen Auslegung der Kammergerichtsordnung zurückkehrte, wie sie bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts praktiziert worden war. Das heißt: in den letzten dreieinhalb Jahrzehnten vor dem Untergang des Alten Reiches galt am RKG wieder unangefochten der Grundsatz, daß den Status der Ritterbürtigkeit sowie die damit verbundene Befreiung von der juristischen Promotion nur diejenigen RKG-Präsentati für sich beanspruchen durften, die wirklich vier adlige Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits vorweisen konnten. Infolgedessen machte nach 1773 kein einziger neuadliger oder nur dem subjektiven Anspruch nach altadliger RKG-Präsentatus mehr den Versuch, sich gegenüber dem Kameralkollegium die Eigenschaft der Ritterbürtigkeit anzumaßen und damit der Promotionspflicht zu entziehen, sondern qualifizierte sich ohne Widerspruch vor der Introduction in das Kameralkollegium noch als „graduatus“. Dies hielt jedoch einige von ihnen nicht davon zurück, gleichzeitig oder bald nach der Aufnahme zum RKG-Assessor im Rahmen von Gesuchen um sogenannte Adelsbestätigung und -erneuerung, um Freiherrnstandserhebung oder um Rezeption in die Reichsritterschaft weiterhin nach Kräften an der Legende ihrer angeblich altadligen Herkunft zu weben. In solchen Fällen ist die Existenz zweier miteinander konkurrierender und sich gegenseitig ausschließender Wertvorstellungen besonders eklatant.

Indem das Kameralkollegium sich in der Spätphase des Alten Reiches mangels einer von Kaiser und Reich autorisierten Gesetzesnovelle wieder eng an der vor mehr als zweihundert Jahren ausgearbeiteten Kammergerichtsordnung orientierte, den Begriff der Ritterbürtigkeit wieder restriktiv auslegte, neuadlige RKG-Präsentati nunmehr ohne Ausnahme wieder der Gruppe der Graduierten zuordnete und überhaupt den Wert des juristischen Grades offiziell nicht mehr in Frage stellte, ignorierte es scheinbar den inzwischen eingetretenen Wertwandel und förderte den Eindruck von prinzipieller Starre der altständischen Gesellschaft. Ein neuadliger Jurist, der als Krönung eines oft langwierigen und komplexen Mobilitätsprozesses ein RKG-Assessorat erlangen wollte, mußte in der ganz punktuellen Situation des reichskammergerichtlichen Präsentations- und Prüfungsverfahrens akzeptieren, daß der sozialen Mobilität bei der Überwindung ständischer Schranken Grenzen gesetzt blieben. In der Art und Weise, wie das Kameralkollegium und die betroffenen neuadligen RKG-Präsentati seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts der Vorschrift der Kammergerichtsordnung Genüge taten, zeigt sich allerdings, daß der beschriebene Wandlungsprozeß durch eine Hintertür doch Eingang in die Kameralverfassung fand, wenn auch nicht

in die Norm, sondern in die Verfassungswirklichkeit. So hatte zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein bürgerlicher oder neuadliger RKG-Präsentatus, der bei Ablegung des Generalexamens noch nicht promoviert war, den außerhalb des RKG in seinem Ansehen gesunkenen Doktor- oder Lizentiatengrad noch vor der Zulassung zur Proberelation annehmen müssen oder – was bereits ein Zugeständnis war –, gleich nach deren Ablegung, jedenfalls noch vor der Zensur dieser Probearbeit. Zum Zeitpunkt der nachträglichen Graduierung hatte sich der Kandidat also noch in Ungewißheit darüber befunden, ob er die Fachprüfung bestehen und zum RKG-Assessor aufgenommen werden würde oder nicht. Diesen Zustand empfanden die Betroffenen und zunehmend auch das Kameralkollegium selbst immer mehr als Zumutung, so daß der Zeitpunkt zur nachträglichen Annahme des juristischen Grades im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr an das Ende des ganzen Prüfungs- und Aufnahmeverfahrens verschoben wurde. Endgültig seit den siebziger Jahren brauchte ein bürgerlicher oder neuadliger RKG-Präsentatus die etwa noch fehlende Promotion erst in der Gewißheit seines Amtsantritts unmittelbar vor der Vereidigung nachzuholen, daß heißt wenn er die Fachprüfung bestanden, zum RKG-Assessor rezipiert und auf sein neues Amt einberufen worden war. Diese Manipulation wäre noch im 17. Jahrhundert, als jeder nicht ritterbürtige RKG-Präsentatus selbstverständlich schon bei seiner Anmeldung am RKG, das heißt schon vor Ablegung seines Generalexamens, graduiert gewesen war, ganz undenkbar gewesen. Dasselbe galt für die seit Ende des 18. Jahrhunderts von mehreren nicht ritterbürtigen RKG-Präsentati praktizierte und vom Kameralkollegium stillschweigend gebilligte Methode, sich das noch fehlende Doktor- oder Lizentiatendiplom von einer willfährigen Juristenfakultät „in absentia“, also ohne persönliche Anwesenheit und öffentlichen Promotionsakt, verleihen zu lassen²². Die Sinnentleerung des juristischen Grades war damit auf die Spitze getrieben. Aber solange nur ein RKG-Präsentatus bürgerlichen oder neuadligen Standes unmittelbar vor seiner Introduction als RKG-Assessor ein auf welche Weise auch immer erlangtes Doktor- oder Lizentiatendiplom vorlegen konnte, war der Vorschrift der Kammergerichtsordnung in der Spätphase des Alten Reiches Genüge getan. Die alte Norm blieb also formal gültig, aber sie wurde gleichzeitig unter dem Einfluß des inzwischen eingetretenen Wertwandels mit allgemeinem Konsens unterlaufen. Diese Mentalität kennzeichnete nicht nur die Verhältnisse am RKG in den letzten Jahrzehnten seiner Existenz. Sie war das charakteristische Phänomen einer Spätzeit, das Signum einer ganzen Epoche, deren Gesellschaft sich in einem tiefgreifenden Umbruch befand.

Der im 18. Jahrhundert allgemein erkannte Widerspruch zwischen einer aus dem 16. Jahrhundert stammenden Kameralverfassung einerseits, einer sich wandelnden sozialen Realität andererseits wäre hinsichtlich der Frage „Ritterbürtigkeit oder Graduierung“ in wirklich zukunftsweisender Form gelöst worden, hätte man in einer revidierten Kammergerichtsordnung nur noch die juristische Fachkompetenz der RKG-Prä-

²² Dazu s. schon *Sigrid Jabns*, Die Universität Gießen und das Reichskammergericht, in: *Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte*, hg. von *Peter Moraw* und *Volker Press* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 45, Marburg 1982) 189–219, hier 208.

sentati, überprüfbar in Proberelation und mündlichem Spezialexamen, zur ausschließlichen Eingangsvoraussetzung für die Erlangung eines RKG-Assessorats gemacht, unabhängig von der ständischen Qualität der Kandidaten. Dies hätte folgerichtig auch den Verzicht auf die Graduierungspflicht für die nicht ritterbürtigen RKG-Präsentati ermöglicht, da auf dem Hintergrund eines solch rein professionellen Denkens der Doktor- oder Lizentiatengrad als soziales Äquivalent für den mangelnden alten Adel überflüssig geworden wäre. Im Sinne der hier erörterten Zugangsmobilität hätte sich ein RKG-Präsentatus im Prüfungsverfahren also nur noch als „doctus“, nicht zusätzlich auch noch als „nobilis“ oder „graduatus“ qualifizieren müssen, um zum RKG-Beisitzer aufgenommen zu werden. In diese Richtung zielende Anregungen klingen zwar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Voten einiger RKG-Assessoren an. Die Beharrungskraft des Alten, in ständischen Kategorien Denkenden war jedoch damals noch zu groß, als daß sich bei der Mehrheit des Kameralkollegiums und darüber hinaus bei den zuständigen gesetzgeberischen Instanzen eine solche rein funktionale Auffassung vom Assessorenamt hätte durchsetzen können²³. So ging das Alte Reich und mit ihm das RKG unter, bevor der tatsächlich vorhandene und auch ins Bewußtsein gedrungene Wandel sozialer Werte und Strukturen im Normensystem der Kameralverfassung seinen Niederschlag gefunden hätte.

8. Zusammenfassung und Ausblick

Die vorausgegangenen Ausführungen haben gezeigt, daß der Erlangung eines RKG-Assessorats äußerst komplizierte und komplexe Mobilitätsprozesse vorausgingen, die in der Regel schon mehrere Generationen vorher anliefen, in Fällen besonders steilen Aufstiegs aber auch erst mit der Person des späteren RKG-Beisitzers einsetzten. Die Chance, als Krönung der Karriere einer der höchsten Richter im Alten Reich zu werden, sowie das Ausmaß der hierfür erforderlichen Zugangsmobilität lassen sich nicht allein an den in der Kammergerichtsordnung verankerten Eingangsvoraussetzungen bemessen, die ein beträchtliches Maß an Offenheit und Chancengleichheit erwarten lassen. Aber auch die gedruckten RKG-Personalverzeichnisse des 18. Jahrhunderts sowie Selbstdarstellungen einzelner RKG-Assessoren oder des ganzen Kameralkollegiums verfälschen mit ihrem Hang, reale Mobilitätsabläufe zu verschleiern sowie den Eindruck ständischer Exklusivität und Homogenität zu vermitteln, das Bild. In Wirklichkeit verkörperte der Kreis der Juristen, die auf ein RKG-As-

²³ Anregungen zu solch einem moderneren Verständnis vom Assessorenamt sowie zu einer Überprüfung der Frage, ob die Graduierungspflicht für nicht ritterbürtige RKG-Präsentati angesichts der geänderten Zeitumstände nicht aufgehoben werden solle, gab Anfang Mai 1767, kurz vor der Eröffnung der letzten RKG-Visitation, der RKG-Assessor Harpprecht in seinen „Dubia Cameralia ad Ordinatum. P.1 T.1 § 2“, Or.: BAF, RKG IV A 2 fol. 104–145, hier fol. 104. Harpprecht konstatierte darin, ausgehend vom gesunkenen Ansehen des juristischen Grades, „daß wohl einer Doctor juris, und dannaoh nicht doctus seyn kan“ (fol. 104v). Über die mehrheitlich ablehnende Reaktion des Kameralkollegiums auf Harpprechts Anregungen s. das Plenarprotokoll vom 8.5.1767, ebd. fol. 148r.

ssessorat präsentiert wurden, ein hohes Maß an Mobilitätsanstrengungen und Aufstiegserfolg. Dabei war das Ausmaß solcher familiären und individuellen Vorleistungen, die den Zugang zum RKG-Assessorat eröffneten, je nach Ausgangslage sehr unterschiedlich. Auch waren die Faktoren, die den Aufstieg bedingten und abstützten, über die unerläßliche juristische Qualifikation hinaus weit gestreut, verstärkten sich zum Teil gegenseitig und machten insgesamt den Aufstieg auf ein höchstes Richteramt nicht nur zu einer beruflichen, sondern vor allem auch zu einer sozialen Leistung ersten Ranges. Dies galt besonders unter den gesellschaftlichen Bedingungen des 18. Jahrhunderts, einer Umbruchszeit, in der einerseits manche überkommene Wertvorstellung bereits in Frage gestellt und damit ein Auflockerungsprozeß in Gang gesetzt wurde, andererseits als Folge von Erstarrungserscheinungen das Denken in ständischen Kategorien noch einmal Triumphe feierte und Mobilitätsanstrengungen einen Riegel vorzuschieben suchte.

War der Sprung auf ein RKG-Assessorat erst einmal geschafft, bedeutete dies noch keineswegs das Ende des Aufstiegsprozesses. Kraft seines hohen beruflichen sowie sozialen Prestigewerts bewirkte dieses reichsrichterliche Amt neue Mobilitätsschübe, sei es für denjenigen Beisitzer, der bis zu seinem Tode am RKG verblieb, sei es für denjenigen, der das RKG-Assessorat als Sprungbrett für noch höhere Positionen in Diensten von Kaiser und Reichsständen benutzte. Wenn der Ulmer Sattlerenkel und Soldatensohn Johann Schumacher alias von Ulmenstein sich als RKG-Beisitzer in den Reichsfreiherrnstand erheben sowie in die Reichsritterschaft rezipieren ließ und in vierter Ehe in ein altes reichsritterschaftliches Adelsgeschlecht einheiratete, dann verdankte er diesen Zuwachs an sozialer Mobilität dem Gewicht seines Amtes. Wenn der ebenfalls in den Reichsfreiherrnstand erhobene Kutschersohn Leykam nach achtjähriger Tätigkeit als kurböhmischer RKG-Beisitzer zum Reichsreferendar in die Wiener Reichshofkanzlei berufen wurde und es in habsburgischen Diensten später bis zum kaiserlichen Konkommissar bei der Reichsversammlung in Regensburg brachte, dann, weil er sich als Richter an einem der beiden höchsten Reichsgerichte für eine hochrangige Nachkarriere qualifiziert hatte. Der weitere Aufstieg des gräflich aldenburgischen Hofrats Schumacher alias von Ulmenstein sowie des fürstbischöflich paderbornischen Hofrats Leykam wäre ohne die Erlangung eines RKG-Assessorats wahrscheinlich weniger steil verlaufen. Dasselbe gilt für viele andere RKG-Assessoren. Im Rahmen der hier angesprochenen beiden Stufen der amtsimmanenten Mobilität sowie der Abgangsmobilität spielten im Prinzip dieselben Faktoren eine Rolle wie im Rahmen der Zugangsmobilität. Aber das Assessorenamt wirkte als Verstärker, so daß dieselben Mobilitätselemente eine höhere Qualität erhielten und neue Aufstiegsprozesse in Gang setzen konnten. So trug die Mobilitätsagentur Reichskammergericht dazu bei, daß die ständische Gesellschaft trotz vieler sozialer Schranken und trotz mancher Verhärtungserscheinungen in der Spätphase des Alten Reiches bis zu dessen Auflösung in Bewegung blieb.

Norbert Conrads

Tradition und Modernität im adligen Bildungsprogramm der Frühen Neuzeit

Im Rahmen eines Kolloquiums über „Ständische Gesellschaft und Mobilität“ bedarf das Thema „Tradition und Modernität im adligen Bildungsprogramm“ einer Erläuterung¹. Da die Betrachtung weitgehend auf den Adel begrenzt bleibt, stellt sich die Frage nach sozialer Mobilität in anderer Weise. Als Stand mit angeborenen Privilegien und Rechten steht der Adel bereits an der Spitze der Gesellschaft. Hingegen bleibt zu untersuchen, wie er als gleichsam statisches Element an der Spitze der Ständehierarchie auf die Herausforderung reagiert, die von dem transitorischen Ferment „Bildung“ ausgeht, das sicher zu den wichtigsten Vehikeln sozialer Mobilität gehört. Dabei wird es sich nur unter anderem um die Problematik von Qualifizierung durch Bildung handeln, die den Aufstieg in den Adelsrang und innerhalb des Adels ermöglichte. Im Vordergrund steht vielmehr der Binnenaspekt des Verhältnisses von Adel und Bildung².

Der Bezug auf „den Adel“ schlechthin ist dabei überaus problematisch, da ungeachtet einer großen aus adligem Selbstverständnis und literarischer Tradition gespeisten Übereinstimmung eine Differenzierung erforderlich scheint. Der Historiker kennt die große soziale Spannweite vom niederen Landadel bis zu den großen Magnaten und Reichsfürsten. Ebenso haben auch die einzelnen Landschaften des Reiches oder Europas ihren prägenden Charakter, der sich auf Lebensweise und Mentalität des jeweiligen Adels auswirkte³. Es läßt sich auch darüber streiten, ob es eine einheitliche Adels-

¹ Der Vortrag wurde für den Druck nur gering überarbeitet und mit den notwendigen Anmerkungen versehen. Die Formulierung geschah unabhängig von dem mir erst nachträglich bekannt gewordenen Aufsatz von Laetitia Boehm, mit dem es manche inhaltlichen Berührungen gibt. Laetitia Boehm, Konservatismus und Modernität in der Regentenerziehung an deutschen Höfen im 15. und 16. Jahrhundert, in: Wolfgang Reinhard (Hg.), Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts (Mitteilung XII der Kommission für Humanismusforschung, Weinheim 1984) 61–93.

² Noch immer wegweisend Otto Brunner, Adeliges Landleben und europäischer Geist (Salzburg 1949); John H.exter, The Education of the Aristocracy in the Renaissance, in: Reappraisals in History (Evanston Ill. 1961) 45–70; Erich Trunz, Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur, in: Zeitschrift f. Geschichte der Erziehung u. des Unterrichts 21 (1931) 17–53.

³ Otto Brunner, Adeliges Landleben (wie Anm. 2); Philippe Ariès, Geschichte der Kindheit (München 1975); Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft, Untersuchungen zur Soziologie des Königstums und der höfischen Aristokratie (Neuwied 1969); Karl-Georg Faber, Mitteleuropäischer Adel im Wandel der Neuzeit, in: Geschichte und Gesellschaft 7 (1981) 276–296; Michael Stürmer, Gehäuse der höfischen Gesellschaft. Ein Forschungsbericht, in: Zeitschrift für historische Forschung 7 (1980) 219–228.

bildung in Deutschland gegeben habe. Sowohl konfessionelle als auch landschaftliche Unterscheidungen sind hierbei ebenso erforderlich wie schichtenspezifische und ökonomische.

Obwohl adlige Erziehung bereits in unzähligen Biographien dokumentiert und die Fürstenerziehung bestimmter Dynastien wie der Wittelsbacher oder der hessischen Landgrafen gut bekannt ist⁴, obwohl neben Rainer Müllers anregenden Studien über eine partielle Aristokratisierung des Studiums Grete Klingenstein's paradigmatische Analysen vorliegen, fehlen noch immer ausreichende gruppen- und schichtenspezifische Untersuchungen für ein Gesamtbild⁵.

Die Formulierung des Titels birgt zudem noch die Gefahr von Mißverständnissen. Daß das adlige Bildungsprogramm viel Traditionelles enthält, wird niemand bestreiten. Aber seine Modernität ist eine relative verglichen mit der sonstigen Entwicklung. Nichts liegt ferner als eine Apologie der Sonderentwicklung adliger Erziehung, die, wie jede Standesisolierung, letzten Endes in eine bildungspolitische Sackgasse führen mußte. Diese Entwicklung schloß aber nicht aus, daß sie innovatorische oder antizipierende Elemente enthielt, die dann sogar allgemein weiterwirken konnten. Die folgenden Ausführungen sollen davon charakteristische Aspekte aufzeigen: Nach einigen Bemerkungen zur Frage der Standesabschließung des Adels und ihren Konsequenzen für die Bildung, soll nachfolgend auf die humanistische Tradition eingegangen werden, wie sie am langen Gebrauch des Latein und seiner allmählichen Ablösung zu ersehen ist. Danach gelten zwei Abschnitte der Rolle von Konfession und Theologie sowie der Bedeutung der Jurisprudenz im Bildungskanon. Der Aspekt der Tradition in seiner teilweise fragwürdigen Entwicklung wird schließlich noch einmal mit der Behandlung der nichtwissenschaftlichen Exerzitien angesprochen. Wenn sich die vorgetragenen Belege vielfach auf das Ausbildungsprogramm beziehen, wie es auf den deutschen Adelsschulen und Ritterakademien praktiziert wurde, dann vor allem deshalb, weil sie als epochaltypische Einrichtungen der frühen Neuzeit am klarsten Programm und Probleme bezeichnen. Im vorgegebenen Rahmen lassen sich nur einige Stichworte nennen, um darüber hinaus das Thema Adel und Bildung mit seiner spannungsreichen Vorgeschichte anzudeuten.

⁴ Verwiesen sei auf die 62 Bde. umfassende Sammlung der *Monumenta Germaniae Paedagogica* (Berlin 1886–1938). Darin u. a. *Friedrich Schmidt*, Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick (MGP 19, Berlin 1899). Für Hessen vgl. jetzt die fundierten Studien von *Notker Hammerstein*, Prinzen- und Fürstenerziehung im landgräflichen Hessen-Darmstadt, in: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 33 (1983) 193–237; *Ders.*, Fürstenerziehung der frühen Neuzeit am Beispiel Hessen-Homburg, in: *Bad Homburg vor der Höhe 782–1982. Beiträge zur Geschichte, Kunst, Literatur* (Bad Homburg 1983) 133–190.

⁵ *Rainer A. Müller*, Aristokratisierung des Studiums? In: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984) 31–46; *Grete Klingenstein*, Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zur Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton (Göttingen 1975).

I

Adel und Bildung waren im Mittelalter zwei getrennte Bereiche, da Gelehrsamkeit eine geistliche Domäne darstellt, die dem ritterlichen Kriegerstand unangemessen war⁶. Er hatte aus antikem Erbe für seine Erziehung ein Tugendideal transferiert, das sittliche Haltung umschloß, ohne deswegen geistige Anstrengungen in Kauf nehmen zu müssen⁷.

Von dieser Position her war sowohl eine sehr betonte Ablehnung der Bildung möglich, die bis weit in die frühe Neuzeit hinein eine Nachfolge haben sollte, als auch eine Auffüllung der Tugendvorstellungen mit Bildungsinhalten, so daß die königliche Tugend der Weisheit durch den Erwerb von Wissen ausbaufähig wurde. Aber wenn Friedrich Carl von Moser sich noch im Todesjahr Friedrichs des Großen veranlaßt sah, gegen die Meinung anzutreten, „ein Fürst dürfe nicht gelehrt seyn, dazu habe er seine Leute“, so zeigt das, wie lange sich solche Topoi der Bildungsdistanz über alle Aufklärung hinweg noch gehalten haben⁸.

Im Verlauf dieser Tagung wurde schon verschiedentlich registriert, daß der Vorgang der Standesabschließung nicht auf den adligen Stand beschränkt war. Hier lag ein allgemeingesellschaftliches Verhalten vor, das zugleich ein indirekter Beleg für die vorherige Offenheit der Klassengrenzen ist.

Die Abschließungstendenzen des deutschen Adels seit dem 16. Jahrhundert haben unbestreitbar vielfach defensiven Charakter. Dieser vorherrschende Eindruck darf aber nicht verdecken, daß aus der Defensive heraus eine dynamische, elitäre Motivation möglich war. Für das Ende des 16. Jahrhunderts läßt sich eine Erholung des Adels in seiner gesellschaftlichen und ökonomischen Bedeutung feststellen⁹: Aus erneuertem Standesbewußtsein verteidigt man die erlangten Privilegien gegen Familien, die sich mit Patriziat und Bürgertum versippt haben oder als neue Briefadlige den Anspruch

⁶ Herbert Grundmann, *Litteratus-illitteratus. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 40 (1958) 1–65; Notker Hammerstein, „Großer fürtrefflicher Leute Kinder“. Fürstenerziehung zwischen Humanismus und Reformation, in: August Buck (Hg.), *Renaissance – Reformation. Gegensätze und Gemeinsamkeiten* (Wolfenbüttele Abhandlungen zur Renaissanceforschung 5, Wiesbaden 1984) 265–285; Laetitia Boehm, *Konservatismus und Modernität* (wie Anm. 1).

⁷ Pierre Riché, *De l'éducation antique à l'éducation chevaleresque* (Paris 1968). Die Literatur über den Tugendbegriff ist überaus groß. Einen Überblick vermitteln Klaus Bleeck und Jörn Garber, *Nobilitas. Standes- und Privilegienlegitimation in deutschen Adelstheorien des 16. und 17. Jahrhunderts*, in: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 11 (1982) 49–114.

⁸ Im Patriotischen Archiv für Deutschland 5 (1786) 502–507 bringt Friedrich C. v. Moser ein „Bedencken“ des Jahres 1719 zum Abdruck „Ob es besser seye, einen Prinzen auf Universitäten zu schicken, oder am Hofe durch besondere Lehrer unterrichten zu lassen?“

⁹ Mag auch diese These im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung stehen, die eher von einer Krise des Adels ausgeht (Lawrence Stone, *The Crisis of the Aristocracy 1558–1641*, Oxford 1966), so trifft letztere m. E. zumindest nicht generell auf deutsche Verhältnisse zu. Herbert Haslinger, *Ständische Vertretungen in den althabsburgischen Ländern und in Salzburg*, in: *Ständische Vertretungen in Europa im 17. und 18. Jahrhundert*, hg. v. Dietrich Gerhard (Göttingen 1974).

auf alte Rechte erheben. Es ist bekannt, wie sich adlige Gemeinschaften durch immer höhere Anforderungen der Adelsprobe gegen Neuadel und Bürgertum absicherten. Nicht überall stiegen die Anforderungen der Adelsprobe bis zum Nachweis von 32 Ahnen. Aber solche Bedingungen wurden sowohl in der adligen Gesellschaft (Turnierwesen), bei den Aufschwörungen der Reichsritterschaft und den vornehmen Orden (Malteserorden, Deutscher Orden), als auch in den Stiften und Domkapiteln gestellt und bald verschärft¹⁰. Das hatte Rückwirkungen bis in das Heiratsverhalten des Adels. Prinz Eugen von Savoyen wurde vom Haus Sachsen-Lauenburg bei einem Heiratsprojekt als zweite Wahl eingestuft, weil Kinder aus dieser projektierten Ehe wegen Eugens Mutter (Olympia Mancini) nicht die Stiftsfähigkeit haben würden¹¹.

Auf einer ähnlichen Ebene liegen Beispiele der Art, wenn Mitglieder des Herrenstandes die vom Kaiser ausgesprochene Erhebung in den Grafenrang ablehnten mit dem Bemerkten, sie wollten lieber ein alter Herr bleiben, als ein junger Graf zu werden¹². Die Standesabschließung des Adels im 16. und 17. Jahrhundert bedeutete aber keineswegs eine Verstärkung der bildungsresistenten Kräfte, sondern führte allenfalls zu Konsequenzen in der Organisation der Studien. Es vollzog sich nicht nur eine Aristokratisierung der Universität¹³, sondern die Systematisierung einer Standeserziehung. Die Standesabschließung in Turnier, Orden oder Domstift dispensierte den privilegierten Adel nicht von den Bildungsverpflichtungen, die oft zugleich für diese Gremien verlangt wurden¹⁴. Verwiesen sei auf die Auswirkungen des Konzils von Trient für das Verhalten im katholischen Adel. Mag auch manches nicht sogleich befolgt worden sein, so wurden doch die Studienvoraussetzungen für Stiftsplätze (Trientalverpflichtung) genauer eingehalten¹⁵.

II

Das gesprochene Latein des Mittelalters war eine Umgangssprache geworden, die sich regional unterschiedlich relativ weit von der goldenen Latinität entfernt hatte. Der Umgang damit war zwar vorwiegend auf den Bereich der Kirche und der Studien

¹⁰ Heribert Raab, in: Handbuch der Kirchengeschichte, hg. v. Hubert Jedin, Bd. 5 (Freiburg i. Br. 1970) 170f.; Hans K. v. Zwehl, Über die Entwicklung der Adelsproben im Souveränen Malteser-Ritterorden (Essen 1933).

¹¹ Max Braubach, Prinz Eugen von Savoyen. Eine Biographie 1 (Wien 1963) 158.

¹² Johann Loserth, Geschichte des Altsteirischen Herren- und Grafenhauses Stubenberg (Graz 1911) 239.

¹³ So Rainer A. Müller, vgl. Anm. 5. Vgl. ders., Universität und Adel. Eine soziostrukturelle Studie zur Geschichte der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt 1472–1648 (Berlin 1974).

¹⁴ Diese Elemente treten am deutlichsten in der Fürstenspiegelliteratur hervor, die vielfach auch auf den Adel allgemein gewirkt hat. Dazu zuletzt Rainer A. Müller, Die deutschen Fürstenspiegel des 17. Jahrhunderts. Regierungslehren und politische Pädagogik, in: Historische Zeitschrift 240 (1985) 571–597; Bruno Singer, Die Fürstenspiegel in Deutschland im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (München 1981).

¹⁵ Ernst Walter Zeeden, Deutsche Kultur in der frühen Neuzeit (Frankfurt 1968) 23 ff., 43 ff.; Hubert Jedin, Domschule und Kolleg. Zum Ursprung der Idee des Trienter Priesterseminars, in: Trierer Theologische Zeitschrift 67 (1958) 210–223.

beschränkt, doch war eine bloß laienhafte Beherrschung des Latein noch nicht diskriminierend, da die allgemeinverbindlichen Regeln fehlten. Erst die Wiederbelebung des klassischen Latein durch den Humanismus schuf neue Sprachbarrieren, da das Vulgärlatein des Mittelalters von den philologisch geschulten Neulateinern nun ebenso bemitleidet wurde, wie die völlige Unkenntnis dieser Sprache auf einen Ausschluß aus der humanistischen Gesellschaft hinauslief¹⁶. Für den Humanisten bedeutete zwar die Sodalität der auf ganz Europa verstreuten Jünger Ciceros die Erschließung einer neuen geistigen Welt, ein Jahrhundert, in dem es eine Lust war zu leben, aber der Reichsritter Ulrich von Hutten, der an dieser Gemeinschaft teilhatte, war doch die Ausnahme¹⁷.

Für die Neubewertung des Latein war zugleich bedeutsam, daß es aus seiner früheren Rolle als Kirchensprache heraustat und nun als säkularisiertes Medium für alle Bereiche der Politik, Wissenschaft und Kunst angesehen wurde. Mißstände in Kirche und Gesellschaft wurden an der antiken Elle gemessen und mit geschliffenem Latein seziert. Das bedeutete einen hohen Grad an Mobilisierung von Gedanken und Kontakten, in der Folge auch eine Steigerung des Bedürfnisses, die humanistischen Freunde und Stätten kennenzulernen¹⁸.

Um so peinlicher wurde es nun empfunden, wenn gerade der führende Stand die Rezeption des humanistischen Latein nicht mitvollzog. Jakob Wimpheling kannte einen Grafen, der sich in der Audienz bei Papst Sixtus IV. nicht artikulieren konnte und daher vom Papst als „bella bestia“ ironisiert wurde¹⁹. Die gleiche Erfahrung hatte schon Wilhelm III. von Bayern gemacht, der seiner Aufgabe als Beschützer des Konzils von Basel kaum gerecht werden konnte, da er mangels Lateinkenntnissen stumm zwischen den gelehrten Konzilsteilnehmern saß²⁰. Die Humanisten in ihren Fürstenspiegeln wurden nicht müde zu betonen, daß zwischen *arma et littera* kein Widerspruch bestehen müsse. Zweifellos gab es beides, eine verbreitete Abneigung gegen das Latein, weil es die Sprache des Klerikers war und andererseits ein in manchen Adelsfamilien bereits früh entwickeltes Bildungsbewußtsein, bei dem die Kenntnis des Latein als Fundament anderer Wissenschaften selbstverständlich war²¹. Dabei hat die Reformation insofern als Störfaktor wirken können, da sie auch einen ahumanistischen Aspekt besaß und mit der Verbreitung der Bibel in der Volkssprache den Beweis antrat, daß man selbst für den religiösen Bereich des Lateins entbehren könne.

¹⁶ Wilhelm Kühlmann, *Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters* (Tübingen 1982).

¹⁷ Hajo Holborn, *Ulrich von Hutten*, Göttingen 1968; Volker Press, *Ulrich von Hutten, Reichsritter und Humanist 1488–1523*, in: *Nassauische Annalen* 85 (1974) 71–86.

¹⁸ Paul Oskar Kristeller, *Der italienische Humanismus und seine Bedeutung* (Basel 1969); Fritz Weigle, *Die Matrikel der deutschen Nation in Siena (1573–1738)*, 2 Bde. (Tübingen 1962); Gerhard Müller, *Bildung und Erziehung im Humanismus der italienischen Renaissance. Grundlagen – Motive – Quellen* (Wiesbaden 1969).

¹⁹ Bruno Singer, *Die Fürstenspiegel in Deutschland* (wie Anm. 14) 194.

²⁰ Friedrich Schmidt, *Geschichte der Erziehung* (wie Anm. 4) XIX.

²¹ Notker Hammerstein, „Großer fürtrefflicher Leute Kinder“ (wie Anm. 6); J. D. Müller, *Ge-dechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I.* (München 1982).

Erst Melanchthon hat Humanismus und Reformation wieder zur Kongruenz gebracht²². An den von Moritz von Sachsen 1543 geschaffenen Fürstenschulen wurden Sprachen und Künste für alle Stände unterrichtet, „ane welche die Christliche gemeine rechtschaffen nicht kann gelert und regiert werden“²³. Den zum Regieren bestimmten Adel bewußt in eine humanistische, am Gymnasium Melanchthons orientierte Ausbildung einzubeziehen, war ein neues und bald vielfach nachgeahmtes Programm. Ein solchermaßen geschulter Adel stellte dann am Ende des 16. Jahrhunderts jene späthumanistische Generation, die adliges Landleben mit europäischem Geist zu vereinbaren wußte²⁴.

Von der dreisprachigen humanistischen Gelehrtschule, die Latein, Griechisch und Hebräisch nicht zuletzt deshalb vermitteln sollte, weil damit der Zugang zu den authentischen Sprachen der Bibel eröffnet wurde, schien zuerst das Hebräische und bald auch das Griechische für den Adel entbehrlich. An den Ritterakademien der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts blieb nur noch das Latein unangefochten und erhielt teilweise sogar eine bevorzugte Stellung noch vor den modernen Fremdsprachen. Die Institutionen der adligen Erziehung in Deutschland beginnen noch ganz aus humanistischem Geist²⁵.

An den sächsischen Fürstenschulen wird die Sprachenfrage mit einiger Verspätung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diskutiert. Die sächsische Ritterschaft verlangte 1681 die Aufhebung der seit mehr als hundert Jahren bestehenden gemeinsamen Erziehung adliger und bürgerlicher Jugend²⁶. Zwar wurde eingeräumt, daß das Fundament der Erziehung sowohl in pietate et religione als auch im lateinischen stylium gleich sei, aber in allen anderen Fragen würden die Ziele um „ein grosses von einander differieren“. Die mit Aufwendung vieler Zeit erfolgte Unterweisung in griechischer und hebräischer Sprache nehme dem Adel seine kostbare Zeit, die er für standesgemäße Übungen brauche, und das ganze System der Verschulung führe nur dazu, daß die adlige Jugend „in moribus zurückgesetzt und durch den gleichen Zwang dergestalt schüchtern gemacht“ werde, „daß nachgehents continuirlich etwas davon ihnen anhenget und nicht zu corrigiren ist“. Der Adel forderte daher für Sachsen eine „Standes Absonderung“ seiner Jugend, was übrigens im Landtag am Widerstand der anderen Stände scheiterte.

Einige Jahre später wird Kasimir Freschot diese Forderung nach Standesabsonderung sehr affektiv wiederholen, wenn er mit Blick auf die Wiener Schulen bemerkt, es

²² *Gustav Adolf Benrath*, Die deutsche evangelische Universität der Reformationszeit, in: Universität und Gelehrtenstand 1400–1800, in: Büdinger Vorträge, hg. v. *Hellmuth Rössler* u. *Günther Franz* (Limburg 1970) 63–83.

²³ *Rudolf Lennert*, Wesenszüge der Fürstenschulerziehung, in: Neue Sammlung. Göttinger Blätter für Kultur und Erziehung 4 (1964) 539–557, hier 542.

²⁴ Vor allem *Otto Brunner*, Adeliges Landleben (wie Anm. 2).

²⁵ *Norbert Conrads*, Ritterakademien der frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert (Göttingen 1982) 105 ff.

²⁶ *Theodor Flathe*, Sanct Afra. Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen (Leipzig 1879); die folgenden Zitate aus dem Memorial von 1682, 483 ff. Vgl. ferner, *Ders.*, Der sächsische Landtag von 1681–82, in: Mitteilungen des sächsischen Alterthumsvereins 28 (1878) 59–90.

sei dem Adel nicht zuzumuten, mit elenden Leuten auf einer Schulbank zu sitzen und sich vom stinkenden Odem solcher Hungerleider gleichsam vergiften zu lassen. Auch hätte gemeinsame Erziehung zur Folge, daß bei den Schülern geringer Herkunft eine solche Verwegenheit eingepflanzt werde, daß sie gegenüber anderen den Respekt verlor, besonders den Höheren gegenüber „welche sie anzusehen sich kaum sonst unterstanden hätten“²⁷.

Um aber noch einmal auf das Latein und seine traditionelle Funktion als Bildungssprache zurückzukommen, so war es im 17. Jahrhundert nicht nur beim Adel in seiner Geltung bedroht. Einerseits verlor es an das Französische an Boden, andererseits wurde die deutsche Sprache sowohl als Literatur- wie auch als Wissenschaftssprache hoffähig. War im 16. Jahrhundert der Orator noch ein Meister der lateinischen Prunkrede, dessen man sich gern bediente, wo man selbst nicht mit gleichen Fähigkeiten brillieren konnte, so entstand gerade an Adelsschulen Anfang des 18. Jahrhunderts das Fach der Oratorie als einer „Wissenschaft“, welche der deutschen Sprache, der Briefstellerei und Redekunst gewidmet war²⁸. August Bohse erklärte sie 1708 in Liegnitz als unentbehrlich für jeden deutschen Kavalier, „weil ja der schriftliche und mündliche Vortrag, so wohl bey Hofe, als bey Regierungen, Land-Tagen, Commissionen, ja bey allen Geschäften, wo die Feder oder die Rede gebrauchet wird, in deutscher Sprache geschieht“²⁹. Bohses Kollege Kemmerich von der Ritterakademie Erlangen, der 1711 eine „Akademie der Wissenschaften“ für Standespersonen herausbrachte, sah das Deutsche zumindest gleichwertig neben dem Lateinischen stehen³⁰. Gegen die humanistische Tradition verteidigt er sich mit historischen Argumenten. „Warum schrieb denn Cicero seine philosophie nicht in griechischer, sondern lateinischer sprache, die ihm angebohren war? Und warum schrieben die Griechen nicht hebräisch oder chaldäisch, sondern griechisch?“ Wenn also die großen Vorbilder jeweils in ihrer Muttersprache schrieben, dann sollte es ein Teutscher auch in teutscher Sprache tun. Die deutsche Sprache sei sehr wohl „geschickt“, um in ihr auch alle wissenschaftlichen Materien abzuhandeln. „Oder meintet man, man müsse mit der gelehrsamkeit nicht so verschwenderisch umgehen und die geheimnisse derselben auch unter ungelehrten gemein machen: so schmeckt dieses ziemlich nach den zeiten der finsternuß, da man deswegen alles in lateinischer Sprache tractiren wollen, damit die layen nicht hinter die künste kommen möchten“³¹.

Mit den Argumenten der Aufklärung tritt die adlige Erziehung hier in das 18. Jahrhundert ein, und in dieser Konsequenz relativ früh. Wenn Latein nicht mehr Aufklä-

²⁷ [Kasimir Freschot], Relation von dem Kayserlichen Hofe zu Wien (Cölln 1705) 14.

²⁸ Wilfried Barner, Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen (Tübingen 1970); Helmut Schanze (Hg.), Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.-20. Jahrhundert (Frankfurt a.M. 1974).

²⁹ August Bohse in seiner Eröffnungsansprache am 11. November 1708, in: Johann Christian Kundmann, Die Hohen und Niedern Schulen Teutschlandes, Insonderheit Des Hertzogthums Schlesien (Breslau 1741) 195.

³⁰ Dietrich Hermann Kemmerich, Neu-eröffnete Academie Der Wissenschaften, Zu welchen vor-nemlich Standes-Personen nützlich können angeführet ... werden (Leipzig 1711).

³¹ Ebda. Vorrede (unpag.).

rung vermittelt, sondern eher verhindert, dann hat die Wissensvermittlung in deutscher Sprache Vorrang, unbeschadet der Tatsache, daß auch Kemmerich die internationale Geltung der alten Bildungssprache nicht bestreiten möchte.

III

Daß den Fragen der Religion bei jeglicher Erziehung der erste Rang zukomme, war eine selbstverständliche Überzeugung des christlichen Abendlandes. In allen Erziehungsschriften und Fürstenspiegeln werden die Forderungen und Anweisungen zur wahren Frömmigkeit des *miles christianus* betont³².

Da der Ausbau des adligen Erziehungswesens in das konfessionelle Zeitalter fiel, mußte die Konfessionalisierung der Bildung auch und vor allem den Adel erfassen. Die sächsischen Fürstenschulen stehen am Anfang dieser Entwicklung als aristokratisierte Schulen mit ständischer Mischung³³. Danach sind es in Deutschland zunächst jene protestantischen Territorien wie Württemberg, Hessen und Pfalz, die mit adligen Schulprojekten für eine exklusive Standeserziehung sorgen³⁴. Neben älteren Traditionen erweisen sich hier die neustoizistischen Anregungen als fruchtbar³⁵.

Während im protestantischen Deutschland um 1600 die streng konfessionelle Ritterakademie entsteht, sind im katholischen Teil die Jesuiten bemüht, die Adelserziehung an ihre Konvikte und Universitäten zu ziehen³⁶. Das wird gegenseitig mit Besorgnis beobachtet. Erst seit den Forschungen von Peter Schmidt über das Collegium Germanicum in Rom ist voll verständlich, warum man am Heidelberger Hof die Adelspolitik des römischen Kollegs für Deutschland als so bedrohlich empfand³⁷. Schmidt konnte nachweisen, wie sich das Collegium Germanicum nach kurzer Anlaufzeit durch päpstliche Direktive in eine Kaderschmiede des deutschen Reichsadels wandelte. Es galt, mit dem katholischen Reichsadel auch die Reichskirche zu stabilisieren. Nicht nur, daß ab 1582 nur noch Adlige ins Germanicum aufgenommen wurden, sondern die Kurie wählte aus dem Kreis der Bewerber bevorzugt solche Adlige,

³² Nicht nur für die Fürstenerziehung wichtig: *Erasmus von Rotterdam*, *Institutio Principis Christiani*, z. B. in: *Ders.*, *Ausgewählte Schriften* 5 (Darmstadt 1968).

³³ Vgl. Anm. 23. Ferner *Norbert Conrads*, *Ritterakademien der frühen Neuzeit* (wie Anm. 25) 212 ff.

³⁴ *Norbert Conrads*, ebda. 115 ff.; *Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg*, hg. v. d. Württemb. Kommission für Landesgeschichte, 3 Bde. in 5 Teilen (Stuttgart 1912–1928).

³⁵ *Gerhard Oestreich*, *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*. *Ausgewählte Aufsätze* (Berlin 1969).

³⁶ *Gian Paolo Brizzi*, *La formazione della classe dirigente nel Sei-Settecento. I seminaria nobilium nell'Italia centro-settentrionale* (Bologna 1976); *Arno Seifert*, *Weltlicher Staat und Kirchenreform. Die Seminarpolitik Bayerns im 16. Jahrhundert* (Münster 1978); *Joseph Schroeteler*, *Die Erziehung in den Jesuiteninternaten des 16. Jahrhunderts* (Freiburg 1940).

³⁷ Briefe Friedrichs des Frommen Kurfürsten von der Pfalz, Bd 2, 2. Hälfte, bearb. v. *August Kluckhohn* (Braunschweig 1872) 958 f.; *Peter Schmidt*, *Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552–1914)*, (Tübingen 1984). Vgl. dazu auch den Beitrag von *Wolfgang Reinhard* in diesem Band.

welche die Stiftsfähigkeit nachweisen konnten. Bei ihnen wurden dann auch Konzessionen an Vorbildung und standesgemäße Studienwünsche gemacht. Die Germaniker des 17. Jahrhunderts brauchten daher weniger charismatische Theologen zu sein, als versierte Kirchenjuristen, welche kirchliche und adlige Interessen in den Stiften und Kapiteln der Reichskirche durchzusetzen wußten³⁸.

Ungeachtet der Konfessionalisierung des Adelsstudiums vermied man aber eine Klerikalisierung, was am auffallendsten darin zum Ausdruck kommt, daß die Theologie als besonderes Lehrfach für den Adel entfiel. Man wollte sich erst gar nicht auf die kontroversen Thesen der Theologen einlassen. Beispielhaft dafür ist die Einstellung der vom protestantischen Adel dominierten Fruchtbringenden Gesellschaft, welche bewußt keine Theologen aufnahm, um den Kontroversen auszuweichen³⁹.

Für die Entwicklung des Toleranzgedankens in Deutschland ist die zunehmende Entkonfessionalisierung oder zumindest das bewußte Ausklammern allen Haders von Beachtung. Die Wolfenbütteler Statuten ordneten an, „daß alle unnützen vorkommenden Materien und Controversien, wodurch nur die edle Zeit verlohren und nichts erbauet wird“ vermieden werden sollten und gestatteten ausdrücklich seit 1690 allen drei im Reich anerkannten Konfessionen den Zugang⁴⁰. Im katholischen Bereich zeigen die Beispiele Wiens, Ettals und Kremsmünsters, wie in der adligen Bildung das Monopol des gegenreformatorischen Jesuitenordens aufgebrochen wird und der katholische Adel seine Jugend lieber dem ausgleichenden Benediktinerorden anvertraut⁴¹. Vergleichbares gilt auch für andere vom deutschen Adel besuchte Orte wie Lunéville und Turin. Für den Emanzipationsprozeß von Bildung und Erziehung aus den dogmatischen Bastionen der verschiedenen Konfessionen kommt den deutschen Adelschulen offenbar größere Bedeutung zu, als bisher bemerkt.

IV

Für den Bereich der adligen Bildung gehören die Veränderungen im Rechtswesen zu den wichtigsten Erfahrungen⁴². Seit dem 15. Jahrhundert waren es die Rezeption des römischen Rechtes, seit dem 16. Jahrhundert die neuen Lehren des Natur- und

³⁸ Das Ergebnis dokumentiert eindrucksvoll *Peter Hirsch*, Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert, 3 Bde. (Bern 1984).

³⁹ *Norbert Conrads*, Ritterakademien und Sprachgesellschaften. Ein Vergleich, in: Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichterguppen. Vorträge und Berichte hgg. v. *Martin Bircher* und *Ferdinand van Ingen* (Hamburg 1978) 75–101, hier 85ff.

⁴⁰ *Norbert Conrads*, Ritterakademien der frühen Neuzeit (wie Anm. 25) 293.

⁴¹ *Angelus Graf v. Waldstein-Wartenberg*, Die Stellung der Ettaler Ritterakademie (1711–1744) in ihrer Zeit. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte, in: *Ettaler Mandl* 59 (1980) 96–132; *Hans Sturmbeger*, Studien zur Geschichte der Aufklärung des 18. Jahrhunderts in Kremsmünster, in: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 53 (1939) 423–480.

⁴² *Franz Wieacker*, Privatrechtsgeschichte der Neuzeit (Göttingen 1952); *Roderich Stintzing/Ernst Landsberg*, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 3 Bde. (München–Leipzig 1880–1910, Neudruck Aalen 1957); *Karl Heinz Burmeister*, Das Studium der Rechte im Zeitalter des Humanismus im deutschen Rechtsbereich (Wiesbaden 1974).

Völkerrechtes. Als bei der Veröffentlichung der „Peinlichen Gerichtsordnung“ Karls V. 1532 beklagt wurde, daß die meisten peinlichen Gerichte mit Personen besetzt würden, „die Unserer Kayserlichen Recht nicht gelehrt“ seien, war dieses nicht nur ein Hinweis auf die Gleichsetzung von römischem und kaiserlichem Recht, sondern ein Beleg für die vollzogene Anerkennung des neuen Rechtes, wie sie auch an der Entwicklung der Ordnungen des Reichskammergerichts seit 1495 ablesbar war⁴³.

Der Adel war davon in besonderer Weise betroffen, denn soweit er bisher als ungelehrter Urteiler Recht gesprochen hatte, wurde er von seinem Platz durch den gelehrten Juristen bürgerlicher Herkunft verdrängt. Andererseits wurde das neue Recht jetzt auf ihn selber angewandt und substituierte damit traditionelle Vorrechte, etwa im Bereich des Fehdewesens.

Der niedere Adel und die Reichsritterschaft mußten die Durchsetzung des römischen Rechtes als Einbruch in den eigenen Rechtskreis des Gewohnheitsrechtes empfinden, als Beschneidung adliger Freiheit, während der hohe Reichsadel und die Fürsten daraus eher Vorteile beim Aufbau ihrer Verwaltung und der Durchsetzung von Herrschaftsansprüchen sahen. Der Widerstand eines Franz von Sickingen oder Wilhelm von Grumbach ist noch ein Beleg für das Fortleben älterer Rechtstraditionen und die Ablehnung des neuen Rechtes, wie Volker Press gezeigt hat⁴⁴. In dieser Ablehnung standen die Ritter nicht allein; sowohl beim ungelehrten Bauern als auch beim bürgerlichen Humanisten gab es Widerstand. Auch belebte die Reformation alte Zweifel, ob ein guter Christ überhaupt Jurisprudenz betreiben solle, nach Luther nur dann, wenn er von Gott mit besonderer Gnade ausgestattet sei⁴⁵.

Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts setzte jedoch allgemein beim Adel ein Lernprozeß ein, der die ursprüngliche Zurückhaltung der Jurisprudenz gegenüber aufgab und sie unter allen Wissenschaften zum bevorzugten Studium erwählte. Symptomatisch dafür ist der Wandel des Verhaltens dem Reichskammergericht gegenüber⁴⁶. Bei seiner Begründung hatte die Ritterschaft durchgesetzt, daß sie für die Finanzierung des neuen Gerichtes nicht herangezogen wurde, zugleich aber die Konzession erreicht, daß nur die Hälfte der Beisitzer rechtsgelehrt sein mußte, die andere Hälfte aber von der Ritterschaft gestellt wurde. Aber nicht einmal diese Position ließ sich halten; im 16. Jahrhundert verschob sich der Anteil weiter zugunsten der gelehrten Juristen, ebenso wie das Reichskammergericht als Rechtsinstanz möglichst gemieden wurde. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts vollzieht sich dann der erstaunliche Prozeß

⁴³ Einleitung der Peinlichen Gerichtsordnung, zitiert nach: Neue und vollständigere Sammlung der Reichs-Abschiede ..., hg. v. *Johann Jakob Schmauss* und *Heinrich Christian v. Senckenberg*, Teil 2 (Frankfurt 1747, Nachdruck Osnabrück 1967) 365.

⁴⁴ *Volker Press*, Wilhelm von Grumbach und die deutsche Adelskrise der 1560er Jahre, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 113 (1977) 396–431; *Ders.*, Ein Ritter zwischen Rebellion und Reformation. Franz von Sickingen (1481–1523), in: *Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde* 50 (1983) 151–177.

⁴⁵ *Hermann Conrad*, Deutsche Rechtsgeschichte 2: Neuzeit bis 1806. Ein Lehrbuch (Karlsruhe 1966) 354.

⁴⁶ *Heinz Duchhardt*, Reichsritterschaft und Reichskammergericht, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 5 (1978) 315–337.

der „Veradeligung des Reichskammergerichts“⁴⁷. Es wird sowohl zum bevorzugten Gerichtsort der Reichsritterschaft als auch zu deren begehrten Tätigkeitsfeld. Dabei beginnen sich die Gegensätze zwischen gelehrten Juristen und ungelehrten Adligen aufzuheben, da der nachdrängende Adel nun selbst den Nachweis der Rechtskenntnis erwirbt.

Hatte sich das römische Recht längst an den deutschen Universitäten einen festen Platz erworben, so galt ein Gleiches für das neue Jus publicum und Naturrecht durchaus nicht⁴⁸. An vielen orthodoxen Hochschulen lutherischer und katholischer Prägung wurde diese moderne Rechtsentwicklung negiert oder sogar verboten, während der Adel sie auf den Kavaliersreisen längst kennen und schätzen gelernt hatte.

Indem die Ritterakademien, frei vom Ballast akademischer Lehrtraditionen, von Anfang an sowohl der Jurisprudenz im allgemeinen als der neuen Rechtslehre im besonderen einen bevorzugten Rang einräumen, haben sie in Deutschland eine beachtliche Bildungsfunktion übernommen. Das Tübinger Collegium illustre begann mit zwei bis drei Professoren der Jurisprudenz, und nach ihm haben alle bedeutenden deutschen Ritterakademien, ob in Wolfenbüttel, Wien, Erlangen, Berlin oder Liegnitz die Jurisprudenz zu den „adligen Musen“ gezählt⁴⁹. Den jungen Adligen wurde, wie es in Liegnitz hieß, „der Tempel der Jurisprudenz gleichsam geöffnet. Damit sie nun in denselben desto glücklicher eingehen, so werden sie in dessen Vorhofe die Lehre des Natur- und Völker-Rechts antreffen. Auf dessen Erlernung schreiten sie zu der Kenntniß und Application der heylsamen Gesetze, welche die großen Kayser und andere vortreffliche Regenten zur Regierung des Staats und zur Richtschnur der Handlungen ihrer Unterthanen herausgeben“⁵⁰. Das ist eingebettet in die „Vernunft-Lehre“ wie auch die „politischen Wissenschaften“ und die „Geschicht-Lehre“, welche letztere als der „Brunnen der Staats-Klugheit“ gerühmt wird. Tatsächlich hatte die Geschichte als Hilfswissenschaft der Jurisprudenz gleichfalls im adligen Bildungsprogramm einen festen Platz und faßte öfters als Lehrfach an Ritterakademien eher Fuß als an vielen deutschen Universitäten⁵¹.

⁴⁷ Gegen diese begriffliche Feststellung Duchhardts hat neuerdings *Sigrid Jahns* Bedenken angemeldet: *Sigrid Jahns*, Juristen im Alten Reich. Das richterliche Personal des Reichskammergerichts 1648–1806, in: *Forschungen aus Akten des Reichskammergerichts*, hg. v. *Bernhard Diestelkamp* (Köln 1984) 1–34, hier 22 Anm. 41.

⁴⁸ *Notker Hammerstein*, Jus und Historie. Ein Beitrag zur Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert (Göttingen 1972).

⁴⁹ *Norbert Conrads*, Ritterakademien der frühen Neuzeit, 303 f.; *Ders.*, Historie und Jus publicum an der Landschaftsakademie in Wien ... in: *Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte*, hg. v. *Gabriel Adriányi* und *Joseph Gottschalk*, (Köln 1975) 120–136.

⁵⁰ Wie Anm. 29, 196.

⁵¹ Geschichte wurde z.B. von Anfang an am Tübinger Collegium illustre unterrichtet. *Johann Friedrich Herzog v. Württemberg*, *Assertiones de historia universim* (Tübingen 1599); *Johann Rosa*, *De utilitate et fructu lectionis historicae, praesertim Romanae*, in: *Ders.*, *Virtus Romana* (Frankfurt 1604); *Thomas Lansius*, *De utilitate et iucunditate historiarum oratio* (Tübingen 1606).

V

Die Herausstellung des wissenschaftlichen Interesses beim Adel darf aber nicht übersehen, daß in seiner Ausbildung auch nichtwissenschaftliche Materien einen großen Raum einnahmen. In den kavaliersmäßigen Fächern des Reitens, Fechtens, Tanzens, Ballspielens und was es dergleichen mehr gab, lebten vor allem ältere Vorstellungen adliger Existenz fort⁵². Daran wird man festhalten müssen, auch wenn manche dieser Übungen von den jeweiligen Moden der höfischen Gesellschaft geprägt waren. Die Überzeugung, daß auch diese Exerzitien ein unverzichtbarer Bestandteil der Ausbildung seien, war allgemein. Sie verliehen Kraft, Geschicklichkeit und stattliches Äußeres, sie schulten die Reaktionsfähigkeit und militärische Tüchtigkeit, sie formten den Leib zu schönen Gebärden und zierlichen Reverenzen.

Gerade im studentischen Alter, auf Kavaliertouren und Ritterakademien trat der Anteil der Exerzitien stark hervor. Es war nicht nur die zeitliche Inanspruchnahme, mehr noch waren es die damit verbundenen Spesen und Aufwendungen, welche die Ausbildungskosten des Adels in die Höhe trieben⁵³. Die Verlockung, sich gegenseitig den Rang abzugagen, war hier weit größer als bei den lateinischen Deklamationen. Die Kritik am Luxuscharakter solcher Aufwendungen ist alt. Sie ist teilweise Tradition einer älteren generellen Adelskritik, wie sie schon in der Armutsbewegung formuliert wurde, als das Prassen, Spielen, Jagen und Saufen des Adels angeprangert wurde⁵⁴.

Die Erziehung des Adels zu Wissenschaften und Exerzitien war also immer ein Balanceakt zwischen Pflicht und Neigung, der oft genug eher zur vergnüglichen Seite hin ausglitt. Lob der Exerzitien und Klagen über ihr Übermaß stehen somit eng beieinander. Daß hier zwei unterschiedliche Traditionen adligen Selbstverständnisses in Konflikt lagen, geht aus Seckendorffs Fürstenstaat hervor, wo vor solchen Erziehern gewarnt wird, von denen „fast von jugend auf der haß gegen die studia und gelehrte leute eingeflößet, dagegen eine gar zu große hochachtung gegen exercitia und die leibes-übungen beygebracht wird“⁵⁵.

Leibniz hielt aus gleichen Gründen die Ritterakademien für ein Regulativ, das beide Aspekte der adligen Bildung zu ihrem Recht kommen ließ⁵⁶. Aber auch das galt nur im Idealfall. Gerade die Ritterakademien führten den Dualismus der adligen Bildung

⁵² *Johann Huizinga*, Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden (Hamburg-Stuttgart 1952); *Josef Fleckenstein* (Hg.), Das ritterliche Turnier im Mittelalter. Beiträge zu einer vergleichenden Formen- und Verhaltensgeschichte des Rittertums, Göttingen 1985; *Wilhelm Krampe*, Die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik (Breslau 1895).

⁵³ *Norbert Conrads*, Ritterakademien der frühen Neuzeit (wie Anm. 25) 169 ff.

⁵⁴ *Hermann Gumbel*, Deutsche Kultur von der Mystik bis zur Gegenreformation (Potsdam 1938) 39 unter Hinweis auf Sebastian Franck.

⁵⁵ *Veit Ludwig v. Seckendorff*, Teutscher Fürsten-Staat ... Mit Fleiß verbessert ... durch ... *Andres Simson v. Biechling* (Jena 1737) 616.

⁵⁶ *O. Ulrich*, Leibnizens Vorschlag zur Errichtung einer Akademie in Göttingen, in: *Hannoversche Geschichtsblätter* 1 (1898) 341 f.

exemplarisch vor, indem dort sowohl der Lehrkörper als auch das Curriculum entsprechend geteilt waren, und die Zahl der Exerzitienmeister die der Professoren übertraf. Selbst im internen Zeremoniell hatte der Oberbereiter der Reitschule meist die Präzedenz vor den Professoren⁵⁷.

Auch in gut geführten Ritterakademien, wie dem Collegium illustre zu Tübingen, war die Ausbalancierung beider Erziehungsziele ein ständiges Problem. Herzog Eberhard mußte den Collegiaten förmlich „anbefehlen, den Studiis fleißig obzuliegen und die Exerzitia als Parerga zu halten und zu tractiren, damit also unseres fürstl. Collegii alter Ruhm auch der Studien halber widerum zuwege gebracht und erhalten werden möge“⁵⁸.

Die Ritterakademien trugen zum Teil selbst dazu bei, wenn die Erwartungen ihrer Akademisten eher auf die Exerzitien gerichtet waren. In ihrer Werbung mit Stichen und Programmschriften wurde darauf nachdrücklich verwiesen. Es war ein bewußter Appell an jene Zeiten, da der Adel noch einen Berufskriegerstand ausmachte, wenn der militärische Nutzen der Exerzitien betont wurde. Das berühmte Ringrennen, ein Lanzenstechen nach einem hängenden kleinen Ring, war schon im Mittelalter als reines Turnierspiel betrachtet worden.

Es ist mehr als gesucht, wenn man dieses längst zum Selbstzweck gewordene Adelspiel noch künstlich mit militärischer Verwendbarkeit legitimierte. Mochte man sich hier zwar auf den französischen Reitmeister Pluvinel berufen können, so war die militärische Praxis längst darüber hinweggegangen⁵⁹. Als Reiterwaffe im Krieg wurde die Lanze seit 1600 ausgemustert und durch die Radschloßpistole ersetzt⁶⁰.

Ein gleiches galt zunehmend für die anderen Reitübungen. Schon der Engländer Thomas Blundeville hatte seine Zweifel, ob die in der Reitschule eingeübten Kapriolen und Kurbetten wirklich im Nahkampf angewendet werden könnten, um einen feindlichen Infanteristen außer Gefecht zu setzen⁶¹. Natürlich blieben das Pferd und die Beherrschung einer kampftüchtigen Reitkunst noch auf längere Zeit von Bedeutung. Aber die Diskrepanz zwischen den auf Reitschulen einstudierten Ritterkünsten und den kavalleristischen Erfordernissen wurde eher noch größer. Die Reiterturniere hatten ihre Funktion verloren und waren zum Schauspiel geworden, das oft in histori-

⁵⁷ Dem entsprachen auch die Besoldungsunterschiede zwischen Bereitern und Professoren. Bruno Mahler, Die Leibesübungen in den Ritterakademien, in: Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 8–9 (1918–19) 170–219, hier 179.

⁵⁸ Herzog Eberhard ließ 1666 sogar einen entsprechenden Passus in die Statuten aufnehmen. Dort heißt es in Cap. V, § 13: „Sie sollen auff die von Uns oben approbirte und zugelassene Leibs Exercitia nicht zuvil Zeit legen / damit durch solches die Studia Literarum nicht verhindert werden“. Leges et privilegia Illustris Collegii, quod Tubingae est (Stuttgart 1666) 34.

⁵⁹ Antoine de Pluvinel, Reitkunst Herrn Antonii de Pluvinel ... In Frantzösischer und Teutscher Sprach an den Tag gegeben (neue Aufl. Frankfurt a.M. 1640) 106.

⁶⁰ Werner Hahlweg, Die Heeresreform der Oranier und die Antike. Studien zur Geschichte des Kriegswesens der Niederlande, Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens und der Schweiz vom Jahre 1589 bis zum Dreißigjährigen Kriege (Berlin 1941) 19, 101.

⁶¹ Thomas Blundeville, The Arte of Riding, newly corrected and ammented of many faultes (London 1565).

sierenden oder exotischen Kostümen zelebriert wurde. Diese Vergnügen sollten in der ganzen Barockzeit bis zu den Hoffesten im Dresdner Zwinger beliebt bleiben.⁶²

Die ernsthafte militärische Reiterausbildung suchte sich neue Ausbildungsplätze. Mit beißender Kritik hatte bereits Graf Johann von Nassau-Siegen 1618 über die gekünstelten Ritterspiele geurteilt und mit dem Modell seiner Kriegs- und Ritterschule in Siegen eine Alternative gewiesen. Was an den Ritterakademien als militärische Ausbildung betrieben werde, hielt man in Siegen für etwas, das „nur zur lust und gleichsam alß ein comedi oder schauspiel“ anzusehen sei⁶³. An dessen Stelle wünschte man dann eine wissenschaftliche Offiziersausbildung, die alle theoretischen und praktischen Erfahrungen der oranischen Heeresreform nach neuestem militärtechnischem Standard unterrichtete⁶⁴.

Der ausbrechende Dreißigjährige Krieg entzog dieser interessanten Kriegs- und Ritterschulgründung bald den Boden. In die gleiche Richtung weist aber der im 17. Jahrhundert folgende Ausbau der Adelserziehung, die zunehmend mathematisch-naturwissenschaftliche Themen in das Programm aufnahm und damit eine Verschiebung des Lehrstoffes von der humanistischen Basis hin zum Lehrprogramm der Auf-

Die Rezeption der Aufklärung mußte aber zur Folge haben, daß der Sonderweg adliger Bildung zunehmend in Frage gestellt wurde und bezeichnenderweise nur noch dort in Deutschland überdauerte, wo altständische Traditionen am längsten konserviert blieben, im habsburgischen Einflußbereich⁶⁶.

Im protestantischen Deutschland war die Entwicklung seit Beginn des 18. Jahrhunderts in eine neue Richtung gegangen. Die neuen Reformgründungen der Universitäten Halle und Göttingen hatten einen Mittelweg gefunden, der ein der Aufklärung verpflichtetes Konzept unter Einschluß alles dessen realisierte, was im Lehrprogramm

⁶² Jean-Louis Sponsel, *Der Zwinger. Die Hoffeste und Schloßbaupläne zu Dresden*. Dresden 1924. Vgl. Richard Alewyn, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*. Erw. Neuausgabe (München 1985). Bemerkenswert die Kritik des Zedlerschen Universal-Lexikons 45 (1745) 1945: Es „wären in der Welt andere bessere Wünsche zu machen, als daß man wünschen wollte, daß die Ritterspiele und Turniere, so wie sie bey den Alten gebräuchlich gewesen, wieder hervor gesucht würden“.

⁶³ Offenes Ausschreiben des Grafen Johann von Nassau über die Kriegsschule Siegen, 1618, in: Werner Hahlweg (Bearb.), *Die Heeresreform der Oranier. Das Kriegsbuch des Grafen Johann von Nassau-Siegen* (Wiesbaden 1973) 582.

⁶⁴ Johann Jacobi von Wallhausen, *Programma Scholae Militaris ex veteri Romanorum institutio laudatissimo, noviter institutae ac restitutae*. Das ist öffentliches Aufschreiben Von wegen Einer neuen Kriegs-Schulen (Frankfurt a.M. 1616); Gerhard Oestreich, *Eine Kritik des deutschen Wehrwesens am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges*, in: *Nassauische Annalen* 70 (1959) 227–236.

⁶⁵ Vgl. Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, hg. v. Eduard Bodemann, in: *Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen* (1888) 73–244. Rudolf Grieser, *Leibniz und das Problem der Prinzenziehung*, in: *Leibniz*, hg. v. Wilhelm Totok und Carl Haase (Hannover 1966) 511–533.

⁶⁶ Anton Mayer, *Die ständische Akademie in Wien*, in: *Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich* NF 22 (1888) 311–354. Grete Klingenstein: *Der Aufstieg des Hauses Kaunitz* (wie Anm. 5).

der adligen Erziehung sinnvoll und akzeptabel war⁶⁷. Es war eine bewußte politische Offerte an den deutschen Adel und seine Bildungsinteressen, wenn als erstes Gebäude der 1734 gegründeten Universität Göttingen die Reitschule errichtet wurde⁶⁸. Durch die Integration traditioneller Elemente in ein modernes Unterrichtswesen wurde hier die Sonderentwicklung adliger Bildungskonzepte der allgemeinen Entwicklung angepaßt und eingefügt.

⁶⁷ *Notker Hammerstein*, Die Universitätsgründungen im Zeichen der Aufklärung, in: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit, hgg. v. *Peter Baumgart* und *Notker Hammerstein* (Nendeln 1978) 263–298; *Ders.*, Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983) 73–89 mit weiterführender Literatur.

⁶⁸ *Bernhard Zimmermann*, Geschichte des Reitinstituts der Universität Göttingen von der Gründung bis zur Gegenwart (Göttingen 1930).

Personenregister

Das Register wurde von Birgit Bublies und Astrid Steger bearbeitet.

- Abel 67, 68, 313
Adam 104
Aelfric, Abt 33, 34, 38, 39
Aeropagita, Dionysius 23, 35
Aerssen, Frans van 206
Aethelred, König der Angelsachsen
(978–1016) 33
Alba, Herzöge von 210
Alber, Erasmus 3
Alberti, Leon Battista 105, 106
Alberti, Lorenzo 105
Albini, Franz Joseph Freiherr von 370
Albuquerque, Herzöge von 210
Aldobrandini, Pietro 337
Aldringen, Familie 249
Aldringen, Johann von 250
d'Alençon, François 168
Alexander VI., Papst (1492–1503) 226
Alexander VII., Papst (1655–1667) 339
Alexander der Große (356–323) 321
Alfred der Große, König der Angelsachsen
(871–899) 33
l'Alouëte, François de 174
Alsted, Johann Heinrich 66
Sanct Althonius 90
Amis, der Pfaffe 127
Ammann, Jost 68
Andreae, Johann Valentin 262
Andreas (Apostel) 272, 273, 305, 320
Antiochos IV. 322
Aquino, Thomas von 23, 334
d'Arcussia, Charles 168
Aristoteles 23, 40, 98, 106, 109
Armagnaken 159
Arndt, Johann 262
Arnisaes, Henning 14
Artus (König) 321
Arzt, Familie 230
Assisi, Franziskus von 25
Athena 315
Augustinus 22, 23, 35
Auritz, Eichler von 237
Autenried, Heinrich Friedrich Lebrecht 360,
361, 378
Aventin, Johannes 135
Bacquet, Jean 174
Baldus (Rechtsgelehrter) 166
Bakchides 322
Balthasar, Krummfinger 142
Barth, Karl 152
Bartolus (Rechtsgelehrter) 166
Baudoin, Jean 95, 96
Baumgarten, Johann (Pomarius) 63
Beaurieux, Johann Franz Aegidius 362, 366,
369, 379
Bejar, Herzöge von 210
Belleguise, Alexandre de 167
Besserer, Familie 231
Besserer, Sebastian 230
Beyer, Pfarrer Rudolph Gottlieb 69
Biedermann, Johann Gottfried 237
Billick, Everard 281
Blickle, Peter 47
Bloch, Kaspar 151
Bloch, Marc 50
Bodmann, Rupert von 262
Böckler, Georg Andreas 104
Boethius 33
Bohse, August 395
Bonaventura 23
Borghese, Camillo 335, 336, 337, 338,
340
–, Familie 335, 336, 337, 338, 339
–, Marcantonio 335, 336
–, Marcantonio (II.) 338, 339
–, Orazio 336, 338
Born, Karl Erich 54
Bosl, Karl 5
Boulainvilliers, Comte Henri de 172, 173,
175, 176
Bourdieu, Pierre 59
Boutruche, Roger 6
Bracke, Lambert (auch: Lambertus Braeck de
Tremonia) 276, 277, 279, 281, 302
Brant, Sebastian 314
Bremer, Graf Friedrich Franz von 361, 368
Brenninckmeyer, Familie 140
le Bret, Cardin 174
Breu d. Ä., Jörg 293, 298
Brodsky Elliott, Vivian 202
Brosamer d. Ä., Hans 312
Brun (I.), Erzbischof von Köln 273, 320
Brunel, Antoine de 206
Brunner, Otto 97, 103
Bruyn d. Ä., Bartholomäus 269, 270, 271, 276,

- 280, 281, 283, 298, 303, 304, 305, 306, 307,
 317, 320, 321, 323
 Bucquoy, Familie 249
 Buirette von Oehlefeld, Familie 237
 Bundeville, Thomas 401
 Burghley, William Cecil, Lord 192
 Burton, Robert 189
 Bussy, Abbé Mignot de 173

 Caesar, Julius 321
 Caetani, Familie 339
 Cajetan (Aquino-Kommentator) 334
 Calignon, Soffrey de (die Calignons) 181, 182
 Cambrai, Bischof Gerhard I. von 35, 36, 39
 Camilla (Schwester des Papstes Sixtus V.) 336
 Carafa, Familie 339
 le Caron, Louis 167
 Cato, Marcus Porcius 98
 Cellorigo, Martin Gonzáles de 216
 Chamberlayne, Edward 189
 Chartier, Alain 45
 Chastellain, Georges 45
 Christus 62, 103, 272, 273, 276, 281, 303, 305,
 323, 325, 326, 327, 331
 Cicero, Marcus Tullius 23, 40, 98, 393, 395
 Claessens, Dieter 61
 Clemens VIII. (Papst) (1592–1605) 337
 Cluny, Abt Odilo von 35
 Colbert, Jean Baptiste 175
 Coler, Johannes 97
 Collalto, Familie 249
 die La Colombières 181
 Colonna, Familie 339
 Columella 98
 Conrads, Norbert 389
 Coquille, Guy 172
 Corbet, Vicomte Alès de 176, 177
 Coyer, Abbé 176
 Creye, Graf Albrecht von 131
 Cues, Nikolaus von 46
 Curtis, Marc 347
 Cysat, Renward 128
 Cytraeus, Nathan 63

 Dampmartin, Pierre de 168
 Dauphin (Titel) 45
 Déageant, Guichard 181
 Delumeau, Jean 62
 Demetrius, König 323
 Derfflinger, Georg Freiherr von 250
 Derrer, Familie 227
 Dinkelsbühl, Michael von 149
 Dionysius (Hl.) 321

 Ditfurth, Franz Dietrich von 361
 Dohm, Christian Wilhelm 9
 Dubos, Abbé 173
 Duby, Georges 8
 Ducalle, Sansculotte 173
 van Dülmen, Richard 19, 20
 Dumont, François 44
 Dumoulin, Charles 172

 Eberhard, Herzog 401
 Egloffstein, Familie 224
 Ehbrecht, Wilfried 278
 Elisabeth I. (Königin) (1558–1603) 346
 Elyot, Sir Thomas 188
 Emile, Paul 172
 Endres, Rudolf 221
 Ennen, Leonard 278
 Epperlein, Siegfried 299, 309
 Eszterházy, Familie 250
 Eva 63, 67, 68

 du Fail, Noël 167
 Feigl, Helmuth 255
 Feine, Hans Erich 341
 Ferdinand II. (Kaiser) (1619–1637) 232
 Ferdinand III. (König) (1217–1252) 217
 Ferdinand (Kaiser) (1556–1564) 315
 Ferdinand d. Katholische (1479–1516) 205
 Firmenich-Richartz, Eduard 269, 276, 280
 Fraenger, Wilhelm 309, 310, 315
 Francke, August Hermann 262
 Franz I. (König) (1517–1547) 333, 335
 Freschot, Kasimir 394
 Frías, Herzöge von 210
 Frère, Claude 181
 Freyberg, Pankraz von (Gerichtsherr) 78
 Friedrich I. (König von Preußen) (1701–1713)
 113, 252
 Friedrich II. (König von Preußen)
 (1740–1786) 152, 391
 Friedrich d. Siegreiche (von der Pfalz)
 (1451–1476) 131
 Friedrich d. Weise (Kurfürst) (1544–1556)
 313
 Fritz, Joß 149
 Fütterer, Familie 228
 Fugger, Familie 230
 Furtenbach, Familie 237
 Furtenbach, Jobst Wilhelm von 237

 Gallas, Familie 249
 Gaguin, Robert 45, 172
 Gartner, Familie 228

- Gatterer, Johann Christoph 237
 Geier von Giebelstadt, Familie 224
 Gelasius I. (Papst) (492–496) 33, 36
 Georg (Hl.) 274
 Gereon (St.) 274, 321
 Gerson, Jean (Universitätskanzler) 44
 Gesù, Nicolò e Domenico dal 290
 Geuder, Familie 227, 231, 235, 236
 Geuder, Hans 231
 Geuder, Philipp 231
 Ginzburg, Carlo 62, 63
 Gmelin, Familie 349
 Gondi, Familie 342
 Graf, Jörg (Liederdichter) 129
 Gregor I., d. Große (590–604) 40
 Gregor XIV. (Papst) (1590–1591) 337
 Grimm (u. Wirsung) 314, 315
 Groenhuis, Gerrit 349
 Grumbach, Wilhelm von 398
 Guérin (de Tencin), Familie 182, 183, 185
 Guérin, Antoine (I.) 182
 Guérin, Antoine (II.) 183
 Guérin, François 182
 Guggisberg, Hans R. 205
 Guicciardini, Francesco 205
- du Haillan, Bernard 172
 Haller, Familie 224, 235
 Hardtwig, Wolfgang 54
 Haro, Luis de 211
 Harpprecht, Familie 361
 Harpprecht, Johann Heinrich 360, 365
 Harrison, William 189, 190, 191, 192
 Harsdörffer (Dichter) 100
 Harsdorf, Familie 228
 Heal, Felicity 346
 Heinrich III. (Kaiser) (1039–1056) 168
 Heinrich IV. (König) (1589–1610) 343
 Heinrich VIII. (König) (1509–1547) 188, 346
 Hektor von Troja 321
 Hénault (Präsident) 173
 Henkel von Donnersmarck, Familie 250
 Hersche, Peter 341
 Heßburg, Johann Sigmund von 233
 Hettlage, Familie 140
 Hieronymus (Hl.) 273, 320
 Hintze, Otto 37, 38, 42, 43, 44
 Hochmann, Dr. 236
 Hohberg, Wolf Helmhart, Freiherr von 103
 Holzschuher, Familie 224, 235, 237
 Horaz 170
 Hotman, François 172
 Hueber, Jakob alias „von Tyerberg“ 375
- Humpiß (von Ravensburg), Familie 223, 224, 230
 Humpiß, Jos 231
 Hutten, Ulrich von 393
- Ickstatt, Johann Adam (Freiherr von) 369
 Imhof, Arthur 254
 Imhof, Familie 227
 Imhoff, Familie 235, 237
 Irsiegler, Franz 309
- St. Jacob 152
 Jahns, Sigrid 353
 Johann von Nassau-Siegen, Graf 402
 Joseph II. (Kaiser) (1765–1790) 368
 Josua 321
 Jouanna, Arlette 7, 165
 Jovellanos, Gaspar Melchor de 219
- Kain 63, 67, 68, 202
 Kamen, Henry 211
 Kammsteiner, Familie 224
 Karl d. Große (768–814) 274, 321
 Karl II. (1665 (1675)–1700) 210, 211
 Karl III. (1700–1713) 207
 Karl IV. (1788–1808) 159
 Karl V. (Kaiser) (1519–1556) 174, 210, 213, 230, 231, 257, 274, 313, 398
 Kayzersberg, Geiler von 145
 Kemmerich, Dietrich Hermann 395
 Kemp, Wolfgang 269, 270
 Kings, Gregory 189, 203
 Kirchhof (Landknecht) 159
 Kistler, Bartholomäus 292, 297
 Klesl, Kardinal 333
 Klingenstein, Grete 390
 Knoblochtzer, Heinrich 285, 297, 324
 Kocka, Jürgen 2, 19, 20
 Koelhoff d. J., Johann 296
 Konrad, Armer 114, 149
 Krausen, Edgar 265
 Krauth, Wolf-Hagen 112
 Kreittmayr, Wiguleus Xaver Aloysius, Freiherr von 82, 83
 Krefß, Christoph Karl 235
 Krefß, Familie 227, 235
 Krefß von Kressenstein, Familie 233
 Kreydemann, Johann Konrad 232
 Krüger, Ingeborg 269, 282
 Krünitz, Johann Georg 99
 Kühdorfer, Familie 224
 Kurze, Dietrich 299

- Lagerstedt, Torsten 102
 Laiming, Erasmus von 81
 Lanckorońska, Maria Gräfin 312
 Landauer, Familie 228
 Langenmantel, Familie 224
 Laon, Bischof Adalbero von 35, 38, 39, 40
 Lasalle, Ferdinand 75
 Laslett, Peter 7, 187, 199
 Lasser, Johann Georg von 366
 Lauginger, Familie 230
 Laurentius (Hl.) 131
 Lautmann, Rüdiger 54, 61
 L'Eau, Theodor Karl de 362
 Le Goff, Jacques 300, 317
 Lehmann, Christophorus 70
 Leibniz, Gottfried Wilhelm, Freiherr von 400
 Lemmer, Manfred 309
 Leopold II. (Kaiser) (1790–1792) 368
 Lesdiguières, Duc de 185
 Leykam, Freiherr Franz Georg (von) 358, 359, 360, 369, 372, 375, 387
 Lichtenberger, Johannes 281, 282, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 297, 298, 299, 300, 324, 325, 326, 328, 329, 330
 Lichtenstein, Familie 249
 Lichtenstein, Fürst Karl von 249
 Linden, Franz Joseph Ignaz (Freiherr von) 370
 Löffelholz, Familie 227
 Lombardus, Petrus 299
 Looz-Carswarem, Clemens von 278, 279
 Lorge, Caspar 133
 Loyseau, Charles 172, 174
 Ludwig XIV. (König) (1643–1715) 166
 Luft, Hans 282, 294, 298
 Luther, Martin 46, 49, 98, 106, 107, 132, 151, 152, 281, 282, 301
 Lutz, Heinrich 59

 Makkabäus, Judas 321, 322, 323, 374
 Mancini, Olympia (Prinz Eugens Mutter) 392
 Maradas, Familie 249
 Maria 131
 Maria, Infantin (Gemahlin von Ferdinand III.) 217
 Maria Theresia (1740–1780) 368, 369
 Marot, Jean 45
 Martini, Karl Anton (Freiherr von) 368
 Martini, Maximilian (Freiherr von) 368
 Marx, Karl 75
 Mathesius, Johann 68
 Mattathias (Vater von Judas Makkabäus) 322
 Mattsee, Hofrat 149
 Mauritius (Hl.) 274

 Max II. Emanuel (Kurfürst) (1679–1726) 268
 Maximilian I. (Kaiser) (1493–1519) 311, 328
 Maximilian I. (Herzog von Bayern) (1597–1651) 268
 Mazarin, Jules 333
 Medici, Familie 339
 Medina, Herzöge von 210
 Medinaceli, Herzöge von 210
 Melanchthon, Philipp 67, 394
 Menocchio, Müller 62, 63
 Mertz, Helias 323
 Meuting, Familie 230
 Meydenbach, Jakob 285, 297
 Meyer, Jean 180, 183
 Miège, Guy 195
 Minuth, Marlies 273, 274, 320
 Möller, Domherr Eberhard 95
 Mötteli, Familie 224
 Molina, Luis de 334
 Montesquieu, Charles de (Secondat, Baron de La Brède et) 173
 Moritz von Sachsen 394
 Moser, Friedrich Carl von 391
 Mousnier, Roland 6, 11
 Müller, Johann Heinrich von 238
 Müller, Rainer 390
 Muffel, Familie 224, 230
 Mundprat (von Konstanz), Familie 224
 Musper, Theodor 310, 312

 Nausea, Friedrich 295, 299
 Neipperg, Familie 224
 Naser, Pfarrer Augustin 8
 Neureuter, Johann Georg 358, 359, 360, 361, 379
 Niccoli, Ottavia 298, 300
 Nikanor (syrischer Feldherr) 322

 Ockham, Wilhelm von 46
 Oelhafen, Familie 228
 Oertzen, Jaspar von 101
 Oestreich, Gerhard 65, 102, 144, 162
 Oexle, Otto Gerhard 8, 19, 300
 O'Day, Rosemary 347
 Olivares, Conde-Buque de 211, 213, 219
 d'Oncien, Guillaume 175
 Orsini, Familie 338, 339
 Orsorio, Juan Cortés 216
 Ortiz, Antonio Dominguez 212, 213, 214
 Otto I. (Kaiser) (962–973) 320

 Padua, Marsilius von 46
 Palladius 98

- Panofsky, Erwin 270
 Pape, Pfarrer Ambrosius 150, 162
 Pasquier, Etienne 172
 Paul, Jean 154
 Paul III. (Papst) (1534–1549) 335
 Paul V. (Papst) (1605–1621) – siehe Camillo Borghese
 Paulus (Apostel) 23, 24, 34, 66, 67, 206
 Paumgartner, Familie 223, 227
 Peller, Familie 233
 Peller, Martin 232
 Peñalosa Mondragon, Fray Benito de 217, 218, 219, 220
 Peretti, Felice 333, 336
 Péronnet, Michel 342, 343
 Petrarcha (Petrarca), Franciscus 248, 315, 316, 317, 319
 auch: Petrarca, Francesco 308
 Petrarcameister 271, 284, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 319
 Petrus 273
 Peutingen, Familie 230
 Pfinzing, Familie 224
 Philipp II., König (1556–1598) 210, 213
 Philipp III., König (1598–1621) 210, 337
 Philipp IV., König (1621–1665) 210, 211, 218
 Piccolomini, Familie 249
 Pirckheimer, Willibald 230
 Plato(n) 21, 23, 34, 40, 48, 101, 316
 Pluvinel, Antoine de 401
 Pömer, Familie 227
 Press, Volker 239, 398
 Prunier, Familie 181
 Ptolomäus 322

 Quentel, Peter 282, 286, 287, 288, 295, 298
 Questenburg, Brüder 370
 Quijote, Don 209

 Rabot, Familie 181
 Radbruch, Renate Maria 309
 Ravitch, Norman 342
 Rehlinger, Familie 224
 Reinhard, Wolfgang 333
 Rem, Familie 230
 Regow, Eike von 119, 120, 122, 125
 Reyce, Robert 190
 Riehl, Wilhelm Heinrich 97
 Rieter, Familie 227, 235
 Rist, Johann 95, 96, 97, 99, 100, 101, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111
 Robespierre, Maximilien de 75
 Roccociolo, Domenico 289

 Rode, Hermann 131
 Rohr, Julius Bernhard von 112
 Rodt, Stephan 282
 de la Roque, Louis 174
 Rosenhane, Schering 102
 Rotenhan, Karl Johann Alexander, Freiherr, dann Graf von 370
 Roth von Schreckenstein, Familie 231
 Rotterdam, Erasmus von 323
 Le Roy Ladurie, E. 183
 Rublack, Hans Christoph 59, 60, 65
 Runnel, Familie 227

 Sachs, Hans 68
 Saulx-Tavanes, Jean de 175
 Savoyen, Prinz Eugen von 392
 Schad (von Biberach), Familie 223, 230
 Schalk, Fritz 105
 Scharfe, Martin 63
 Scheidig, Walter 309, 312, 316
 Scheidlin, Familie von 238
 Scheurl, Familie 228
 Schinderhannes 129, 142
 Schindler, Norbert 57
 Schlehdorf, Propst Korbinian von 92
 Schlüsselfelder, Familie 228
 Schmid, Caspar von 87
 Schmidt, Peter 340, 396
 Schmitz, Johann Christoph (von) 366
 Schöll, Johann Ulrich 114
 Schönborn, Familie 341
 Schröcker, Alfred 341
 Schrott, Johann Adam (Freiherr von) 379
 Schrottbanck, Johann 292, 298, 303
 Schüler, August Karl Bernhard 360, 361
 Schüler, genannt von Sehnnden 361
 Schürstab, Familie 224, 227
 Schuhmacher, Johann alias „von Ulmenstein“ 358, 360, 363, 365, 387
 Schulze, Hagen 60
 Schulze, Winfried 1, 60
 Schurl, Familie 228
 Scinzenzeler, Joanne Angelo 291
 Scribner, Robert William 278
 Seckendorff, Veit Ludwig von 400
 Seht 67
 Seiler, Familie 228
 Sevilla, Isidor von 40
 Seyssel, Bischof Claude de 15, 16, 333
 Sichart von Sichartshofen, Familie 238
 Sickingen, Franz von 398
 Sidonia, Herzöge von 210
 Sigismund (Kaiser) (1410–1437) 130

- Sieyès, Abbé Emmanuel Joseph 173
 Silva Candida, Humbert von 306
 Sirg von Sirgenstein, Familie 223
 Sixtus IV. (1471–1484) 393
 Sixtus V. (1585–1590) – siehe Felice Peretti
 Smith, Sir Thomas 189, 192
 Soest, Johann von 147
 Sombart, Werner 109, 110
 Sorokin, Pitirim A. 11
 Spener, Philipp Jakob 262
 Steiner, Heinrich 284, 293, 298, 308
 Steinmann, Ulrich 309, 313, 314, 315
 Stern, Brüder 95
 Stetten, Familie von 230
 Stickel, Burghard 161
 Stolzirsch, Familie 224
 Stone, Lawrence 191
 Stromer, Familie 224
 Stuart (Dynastie) 213
 Suarez, Carl Gottlieb 158

 Tacitus 171
 Talkenberg, Heike 297, 300, 324
 Tann, Familie von 238
 Tasso, Torquato 95, 96, 98, 100, 101, 106,
 107, 108, 109, 110
 Tencin – siehe die Familie Guérin de
 Tencin, Madame de 183
 Terre Rouge, Jean de (Jurist) 44
 Tetzel, Familie 227
 Thierriat, Florentin 174
 Thomasius, Christian 118
 Thompson, IAA 212, 213
 Thompson, Edward P. 7
 Thüringen, Elisabeth von 25
 Tiraqueau, André 166
 Troeltsch, Ernst 48
 Tucher, Familie 227, 235, 236
 Tümmers, Hans Johs 269, 305, 306
 Tyerberg, Jakob von – siehe Jakob Hueber

 Ullheimer, Joseph 358, 360, 361, 363, 365,
 369, 370, 372, 382
 Ulmenstein, Johann von – siehe Johann
 Schuhmacher
 Ulrich von Württemberg (Herzog) 312
 Umgelter, Familie 231
 Ursula St. 323

 du Vair, Guillaume 168
 Varro 98
 Vega, Lope de 213
 Venegas, Alejo 206

 Vertot, Abbé 173
 Viatis, Bartolomae 232
 Viatis, Familie 233
 Viré, Baron de – siehe Guichard Déageant
 Vittel, Familie 230
 Vöhlín (von Memmingen), Familie 223, 224,
 230, 331
 Vogler, Bernard 349
 Vogler, Günter 4
 Volkammer, Familie 227
 Voltaire, François Marie Arouet de 61

 Wagner, Friedrich Ludwig (von) 362, 364
 Wallenstein (Waldstein), Familie 249
 Wallenstein, Albrecht von (Herzog von Fried-
 land) 249
 Walz, Rainer 71
 Warnesius, Peter Ignaz (von) 369
 Weber, Max 19, 20, 59, 99
 Wedel, Pfarrer zu 96, 101, 109
 Weidenfeld, Christian Franz 362
 Weigel, Christoph 69
 Weigel, Familie 224
 Weinbach, Joseph (Edler von) 368, 369
 Weis, Eberhard 6
 Welser, Familie 228, 235
 Welter, Familie 236
 Werth, Jan van 250
 Weydt, Günther 309
 Wiclifs, John 46
 Wiednitz, Hans 312
 Wilhelm III. von Bayern 393
 Wilson, Sir Thomas 192, 198
 Wimpfeling, Jakob 393
 Winkler, Familie 235
 Wirsung (Druckereiteilhaber) 314
 Wölckern, Lazarus Karl von 237
 Woensam, Anton 282, 286, 287, 303
 Wohlfeil, Rainer 269, 270
 Wohlfeil, Trudl 269, 271
 Wolfegger, Familie 224
 Wolff, Christian 86, 98
 Wolsey 333
 Wrightson, Keith 187
 Wunder, Gerd 223

 Xenophon 98

 York, Erzbischof Wulfstan II. von 33, 34, 39

 Zedler 8, 61
 Zimmern, Graf von 129
 Zollner, Familie 227

Sachregister

Das Sachregister beschränkt sich auf die zentralen Begriffe, die für die Erforschung der ständischen Gesellschaft von besonderer Bedeutung sind. Der Begriff Stand und seine Zusammensetzungen wurde nicht aufgenommen. Das Register wurde von Birgit Bublies und Astrid Steger bearbeitet.

- Absolutismus 6, 72, 102, 135, 136, 171, 243, 244, 266, 267, 268
- Abstieg 14, 15, 339, 346, 348, 353
- Adel 4, 9, 10, 12, 13, 14, 15, 17, 25, 45, 47, 56, 67, 68, 77, 79, 87, 95, 97, 99, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 108, 109, 110, 111, 156, 165, 166, 167, 168, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 190, 191, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 219, 220, 221, 222, 224, 225, 226, 227, 228, 233, 236, 240, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 254, 256, 264, 265, 267, 268, 301, 326, 327, 328, 329, 330, 333, 335, 340, 342, 343, 345, 346, 355, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 386, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 398, 399, 400, 401, 403
- Adelsanteil 214
- Adelsdiplom 231, 237, 363, 375, 376, 377, 378, 380, 381, 382
- Adelserziehung 105, 396, 402, 403
- Adelskritik 111, 176, 216, 252, 400
- Adelslegitimation 165, 166, 169, 171, 237
- Adelsliteratur 215, 216
- Adelsqualität 166, 170, 226, 227, 230, 234, 237, 238, 377, 378
- Adelsschulen 340, 390, 394, 395, 396, 397
- Briefadel 173, 175, 176, 177, 213, 227, 228, 250, 341, 376, 377, 379, 381, 382, 383, 391
- Esquires 190, 195
- Gentilhomme 174
- Gentillesse 174
- Gentleman 190, 191, 192, 194, 196, 201, 202
- Gentry 7, 191, 193, 195, 199, 200, 202, 203, 213, 346, 347
- Grande 205, 206, 209, 210, 211, 216, 339
- Hídalgos 209, 212, 213, 214, 215, 219
- Hochadel 191, 193, 195, 210, 211, 212, 339, 346, 347
- Immatrikulation des Adels 222, 223, 231, 235, 237
- Knights 190, 191, 195
- Landadel 96, 102, 104, 192, 223, 224, 225, 226, 227, 230, 237, 238, 341, 343, 389
- Magnaten 43, 249, 398
- Neuadel 13, 225, 235, 236, 267, 341, 343, 356, 357, 358, 363, 365, 372, 380, 382, 383, 384, 385, 392
- Noblesse 45, 167, 172, 174, 175, 176, 252, 376, 377
- Yeoman 190, 191, 192, 193, 196, 200, 201, 202
- Advokaten, *advocats de robe* 170, 182, 184, 191, 200, 335, 336, 360, 363, 373, 374
- Ahnenprobe, *recherches de noblesse* 166, 167, 175, 184, 206, 225, 226, 235, 251, 355, 377, 380, 381, 384, 392
- Allmende 77, 80, 81, 254
- Alphabetisierung 198, 201, 202
- Ämterkauf 6, 11, 13, 181, 184, 336, 338, 340, 364
- Amtsmißbrauch 216
- Arbeit 21, 22, 25, 33, 36, 37, 38, 39, 40, 43, 45, 47, 55, 78, 79, 80, 95, 96, 97, 98, 102, 104, 107, 111, 112, 116, 117, 124, 125, 143, 144, 145, 146, 148, 150, 151, 152, 156, 157, 158, 159, 174, 206, 207, 208, 256, 276, 302, 306, 317, 330
- Aufklärung 71, 76, 112, 152, 158, 391, 395, 396, 402
- Aufstieg 4, 12, 13, 15, 16, 74, 85, 123, 164, 170, 173, 175, 180, 185, 207, 208, 211, 212, 213, 218, 219, 228, 250, 251, 252, 253, 254, 257, 259, 260, 265, 267, 268, 319, 333, 334, 335, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 347, 348, 349, 351, 353, 354, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 369, 371, 372, 375, 376, 377, 379, 386, 387, 389
- Barock 95, 157, 251, 252, 263, 264, 265, 266, 367, 402
- Bauern 4, 9, 21, 25, 32, 36, 37, 38, 39, 41, 43, 45, 63, 65, 67, 68, 70, 78, 80, 81, 83, 84, 85, 86, 88, 89, 90, 91, 92, 102, 107, 108, 129, 132, 139, 143, 149, 153, 179, 216, 217, 218, 219, 220, 231, 244, 247, 248, 253, 254, 255, 256, 259, 265, 270, 275, 299, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 310, 311, 312, 313, 316, 317, 318, 319, 325, 327, 329, 330, 344, 345, 349, 350, 360, 362, 398

- Bauernkrieg 60, 70, 83, 114, 149, 253, 256,
 269, 279, 282, 298, 304, 306, 307
 Beamte 81, 82, 102, 104, 134, 171, 208, 213,
 232, 246, 247, 250, 252, 257, 261, 264, 265,
 267, 268, 341, 342, 343, 350, 358, 361, 365,
 366, 377
 Bellatores 24, 33, 34, 37, 38, 39, 302, 303
 Beruf 3, 9, 15, 19, 25, 37, 60, 68, 69, 70, 71,
 118, 119, 122, 123, 126, 127, 143, 151, 152,
 174, 181, 189, 190, 191, 195, 196, 197, 200,
 202, 329, 330, 334, 347, 348, 357, 358, 359,
 360, 375, 378, 379
 Besitz 7, 13, 25, 73, 77, 80, 87, 88, 99, 102,
 103, 104, 105, 108, 110, 163, 180, 191, 196,
 232, 281
 Bettler 60, 67, 113, 114, 115, 116, 117, 123,
 125, 126, 127, 129, 141, 143, 144, 145, 146,
 147, 148, 149, 150, 151, 152, 156, 157, 158,
 159, 161, 162, 163, 179
 Bilder 20, 23, 29, 48, 59, 61, 66, 68, 69, 78,
 101, 110, 163, 269, 271, 272, 273, 274, 275,
 276, 297, 299, 300, 307, 308, 309, 310, 312,
 313, 315, 316, 318, 319, 320, 321, 323, 326,
 327
 Bildung 14, 197, 202, 218, 261, 347, 348, 349,
 357, 362, 389, 390, 391, 392, 393, 395, 396,
 397, 400, 402, 403
 Bildungsreisen (siehe auch Kavaliereisen)
 106, 206, 362, 399
 Bourgeois 44, 45, 179, 184
 Briefadel (siehe Adel)
 Bürger 5, 6, 9, 12, 13, 14, 25, 41, 42, 45, 55,
 56, 66, 70, 71, 72, 74, 82, 85, 90, 91, 97, 102,
 112, 120, 121, 122, 123, 136, 146, 149, 151,
 181, 184, 185, 190, 207, 228, 230, 231, 232,
 234, 235, 240, 242, 243, 244, 246, 247, 248,
 250, 252, 260, 261, 262, 264, 265, 268, 276,
 278, 280, 299, 300, 302, 307, 311, 319, 328,
 329, 334, 341, 346, 349, 350, 356, 357, 358,
 359, 361, 363, 365, 366, 372, 373, 374, 375,
 376, 377, 378, 379, 380, 382, 385, 391, 392,
 394, 398
 Bürgerrecht 119, 120, 121, 146, 163, 226, 230,
 231, 235, 237
 Bürokratie 246, 252, 267, 366
 Bürokratisierung 268
 Caballeros (siehe Ritter)
 Chambre des comptes 180, 181
 Chevalier (siehe Ritter)
 Collegium Germanicum 340, 396
 Conseillers 45, 180, 181, 182, 183, 184
 Demographische Entwicklung 197, 240, 241,
 242, 243, 254, 256, 257, 258
 Diskriminierung 13, 130, 133, 140, 141, 145,
 150, 153, 158
 Disziplin 152, 158, 162, 251
 Dreiständegesellschaft 8, 9, 67, 301, 306, 317,
 319, 330
 Dreiteilung 8, 19, 21, 24, 26, 27, 32, 33, 34,
 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46,
 189, 298, 300, 301, 302, 306, 307, 317, 318,
 325, 326, 327, 328
 Ebenbürtigkeit 106, 221, 230, 233, 234, 235,
 238, 319
 Ehre 19, 20, 71, 72, 86, 105, 111, 119, 167, 173,
 175, 180, 182, 206, 207, 228, 334, 340, 368
 Ehrlichkeit/Unehrlichkeit 13, 15, 60, 117,
 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 143, 155,
 156, 163, 237, 355, 359
 Eigentum 73, 74, 75, 77, 87, 88, 89, 90, 91, 92,
 93, 277
 Elite 5, 12, 64, 66, 71, 100, 179, 180, 181, 184,
 185, 212, 232, 334, 349, 353, 367, 372, 381,
 391
 Emigranten 240, 254
 Familie 4, 10, 11, 13, 14, 26, 57, 58, 66, 87, 95,
 98, 101, 102, 104, 105, 106, 111, 112, 120,
 131, 167, 173, 177, 179, 180, 181, 182, 183,
 184, 197, 202, 207, 210, 211, 223, 225, 227,
 228, 229, 230, 231, 232, 233, 235, 236, 237,
 238, 245, 246, 250, 251, 257, 258, 259, 260,
 261, 264, 265, 267, 268, 335, 336, 337, 338,
 339, 340, 341, 343, 346, 347, 349, 350, 351,
 354, 357, 358, 360, 361, 362, 363, 365, 366,
 368, 372, 376, 378, 380, 391, 393
 Feudallasten 107
 Freiheit 37, 40, 53, 55, 70, 71, 74, 75, 92, 93,
 107, 138, 153, 162, 171, 173, 179, 233, 263,
 279, 398
 Fron 77, 78, 79, 80
 Fürsten 60, 67, 68, 85, 87, 92, 102, 104, 106,
 113, 126, 131, 136, 147, 152, 153, 154, 160,
 161, 162, 238, 242, 244, 246, 247, 248, 250,
 252, 253, 254, 257, 258, 259, 260, 262, 265,
 267, 268, 311, 313, 316, 325, 327, 328, 333,
 338, 339, 340, 354, 356, 367, 378, 389, 390,
 400
 Fürstenspiegel 393, 396
 Geburt, „ehrliche Geburt“, Herkunft 3,
 13, 14, 19, 21, 60, 70, 95, 97, 99, 100, 105,
 106, 110, 111, 119, 121, 122, 167, 168, 172,

- 177, 182, 184, 191, 202, 312, 329, 345, 355,
 356, 359, 365, 367, 373, 375, 376, 377, 378
 Gegenreformation 49, 253, 263, 278
 Gelehrte 25, 41, 44, 61, 97, 193, 234, 265,
 361, 380
 gemeiner Mann 47, 130, 148, 301, 306
 Gemeinnutz 60, 65, 69, 78
 Genealogien 99, 105, 181, 182, 215, 237, 379
 Gentilhomme (siehe Adel)
 Gentillesse (siehe Adel)
 Gentleman (siehe Adel)
 Gentry (siehe Adel)
 Geschlechter 10, 11, 26, 36, 166, 167, 168,
 171, 173, 174, 175, 177, 222, 226, 232, 238,
 322, 338, 375, 377, 379, 387
 Geschlechtsvermehrung 10, 222, 262
 Gilden 26, 42, 60, 121, 122
 Gleichheit 26, 70, 71, 75, 87, 169, 177, 221,
 227, 233, 234, 238, 306, 327, 374
 Gottesfrieden 35, 36, 39, 225
 Graf (marquès, marquis) 68, 104, 106, 129,
 131, 183, 184, 210, 242, 248, 260, 262, 264,
 328, 357, 361, 370, 390, 392, 393
 Grande (siehe Adel)
 Grundherrschaft 26, 88, 97, 100, 127, 180,
 182, 216, 230, 249, 255, 256
 Gutsherrschaft 79, 81, 96, 97, 100, 102, 103,
 104, 108, 109, 110, 122, 143, 181, 236, 237,
 238, 245, 247, 248, 249, 250, 254, 255, 263,
 267
 Handel 14, 80, 82, 83, 84, 86, 108, 109, 110,
 111, 134, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 176,
 191, 196, 197, 200, 205, 206, 207, 224, 230,
 231, 234, 235, 242, 244, 245, 257, 258, 260,
 268, 281, 311, 329, 362
 Handwerker 13, 14, 21, 25, 41, 43, 45, 56, 68,
 84, 85, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 126,
 150, 151, 190, 197, 200, 205, 206, 207, 215,
 219, 228, 260, 311, 313, 316, 329, 333, 348,
 350, 358, 359, 362, 364, 375
 Haus, das ganze 14, 26, 58, 60, 66, 67, 70, 71,
 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86,
 87, 90, 91, 96, 97, 98, 100, 101, 102, 103,
 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112,
 116, 143, 146, 152, 156, 157, 158, 163, 164,
 168, 197, 202, 277, 339, 341, 357, 358, 370
 Hausvater 67, 95, 96, 97, 99, 100, 101, 103,
 105, 106, 109, 111, 152, 153
 Hausväterliteratur 96, 98, 99, 108
 Heirat 20, 106, 163, 164, 174, 181, 197, 210,
 221, 223, 224, 226, 229, 233, 262, 355, 363,
 364, 365, 366, 367, 369, 375, 376, 392
 Herzog 83, 113, 115, 131, 210, 225, 313, 315,
 328, 337
 Hidalgo (siehe Adel)
 Hierarchie 3, 7, 50, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 87,
 104, 111, 152, 158, 165, 169, 170, 173, 177,
 179, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195,
 197, 199, 200, 201, 202, 203, 209, 218, 219,
 274, 278, 299, 318, 319, 327, 329, 335, 345,
 354, 377, 389
 Hörigkeit 118, 127
 Hochadel (siehe Adel)
 Hof 45, 60, 81, 85, 102, 205, 210, 211, 229,
 246, 248, 249, 250, 251, 252, 254, 258, 264,
 265, 267, 268, 305, 337, 362, 364, 367, 396,
 400
 Hofdienst 102, 103, 211
 Humanismus 17, 43, 98, 105, 115, 132, 144,
 147, 151, 152, 206, 221, 230, 314, 319, 348,
 390, 393, 394, 395, 398, 402
 Husbandman 190, 196, 199, 201, 202, 203
 Immatrikulation des Adels (siehe Adel)
 Infamie 118, 119, 120, 121, 122, 123, 156
 Ikonographie 221, 270, 272, 317, 320, 321
 Juden 67, 126, 138, 143, 149, 208, 209, 215,
 258, 266, 321, 322
 Juristen 5, 12, 41, 44, 45, 88, 166, 167, 172,
 180, 181, 183, 185, 215, 223, 234, 329, 334,
 335, 336, 349, 353, 354, 355, 356, 357, 358,
 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367,
 368, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377,
 378, 380, 381, 382, 384, 385, 386, 390, 397,
 398, 399
 Kaiser 33, 67, 68, 114, 151, 159, 217, 225,
 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235,
 236, 238, 242, 243, 246, 247, 248, 249, 250,
 252, 259, 260, 262, 263, 265, 267, 273, 274,
 275, 282, 302, 303, 305, 307, 311, 313, 316,
 317, 320, 321, 326, 327, 328, 330, 331, 354,
 356, 367, 368, 376, 380, 381, 382, 383, 384,
 387, 392, 398, 399
 Kameralismus 9, 260, 266, 354, 355, 357, 359,
 360, 361, 362, 363, 364, 367, 371, 372, 373,
 374, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386
 Karriere 74, 182, 213, 334, 335, 336, 339, 340,
 343, 344, 354, 355, 356, 357, 358, 360, 361,
 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370,
 371, 372, 373, 375, 376, 377, 379, 386, 387
 Kaufmann 25, 41, 43, 45, 68, 108, 110, 111,
 124, 180, 181, 184, 191, 196, 200, 202, 213,
 215, 219, 225, 229, 230, 231, 233, 234, 235,

- 237, 261, 300, 311, 313, 316, 329, 344, 350, 358, 362, 365
- Kavaliersreisen (siehe Bildungsreisen)
- Kavalierstouren 400
- Kirche 17, 34, 36, 39, 40, 45, 46, 48, 60, 62, 64, 66, 122, 131, 147, 152, 161, 163, 164, 188, 226, 244, 245, 257, 261, 262, 263, 264, 265, 267, 268, 278, 279, 280, 281, 301, 318, 320, 325, 326, 327, 328, 333, 334, 335, 336, 337, 339, 340, 341, 342, 343, 346, 347, 348, 349, 351, 392, 393, 397
- Kleiderordnung 3, 16, 68, 147, 229, 234, 353
- Klerus 3, 4, 9, 25, 26, 27, 33, 34, 35, 37, 38, 43, 44, 45, 47, 60, 68, 69, 77, 85, 90, 91, 92, 93, 95, 97, 101, 119, 122, 124, 126, 127, 128, 129, 147, 149, 159, 162, 180, 183, 189, 191, 200, 218, 219, 227, 245, 254, 263, 264, 265, 272, 273, 274, 275, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 299, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 311, 313, 316, 317, 318, 320, 321, 322, 323, 326, 327, 328, 329, 330, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 378, 393
- Klosterschulen 246, 264, 350
- Knights (siehe Adel)
- König 33, 35, 36, 38, 40, 44, 45, 67, 68, 116, 124, 130, 166, 167, 168, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 180, 188, 191, 205, 206, 208, 209, 211, 212, 214, 215, 216, 218, 238, 311, 315, 320, 322, 328, 333, 335, 339, 343, 391
- Konfession 62, 64, 70, 137, 152, 232, 242, 243, 250, 260, 261, 262, 263, 265, 268, 321, 326, 346, 348, 351, 356, 390, 396, 397, 399
- Konflikte, soziale 3, 20, 70, 71, 74, 77, 82, 85, 90, 91, 92, 93, 240, 254, 255, 256, 261
- Konnubium 20, 223, 226, 227, 229, 235, 262, 335, 365, 380
- Kredit 219, 241, 242, 244, 248, 258, 263, 338
- Kriegsdienst 24, 160, 205, 218, 229, 234, 250
- Kriminalität 132, 136, 141, 142, 145, 150, 151, 156, 162, 198
- Laboratores 24, 33, 34, 37, 38, 39, 46
- Laien 27, 35, 38, 43, 188, 264, 306, 313, 326, 348
- Landadel (siehe Adel)
- Landsknechte (siehe Söldner)
- Landwirtschaft 98, 106, 108, 109, 112, 211, 216, 218, 219, 220
- Lehrstand 8, 9, 43, 69, 276, 318
- Luxus 68, 80, 86, 140, 216, 400
- Luxussteuer 189, 190, 191
- Magnaten (siehe Adel)
- Manufaktur 157, 207
- Markt 3, 77, 79, 82, 83, 84, 85, 90, 108, 109, 118, 127, 138, 139, 140, 143, 234, 238
- Marquëses (siehe Graf)
- Marquis (siehe Graf)
- Menschenrechte 53, 73, 75, 76
- Mentalität 42, 61, 65, 71, 100, 131, 151, 205, 253, 256, 262, 265, 267, 281, 385, 389
- Mentalitätsgeschichte 8, 61, 105, 108, 207, 208
- Merkantilismus 142, 260, 266
- Ministerial 37, 223, 224
- Mißheirat 235, 237
- Mittelstand 199, 202, 203, 208, 223, 341, 344, 347, 349
- Mobilität (vertikale/horizontale, -prozeß, -skanal usw.) 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 27, 73, 113, 124, 125, 146, 170, 173, 179, 180, 192, 197, 200, 201, 202, 203, 205, 210, 212, 213, 216, 217, 232, 240, 243, 251, 256, 258, 259, 265, 319, 330, 333, 334, 335, 339, 340, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 350, 351, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 360, 362, 363, 364, 365, 366, 368, 369, 370, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 382, 384, 386, 387, 389
- Monarchie 15, 44, 45, 166, 176, 207, 208, 210, 211, 212, 214
- Müßiggang 125, 141, 143, 148, 149, 150, 151, 152, 156, 157
- Nährstand 8, 9, 43, 69, 276
- Nahrung 16, 34, 39, 73, 74, 76, 80, 85, 86, 87, 103, 107, 109, 125, 139, 230
- Naturrecht 75, 76, 98, 397, 398, 399
- Nepotismus 335, 338, 339, 340, 341, 366
- Neuadel (siehe Adel)
- Nobilitierung 3, 10, 13, 166, 167, 173, 174, 175, 176, 232, 235, 236, 252, 353, 355, 358, 360, 361, 365, 373, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 386
- Noblesse (siehe Adel)
- Nominalismus 47, 48, 49, 50
- Normen 6, 8, 13, 15, 16, 17, 21, 22, 23, 25, 26, 31, 32, 38, 54, 59, 60, 61, 62, 72, 73, 77, 80, 81, 82, 85, 86, 87, 102, 107, 111, 147, 163, 221, 244, 252, 264, 356, 380, 382, 384, 385, 386
- Obrigkeit 9, 67, 70, 79, 80, 81, 83, 86, 90, 92, 104, 108, 113, 115, 116, 117, 118, 121, 123, 124, 130, 132, 133, 134, 137, 138, 140, 141,

- 142, 143, 145, 146, 147, 148, 150, 151, 152, 153, 155, 156, 158, 161, 163, 229, 242, 254, 257, 259, 262, 266, 268, 279, 308, 318, 348
- Obrigkeitsstaat 113, 135, 153, 154, 158
- Ökonomie 13, 87, 95, 97, 98, 100, 102, 103, 105, 106, 109, 110, 111, 112, 127, 203, 216, 281, 390, 391
- Ökonomik 96, 97, 98, 100, 102, 104, 106, 108, 109, 111, 112, 152
- Oligarchie 257, 259, 260, 335, 349
- Oligarchisierung 261, 262, 267, 268, 359, 372
- Oratores 24, 33, 34, 36, 38, 39, 46, 302, 303
- Orden, kirchliche 46, 263, 264, 265, 278, 279, 281, 323, 340, 342, 351, 397
- Ordo, Ordnung 7, 8, 9, 11, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 30, 33, 34, 35, 36, 38, 39, 40, 41, 43, 46, 47, 48, 49, 53, 54, 59, 64, 66, 67, 69, 70, 71, 74, 75, 76, 77, 82, 86, 87, 89, 98, 99, 100, 101, 103, 106, 107, 108, 110, 111, 114, 115, 116, 119, 125, 126, 132, 135, 138, 141, 143, 144, 146, 147, 149, 150, 152, 153, 157, 159, 162, 163, 164, 165, 168, 169, 171, 174, 188, 189, 191, 192, 193, 194, 195, 199, 201, 216, 217, 242, 244, 253, 254, 263, 265, 270, 274, 276, 279, 299, 300, 301, 302, 303, 306, 307, 317, 318, 319, 326, 327, 331, 346, 349
- Parlament 180, 181, 182, 184, 191
- Patriziat 13, 95, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 248, 260, 279, 300, 302, 303, 335, 336, 337, 339, 370, 391
- Patronage 267, 341, 344, 367, 369, 370
- Pechero 209, 213, 214
- Pfarrer, -stand 8, 26, 68, 69, 70, 96, 107, 109, 111, 133, 135, 150, 261, 262, 276, 343, 344, 345, 347, 348, 349, 350, 351, 357, 358, 360, 361, 362
- Pfründe 226, 264, 265, 276, 277, 337, 344, 346, 347, 348, 350
- Pietismus 262
- „gute Policey“ 147, 150, 153
- Präsident 168, 173, 180, 181, 182, 183, 184, 354
- Rang 25, 66, 67, 73, 166, 167, 168, 171, 173, 175, 176, 177, 182, 190, 191, 192, 199, 221, 354
- Recht, römisches 12, 118, 171, 221, 336, 373, 397, 399
- Rechtsstatus (siehe Status)
- Reformation 123, 147, 148, 151, 189, 231, 243, 261, 263, 266, 278, 279, 280, 301, 307, 318, 320, 328, 334, 335, 346, 347, 349, 393, 394, 398
- Regierstand 69
- Reichsgericht 356
- Reichsgesetzgebung 116, 132, 134, 147, 359
- Reichsgrafen 245, 246, 341
- Reichshofrat 234, 235, 236, 237, 243, 248, 259, 261, 353, 356, 357, 362, 363, 369, 370, 374, 376, 384
- Reichskammergericht 262, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 398, 399
- Reichspolizeiordnung 123, 124, 134, 147, 148, 154
- Reichsritterschaft 221, 229, 231, 234, 235, 236, 238, 243, 246, 255, 341, 361, 365, 384, 387, 392, 393, 398, 399
- Reichtum 89, 90, 110, 165, 177, 180, 181, 182, 184, 187, 191, 192, 195, 196, 197, 199, 201, 203, 208, 209, 212, 219, 220, 224, 232, 334
- Reisebericht 101, 206, 207
- Renaissance 59, 250, 251, 264, 267, 305
- Rente (Agrar-) 114, 246, 336
- Ritter 25, 32, 35, 36, 37, 38, 41, 43, 55, 100, 182, 230, 231, 233, 234, 236, 242, 274, 303, 304, 305, 316, 320, 321, 322, 323, 356, 357, 374, 375, 376, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 391, 392, 398, 401, 402
- Caballero 206, 209, 214
- Chevalier 44, 45, 181
- Ritterakademie 390, 394, 395, 396, 399, 400, 401, 402
- Ritterschaft 43, 222, 225, 226, 227, 231, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 355, 377, 379, 380, 394, 398
- Ritterschule 402
- Säkularisierung 59, 62, 64, 347, 393
- Sansculotte 173
- Schriftsteller 216, 355, 374, 381
- Seigneurie 174
- Sefßhafte 119, 124, 151
- Söldner 114, 115, 125, 129, 133, 143, 148, 149, 151, 152, 159, 160, 161, 162, 304, 316
- Sozialdisziplinierung 65, 102, 117, 144, 152, 153, 158, 159, 161, 162, 163, 244
- Spielmann 118, 119, 122, 129
- Ständebaum 69, 271, 284, 301, 310, 313, 315, 316, 317, 319

- „Drei Stände der Christenheit“ 269, 280, 281,
283, 298, 299, 301, 302, 303, 304, 305, 306,
307, 317, 318
- Ständeverfassung 42, 43, 257, 259, 276
- Status 3, 13, 41, 45, 70, 85, 101, 102, 103, 105,
107, 108, 111, 112, 146, 177, 179, 184, 185,
189, 190, 191, 192, 193, 195, 197, 200, 201,
202, 206, 208, 209, 213, 334, 342, 345, 346,
360, 364, 383
- Steuern 9, 130, 161, 166, 179, 184, 185, 208,
209, 211, 213, 214, 216, 225, 231, 235, 236,
237, 255
- Stift 46, 92, 93, 113, 114, 133, 226, 234, 245,
274, 277, 280, 302, 320, 350, 369, 392, 397
- Stifter 263, 271, 272, 273, 274, 276, 277, 280,
301, 302, 304, 308, 320
- Stiftungsfähigkeit 226, 227, 392, 397
- Territorialstaat 12, 60, 102, 116, 141, 144,
147, 148, 163, 261, 353, 372
- Territorium 6, 59, 102, 113, 114, 115, 116,
123, 124, 134, 135, 141, 144, 147, 148, 151,
152, 164, 242, 243, 244, 246, 247, 248, 257,
259, 262, 265, 267, 268, 348, 360, 363, 375,
378, 396
- Theologie 3, 25, 44, 49, 55, 62, 67, 102, 103,
104, 215, 301, 334, 343, 346, 349, 350, 358,
390, 397
- Tiers Etat 45, 47
- Titulatur 3, 190, 191, 201, 211, 233, 234, 267,
273, 275, 382
- Toleranz 397
- Trinkstuben 222, 223, 229
- Turnierordnung 225, 227, 234, 235, 392, 401
- Uneheliche 119, 120, 121, 122, 151, 359
- Unehrlichkeit (siehe Ehrlichkeit)
- Unfreiheit 37, 40, 107, 121, 256
- Ungleichheit, soziale 20, 21, 22, 23, 30, 40, 67,
69, 70, 106, 165, 168, 171, 189, 193, 203
- Universität 26, 41, 44, 78, 112, 171, 181, 217,
229, 261, 267, 277, 278, 280, 281, 347, 348,
349, 350, 353, 358, 365, 370, 374, 375, 392,
299, 402, 403
- Unterschichten 13, 56, 60, 66, 142, 145, 340,
341, 344, 347
- Untertan 67, 77, 79, 80, 81, 83, 86, 91, 92, 98,
104, 107, 108, 114, 126, 130, 147, 158, 163,
218, 244, 245, 246, 247, 248, 251, 253, 255,
262, 263, 267, 327, 355, 373, 399
- Vagant 57, 60, 113, 115, 116, 117, 123, 125,
129, 130, 132, 133, 135, 142, 144, 148, 149,
150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158,
159, 161, 162, 163
- Verfassung, ständische (siehe Stände-
verfassung)
- Vermögen 10, 61, 163, 164, 192, 193, 242,
249, 336, 337, 338, 345, 365
- Virtus 14, 72
- Volkskultur 56, 57, 66
- Wappen 227, 228, 230
- Wehrstand 8, 9, 43, 276, 318
- Weistümer 244
- Weltbilder 20, 49, 50, 58, 61, 62, 65, 66, 308
- Werte 13, 17, 26, 53, 54, 55, 56, 58, 59, 60, 61,
62, 64, 65, 66, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76,
77, 83, 85, 86, 87, 90, 108, 117, 168, 217,
250, 308, 318, 373, 380, 382, 384, 385, 387
- Wertekanon 60, 62, 65, 71, 72, 95, 97, 100,
106
- Wucher 80, 110, 313
- Yeoman (siehe Adel)
- Zigeuner 113, 115, 116, 125, 126, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 148, 154,
156, 157, 163, 215
- Zivilisation 43, 57, 64, 140
- Zölibat 122, 264, 265, 334, 335
- Zünfte 26, 60, 84, 119, 120, 121, 122, 123,
124, 138, 140, 141, 143, 223, 230, 259

Schriften des Historischen Kollegs

- Kolloquien*
- 1 Heinrich Lutz (Herausgeber)
Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V.
(mit Beiträgen von H. Angermeier, M. Csáky, J. M. Headley,
H. Kellenbenz, H. G. Koenigsberger, A. Kohler, A. Luttenberger,
V. Press, H. Rabe, H. Weber), 1982, XIV, 290 S.
ISBN 3-486-51371-0
 - 2 Otto Pflanze (Herausgeber)
Innenpolitische Probleme des Bismarck-Reiches
(mit Beiträgen von K. J. Bade, W. Becker, D. Blackbourn, W. Conze,
E. Engelberg, W. P. Fuchs, W. J. Mommsen, O. Pflanze, W. Pöls,
K. E. Pollmann, J. J. Sheehan, M. Stürmer), 1983, XII, 304 S.
ISBN 3-486-51481-4
 - 3 Hans Conrad Peyer (Herausgeber)
Gastfreundschaft, Taverne und Gasthaus im Mittelalter
(mit Beiträgen von J. Chartres, N. Coulet, F. Glauser,
O. Hiltbrunner, J. A. van Houtte, H. Hunsbichler, H. Kellenbenz,
W. H. Kerntke, I. Rabecka-Brykczyńska, L. Schmugge, Th. Schuler,
Th. Szabó), 1983, XIV, 275 S.
ISBN 3-486-51661-2
 - 4 Eberhard Weis (Herausgeber)
Reformen im rheinbündischen Deutschland
(mit Beiträgen von H. Berding, W. K. Blessing, W. Demel,
Ch. Dipper, R. Dufraisse, E. Fehrenbach, P. Fried, W. v. Hippel,
A. Kube, K. Möckl, M. Müller, Ch. Probst, D. Stutzer, J. Tulard,
H.-P. Ullmann, R. Vierhaus, W. Volkert, B. Wunder),
1984, XVI, 310 S.
ISBN 3-486-51671-X
 - 5 Heinz Angermeier (Herausgeber)
Säkulare Aspekte der Reformationszeit
(mit Beiträgen von H. Angermeier, B. Diestelkamp, W. Heinemeyer,
E. Meuthen, P. Schmid, W. Schulze, W. Sellert, P. Stadler),
1983, XII, 278 S.
ISBN 3-486-51841-0
 - 6 Gerald D. Feldman (Herausgeber)
Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte
1924-1933
(mit Beiträgen von Th. Balderston, K. Borchardt, Th. Childers,
G. D. Feldman, C.-L. Holtfrerich, H. Homburg, H. James,
L. E. Jones, P. Krüger, J. Reulecke, St. A. Schuker, G. Schulz,
P.-Ch. Witt, C. A. Wurm), 1985, XII, 407 S.
ISBN 3-486-52221-3

Schriften des Historischen Kollegs

- 7 Jürgen Kocka (Herausgeber)
Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert.
Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich
(mit Beiträgen von J. Breuilly, P. Fridenson, H.-G. Haupt, V. Lidtke,
J. Mooser, H. Reif, J. Reulecke, R. Vierhaus, H.-U. Wehler,
A. Żarnowska), 1986, XVI, 342 S.
ISBN 3-486-52871-8

- 8 Konrad Repgen (Herausgeber)
Krieg und Politik 1618–1648.
Europäische Probleme und Perspektiven
(mit Beiträgen von D. Albrecht, R. Bireley, F. Bosbach, J. H. Elliott,
H. Ernst, M. Heckel, M. Hroch, K. Krüger, S. Lundkvist,
R. Mousnier, G. Parker, K. Repgen, H. Weber), 1988, XII, 454 S.
ISBN 3-486-53761-X

- 9 Antoni Mączak (Herausgeber)
Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit
(mit Beiträgen von K. O. von Aretin, W. Barberis, W. Blockmans,
G. Chittolini, H. Koenigsberger, G. Lemeunier, A. Lepre,
A. Mączak, A. Molho, P. Moraw, V. Morgan, M.-T. Pérez Picazo,
V. Press, D. Ransel, W. Reinhard, D. Richet, G. Schramm,
W. Tygielski, J. Wormald, Z. Zielińska), 1988, ca. 400 S.
ISBN 3-486-54021-1

- 10 Eberhard Kolb (Herausgeber)
Europa vor dem Krieg von 1870.
Mächtekonstellation, Konfliktfelder, Kriegausbruch
(mit Beiträgen von P. Alter, D. Beyrau, L. Gall,
B. Gödde-Baumanns, P. Graf Kielmannsegg, H.-O. Kleinmann,
E. Kolb, J. Křen, H. Lademacher, R. Lill, H. Lutz, W. Radewahn,
P. Stadler, J. Stengers), 1987, XII, 216 S.
ISBN 3-486-54121-8

R. Oldenbourg Verlag München

Schriften des Historischen Kollegs

- Vorträge*
- 1 Heinrich Lutz
Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit. Fragen nach dem Gelingen und Scheitern deutscher Einheit im 16. Jahrhundert, 1982, IV, 31 S.
 - 2 Otto Pflanze
Bismarcks Herrschaftstechnik als Problem der gegenwärtigen Historiographie, 1982, IV, 39 S.
 - 3 Hans Conrad Peyer
Gastfreundschaft und kommerzielle Gastlichkeit im Mittelalter, 1983, IV, 24 S.
 - 4 Eberhard Weis
Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des ersten Empire (1799–1815), 1984, IV, 37 S.
 - 5 Heinz Angermeier
Reichsreform und Reformation, 1983, IV, 76 S.
 - 6 Gerald D. Feldman
Bayern und Sachsen in der Hyperinflation 1922/23, 1984, IV, 41 S.
 - 7 Erich Angermann
Abraham Lincoln und die Erneuerung der nationalen Identität der Vereinigten Staaten von Amerika, 1984, IV, 33 S.
 - 8 Jürgen Kocka
Traditionsbindung und Klassenbildung.
Zum sozialhistorischen Ort der frühen deutschen Arbeiterbewegung, 1986
 - 9 Konrad Repgen
Kriegslegitimationen in Alteuropa.
Entwurf einer historischen Typologie, 1985, 27 S.
 - 10 Antoni Mączak
Der Staat als Unternehmen.
Adel und Amtsträger in Polen und Europa in der Frühen Neuzeit
(in Vorbereitung)
 - 11 Eberhard Kolb
Der schwierige Weg zum Frieden.
Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, 1985, 33 S.
 - 12 Helmut Georg Koenigsberger
Fürst und Generalstände. Maximilian I. in den Niederlanden
(1477–1493), 1987, 27 S.
 - 13 Winfried Schulze
Vom Gemeinnutz zum Eigennutz:
Über den Normenwandel in der ständischen Gesellschaft der Frühen
Neuzeit, 1987, 40 S.

Schriften des Historischen Kollegs

- Dokumentationen*
- 1 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
Erste Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1984, VI, 70 S., mit Abbildungen
 - 2 Theodor-Schieder-Gedächtnisvorlesung
Horst Fuhrmann: Das Interesse am Mittelalter in heutiger Zeit. Beobachtungen und Vermutungen
Lothar Gall: Theodor Schieder 1908–1984. 1987, 68 S.
 - 3 Leopold von Ranke
Vorträge anlässlich seines 100. Todestages. Gedenkfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft am 12. Mai 1986, 1987, 48 S.
 - 4 Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
Zweite Verleihung des Preises des Historischen Kollegs. Aufgaben, Stipendiaten, Schriften des Historischen Kollegs, 1987, 100 S., mit Abbildungen

Die Vorträge und Dokumentationen erscheinen nicht im Buchhandel; sie können über die Geschäftsstelle des Historischen Kollegs (Marstallplatz 8, 8000 München 22) bezogen werden.